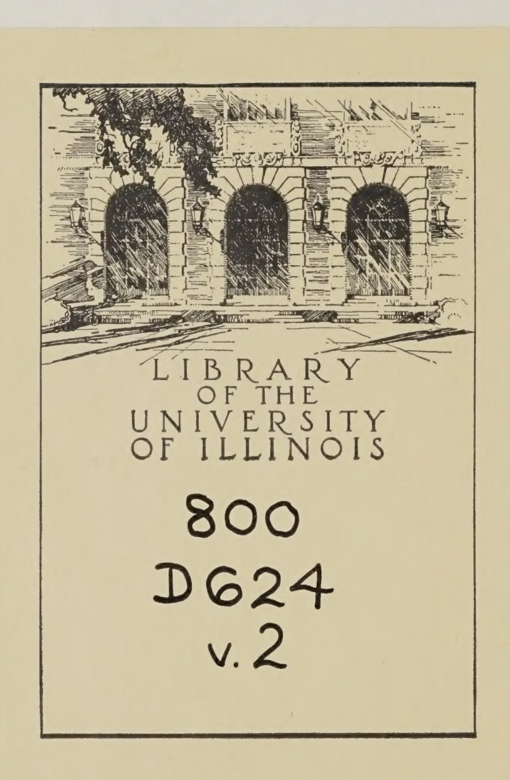
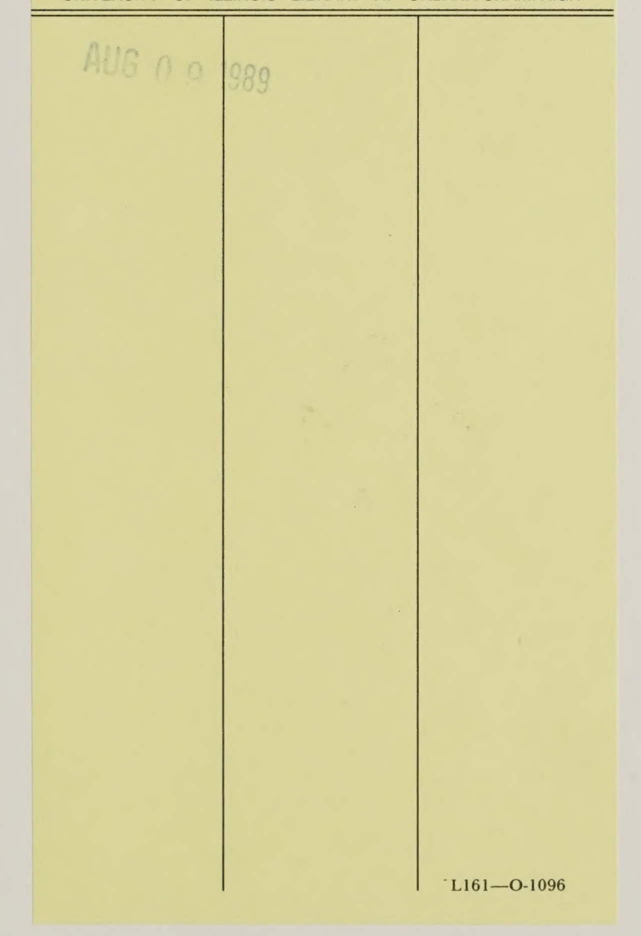



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
800
D624
v. 2


AUG 09 1989
L161—O-1096





Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Zweiter Jahrgang.



Wien, 1873.

In Commission bei L. Rosner, Tuchlauben 22.

Selbstverlag des Vereines.

Der Reinertrag
ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Freieren Sinnes und mit gehobenerem Selbstbewußtsein sind die Herausgeber der „Dioskuren“ zur Veröffentlichung des vorliegenden zweiten Bandes geschritten. Auch in literarischen Dingen gibt es eine Art Anlagecapital der ersten Arbeit, das sich für die Fortführung des begonnenen Werkes wie aus eigener Kraft verzinst. So weit die Publication des vorigen Jahres hinter manchem berechtigten Anspruche zurückgeblieben sein mochte, sie hatte immerhin einen festen Punkt geschaffen, an welchen die ursprünglichen Bestrebungen müheloser und doch nachdrücklicher anknüpfen konnten. Die freundliche Aufnahme, welche das Jahrbuch in weiten Kreisen gefunden, das Wohlwollen, welches ihm von Seite der Kritik entgegengebracht wurde, der verhältnißmäßig sehr namhafte pecuniäre Ertrag desselben — das Alles schien zu bestätigen, daß sich die Herausgeber, wenn auch nicht am Ziele, so doch auf rechtem Wege befänden. Und so durften sie sich wol gestatten, die Schwierigkeiten, welche ihrer noch harrten, einen Augenblick lang zu vergessen, und ihren Blick auf den wechselnden Aussichtspunkten der reichen Gebiete geistigen Lebens weilen zu lassen, die ihnen ihr Fortschreiten selbst erschloß. Die ermuthigenden Zeichen mehrten sich, daß der betretene Pfad sich nicht im schweigenden Dickicht des Waldes verlieren würde.

In diesem Sinne haben die Herausgeber des Jahrbuches vor Allem ihr Bestreben dahin gerichtet, den Kreis der literarischen Freunde des Unternehmens zu erweitern, die Tendenz des letzteren aber sich zwanglos aus sich selbst entwickeln zu lassen. Ein Blick auf den Inhalt wird darthun, in welch' erfreulicher Weise sich die Zahl der Beitragenden verstärkt hat, welche hervorragende Namen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands dem Verzeichnisse der Mitarbeiter eingereiht werden konnten. Damit mußte die Redaction ihr Begnügen finden, eine eigentlich bevormundende Thätigkeit konnte und wollte sie nicht ausüben. Hielt sie im Allgemeinen an den Principien fest, welchen das Vorwort zum ersten Bande Ausdruck gegeben, so durfte sie um deßwillen nicht daran denken, der Publication eine einseitige Richtung anzuweisen

und ihr den Stempel eines individuellen, gewissermaßen eines literarischen oder politischen Parteistandpunktes aufzuprägen. Wenn man nichtsdestoweniger in dem Ganzen, das sich zu einem farbenreichen Mosaikbilde zusammenfügt, die einheitlichen Gesichtspunkte vielleicht nicht ganz vermißt, so ist es Alles eher, als künstlich in dasselbe hineingetragen worden. Es ruht in der Sache selbst, in der inneren Einheit der literarischen Bestrebungen, in der Einheit, welche durch die gemeinsamen Interessen der Bildung und des Geistes geschaffen wird.

In dem Appell an diese Einheit möge daher auch fürderhin das Geleitwort des Jahrbuches liegen. Er ziemt vor Allem dem Vereine, den das Jahrbuch vertritt, für den es, wenn auch auf ferner liegendem Gebiete, neue Bedingungen des Zusammenschließens der Kräfte und wechselseitiger Interessenförderung geschaffen hat. Er wird dem Buche seine inneren Ehren erstreiten, auch wenn ihm die äußeren nur bedingt zuerkannt werden sollten, er rechtfertigt die Fortführung des Versuches, so wenig abgeschlossen auch heute die Aufgabe erscheinen mag. Wie bescheiden auch die Herausgeber über ihren Theil der Arbeit denken, sie dürfen sich sagen, daß sie nicht gedankenlos an dieselbe geschritten sind, daß sie sich ihrer Zwecke wol bewußt waren. Nur das schlechthin Zwecklose aber ist das schlechthin Verwerfliche.

Wien, März 1873.

Inhalts=Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Carl Egon Ebert.

Biographisch-literarische Studie

von

*
* *

Der Meistersänger der deutschen Poeten Böhmens ward den 5. Juni 1801 geboren. In Prag — in der Mitte des Landes, dessen geschichtliche Momente der Poet in manchem seiner unvergeßlichen Meisterwerke so prachtvoll zu verherrlichen wußte — stand seine Wiege.

Ebert's Vater, Doctor der Rechte, beeidet Landesadvocat und als solcher lange Jahre Vertreter der Armen, zugleich auch fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath, war ein gediegener Charakter, uneigennützig, freidenkend, gemütlich und jovial. Seine imposante Persönlichkeit, deren Büste sich noch in einem Relief von Gußeisen erhalten hat, mahnt viel an Vater Goethe in seiner späteren Periode.

Ebert's Mutter war eine durch echte Weiblichkeit und Gemütstiefe, sowie durch ihre geistige Genußfähigkeit ausgezeichnete Frau.

Im Elternhause wurde Musik, Gesang und Poesie lebhaft betrieben. Unter so anregenden Einflüssen offenbarte sich sehr bald unseres Dichters ungewöhnlicher Gestaltungstrieb.

Seine frühzeitigen Dichterversuche — schon im zehnten Jahre drückte ihm ein Conflict mit einem Cameraden die Feder in die Hand — sicherten ihm eine Meisterschaft über die Versform, die wir schon in seinen Productionen als Jüngling bewundern. Sie liegt weit ab von jener feilenden, künstelnden und nergelnden Polirungswuth, wie sie die Producte manchen modernen Verskünstlers an der Stirne tragen.

In einem Zeitraume von drei Jahren (1818, 1819, 1820) hatte der Jüngling 25 Schauspiele geschrieben, die, wenn auch nicht an sich vollendet, und weder zum Drucke noch zur Aufführung gelangten, doch bereits jenen dramatischen Gestaltungstrieb verriethen, der ihm später „Břetislav und Jutta" und „Cestinir" dictirte, Gestaltungen, die ihm die rühmende Bezeichnung eines „böhmischen Shakespeare" eintrugen.

Während die Dramen des jungen Mannes, deren erstes ein Trauerspiel, „Ehrsucht und Liebe" schon auf der Gymnasialbank entstand, noch zu den Acten gelegt wurden, floß bereits seine lyrische Ader so hell und rein, daß der damalige Professor der Aesthetik, Dambek, den jungen Poeten belobte und anspornte, in die Oeffentlichkeit zu treten. Das Prager Blatt „Hyllos" brachte die ersten Balladen „Smichow" und „Goldlohn". Bald darauf aber folgte Ebert's Meisterballade, die nahezu keinem bedeutenderen Declamatorium fehlt, die in der Dresdener Abendzeitung zuerst erschienene Romanze „Schwerting der Sachsenherzog".

Das dramatisch Packende des Vortrages, die gedrängte Form desselben und das Descriptive darin war die frappant männliche Offenbarung eines Jünglings von 18 Jahren, der bereits für die Unsterblichkeit etwas gethan.

Ebert's Balladen verschafften sich mit Recht bald im großen Deutschland den Ruf von Musterballaden. Er griff meist frisch weg die Stoffe derselben aus der vaterländischen Geschichte heraus; allein ihrer ganzen Art und Weise nach gehörten sie der reindeutschen Richtung der schwäbischen Dichterschule an, mit deren Koryphäen Uhland, Carl Mayer, Gustav Schwab, Simrock, Pfützer u. a. m. Ebert später durch seine mehrseitigen Aufenthalte in Würtemberg und Schwaben in persönliche Beziehung trat.

Einen Theil der Gymnasialclassen hatte Ebert in dem gräflich Löwenburg'schen Institute zu Wien zurückgelegt. Dieser Aufenthalt fiel gerade in die Wiener Congreßzeit, welche der leicht erregbaren Phantasie des Dichters manchen Nahrungsstoff bot.

Indeß wirkten solche Anregungen niemals einseitig auf den jungen Poeten, dessen Grundelement einer harmonischen Verschmelzung aller Gaben eines Dichters ihm von der Natur aus verliehen war. Klare Verstandeskraft, lebhafte Phantasie, ein bis zur Leidenschaft steigerungsfähiges reiches Empfindungsvermögen und der reine Sinn für die volle aber auch maßvolle Schönheit — sind die Elemente, die — ich möchte sagen — in gleicher Stärke und Kraft ein so ausgezeichnetes Product stets hergestellt haben, daß sie seine genialen Dichtungen zu künstlerisch vollendeten Zierden der deutschen Literatur erhoben.

War in den ersten Productionsjahren des Dichters irgend etwas anders als später, so bestand dieß eben nur in der krampfhaften Productionsart, die sich in den Meisterjahren unseres Autors natürlich mäßigte.

Ebenso konnten wir namentlich in der Periode seiner ersten Jugendliebe einen Hang zur Melancholie erkennen, eine starke Versetzung mit den damals modernen Stoffen der Sentimentalität.

Die äußerst glücklich angelegte Natur dieses Dichters, sowol in physischer wie in psychischer Beziehung, vermochte jedoch nicht in dieser einseitigen Richtung der Productionsweise zu verharren; Alles war zu kräftig, zu naturfrisch, zu maßvoll in seinem innersten Kerne, als daß nicht auch der liebende

Jüngling alsbald einer objectiveren Stimmung zurückgegeben worden wäre.

Eine Reise nach den Alpen ließ ihn diese Großgebilde der Schöpfung gewissermaßen noch in dem duftigen Schleier seiner subjectiven Wehmuth erscheinen. In einer durchsichtigzarten Ottaverime beklagt der Dichter selbst seine Stimmung, die ihm manches Schöne in seiner ursprünglichen Bedeutung vielleicht verhüllte. Allein war er von dieser Reise auch nicht ganz gekräftigt zurückgekehrt, so war er doch schon halb genesen.

Er vollendete autoptisch an sich die Seelencur, indem er dem specifisch Lyrischen sich abwendend, seinen Geist damals in historische Stoffe versenkte. Diese Diätetik der Seele war um so nöthiger, als der Verlust der ausgezeichneten Mutter, der Ebert nunmehr traf, ihn mahnte sich doppelt zu wappnen.

Zu seinen früheren leider ungedruckt gebliebenen epischen Versuchen: „Maria, Königin von Schottland", „König Hacke" und „der Landesaar" (allegorisches Gedicht) gesellten sich nunmehr die poetischen Erzählungen: „Carl der Große und die Jungfrauen", dann „Rübezahl", ausgezeichnete Stücke, die den Reigen der Erzählungen Ebert's einleiten, eines Genres, das ihm nicht minder gelungen ist, als die Form der Ballade und Romanze.

So war denn der erste Liebeslenz an dem reichen Gemüte des Dichters vorübergegangen, so hatte sein Barbiton die kräftigsten Balladen bereits angestimmt, so vermochte er sich bereits zu den ersten schönen Gestaltungen der poetischen Erzählung zu stimmen, als erst im Jahre 1824 bei Kronberger in Prag die erste Sammlung seiner Gedichte erschienen ist.

Sie schifften unter einer stolzen Flagge in den Hafen der Oeffentlichkeit, sie waren jenem vortrefflichen Fürsten Carl Egon zu Fürstenberg gewidmet, der, in Deutschland als ein Ideal fürstlicher Huld und Güte und hohen Sinnes gekannt und geliebt, unserem Dichter Carl Egon Ebert bei der Taufe als Pathe gestanden war.

Das Buch wurde im In- wie im Auslande seitens der Kritik, wie des Publicums mit großer Anerkennung entgegengenommen.

Goethe, Rückert, Tiedge, Baggesen, Varnhagen v. Ense, de la Motte-Fouqué ließen sich beifällig darüber vernehmen.

Dieser Erfolg trieb unseren Dichter mächtig zu größeren Schöpfungen an. Er verstand es damals aus der Tiefe seines einsamen Herzens, sowie aus der Fülle seiner ungestörten Anschauungen zu schaffen. Den juridischen Studien obliegend, hatte ihn Fürst Fürstenberg an seinem 24. Geburtstage zum Bibliothekar und Archivar bestellt.

Und nun saß der „Knabe an der Quelle", — das junge Gemüt wühlte sich in den reichen Schatz der ihm anvertrauten Bücherwelt ein, nachdem es sich früher an den Schätzen der Natur in den Umgebungen Prag's durch seine Wanderungen durch Stadt und Burg, durch Park und Wiese

an den sagenreichen einsamen Zeugen alter Pracht und Herrlichkeit gesättigt und an ihnen ergötzt hatte.

Dieser Hang zu einsamen Streifungen in den das Weichbild der Stadt Prag begränzenden Gegenden, wo jeder Stein Sage und Geschichte anklingt, hatten den Dichter zunächst zu der Schaffung seines nationalen Epos „Wlasta“ bewegt.

Dieser topischen Vertrautheit, bei welcher der locale Farbenton eine so köstliche Würdigung fand, verdanken wir aber auch die schönen Beschreibungen in diesem „Epos“, dessen bloßer Eingang schon zum Weiterlesen verlockte. Welch' reine Begeisterung athmet schon die populär gewordene erste Strophe:

„Ihr Berge, stolze Berge, du schwarze Wäldernacht“
„Ihr golderfüllten Ströme, ihr Au'n in grüner Pracht,“
„Ihr sanftgewölbten Hügel im blumigen Gewand“
„Euch nenn' ich freudig rufend, mein schönes Vaterland!“

In komischer Weise pflegte selbst ein trockener Professor der Geschichte den ersten Vers einer der Eingangsstrophen der Wlasta zu citiren, er that es immer sehr ungeschickt, indem er seine Parenthese hinter die erste Exclamation schob:

„Ha!“ — sagt unser vaterländische Dichter —

„Ha! Welch' ein Sehnen drängt mich, welch' Hoffen, welches Glüh'n
Nach jenem Nebeldunkel, nach jenen Bildern hin,
Wie pochen mir die Pulse, wie jagt des Blutes Lauf —
Der Vorwelt Schleier faß' ich — ich heb' ihn muthig auf!“ —

„Wlasta“ ist, sobald es veröffentlicht wurde, zum Mode-Epos geworden. „Man bot feil und trug Wlastastöcke, Wlastahüte und Wlastaröcke“ und die Mode machte eine Zeit lang durch alle Schichten mit dem bloßen Namen dieses bedeutenden Werkes Reclame. — Reclame? Etwas, was dem gediegenen Charakter unseres Ebert so ferne steht, etwas, gegen das er sowohl in seinem sowie in anderer Namen stets kräftig zu Felde zog, etwas, das der würdigen und mehr vornehm auf sich reducirten Natur dieses Schriftstellers geradezu diametral entgegengesetzt ist.

Die Mythe des von Ebert gewählten Stoffes wurde durch ihn erst beiläufig in dem Sinne populär, als die von Wilhelm Tell durch Friedrich von Schiller. — Einer der vorzüglichsten Maler Böhmens benützte jetzt die Ebert'schen Motive zu Wandgemälden, einer der ersten Bildhauer des Landes meißelte nun die „Wlasta“.

Der Verfasser dieses Helden-Epos nannte es ein böhmischnationales, ohne hiedurch im Entferntesten betonen zu wollen, daß er das czechischnationale Element hiedurch zu glorificiren beabsichtige.

Im Gegentheile schwebten ihm — wenn außerhalb des lebendig bewegten Bildes der Kriegesthaten und des Thatenstoffes noch eine Tendenz

an dem Werke zu erkennen war — die Ideale des Frauenberufes vor, denen er seine poetische Kraft weihte. Die sinn- und glutvollen Achtzeilen des Weihegedichtes, welches Ebert dem Epos voraussandte, und das der hochherzigen Amalie Fürstin zu Fürstenberg gewidmet war, geben dieß zu deutlich kund. Das tragische Ende des böhmischen Amazonenkrieges offenbart mit leuchtender Lapidarschrift, daß der Dichter die jetzt als social aufgefaßte Frauenfrage uns in den Frescofarben der Sage der Vorzeit zur Warnung aller Verirrungen auf diesem Gebiete vorführen wollte.

Das Heimatliche dieser Sage, die heimischen Thäler und Berge, die dunkle Wälderpracht seines von ihm so geliebten Vaterlandes wird mit allem kriegerischen Rüstzeug, mit aller seiner Schilderung so leicht zu Gebote stehenden Staffage in einem Gesammtbilde erfaßt, das zu dem trefflichsten gehört, dessen sich die deutsche Literatur zu erfreuen hat.

Die dunkle Hexengestalt der alten Straba, die weicher contourirten Gestalten der Schwestern Wlasta's, die köstliche durch das Thatenlabyrinth wie ein Ariadnefaden laufende Liebesbeziehung, die mit der in echt drastischer Weise zu einem Nachtbild sich gestaltenden Katastrophe im engsten Zusammenhange steht, — das Alles gibt ein künstlerisch geformtes Ganzes, welches uns erklärt, wie spannend, wie fesselnd, wie überwältigend dieses Epos auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, und wie sehr es dazu beitrug, seinen Dichter als einen der seltensten hoch zu verehren.

Hatte das Heimische des Schauplatzes und der Handlung auf den Leser im Lande so anziehend gewirkt, so verfehlte es auch nicht als ein Neues, Befremdendes, im höchsten Grade Romantisches und als ein zum großen Theile spontan aus den volksthümlichen und localen Anschauungen Hervorgegangenes der außerhalb Böhmens befindlichen Lesewelt im hohen Grade zu imponiren.

Es nimmt uns darum nicht Wunder, wenn auch jüngere Poeten Deutschböhmens diesem Beispiele folgten und in gleicher Weise in die Geschichte Böhmens einen Griff wagten, und Schlachtenbilder späterer Epochen entrollten, Thaten späterer Nationalkämpfe sich zu ihrem Vorwurfe machten, so Moriz Hartmann in seinem „Schwert und Kelch“, Alfred Meißner in seinem „Zizka“, während gleichzeitig mit Ebert Professor Anton Müller gleichfalls einen nationalen Mythenstoff in seinem Balladenkranz „Hořimir“ sich zur Behandlung erkor.

Zwischen dem ersten Entwurfe der „Wlasta“ und deren Vollendung und Drucklegung war es abermals ein vaterländischer Stoff: „Břetislav und Jutta“, den der junge Dichter dramatisch gestaltete.

Die ersten wie die nachfolgenden Aufführungen dieses Dramas erlebten nicht bloß einen ganz durchschlagenden, sondern einen großartigen Erfolg.

Wie bei „Wlasta“ die streng festgehaltene Einheit in der Bewegung der Handlung, war bei diesem Drama das Streben des Dichters, nur

Dasjenige zur Erscheinung zu bringen, was zur unmittelbaren Entwickelung des Thatenstoffes gehört, von dem besten Erfolge begleitet.

In der „Wlasta" hatte übrigens ihr Verfasser den ersten Versuch gemacht, die auf das Gleichmaß der Sylben reducirte Nibelungenstrophe sich für seine Arbeit zurechtzulegen. Anastasius Grün's „Letzter Ritter" und andere Werke betraten denselben Pfad in glücklicher Weise.

Dem durch die Erfolge seiner Werke in der Stimmung gehobenen Dichter begegnete im Jahre 1829, das sich für seinen dichterischen Ruf so bedeutungsvoll erwies, der herbe Schmerz, seinen Vater durch den Tod zu verlieren und hemmte so für einige Zeit jede Werdelust in dem schöpferischen Geiste.

Das fürstliche Ehepaar erwies sich auch in dieser herben Lebenskatastrophe des Dichters als Freund und Tröster desselben. Der Fürst ernannte ihn zu seinem Rathe, die Fürstin bot ihm Gelegenheit, das Land seiner Sehnsucht, die Schweiz, zu bereisen und auf dieser Reise in das Innere des Fürstenhauses zu treten, welchem Ebert mit wahrer Ergebenheit diente.

In Deutschlands Metropolen lernte der Dichter die besten Söhne des Reiches kennen, und verkehrte vielfach insbesondere mit den Männern der schwäbischen Dichterschule, an die ihn ein verwandter Herzenszug kettete.

Auch diese Reise hatte ihre eigenartige Frucht. Die prachtvollen Naturbilder der Schweiz verwebten sich mit den Reminiscenzen seines früheren Aufenthaltes in dem böhmischen Kloster Hajek bei Prag, wo er die ersten Sänge der „Wlasta" zu einem Gesammtbilde schrieb, welches die idyllische Erzählung in fünf Gesängen: „Das Kloster" in Ebert hervorrief.

Hatte der heimische Dichter dem Lande in der Wlasta eine kleingerahmte Ilias geschenkt, so versuchte er einmal ein idyllisches Bild nach Art der Odyssee. Er läßt einen stürmischen Abenteuerer, der in allen Genüssen der Welt sich kein inneres Genügen zu erwerben vermochte, in der Ruhe eines Klosters sein glückliches Refugium und mit diesem endlich sein altes Mütterlein, seine Geliebte und eine beruhigende Häuslichkeit finden. Der Dichter bediente sich bei diesem, sowol in der Erfassung der ganzen leitenden Idee, als in der Wiedergabe der Details vollendeten Kunstwerke des für das Idyll seit Voßens „Luise" und Goethe's „Hermann und Dorothea" conventionell gewordenen Hexameters.

Auch hier standen wie gewöhnlich hinter dem Dichter einige Tadler, die ihm gerne eine andere Versform octroyirt haben würden.

Und seltsam! Nahezu vierzig Jahre sind seit dem Erscheinen des Klosters verstrichen (1833) (Stuttgart Fr. Brodhag'sche Buchhandlung) und nach wie vor werden seither deutsche Idyllen zumeist noch in diesem Versmaß gehalten. Ein Poet, der viel mehr geneigt war, den Strömungen der Zeit Rechnung zu tragen, als der in sich abgeschlossene Ebert — griff nach zwanzig Jahren abermals zu diesem Metrum.

Ich meine hier Moriz Hartmann in seiner Idylle: „Adam und Eva“. (Leipzig, Herbig, 1853.)

Ebert suchte gerade in diesem Idyll für die rechte Mitte des nicht all' zu Breiten, nicht all' zu Dürftigen und Dürren in der Ausmalung des bürgerlichen Stilllebens ein Musterbild zu entwerfen und in der That! es gelang ihm auch.

„Wlasta“ zählte vielleicht größere Bewunderer, „das Kloster“ aber wärmere Freunde durch die Reize seiner Einfachheit und Anmuth. Besonders die psychischen Stellen des Buches, oder daß ich bestimmter sage die seelenmalenden Momente desselben sind so natur- und wahrheitsgetreu tief innerem Gemütsleben abgelauscht, daß der Leser sich mit dem Helden des Gedichtes allmälig zu einer Persönlichkeit verwachsen fühlt.

Dieß hat seine natürliche Ursache, denn der Dichter selbst hat mit all' seinem Weh und all' seiner Lust verlebter Jahre, vernarbter Seelenwunden, lebhaft gefühlter touristischer Reminiscenzen, mit seinem eigenen Helden sich verschmolzen und ihm sein reiches „Ich“ in den interessanten Lebensbeziehungen verliehen, in die er ihn gestellt hat.

Selbstverleugnend gesellte aber der Dichter noch eine Lebenslage hinzu, die des häuslichen Glückes, das zu gründen ihm selbst nicht gestattet war.

Eine Art Vorahnung hatte in derselben Zeit den Lyriker erfaßt, daß ihm die Gründung häuslichen Glückes nicht zu Theil werden würde, als er sich mit einem alleinstehenden Sängergreis identificirte.

In den spätesten Lebensjahren erinnert sich der Dichter dieser Prophezeiung und ruft es aus in gewaltig ergreifender Weise:

. . . . Von einem Greise,
„Der Liebe pries und nie gewann,
Sang ich als Jüngling eine Weise,
Die oft mich bang ergriff als Mann;
Ach, Ahnung war es künft'ger Zeiten
Und Vorgefühl, das aus mir sprach,
„Allein! allein!“ tönt's aus den Saiten,
„Allein!“ tönt's dumpf im Herzen nach.“—

Ebert blieb — nachdem er in Donaueschingen an dem „Kloster“ gearbeitet und sich die ersten Entwürfe zu Čestinir — dem von ihm zweitaufgeführten, in der böhmischen Geschichte fußenden Drama zurechtgelegt hatte — durch ein ganzes Jahr in geselligen Beziehungen zu dem Fürstenberg'schen Hause.

Hier war es wo der vortreffliche Fürst, nachdem er im Herrenhause für die Ablösung der Frohne thätig gewesen war, in nähere Berührungen zu Ebert getreten, alsbald erkannte, wie groß auch sein administratives Talent sich bewährte, welches er in häufigen Zwiegesprächen zu offenbaren Gelegenheit fand. Nach seiner im Jahre 1833 erfolgten Rückkehr nach Prag

wurde daher Ebert in Folge fürstlichen Rescriptes auch bei der Administration der fürstlichen Domainen in Böhmen verwendet und so zu einer jahrelangen gesegneten Thätigkeit der erste Grund gelegt, einer Thätigkeit, die sich sowohl für die agricole und industrielle Entwickelung der Schätze bergenden Güter, als auch für den mit ihm waltenden Beamtenstande erwies, in dessen Kreisen durch sein humanes Vorgehen sich Ebert bis zum heutigen Tage die wärmsten Freunde und Verehrer erwarb.

Stets von der hiefür in seiner eigenen Person Beispiel gebenden Ueberzeugung durchdrungen, daß der volle ganze Mensch in seiner Wahrheit gediegenen Ausbildung auf idealem wie auf realem Gebiete Ersprießliches schaffen könne und solle, wirkte er im Gipfelpunkte seines Mannesalters nach beiden Seiten hin gleich heilsam, gleich fruchtbar.

Für die Wahrheit seiner Ueberzeugungen stand er auf ästhetischem, wie auf ethischem Gebiete, in seinen poetischen Bestrebungen ebenso sehr wie auf dem practischen Felde gleich fest, gleich standhaft ein und so lebten poetisches und practisches Schaffen bei ihm in einer seltenen harmonischen Durchdringung nebeneinander.

Ein Wort, das er gedichtet in edler Manneskraft, blieb nach beiden Polen hin des Dichtens und practischen Wirkens ein kernhaftes, Gedanken und Handlungen bestimmendes Motto für ihn, so daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, demselben hier eine Stelle zu geben:

„Abgekehrt vom Glanz des Scheines,
Will er Eins nur, kann für Eines
Ganz nur brauchen seine Kraft.
Dieses Eine heißt das Echte
Und das allwärts ewig Rechte
So in Leben wie in Kunst;
Seitab weicht von dieser Sonne
Falscher Schmerz und falsche Wonne
Wie ein schwanker Nebeldunst.
Und nach solcher Geisteslichtung
Kämpfte frei sich auch die Dichtung
Von so manchem eitlen Tand.
Die sonst grünen, blüh'n nur wollte,
Weiß und will nun, daß sie sollte
Als ein Fruchtbaum steh'n im Land.“ —

Das Echte und Rechte in Leben und Kunst war und blieb der Leitstern unseres Dichters. Niemals krankte er an falschem Schmerz, kränkelte an falscher Wonne. Warm, frisch und tiefempfunden war stets Alles, was sein Herz berührte, klar Alles, was er gedacht.

So war es auch die von Goethe auf ihn übergangene Ueberzeugung, daß ein deutscher Dichter auch fremdnationale Stoffe behandeln könne, und so verkörperte sich als eine kräftige dichterische Mannesthat auch sein dramatisches Werk „Čestinir“, dessen wuchtige Gedanken,

dessen urkräftige Gestalten gegen „Bretislav und Jutta" ein Sinken der dramatischen Kraft nicht bemerken ließen, im Gegentheile eine Steigerung verriethen.

Goethe's Mahnungswort war der Anlaß, daß Ebert auch in seiner Manneskraft die einmal gebrochene Bahn der Behandlung böhmischer Stoffe nicht verließ, ein Mahnungswort, welches beiläufig lautete:

„Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus seinen Quellen, zu denen auch die Chronik gehört, klar und stark hervorströmen zu lassen und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, welches nicht ausschließe, auch einen heutigen allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verbinden".

Ein dem deutschen Gemüte in seinen Früchten aber noch mehr zusagender Fruchtbaum, in deutschem Boden keimend, großgezogen und wurzelnd, war die im Jahre 1845 bei Cotta in Stuttgart erschienene Gesammtausgabe der Ebert'schen Gedichte. Da gab es Früchte aller Gattung und Art von jenem edlen und duftigen Reif überzogen, wie sie eben nur unter den besten Einflüssen gezeitiget werden.

Das Beste des Alten, was in den vorhergegangenen beiden Collectionen schon vorkam, fand sich hier wieder vor, während eine Mehrzahl an Neuem geboten wurde, das zu dem Schönsten gehört, was Ebert gedichtet. Ganz einfache und sinnige Stimmungsbilder der Natur wechseln mit rein lyrischen Klängen ab, deren Weichheit und Rundung der Form, und deren zarter Schmelz in der Empfindung und im Ausdruck zu den kräftigeren Tönen des erotischen Elementes einen interessanten Gegensatz bildet. Insbesondere sind es die formschönen Sonette an „Mila", welche durch Schwung und Feuer des Gefühles und durch energischen Ausdruck der Empfindung Alles überbieten, was von deutscher Seite in dieser Richtung geschrieben wurde*. Diese Productionen kommen an Leidenschaft und Wahrheit der Empfindung, Concinnität, Glanz und Kraft des Ausdruckes den Mustern romanischer Sonettisten gleich.

Hie und da macht sich auch in prachtvoller Weise, namentlich auch in poetischer Erzählung, das descriptive Element geltend, das von einer ungewöhnlichen Feinheit der Betrachtung und des Ausdruckes zeigt.

Balladen, wie „Frau Hütt", „Rubik", „der Schelm vom Berge", „Jolantha", „Abt Ero" und Erzählungen wie „der Schild", „Kaiser Carl und die zwölf Jungfrauen", „Rübezahl" sind weit mehr mit dem Griffel und mit dem Meißel, als mit der Feder geschrieben.

Der Balladenkranz „Otto der Schütze" — ein Stoff, den Maler Carl Swoboda zu einem Cyklus wirksamer Bilder gewählt hat — verdient

* Wir sind in der angenehmen Lage, in diesem Buche unseren Lesern die zweite Folge dieses herrlichen „Sonettenkranzes" zu bieten. D. R.

aber in viel höherem Maße die Bewunderung der Kritik und die Schätzung als die gleichnamige Poesie Gottfried Kinkel.

Die Schönheiten dieser letzteren nicht zu verkennen, so überbietet doch Ebert's Dichtung die erstere durch die Frische der Darstellung, durch die Naivetät des Ausdruckes und durch die Prägnanz dieses trefflichen Balladentones.

Sehr groß steht ferner Ebert's zu dramatischem Zwiegespräch sich erhebende poetische Erzählung „Milosch und Militza" da.

Möchte man auch die ethische Berechtigung dieser furchtbar tragischen Liebeskatastrophe, in welcher ein Theil durch Ehe gebunden erscheint, einigermaßen in Zweifel ziehen, die seelische und ästhetische Berechtigung ist so gewaltig hervorragend, daß man in der Idealisirung dieser sich zum Gesetz erhebenden in ihrer Naturkraft unbesiegbar sprechenden Liebesstimmen auf die Anlegung eines moralischen Maßstabes völlig vergißt.

Milosch fällt von der rächenden Hand des Gatten Militza's:

„Ein Schrei entfährt Militza; sie erblickt
Nicht fern von sich in greller Mondeshelle
Den Gatten steh'n, das Feuerrohr zur Hand,
Im Blut hier Milosch, dort entsetzlich, graß
Das Bild des Mörders, Liebe hier, dort Haß
Und üb'rall Graus! — von Wahnsinnsglut entbrannt
Wählt sie nicht lang; ein Schwung — und hoch vom Rand
Der Mauer in die Tiefe stürzt sie nieder,
Verletzt von jähem Fall sind ihre Glieder,
Doch mühsam schleppt sie bis zu Milosch sich
Und wirft sich über ihn; noch nicht entwich
Sein warmer Odem; seine tiefe Wunde
Deckt ihre Hand, sie hängt an seinem Munde
Mit heißer Lippe fest, er stöhnt, erwacht,
Erkennt sein Lieb' und drückt mit matten Armen
Sie noch an sich und flüstert: Sieh! Erbarmen
Hat doch der Tod mit mir; nicht konnt' ich dich erwerben
Im Leben, doch ich darf an deinem Busen sterben.
Er spricht's und sie vereint ein langer Kuß,
Doch wird sein Mund schon kühl; da fällt ein zweiter Schuß
Und trifft Militza's Herz, erfaßt vom Todeskrampfe
Umschlingt sie fester ihn im letzten Leidenskampfe
Und Beide — sind nicht mehr — und droben steht
Der finst're Rächer noch; sein wild' Verlangen
Es ist gestillt. Da fühlt er seine Wangen
Mit einem Mal von warmem Hauch umweht,
Das ist kein schmeichelnd weicher Frühlingswind,
Der sommerkündend durch die Lüfte rinnt.
Es sind der Liebenden vereinte Seelen,
Die von der Erde flieh'n, sich ewig zu vermälen".

Im Jahre 1844, demselben Jahre, in welchem Ebert's größte dichterische That — die eben erwähnte Sammlung — von Stapel ging, manifestirte

sich derselbe auch in seiner Dienstsphäre als ein unternehmungslustiger und tüchtiger Geist, der die Forderungen der Zeit rasch begriff und in Planung und Durchführung ein großes Unternehmen ins Leben zu rufen verstand.

Ihm genügte keineswegs die bloß negative Förderung des administrativen Ressorts im Dienste seines Herrn, sondern er trat nun in eine nationalökonomische Wirksamkeit ein, indem er in diesem Jahre neben seinen bisherigen Geschäften aus eigenem Impulse auch die Direction einer Pferde-Eisenbahn auf dem böhmischen Domainengebiete des Fürsten übernahm, welche Bahn, da sie in den Händen einer Gesellschaft nicht recht florirte, von dem Fürsten meist darum gekauft worden war, weil sie von Prag aus direct in die fürstlichen Wälder führte. Bereits im Jahre 1834 wurde diese Pferdebahn fürstliches Gut.

Nun aber ging Ebert's rastloses Trachten dahin — ihr Geleise in ein mächtiges Kohlenfeld zu verlegen und sie zum gewinnbringenden Vehikel eines noch zu gering verwertheten nationalökonomischen Capitals zu gestalten. Schon im Jahre 1845 war diese Intention glänzend erreicht und im Jahre 1859 bereits die Pferdebahn in eine Locomotivbahn umgewandelt. Seinen rastlosen Bemühungen nach Oben sowol, als auch seinen klugen Vorgängen nach der Seite hin, indem er aus Gegnern des Projectes Freunde und Consorten zu schaffen vermochte, gelang dieß prachtvolle Resultat, so daß dieses anfänglich unscheinbare Institut einer verhältnißmäßig auf kleiner Strecke verkehrenden Pferdebahn in kurzer Zeit zu einer der segensreichsten mit Dampf betriebenen Verkehrsadern des Landes wurde.

Damals gab es noch nicht hundert pilzartig aus der Erde emporgeschossener Actiengesellschaften, ebenso sehr mit Dampfesschnelle entstanden als für den Dampf hastig ihre Vortheile ausbeutend, auf lockeren, oft schwindelnden Grundlagen stehend. Damals war es äußerst schwierig, für solche Werke Betriebscapitalien zu sammeln und nicht bloß die Geldfrage, auch die Beschaffung des zu solchen Unternehmungen erforderlichen Rohmaterials war eine wahre Sisyphusarbeit. Mit bewunderungswürdiger Elasticität hatte Ebert so zu sagen allein die Einleitungen zu dieser Unternehmung getroffen und mit ebenso anerkennenswerther Zähigkeit alle Stadien derselben geleitet, und dieselben zum erfolgreichen Ziele geführt. Die Vortheile, welche dem Fürsten Fürstenberg und beziehungsweise seinen Domainen hiedurch zugingen, die Gewinne, welche daraus dem Staate, dem Volke, der Industrie und dem Handel erwuchsen, und die Freude des Bewußtseins, ein großes Werk geschaffen zu haben, waren die einzigen Motive dieser rastlosen Thätigkeit und dieser mühe- und sorgenvollen Hingebung. An maßgebenden Stellen wurden wol diese großen Verdienste Ebert's um ein practisches Werk vielfältig anerkannt, aber hie und da suchte man diese Thätigkeit doch zu verkleinern, oder mindestens dahin zu deuten, als bewege sich der Dichter in einem ihm nicht zusagenden Gebiete und als würde er dadurch seinem eigentlichen poetischen Berufe entzogen.

Allerdings mochte es im Kreise seiner literarischen Genossen befremden und vielleicht auch unangenehm berühren, wie ein Musensohn sich auf theils abstracte, theils nur allzu empirische Gebiete mit solchem Erfolge begab. Etwas Unverstand, etwas Mißgunst mischte sich merklich in diese Betrachtungen ein.

Und wie einst nationale Vorliebe sich aus dem Munde eines Koryphäen dahin aussprach: „Ebert hat uns Czechen sein großes Dichtertalent gestohlen", so wurde dießmal von anderer journalistischer Seite behauptet:

„Ebert's dichterische Flamme ist verkohlt und der Dichter ist „in die Grube gefahren."

Da die „Ostdeutsche Post" — es war im Jahre 1850 — diese Hingabe an die Prosa des Lebens in obiger Weise ironisirte, ließ Ebert, damals eben in Kohlen-Förderungssachen in Wien befindlich, vor seiner Abreise in dieselbe Zeitschrift ein treffliches Gedicht als Erwiderung einsenden. Unter Anderem sagt der Dichter:

„Aus diesen Gruben, Freund, d'rin du mich glaubst begraben,
„Stieg aus ein reicher Schatz von gottverlieh'nen Gaben,
„Steigt eine große Zeit" —

dann weiter:

„Und wer nicht dichtet so, als ob er handeln sollte,
„Und wer nicht handelt so, als ob er dichten wollte,
„Der ist's, dem nichts gelingt,
„Der dichtet nimmermehr, wie's frommt in unsern Lagen,
„Und der treibt kein Geschäft, wie es in diesen Tagen
„Der Menschheit Segen bringt" —

In diesen Versen spiegelt sich so ganz die Individualität unseres nach zwei Polen hin so tüchtigen Ebert, und wenn er weiter sagt:

„Doch glaubet mir, mein Herz sank nicht zur Grube nieder,
„Es lebt und fühlt noch stark, und Zeiten kommen wieder,
„Wo es an eurem schlägt" —

so glaubten ihm die Wiener literarischen Freunde diese Versicherung auf das Wort, welche ein paar Jahre später durch die Herausgabe seines Werkes:

„Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes"

in glänzende Erfüllung kam.

Seine Wiener literarischen Freunde hatten Ebert's dichterische Individualität zu sehr kennen gelernt und geehrt, als daß sie nicht gewußt hätten, dieser edle Fruchtbaum Böhmens werde unter günstigen Einflüssen abermals edle poetische Früchte zeitigen, vielleicht nicht mehr so zarte und süße, aber desto kräftigere.

Es waren dieselben literarischen Freunde Wien's und Verehrer der Ebert'schen Muse, welche, als der Dichter zur Movirung der Eisenbahnfrage sich in Wien befand, ihm eines Abends im Hôtel der „Kaiserin von Oesterreich" ein solennes Festessen bereiteten.

Da fehlte kaum einer der glänzendsten Dichternamen Oesterreich's, und an schwungvollen und passenden Toasten und Festgedichten fehlte es gleichfalls nicht. Viele dieser Schriftsteller sind bereits hinübergegangen, so der titanen- und reckenhafte Friedrich Hebbel, der ritterliche Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der urgemütliche Adalbert Stifter, eine ansehnliche Namenstrias österreichischer Literatur. L. A. Frankl begrüßte damals den Dichter der „Wlasta" in einem deutschböhmischen Jargongedichte — ein Genre harmloser Scherzgedichte, welches Ebert in seinen Jugendjahren unvergleichlich vertrat, aber das er niemals zur Veröffentlichung brachte, um den Anlaß jeder Mißdeutung zu vermeiden.

Auch hier wieder antwortete der Gefeierte in einer ihn so ganz charakterisirenden Weise, mehr sein Streben und das Ethische seines dichterischen Wirkens, als seine objectiven Verdienste und seine Begabungen betonend:

„Nach langer Jahre stillem Hoffen
   Stieg mir der frohe Tag herauf,
Und eure Arme nahmen offen
   Mich freudig Ueberraschten auf;
Doch wie mein Herz auch hoch erschwollen
   Von eu'rer Liebe reich beglückt,
Von ihrem Maß, dem übervollen,
   Bin ich zu Boden fast gedrückt.
Nur ein Gedank' erhebt mich wieder,
   Ihr achtet mehr wol meinen Sinn,
Ihr glaubet, daß ich treu und bieder
   In meinem Dichterstreben bin.
Dieß einz'ge Lob, ich hör' es gerne,
   Nicht buhlt' ich je um Tagesgunst,
Dem Dienst der Götzen blieb ich ferne,
   Und redlich mein' ich's mit der Kunst!
Und eh' verketzert will ich werden,
   Als wissentlich, mir selbst zum Spott,
Am Schönen freveln, das auf Erden
   Der reinste, hehrste Strahl vor Gott;
Könnt' ich damit mir Schätz' ersiegen
   Und mir erringen Glanz und Ruhm.
Als Bettler lieber wollt' ich liegen
   Vor'm Hochaltar im Heiligthum!" —

Im Jahre 1858 sammelte Ebert — ich möchte sagen — eine zweite Fruchtlese seiner Muse. Es waren dieß die schon früher genannten, im Jahre 1859 bei Brockhaus erschienenen „frommen Gedanken eines weltlichen Mannes".

Auch an ihnen ist der ethische Grundcharakter vorzugsweise hervorzuheben.

In einem wahrhaft beglückenden Sinne faßt der Dichter in diesem Buche die Frömmigkeit der Menschen auf. Nicht das Lippengebet, edle Handlung, uneigennützige aufopfernde That, ja oft nur ein Wunsch, eine Regung, eine einzelne strenge Pflichterfüllung, ein flüchtiges Gefühl, das Walten der weiblichen Würde, eine diesem oder jenem Stande zukommende lobenswerthe Eigenschaft, — Alles das kann unter Umständen sich das Epitheton „fromm" verdienen, wenn es auch nicht durch den Katechismus gegeben ist. Durch eine Reihe sowol den Geist als das Herz mächtig anregender Verhältnisse und Beziehungen aus dem Alltagsleben, die uns der Dichter in ergreifender Weise vorführt, erhalten wir Typen echter Frömmigkeit oder des geraden Gegentheiles derselben.

Bald spricht Wehmuth, bald Mitleid, bald Zorn, bald Erbitterung aus dem Munde des Dichters, der hier das Gebiet des Lehrhaften, des Didaktischen in dankenswerthester Art betritt. Es ist alles wahr, oft verzweifelt wahr, was uns der Poet immer in dem rechten Gewande vor das Auge führt, und doch gibt er niemals die reizende Sprache des Dichters preis. Auch sein Zorn klingt edel, auch seine Satyre ist kernig und fein, auch sein Strafwort ist gewaltig und gerecht.

Nicht jede dieser vortrefflichen Sachen trägt einen durchwegs lehrhaften Charakter an sich. Gerade in dieser Sammlung finden sich auch andere Poesien vor, die mehr minder reflectiv, doch auch eine lyrische Stimmung schönster Art aufkommen lassen.

Es sind Gedichte, die gewissermaßen getränkt von dem reinen feinen Aether der Empfindung sind, wie das unübertroffene — „Lerche und Seele" (Seite 51), ich möchte es eine Parabel in höherem Sinne nennen, oder wie die köstlichen „Weihestunden" (Seite 149), die schon Tausende so empfunden haben mögen als unser Dichter, die aber in allen Literaturen Keiner so aussprach als eben er.

Nur für dieses Gedicht hat sich Ebert den ewigen Lorbeer ersungen, denn es gelang ihm darin, unbestimmbare Ahnungsgefühle der menschlichen Brust bestimmter, faßbarer darzulegen, ohne den poetischen schleierartigen schmelzhaften Reiz derselben zu zerstören, und so können wir dieß kleine Gedicht unbedenklich ein psychologisches Meisterwerk nennen, das als ein ganz eigenthümliches Product er ebenso wenig Jemandem nachschrieb, als es ihm ähnlich Jemand nachschreiben wird. In einer kleineren Anzahl Gedichte dieser Sammlung macht sich auch ein descriptiver Charakter vorwiegend geltend, wie das Gedicht „Ein schönes Alter". Ich kannte noch den edlen Greis persönlich, der dem Künstler zu diesem sprechend ähnlichen Porträt gesessen war. — In einer anderen Serie tritt wieder mehr das eigentlich erzählende Element vor, ohne des lehrhaften ganz zu entrathen, wie z. B. in der Poesie: „Ein altes Häuschen"; manches Andere läßt sich

endlich dramatisch an, wie „Verschiedener Beruf“, wo der Alpenhirt, der Bergmann, der Landmann aus dem Thale, der Förster, der Pfarrer in ihrer subjectiven Färbung, individualisirt sprechend angeführt werden. Schließlich gibt es auch etwelche Gedichte darunter, die annähernd den Charakter der Fabel an sich tragen, wie z. B. „Die Schützlinge“, ein wahres Prachtstück an Gemütlichkeit, ein liebevolles Genrebild aus dem Thierleben.

Auch einige Gedichte in diesem Buche sind der Betrachtung der Baumwelt, dem Forste und der Jagd gewidmet.

Da ist es vor Allem „der Wald“ (Seite 19), ein Gedicht descriptiver Natur, das so recht sinnreich die merkwürdig mannigfaltigen Verwendungen des Holzes in gedrängter Bilderfülle kennzeichnet, dann „der gemischte Wald“ ein äußerst populär gewordenes Gedicht, das bestimmt war, die nationalen Befehdungen der gleich dem gemischten Walde nebeneinander aufgewachsenen beiden Volksstämme in Böhmen zu beruhigen, zu versöhnen und zu gemeinsamen Bestrebungen aufzufordern.

Dieß Gedicht war im Jahr 1848 bei Alt und Jung als ein Canon für die Versöhnlichkeit auswendig gelernt und auch oft und oft citirt worden.

Zu der Betrachtung der Baumwelt gehört ferner das schon einer früheren Sammlung einverleibt gewesene Gedicht: „Keim und Kind“ und einer aus dem Walde und der Jagd unmittelbar geschöpften Anschauung verdankt das Gedicht: „Jagdfreude und Jagdleid“ seinen Ursprung.

Daß Ebert ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn war, ist uns, die wir den Dichter verehren, von hohem Gewinn, denn hiedurch ist er auch theilweise der große Kenner und Freund des Waldes geworden. Selten besang ein Dichter so oft und mit so viel tief innerem Verständniß, mit so viel Beruf die Natur des Waldes.

Nicht bloße Schwärmerei für seine Reize, auch die Erkenntniß seines forstlichen und nationalökonomischen Endzweckes hat dem Dichter die interessantesten Bekenntnisse über das Waldleben entlockt. Es sind echte Naturstimmen, ergötzend und belehrend zugleich echter Duft des Waldes, dessen Geheimnisse der oft ununterbrochen bewundernde und unausgesetzt des Waldes Leben athmende Dichter in gesunder Frische wiedergibt, als hätte man soeben dieselbe Luft eingeathmet, denselben Duft genossen!

Einen Beleg hiefür findet der Leser der „Dioskuren“ des Vorjahres aus dem in das Album der Maxhütte eingeschriebenen Gedichte „der Wald“, in welchem die Stimmen des Naturfreundes, des Malers, des Practischen, des Städters, des Jägers, des Dichters und des Eigners des Waldes uns nicht bloß durch ihren subjectiv gefärbten Gehalt, sondern auch durch die unmittelbar aus dem Walde mit dem feinsten Sinne geschöpften Wahrnehmungen aufs Höchste ergötzen.

Und wie hochpoetisch symbolisirend wieder derselbe Dichter den Wald aufzufassen vermöge, das bekundet uns ein schon im Jahr 1845 unter dem

Titel „Waldesahnung" veröffentlichtes Gedicht, das gleichfalls zu einer Berühmtheit geworden ist.

Und so müssen wir es vom Herzen bedauern, daß uns Ebert bisher die Ausführung einer Idee schuldig geblieben ist, die ein Seitenstück zu dem Idyll das „Kloster" ein Gedicht vom Walde sein sollte, vom Walde, wie er lebt und webt, wächst und stirbt, wie er mit der Menschheit und mit der Thierwelt verwachsen ist, und wie er ein Ernährer und Lehrer des Menschengeschlechtes. Ebert wäre dazu der Meister gewesen, oder sagen wir lieber, Ebert wird uns noch dieß Meisterstück liefern, seine ungebrochene Freude am Walde, sein fortgesetzter Verkehr mit demselben und seine im hohen Alter noch gleich ungeschwächten Sinne der Auffassung und des Genusses lassen es uns noch hoffen, daß er diese Arbeit in seinen gegenwärtigen Stunden der Muse und Muße nicht von sich weisen werde.

Den Vollblut-Theoretikern wollen wir es ungestört überlassen, in Betreff des zweckmäßigsten Versschema's zu diesem Gedichte, ob Welf oder Waiblingen, Hexameter oder Jambus, ihr Ei auszubrüten; der Dichter möge sich nicht in Zukunft um dieß Gezänke viel kümmern, dem wir den Verschub der Ausführung dieser Idee theilweise zuschreiben möchten, und möge uns frischweg seine Gabe in jener Form offeriren, welche sich ihm als die lebenswierigste aufdrängt — sie wird alsdann auch die richtige sein, ob Hexameter, ob Jambus.

„Ihr Kritiker Ixione"
„Ihr faßt, ich weiß nicht wie"
„Mit Fingern vom groben Thone"
„Die Juno „Poesie!"

Am Schlusse meines Referates über das Buch: „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes" habe ich noch nachzutragen, daß dasselbe dem verklärten Geiste des unvergeßlichen Fürsten Carl Egon zu Fürstenberg, welcher am 22. October 1854 verschied, geweiht war. Die zwei Weihesonette kennzeichnen vollkommen das seltene Verhältniß, in welchem ein edler Sänger zu einem edlen Fürsten stand.

Jener setzte aber auch diesem ein prachtvolles geistiges Denkmal, wie Ebert den von ihm zum Andenken an den Dahingeschiedenen gedichteten, im Jahre 1855 zu Prag bei Friedrich Ehrlich erschienenen Sonettenkranz nennt.

Es sind fünf und zwanzig Sonette, die das ganze große hehre Wesen des Fürsten in lebendigen Zügen malen und wo die Bewunderung des Dichters auf den Leser wie elektrisch hinübergeleitet wird. Seit dem Tode seines Vaters hatte unser Autor keinen näher stehenden Freund als eben den Fürsten, und nicht bloß ein patriarchalisches Verhältniß hatte sich zwischen dem Herrn und seinem Untergebenen ausgebildet, sondern eine wahre

Seelensympathie, wie sie in dieser Glorie, in dieser Reinheit unter Männern selten zu finden ist.

Für diese Beziehung kann ich keinen markanteren Ausdruck finden, als welchen ihr der Dichter in seinem vorletzten Sonette gegeben:

Was ich beschließen mag und was beginnen,
Ihn frag' ich immer, den verklärten Geist,
Was Er mich thun, was Er mich lassen heißt,
Das thu' und lass' ich ohne lang' Besinnen.

Ihr staunt, wie solcher Rath ist zu gewinnen,
Wie mir den Weg ein Abgeschied'ner weist!
Oft staun' ich selbst, doch leicht erklär' ich's meist,
Den Wink sowie die Deutung — fühl' ich innen.

Hin vor sein Bildniß stell' ich fragend mich,
Sein Auge lächelt, oder trübet sich,
Gleich weiß ich, wollt' ich Recht thun oder fehlen;

Wer's nicht erfahren, der begreift es nie,
Ein tief Geheimniß ist's der Sympathie,
Ein Geistesaustausch, ein Verkehr der Seelen.

Wir haben einige Male im Verlaufe dieser Zeilen zu betonen gehabt, daß der von dem inneren bleibenden Werthe der Dinge und Verhältnisse meist bestimmte Geist unseres Sängers sich ziemlich abgeschlossen gehalten habe gegen alle mehr von Außen kommenden flüchtigen Eindrücke dessen, was man den Zeitgeist und seine Einwirkung nennt.

Deßhalb will jedoch nichts weniger behauptet werden, als ob dieser Autor sich gegen wahrhaft berechtigte Forderungen der Zeitidee ablehnend oder gar feindlich bewiesen hätte.

Dieß beweist schon allein Ebert's zwar liberal gemäßigte, aber klare, entschiedene, ja energische Stellung im Jahre 1848.

Auch ihn hatte die Begeisterung der Märzbewegung dieses Jahres auf ihre Flügel gehoben, er war aber kein Dädalus, der Alles sogleich hinter sich ließ und dann zur Erde herabfiel.

Für die politische Reform stand er fest und zähe ein, die czechisch-nationale Bewegung glaubte er jedoch nur bis zu gewissen Graden berechtigt, und stand immer auf der Seite der verständnißklaren Versöhnung.

Das früher erwähnte Gedicht: „Der gemischte Wald" ist geradezu ein Schiboleth für seine damalige Gesinnung der Versöhnung, der Vereinbarung.

Als mit den Aufregungen der Volksmassen auch die Wogen der Bewegung in der Presse hochgingen und einseitige Stimmen dieser oder jener Preßorgane zwischen den Nationalitäten den leicht entzündbaren Funken der

Aufregung oder des Hasses zu Flammen verderblicher Art anzufachen drohten, berief Ebert in demselben versöhnenden Sinne eine Art von Congreß der Dichter und Journalisten Prags, der über seine Einladung in einem Saale des Gasthofes „zum Erzherzog Stephan" tagte.

Ausdrücklich erging die Einladung an Schriftsteller und Journalisten der deutschen und böhmischen Zunge. Auch die letzteren waren ziemlich zahlreich vertreten, unter den deutschen jugendlichen Dichtern waren die damals auch zu Prag anwesenden literarischen Dioskuren Alfred Meißner und Moriz Hartmann erschienen.

Diese Letzteren bildeten die äußerste Linke der Deutschen, Dr. Ladislaus Rieger die Rechte der Nationalen und Ebert mit seinem festen Sinn für das Maßvolle hatte im Centrum zwischen allen Parteien zu vermitteln. Es handelte sich hier um nichts weniger als um staatsrechtliche Fragen höherer Politik, sondern einzig und allein um den von Ebert klar präcisirten Standpunkt, welche Haltung die Presse nunmehr anzunehmen habe, für das volle Maß der politischen Freiheit einzustehen, aber nicht etwa auf Kosten dieser den Nationalitätsgelüsten ein ziel- und zügelloses Fortstürmen zu gewähren, nach unten und oben sich gegen Feinde der Freiheit zu wahren und eher beschwichtigend und versöhnend, als aufregend und entzweiend auf die Volksmassen einzuwirken.

Ebert's richtiger Standpunkt bei dieser Versammlung wurde zwar theoretisch erkannt, aber alsbald von mancher Seite dagegen practisch gehandelt.

Als in den späteren Märztagen das Nationalcomité aus den ansehnlichsten Söhnen des Landes zusammengestellt worden war, beehrte man auch Ebert mit einem Mandat in dasselbe.

Der Erwählte machte jedoch nur kurzen Gebrauch davon, theils weil er sich zur Theilnahme an rein politischen Fragen minder angeregt fühlte, theils aber und vorzugsweise darum, weil gleich nach den ersten Sitzungen die Vertreter des Deutschthums und die Vermittler in der Nationalitätenfrage ein stets engeres Terrain ihrer Wirksamkeit fanden und moralisch von Position zu Position weggedrängt wurden.

In der Mitte des Monates Mai des Jahres 1848, als die nationalen Gegensätze sich immer mehr schärften, statt sich abzuschleifen, veröffentlichte Ebert einen längeren durch mehrere Nummern gehenden Aufsatz: „Wohlgemeinte Worte zur Lösung der Mißverständnisse zwischen den Deutschen und Slaven in Böhmen", in der solchen Tendenzen zugänglichen, vielgelesenen Zeitschrift: „Bohemia". Auch in dieser Schrift warnte er lebhaft vor allem leidenschaftlichen Treiben, das in seinen weiteren Consequenzen zu einem nationalen Kampfe führen müsse, im Spiegel der Gegenwart die Zukunft der Junitage erblickend und zur Vermeidung dieser Befürchtungen der Bildung eines Vereines von echten Freunden der Freiheit das Wort redend, welche zwischen den nationalen Ueberschwänglichkeiten auf der

einen wie auf der anderen Seite die strenge Mitte einhalten sollten. Aber der Dichter gewahrte nur zu bald zu seinem Kummer, daß die aufrichtig gemeinten Mahnungen dieser Art im Gewirre des Parteilebens auf kein Gehör zu rechnen hätten. Er — „der deutsche Verherrlicher von Böhmens Vorzeit", wie ihn bezeichnend ein Feuilletonist der „Bohemia" nannte — sah nun im Lande Böhmen die Flamme des nationalen Zwistes stets unheimlicher aufleuchten und diese Wahrnehmung erfüllte sein versöhnliches Herz später mit Unmuth und Bitterkeit. Ja nachgerade erfaßte ihn ein Ekel vor allem nationalen und politischen Treiben der Zeit, und wie er öfter gethan, kehrte er seiner Vaterstadt den Rücken und flüchtete sich in den ruhigen und kühlen Schatten der Pürglitzer Wälder.

Aber auch in den Zeiten der stille waltenden politischen Reaction fühlte er sich nicht productionslustig.

Noch im Jahre 1848 zum fürstlich Fürstenberg'schen Hofrathe ernannt, fand er durch eine Reihe von Jahren darin noch sein volles Genügen, die Domainen seines Herrn gerecht und human zu administriren und im Geiste der Zeit nationalökonomische und industrielle Fortschritte anzubahnen.

Erst nachdem ihm in den späteren Fünfzigerjahren das Ableben des alten Fürsten gewissermaßen an das Mark der Seele gedrungen war, erbat er sich in den Diensten des fürstlichen Sohnes Maximilian den Abschied, oder vielmehr die verdiente Jubilirung, die ihm auch unter den günstigsten Bedingungen zugestanden wurde.

Der junge Fürst hatte die Großmuth seines Vaters und die Werthschätzung Ebert's vom ersteren geerbt. Um dem sich nach Muße sehnenden Dichter gerecht zu werden, gewährte er seinem Gesuche, ohne jedoch in gewichtigen Fällen seines Rathes zu entbehren und ohne sich seiner Gesellschaft zu entziehen, denn auch in den Cirkeln der jungen Fürstin Leontine zu Fürstenberg, geborenen Fürstin Khevenhüller, war Ebert nicht bloß ein gern gesehener Gast, sondern auch zu den Freunden des hohen Hauses gezählt. Es fehlte da niemals an den zartesten Aufmerksamkeiten und auch der Dichter fühlte sich durch den anmuthigen und kräftigen Geist dieser Dame zu manchem neuen Schöpfungswerke angeregt und eines derselben — unbedingt die vorzüglichste poetische Erzählung, die er geschrieben — war dieser Fürstin gewidmet.

Dieß kleingerahmte Epos heißt: „Eine Magyarenfrau". — Der Dichter taufte es bescheiden eine poetische Erzählung und ist dieselbe zu Wien im Jahre 1865 im Verlage von Carl Czermak erschienen. Ich nenne dieß Werk ungescheut wegen der ausgezeichneten Durchdringung von einer einheitlichen Idee und wegen seines fein gegliederten Erzählungs- und Beschreibungstones, der von dem subjectiven und gemischt lyrischen Charakter des gewöhnlichen Genres der poetischen Erzählung weit absteht — ein kleines Epos. Bisher erlaubte ich mir die Ebert'schen Gebilde durch meine eigene Loupe zu betrachten, um jedoch in meinem Lobe nicht einseitig zu erscheinen,

lasse ich dießmal eine andere Stimme über „Eine Magyarenfrau“ folgen.

Die nachfolgend im Wortlaute citirte Besprechung rührt von Friedlieb Rausch, einem Frankfurter Kritiker und Mitredacteur des Frankfurter Dichtergartens:

„Als gegen Ende des dreißigjährigen Krieges die von Torstenson herbeigerufenen zügellosen Schaaren Rákóczy's mit leichter Mühe von den Kaiserlichen zurückgedrängt und die Ungarn zum Gehorsam gegen den Kaiser durch tüchtige Feldherren gezwungen worden waren, widerstand insbesondere eine dem Anscheine nach uneinnehmbare magyarische Felsenveste, Murany, die von der todesmuthigen Witwe Bethlen's mit einer Anzahl seinem Nachfolger Rákóczy treu ergebenen Krieger heldenkühn vertheidigt wurde.

Die Belagerung Murany's (1644) durch den kaiserlichen Heerführer, den edlen Wesselény, das grausige Wagestück, mittelst dessen er sich in den Besitz der Festung gesetzt haben soll, sowie die Versöhnung der gefeierten Irma Bethlen und die Unterwerfung der Feinde unter die Macht und Milde des Kaisers, dieß Alles bildet den Vorwurf zu einem epischen Kunstwerk ersten Ranges, womit der herrliche Dichter Carl Egon Ebert, der neben Schiller, Uhland und Rückert unter die erwählten Lieblinge unserer Jugend zu zählen ist, die deutsche Literatur beschenkt und bereichert hat.

Wir haben in dem Obengesagten den großartigen historischen Hintergrund, sowie die bedeutungsvollen, wahrhaft poetischen Beziehungen der in Rede stehenden Dichtung dargelegt. Meisterhaft in der scharfen und lichtvollen Zeichnung der Charaktere (der Magyarenheldin und Wesselény's, denn die übrigen Personen bilden, dem Geiste des Epos entsprechend, nur die Folie zu diesen), in dem lebendigen, keinen Augenblick ruhenden Fortschreiten der Handlung, in der glutvollen, hinreißenden und doch künstlerisch gemäßigten Darstellung der Situation, in der episch breiten, aber maßhaltenden, streng motivirten und sich kunstgerecht entwickelnden Erzählung, in der majestätischen Entfaltung und zugleich harmonischen Behandlung der Sprache und epischen Rede, in der treffenden und tiefwirkenden Anwendung der poetischen Figuren und der epitheta ornantia, kurz in all' den tausendfältigen Schönheiten, die ein episches Kunstwerk charakterisiren und sich mit neuer Kraft und neuem Reize in dem gegenwärtigen wiederspiegeln — steht Ebert's „Magyarenfrau“ am höchsten durch die glückliche Wahl und vorzügliche Behandlung der Form, welche in Folge ihrer Eigenthümlichkeit die Anlage der Dichtung selbst bedingt, und sich überhaupt dem Stoffe gleich innig und gleich lieblich anschmiegt, wie das nasse Gewand dem Leib eines badenden Mädchens.

Carl Egon Ebert hat in seiner „Magyarenfrau“ die bewunderungswürdigste Meisterschaft in der Behandlung der von ihm gewählten Trochäenform des serbischen Heldenliedes entfaltet. Die kleine Epopöe umfaßt sieben ganz kurze, in sich abgeschlossene und dabei doch untrennbar zusammengehörige Gesänge — kunstgerecht und wahr; so reihen sich die

altspanischen volksthümlichen Romanzen aneinander, um in lebensvoller Anschaulichkeit Cid und seine Thaten wie in einem Gemälde der Nachwelt zu überliefern — so innig gehört eine Reihe der herrlichsten serbischen Volkslieder zu einander, um wie in einem Sang den Königssohn Marco zu feiern — so sind die sieben Gesänge von Ebert's „Magyarenfrau" in volksthümlichem Sinne, doch aus einem Gusse, um die herrliche Weiblichkeit Irma Bethlen's, die hohen Heldenthaten Wesselény's unsterblich zu preisen.

Knapp wie die Form ist der Stoff angelegt, einfach und groß wie der Bau des Verses, so einfach und groß ist Inhalt und Sprache. Die äußere Pracht, die Formbehandlung, die Cäsur der Trochäen, der merkwürdige Parallelismus membrorum, die Tropen, Figuren und eigenthümliche Redeweise, die herrlichen Bilder und Gleichnisse, die Frageform, die poetische Wiederholung — kurz all' die vielfältigen entzückenden Formschönheiten, welche der schwierige serbische Trochäenbau unumgänglich fordert — sind in blendender Fülle vorhanden.

Die fortwährend bis gegen das Ende spannende Steigerung der Erzählung, die am Schlusse wie im melodischen Tonfall nachläßt, und so dem Gemüt eine nachhaltende harmonische Befriedigung bewahrt — dieß noch hinzugenommen, führt mit Nothwendigkeit zu dem Ausspruche: daß Ebert's „Magyarenfrau" nach Anlage, Inhalt, Form und Ausführung den Gipfel epischer Kunstvollendung erreicht hat.

Bei so eminenter Begabung eines Dichters für das Epische, für welche übrigens schon die „Wlasta" das leuchtendste Zeugniß gab, ein Epos, dessen strenge Gliederung des in reicher Fülle gebotenen Stoffes, dessen saftiges und glühendes Colorit der Schlachtenscenen und dessen markige Sprache die Kritik ausnahmslos anerkannte, wird es schwer, an einen gleich starken Beruf für die dramatische Gestaltungskraft zu glauben.

Dennoch vereinigen sich diese Begabungen bei Ebert in einer seltenen Weise. Wenn „Čestinir" nicht mit gleicher Kraft durchdrang, als „Břetislav und Jutta", so hatte dieß theilweise auch seinen Grund in einer literarischen Clique, die insbesondere eine jüngere Kraft als die Ebert's durch Cameradschaftsgelüste auf seine Kosten auf den Schild schwingen wollte; es war dieß die Agitation für Uffo Horn, der in einer tumultuarischen Studentenlaune das Stück durch seinen „Hořimir" wettmachen wollte. Es war in der That ein Gegenstand der Wette geworden, daß dieser Hořimir binnen acht Tagen geschrieben werden solle. Horn bereute hintennach diese Extravaganz und hatte sich durch diesen Studentenstreich keineswegs an seinem literarischen Renommé etwas zugelegt.

Ebenso war auch wieder eine Clique im Spiele, als Ebert im Jahre 1864 mit einem gereiften prachtvollen dramatischen Werke: „Das Gelübde" vor das Publicum trat. Es war kein bloßer achtungswerther Erfolg, kein succès d'estime, welcher der wiederholten Aufführung dieses Stückes auf der Prager Bühne folgte, wie gerne zu Gunsten anderer moderner

Dramatiker in der Presse colportirt worden war. Ein entschiedener Beifall begleitete als Wirkung die Darstellung dieses Werkes, das mehrerer Reprisen, ja sogar dessen würdig gewesen wäre, ein Repertoirstück zu werden; allein, wie dem auch sei, der bloße äußere Erfolg eines Bühnenstückes kann wol niemals über seinen Werth oder Unwerth entscheiden. Noch zufälliger aber und von noch mehreren äußeren Momenten abhängig ist die Geltendmachung eines Operntextes. Auch einen solchen, und zwar nach Inhalt und Form ganz ausgezeichneten besitzen wir aus der Feder des Dichters. Es ist dieß die im Jahre 1836 von Dessauer componirte Zauberoper „Lidwina", ein Textbuch, gesund und poetisch zugleich, wie wenige, eine glänzende Ausnahme von dem gereimten und gesungenen Unsinn, wie er täglich am Markt und täglich auf der Bühne erscheint. Die Oper selbst erhielt sich nur einige Jahre am Repertoir, und so ist mit der Musik auch der Text in Vergessenheit gerathen, den zu schreiben die innige Freundschaftsbeziehung mit dem Compositeur den eigentlichen Anlaß gegeben hat.

Der gefeierte Dichter wurde übrigens öfter durch äußere Anlässe vermocht, irgend ein Fest oder einen geschichtlichen Moment durch seine Muse zu verherrlichen.

Stets war jedoch, wenn er diesen Anlaß ergriff, seine ganze Seele dabei und darum kam es auch, daß diese durch Zeit und Gelegenheit ursprünglich hervorgerufenen Schöpfungen keine geringere Wärme der Empfindung und Kraft der Erfindung verriethen, als die spontan entstandenen Gedichte.

Ohren- und Augenzeugen — ältere Habitué's des Prager Theaters — erzählen es noch heute, mit welch' hoher Begeisterung jener Prolog aufgenommen wurde, der im Jahre 1831 zu Prag Kaiser Franz von Oesterreich im Theater begrüßte und den der noch im guten Gedächtnisse lebende Heldenspieler Baier sprach.

Ebert, der Verfasser dieser die Herzen mit Sturm nehmenden Ottaverime, wurde zunächst aus Anlaß dieses Prologes, der ihm den Zutritt zu einer Audienz bei den kaiserlichen Majestäten gewährte, mit der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft beschenkt.

Uebrigens kannte Ihre Majestät die Kaiserin Carolina Augusta, damals wie immer die hohe Schutzfrau der Künste, schon zu dieser Zeit Ebert's Werke und würdigte dieselben wiederholt ihrer eingehenden Aufmerksamkeit.

Das Jahr 1859, in welchem auch auf den Gebieten der Politik eine neue Aera sich zu introduciren begann, wirkte zweimal auf die Ebert'sche Gelegenheitsmuse, im edelsten Sinne des Wortes aufgefaßt. Einmal war es unmittelbar ein Staatsact, der ihn bestimmte, den Saiten seiner Lyra urkräftige Töne zu entlocken. Er nannte das bei Heinrich Mercy in Prag erschienene dreizehnstrophige politische Gedicht: „Das kaiserliche Manifest vom 15. Juli 1859". Durch die Offenheit und Wahrheit seiner Sprache, in welcher der Dichter dem Danke der Völker für das

freiwillig vom Kaiser gewährte Octroi im liberalen Sinne einen mächtigen Ausdruck gewährt, hatte es sich urplötzlich im Kerne der Bevölkerung und insbesondere in den Kreisen der Intelligenz hunderte von begeisterten Verehrern geschaffen.

Ich kann nicht darauf verzichten, nur mindestens der ersten Strophe dieses Gedichtes die Stelle zu geben:

„Das ist ein Wort! So klang auf eh'rnem Schilde
Thor's Hammer dröhnend, schütternd durch die Welt,
Doch so auch tönet traut und hold und milde
Bei Mondenschein die süße Flöt' im Feld,
So rieselt Regen auf ein dürr' Gefilde,
So tönt das Glöcklein, das zum Segen schwellt,
So ruft der Kämp, im Dräu'n der Feuerschlünde,
So spricht ein Vater auch zum lieben Kinde!"

Ebert hatte sich mit all' der Gewalt einer freien Seele an diesem Acte der Geschichte betheiligt, er fühlte in diesem Momente als ein echter Vaterlandsfreund mit all' den Jammer am Felde der Niederlage, all' den Schmerz des Kaisers — der sich damals zu dem Edelsten und dem Größten verklärte — zu dem selbstlosen Geschenke freier Institutionen, auf deren Basis der äußerlich erschütterte Staat innerlich restituirt werden sollte.

Und eben diesem Verhältnisse und den daraus entsprungenen großen Empfindungen gab der Poet einen herzhaften, in allen Gemütern wiederhallenden Ausdruck und bewies so den Ausspruch eines geistigen Heroen, daß ein politisch Lied — ein häßlich Lied sei, als nicht in aller und jeder Beziehung gerechtfertigt.

Und noch einmal riß eine große, deutsche, durch alle Auen Oesterreichs zitternde Bewegung des Jahres 1859, welche elektrisch rasch wie ein Blitz und aus dem tiefsten Innern der Volksmassen aller bedeutenderen Städte sich wie ein Erdbeben kund gab, auch unseren Poeten in die hochaufschlagenden Wellen. Es war das denkwürdige Schillerfest, ein culturhistorischer Moment, großartig und merkwürdig in seiner Art, wie keiner vor ihm und nach ihm. Es war eine echt menschliche, eine echt demokratische und dennoch deutsche Massenbewegung, die alle übrigen Nationalitäten mit einer gewissen Naturnothwendigkeit damals mit sich riß.

Wie sollte da Ebert fehlen, der beredte Dichtermund des Vaterlandes, Ebert, der mit dem großen Dichter Schiller zwei Tugenden gemein hat, die Begeisterung für das Ethische und die Begeisterung für sein Vaterland, und diesen beiden Richtungen wird auch im Ebert'schen Gedichte zur Schillerfeier die berechtigte Stimme zu Theil.

Das Ethische wird in den Worten betont:

Begeist're fürder noch zu Edlem, Schönen
Das heut'ge, wie das kommende Geschlecht,
Weithin soll durch die Welt dein Aufruf dröhnen
Für Würd'ges, Großes mahnend zum Gefecht;
Dem Enkel soll dein Wort ermunternd tönen
Zu Allem, was da brav und recht,
Dein Geist, er wirke fort in künft'gen Zeiten,
Hoch Schiller! Hoch für alle Ewigkeiten!"

Und der Freund des Vaterlandes wird wieder trefflich in der Strophe geschildert:

Wo's Freiheit galt, der Menschen theures Gut,
Wo's galt, sich für die Heimat zu erheben,
Ihr freudig hinzuopfern Hab und Blut,
Da scholl dein Sang in Tönen, tiefen, vollen,
Wie Orgelton, wie Sturm, wie Donnerrollen."

Noch haben wir zur Vervollständigung des Totalbildes einen Zweig der dichterischen Thätigkeit Ebert's, wenn auch nur flüchtig, zu berühren und zu umschreiben, es ist dieß seine novellistische Thätigkeit. Er — der Vielleser auf diesem Gebiete, dem kaum eine bedeutungsvollere Erscheinung des In- und Auslandes der Jetztzeit und der früheren Epochen entgangen sein möchte — beschränkte sich bloß auf einige wenige Arbeiten dieser Gattung. Sie sind eben mehr Erzählungen als Novellen zu nennen, da sie von dem conventionellen Charakter der letzteren etwas abweichend geschrieben sind. Ebert's Schreibweise auf diesem Felde gleicht am allermeisten der Grillparzer's, wodurch ich das Bedeutungsvolle seines Schaffens auch in dieser Form bezeichnet zu haben glaube. Der Bau (der Sachen) ist ebenso einfach, als Vortrag und Sprache, natürlich und ungekünstelt. Die Situation ist in der Regel Erlebtem entnommen, ohne deßhalb des idealen und namentlich des ethischen Charakters zu entbehren, in welchem der Kernpunkt dieser Geschichten liegt, die sich in einer gewissen dramatischen Lebendigkeit fortbewegen. Dabei waltet nebst der moralischen Tendenz immer auch das Bestreben vor, psychologisch zu motiviren und psychologisch zu entwickeln.

Zwei dieser Ebert'schen Erzählungen enthält das dem „Frankfurter Dichtergarten" beigegebene Beiblatt zur Pflege der prosaischen Dichtung vom Jahre 1866.

Eine derselben: „Der Fabriksherr und seine Arbeiter" schildert uns einen aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Fabriksherrn, der — die Leiden seines früheren Standes wol kennend — gegen seine Arbeiter noch unbarmherziger und härter verfährt, als es ihm selbst wol jemals widerfahren ist.

Eine drastisch in Scene gesetzte Arbeiterbewegung, die eine Folge gräßlicher Nothlage ist und mit den Anfängen des Hungertyphus einherschreitet,

ändert noch nicht den immer starrer gewordenen Sinn dieses Selbstlings. Mit jeder Minute erwartet er die Wiederkehr der Arbeiter, die bis zum Tode erschöpft, ihm den Rücken gewendet.

Doch diese Wiederkehr erfolgt nicht. Der Anspannung des Getäuschten folgt eine Abspannung nach und endlich erwacht das strafende Gewissen. Ein Paroxismus bildet die erschütternde Katastrophe, in welcher im Fieberwahn der Fabriksherr zur Nachtzeit die Vision der von den Kräften des Satans, den er herbeifluchte, in Betrieb gesetzten Werkstätte anstarrt, in welchen die Geister der vom Hungertyphus hingerafften Arbeiter in Todtenhemden ihre Arbeit verrichten.

Der Fabriksherr wird ein Opfer seiner Paroxismen, während ein entfernterer Verwandter von ihm, an den Niemand dachte, als ein retten- der Engel erscheint, um das Erbe und die Fabriksleitung des Hingeschiede- nen anzutreten und die bösen Thaten seines Verwandten durch vollauf edle zu sühnen.

Die Beschreibung dieser Vorgänge ist äußerst maßvoll und doch dabei lebendig, ein Charakterzug, der allen Kunstwerken dieses Autors eigen- thümlich zukommt.

Noch interessanter durch tiefe psychologische Zeichnung und durch das ergreifende Element, welches das gewählte Thema mit sich führt, ist die andere, gleichfalls nur kleingerahmte Erzählung: „Io non sono pittore“, ein Selbsterlebniß des Autors.

Eines Tages erhielt Ebert einen Brief von dem Professor Z. aus P., in welchem er ihn und Ebert's Vater anspricht, einem Maler vom Lande auf ein paar Wochen unter die Arme zu greifen, und ihm in der Hauptstadt Gastfreundschaft zu gewähren, damit er — der niemals noch eine Kunstaus- stellung gesehen — daselbst Studien machen könne.

Dieser Maler ist bereits alt, aber von der höchsten Kunstbegeisterung beseelt, der sein Talent bei weitem nicht in diesem Maße entspricht. Ebert sieht voraus, daß diese Studie nur nachtheilig, jedenfalls aber verwirrend auf ihn wird einwirken müssen, da er in sich keinen Halt besitze und unfertig sei.

Was besorgt wurde, traf in einer entsetzlichen Weise ein. Der erste Besuch der Ausstellung erweckte Wahnsinn in diesem Maler vom Lande, erst Verzückung über das Gesehene, dann die bis zur Verzweiflung führende Enttäuschung seiner Selbst-, endlich aber — Tobsucht.

Ein Träumerischer ging vom Elternhause Ebert's hinweg, um sich in der Exposition der Begeisterung voll zu trinken, ein Tobsüchtiger wurde zu- rückgeschleppt, den Ebert's Schwester von einem Fenstersprunge rettete, der aber wenige Tage nachher im Prager Irrenhause endete.

Diese Künstlernovelle, bei welcher das tragische Element in dem be- dauernswerthen Mißverhältnisse zwischen Wollen und Können liegt, enthält feine und wahre Betrachtungen über Kunst, Kunststreben in vielen kleinen Goldkörnern ausgestreut. Mit einer unüberwindlichen Herzensbewegung

müssen wir dem Entwickelungsgange dieses armen Malers vom Lande folgen, dessen sehnlichster Wunsch, von dessen Erfüllung er das größte Heil sich erhofft, ihm zum unbezwingbaren Unheil geworden.

Nicht ohne eigene Bewegung des Herzens schließt der Dichter diese ergreifende Erzählung mit den classischen Worten:

„Furchtbare Gegensätze! Correggio trat, als er noch nicht anerkannt war, ja sich selbst noch nicht ganz erkannt hatte, in eine Bildergallerie und rief dort im Hochgefühle des erwachten Selbstbewußtseins: „Anch'io sono pittore!“ „Auch ich bin ein Maler“ — Walter aber, da er in die Gemälde-Ausstellung kam, schrie entsetzt: „Ich bin kein Maler, ich bin ein Pfuscher!“ und sein Verstand ging in Trümmer.

Seliger Correggio! Armer, unseliger Walter!“ — — —

Solche Nebenwerke eines auf anderen Gebieten vorwaltend schaffenden Dichters könnten wahrlich einem zweiten Autor für diese Sphäre als Hauptwerke gelten, so gering sie auch ihrem Umfange nach wären! — Hier haben wir bloß dieses nebensächlichen Wirkens erwähnt, um das Gesammtbild zu ergänzen.

Das Gesammtbild unseres Dichters ergibt sich aber bei Zusammenfassung aller in diesem Aufsatze entwickelten Grundzüge gewissermaßen organisch von selbst.

Nicht allmälig wachsend, sondern in ungewöhnlicher Weise schon frühzeitig zur Reife gelangt, offenbart der Genius Ebert's sich in jener Richtung, der man das Epitheton „deutschclassisch“ in keinem Falle entziehen kann. Kräftig, aber maßvoll, wohlthuend, harmonisch, auch wenn er sich Conflicte zum Vorwurfe macht, real in der Anlage und ideal in der Durchführung, reich an Kraft der Erfindung, die Phantasie, das Gemüt und die Verstandeskraft zu einem einheitlichen Producte in gleichem Maße heranziehend, stets bedacht auf künstlerische Rundung, groß im Affect, sparsam im Effect, das Schöne nicht bloß als Solches verehrend, sondern auch insofern es ein Edles, Wahres und Gutes ist — hat sich dieser seltene Schriftsteller, dessen poetisches Streben mit Lebensernst stets nach dem Vollkommensten rang und es auch wirklich erreichte — auf allen Gebieten poetischen Kunstschaffens als Lyriker, Epiker und Dramatiker wie ein wahrer Meister erwiesen und dieses Zusammenwirken theils natürlicher, theils durch Fleiß und redliches Streben angeeigneter und potenzirter Gaben hat ihm eben auch jene seltenen Erfolge gesichert, die ihn an die Spitze der deutschböhmischen Dichter und in die erste Reihe aller österreichischen stellten.

Da wir von den Erfolgen des Dichters sprechen und auch seinen biographischen Abriß gegeben haben, so müssen wir auch noch seiner siebenzigjährigen, im Jahre 1871 begangenen Jubelfeier gedenken, die ein um so erfreulicheres Zeichen der allgemeinen Anerkennung gewesen, als der Dichter auf einen solchen Act der allgemeinen und öffentlichen

Anerkennung nicht vorbereitet war und der von einigen Verehrern und Freunden seiner Muse zunächst ausgegangene Impuls sich zu einem Ausdrucke der Intelligenz aller gebildeten Volksschichten des Vaterlandes gestattete, ja sogar darüber hinaus auch die Betheiligung vieler literarischer Kreise außerhalb des engeren Vaterlandes in erfreulichster Weise hervorrief.

Das deutsche ständische Theater in Prag — eine Bildungsanstalt, der es ganz unmittelbar zukam den Dichter zu feiern — stand mit dem damaligen Intendanten Dr. Görner an der Spitze in erster Reihe unter Jenen, welche den siebenzigsten Geburtstag Ebert's in seiner literarhistorischen Bedeutung erkannten.

„Břetislav und Jutta" wurde zur Feier des Vorabends auf das Programm gesetzt und durch die gelungene Vorführung dieses Dramas der Beweis geführt, daß ein Stück, dessen Inhalt von einem echt geistigen Kern ausgeht, und in welchem eine großartige Gestaltungskraft lebt, niemals veralten könne.

Der Dichter wurde von dem in allen Räumen erfüllten Hause mehrmals gerufen und ist zur Verwunderung Vieler, denen Ebert's Persönlichkeit eine neue Erscheinung war, in fast jugendlicher Kraft auf der Bühne erschienen.

Manche meinten einen gebeugten Greis erwarten zu müssen und gewahrten eine elastisch bewegliche, stämmige Gestalt, welche die Feier eines siebenzigjährigen Geburtstages Lügen zu strafen schien.

Einem Comité auserlesener Männer war es am folgenden Morgen vorbehalten, dem Dichter eine mit vielen Tausenden von Unterschriften belegte Adresse zu überreichen, welche Repräsentanten aller Stände, jeden Berufes, verschiedenen Alters, ja auch des weiblichen Geschlechtes gefertiget hatten.

Es war der Dank des Volkes, des Vaterlandes an seinen Dichter und auch manche Namen der czechischnationalen Seite hatten sich der Ovation angeschlossen.

Galt dem Dichter diese Adresse als ein Massenausdruck sehr viel, so hatte die Adresse der Prager k. k. Universität — nach Inhalt und Form — eine noch intensivere Bedeutung, da sie als der Ausdruck der höchsten Intelligenz des Landes zu ehren war.

Die deutsche Lesehalle, der Schriftstellerverein Concordia und noch andere ansehnliche Corporationen ließen es gleichfalls nicht an Acten rührender Theilnahme und Anerkennung gebrechen und Dichtercorporationen, sowie einzelne Dichter von nah und fern überschütteten förmlich den Gefeierten mit Adressen, Telegrammen, Briefen, Gedichten, Lorbeer- und Blumenkränzen! —

Als das werthvollste Geschenk mußte jedoch der gefeierte Jubilar die Allerhöchste Anerkennung seines Kaisers erkennen, zumal sie ihn völlig überraschte und spontan aus den Allerhöchsten Hofkreisen kam.

In der Nachtzeit ward Ebert durch ein Telegramm des Unterrichtsministers überrascht worden, das ihm die erste Kunde von der Verleihung des Ordens der eisernen Krone brachte, und wodurch dem edlen Dichter später der Adel des österreichischen Ritterstandes zu Theil wurde.

Die fürstliche Familie hatte in reichster und zartester Weise ihrer Freude an dem Jubeltage des Dichters Ausdruck gegeben. Der regierende Fürst Max von Fürstenberg und hochdessen Gemalin Fürstin Leontine überraschten den Poeten durch schmeichelhafte und zugleich herzliche Schreiben, welche mit einem prachtvollen Frühstückservice aus Gold begleitet waren. Prinz Emil von Fürstenberg sandte gleichfalls ein liebevolles und beglückendes Schreiben und in sinnigster Weise eine goldene Tabatière als Ehrengeschenk, welche ein Lieblingsstück weiland des Fürsten Carl Egon zu Fürstenberg, des väterlichen Freundes unseres Dichters, gewesen ist. Ein engerer Kreis von Prager Freunden verehrte dem Jubilar einen in dem Atelier des Prager Hofjuweliers Herrn Grohmann kunstvoll gearbeiteten Silberpocal, auf dessen Aufsatz vom getriebenen Silber das Standbild Wlasta's in kriegerischer Rüstung prangte.

So war die Theilnahme von mächtiger Ausdehnung gewesen, und verbreitete sich aus den engsten in die weitesten Kreise und wir können darum einer Feststimme Recht geben, die an jenes Lied Ebert's, in dem er seine Verlassenheit in einer einsamen Stunde beklagte, anknüpfend, mit Beziehung auf diesen Gedanken eine warme poetische Erwiderung laut werden ließ, folgenden Inhalts:

Und manche alte Sage,
Sie flog durch's deutsche Land,
Den Jubel und die Klage
Der längst verscholl'nen Tage —
Du — hast sie ausgesandt.
Wer so wie du gesungen,
Wem über Berg und Hain
Das mächt'ge Lied gedrungen,
Der ist wohl — nicht allein!
Ihn füllt ein sanft Gedenken
An selbst geschaff'nes Sein,
Die alten Träume senken
Sich mild auf ihn und tränken
Ihn mit Erinn'rungswein.
Heut' wird es licht und helle,
O! Sieh' den milden Schein, —
In deine Dichterzelle
Dringt laut des Preises Welle! —
Nein! Du bist nicht allein!

Und nach wie vor hat sich die schöne, gehäbige, mit geschmackvollem Luxus ausgestattete Dichterzelle den Musen freundlich gezeigt. Bald ist es

ein früheres dramatisches Werk, bald eine lyrische, bald eine epische Jugendarbeit, die der Dichter wieder neu vornimmt, theilweise umgestaltet und die Hand des letzten Bildungsprocesses an sie anlegt.

„Der Frauen Lieb' und Haß", ein in Idee und Ausführung großartiges Drama, sowie ein anderes, das vollendet da ruht und bloß auf den Titel wartet, das aber nach des Dichters ausdrücklichem Wunsche erst eine posthume Veröffentlichung erfahren soll, befinden sich nebst anderen interessanten Werken im Pulte des Dichters. Kaum unterbricht seine Sommervilleggiatur — die Ebert zweimal in dem freundlichen, an Reizen der Nachbarschaft reichen und durch einen heiteren geselligen Kreis von Freunden und Verehrern belebten Dux genommen hat — die dem Poeten zum Bedürfnisse gewordenen Stunden des poetischen Schaffens.

Mögen noch recht viele solcher Stunden zu seiner, sowie zur Beglückung des deutschen Volkes herannahen, das wol niemals vergessen wird, den stolzesten Namen seiner theuersten Musensöhne jenen — Carl Egon Ebert's beizuzählen.

Mila.

Sonettenkranz.

Zweite Folge.*

Von

Carl Egon Ebert.

1.

Welt, kluge Welt, du glaubst mich nicht bei Sinnen,
Weil um ein Schattenbild ich fest mich ranke,
Weil ich an fruchtlos eitlem Sehnen kranke
Nach einem Schatz, der niemals zu gewinnen.

Du freilich, Welt, verstehst nicht mein Beginnen,
Du siehst kein Ziel vor uns, nur stets die Schranke,
Doch über sie schwingt weg sich mein Gedanke,
Gehemmt nach außen, bin ich frei doch innen.

D'rum strenge Meist'rin, kannst du kühl mich sehen
Am lauten Tag ihr gegenüber stehen,
Ihr, der ich eigen bin in stummen Schmerzen;

Doch, bin ich einsam, halt' ich in den Armen
Die Traumgeliebte, und es darf erwarmen
Das holde Bild an meinem glüh'nden Herzen.

---

* Ein ebenfalls „Mila" genannter Sonettenkranz ist in des Verfassers bei Cotta in Stuttgart erschienenen dritten Auflage der Gedichte enthalten.

2.

Doch — träum' ich wirklich nur? In mancher Stunde
Beschleicht mich holde Ahnung, süßes Hoffen,
Es wär' auch sie vom selben Blitz getroffen,
Der mir geschlagen meine tiefe Wunde.

Erst gestern scholl ein Wort aus ihrem Munde,
Als sagt' es mir: Geformt aus gleichen Stoffen
Sind uns're Herzen, und es sah so offen,
Ihr Aug' mich an, als gäb' mir's freud'ge Kunde.

Ernst ward ich, und sie blickte schweigend nieder,
Ich lächelte, da sah sie heiter wieder,
Ganz düster ward ich, sie auch wurde trüber;

Und als zum Abschied ich die Hand ihr reichte,
Da ging ein leises Beben, wie mir däuchte,
Aus ihren Nerven in die meinen über. —

3.

Sie liebt! — Ich kann nicht irren mehr und fehlen;
Der Wangen leis' Erröthen will mir's sagen,
In ihrer Pulse Pochen fühl' ich's schlagen:
Geschlossen ist's, das Bündniß zweier Seelen.

Kein unbedachtes Wort entschlüpft den Kehlen,
Kein Händedruck mag's zu bekennen wagen,
Das kleinste Zeichen will's zu deuten zagen,
Und dennoch läßt sich's nimmer mehr verhehlen.

O Sympathie, wie heißen deine Boten,
Die ungeseh'n von Herz zu Herz sich stahlen,
Süß plaudernd von geheimer Lust und Qualen?

Wie schürztest leise du den Liebesknoten,
Und ließest plötzlich rasch, unaufgehalten,
Zu unser'm eig'nen Staunen ihn entfalten! —

4.

Ich weiß es nun, und bebe vor dem Wissen,
Der Traum zerrann, nun schreckt die Wirklichkeit,
In Schmerz und Jammer seh' ich weit und breit,
Seit des Geheimen Vorhang aufgerissen.

Gleich Alpen starrt es rings von Hindernissen,
Von kahlen Felsen, winterlich beschneit,
Verhältniß droht, ein Berg der Flammen speit,
Der Frühlingsschöpfung schon mit Feuergüssen;

Der Himmel selbst, von Donnern hallt er wieder,
Und als Komet sieht uns're Liebe nieder,
Die sonst als holder Stern geglänzt, gelacht;

O Augen, wär' euch nie das Licht erglommen!
Der Tag erschien euch kaum, nun wird sie kommen,
Die dunkle, ach, die lange Leidensnacht.

5.

Du gleichst den Engeln fast an Seel' und Mienen,
Wie wir sie denken in des Himmels Strahlen,
Wie Sage, Traum und Dichtung sie uns malen,
Gleich Tauben liebevoll, und sanft gleich ihnen.

Doch wer zum Kampf des Lebens ist erschienen
In dieser Erd' oft allzurauhen Thalen,
Daß er gerüstet sei gen Sorg' und Qualen,
Muß ihm die Kraft des ird'schen Menschen dienen.

Dich aber seh' ich seufzend nur verlangen,
Dein weich Gemüt will leicht im Kampf ermatten,
Dein Auge bebt vor manchem leeren Schatten;

Das macht mich oft in tiefster Seel' erbangen,
Denn, wahrlich, auch zu unserm Liebeswerke
Bedarf es sich'ren Muth's und inn'rer Stärke.

6.

Wär' Dir so hohe Kraft des Sinnes eigen,
Als Dir im Busen hohe Liebe wohnt,
Viel reicher würde sie uns dann gelohnt,
Und nicht bedürften wir sie zu verschweigen.

Dann sprächst Du: Götzen will ich mich nicht neigen,
Unbill'ger Sitte, die so eitel thront,
Und Würd'ges auch mit Tadel nicht verschont,
Frei will ich ihr mein freies Antlitz zeigen.

Was ich gefühlt, erkannt und dann gewollt,
Ich werde schüchtern nicht davor erröthen,
Ich kann's vor mir, ich will's vor Gott vertreten;

Wie auch die Bosheit knirscht, der Unsinn grollt,
Es gilt ein Großes: brechend schnöde Ketten,
Den eignen und des Lebens Werth zu retten.

7.

Laß uns entfliehn in weite fremde Lande,
Verachtend kühn der ganzen Welt Verneinung,
Verlachend flaches Urtheil, hohle Meinung,
Laß uns meerüber ziehn nach fernem Strande;

Dort, wandelnd in der Sonne heißerm Brande,
Uns selber eine neue Lichterscheinung,
Laß uns in voller, glühnder, brünst'ger Einung
Zu Boden schmettern die zersprengten Bande.

In afrikan'scher Wüste, in dem nackten
Geklüft Arabiens, an den Katarakten
Des Nils, ja in des Urwalds nächt'gem Grausen,

Wo Krokodil und Schlang' und Tiger hausen,
Allübrall muß sich Glück für uns gestalten,
Wo nicht Europa's schnöde Bräuche walten.

8.

Nein — laß uns bleiben; denn ein solches Wagen
Kannst Du nicht denken ohne banges Zittern,
Das Vorurtheil, geerbt von Euern Müttern,
Hat tiefe Wurzel auch in Dir geschlagen.

Wohlan, so heißt die Losung nur: „Ertragen“;
Denn wollen selbst wir muth'gen Sinn's nicht schüttern
An unsers finstern Kerkers Eisengittern,
So dürfen wir nicht murren und verzagen.

Dann müssen wir genießen im Verzichten,
Den Blick vertrauensvoll zur Allmacht richten,
In stiller Sehnsucht uns zum Höchsten schwingen;

Aus Lieb' und Glauben, Hoffen und Vertrauen
Kann man auch innen sich den Himmel bauen —
Laß sehn, ob so wir Heil für uns erringen.

9.

Könnt Ihr sie fassen, unsre Seelenreinheit,
Ihr, die Euch aufwerft zu des Rechtes Rittern,
Ihr, die Ihr hofft ein Bündniß zu erschüttern,
Deß' Größ' Ihr nicht begreift in Eurer Kleinheit?

Ihr rühmet Eures Urtheils Schärf' und Feinheit,
Verrath erblickt Ihr hinter Busch und Gittern,
Das Rechte doch könnt nimmer Ihr erwittern,
Und was Ihr riecht, klebt an Euch selbst: „Gemeinheit“.

Der zarte Dufthauch unsrer Liebesblume,
Der Weihrauchdampf in unserm Heiligthume
Ist nicht für Euren stumpfern Sinn geschaffen;

Ihn zu genießen, müßt' Euch das erheben,
Was uns erhebt; doch nie zu solchem Streben
Könnt Ihr empor aus Euerm Sumpf Euch raffen.

10.

Die Zeit, die uns zu Kindern auch erkoren,
Sie prunkt mit stolzem Geist, mit Hochentwürfen,
Den Stein der Weisen denkt sie zu erschürfen,
Doch leider — ohne Herz ward sie geboren.

Engbrüstig klügelnd nennt sie Alle Thoren,
Die hoher, echter Liebe noch bedürfen,
Die nicht den Schaum vom Wonnetrank nur schlürfen,
Der heut begehrt wird, morgen abgeschworen.

An allem Heil'gen ward die Zeit zum Spötter,
„Genuß und Vortheil" heißen ihre Götter,
Die oft genannten, oft nur schlecht verhehlten;

„Entbehren, Leiden!" heißt, was wir erwählten,
Was Wunder dann, daß überall wir auf Erden
Verlacht, verhöhnt, verstanden niemals werden.

11.

Laß plappern nur die Zungen, laß sie lästern,
Laß klappern nur die Schlangen in den Pfützen,
Laß nur ihr Gift die nächt'gen Molche spritzen,
Laß geifern blöde Jungen, fromme Schwestern.

Dem harten Sinne setz' ich einen festern,
Den eisernen entgegen, uns zu schützen,
Ein Schwert auch hab' ich, das aus ihren Sitzen
Die Kröten treibt, die Eulen aus den Nestern;

Und Wahrheit ist des Schwertes scharfe Schneide,
Und Reinheit ist der Glanz, in dem es flimmert,
Obsiegen wird's der Bosheit und dem Neide;

Du aber hast, was jene Lästerinnung
Mit hellem Blendestrahl zu Boden schimmert:
Die edle, schöne, himmlische Gesinnung.

12.

O daß wir nie uns sähn an and'rer Stelle,
Als draußen in den freien, grünen Auen,
Den Himmel über uns, den klaren, blauen,
Und um uns her des Sonnenglanzes Helle;

Zu unsern Füßen eine Silberquelle,
D'rein, freundlich blickend, holde Blumen schauen,
Gebüsche rings, die schnell für uns sich bauen
Zu einer engen, trauten Liebeszelle.

Da flieht von uns die menschliche Beschwerde,
Wie hart und schmerzlich sie daheim auch drücke,
Wir fühlen, daß berufen wir zum Glücke,

Und daß der Schöpfer dieser schönen Erde,
Der freudereichen, duft- und blüthevollen,
Auch uns erschuf, daß wir uns lieben sollen.

13.

Ach, solch ein Kuß, wie ich in trauter Stunde
Ihn gern Dir geb', ihn lieber noch empfange,
Ach, solch ein Kuß, recht innig, süß und lange,
Ist Balsam meinem Herzen, wie dem Munde.

Ein solcher Kuß heilt jede tiefe Wunde
Vom Biß des Grams, der nimmersatten Schlange,
Der Kuß, halb trunken macht er und halb bange,
Ihn küssen jubelnd Seel' und Leib im Bunde.

Ein solcher Kuß von Dir! der Hochgenuß
Vermag aus stumpfstem Brüten mich zu heben
Zum Traum, und in dem Traum ist Götterleben;

Ach, könnten wir mit einem solchen Kuß
Aus dieses Daseins öden Finsternissen
Hinüber uns in's Reich des Lichtes küssen!

14.

Du holde Stirn', so glänzend und so offen,
Du liebes Aug', so hell, so sanft, so klar,
Und Du, o süßes, mildes Lippenpaar,
Euch schuf Natur aus wundervollen Stoffen.

Denn hat Dein Aug' das meine nur getroffen,
Beut Deine Lippe sich der meinen dar,
Dann alles Grams und Zweifels bin ich baar,
Und in mir leben Glaube, Lieb' und Hoffen.

Mir ist, als stünd' auf dieser Stirne Rund
In schönen Zügen deutlich eingeschrieben,
Daß Deine Seele m u ß die meine lieben;

Mir ist, als spräche schweigend so Dein Mund:
„Wenn meine Lippen je Dir würden lügen,
Dann könnten Engel selber Gott betrügen".

15.

Doch wenn ich fern bin Deinem Augenstrahl,
Und sitz' im Haus wie hinter Gitterstäben,
Als wär' von Kerkermauern ich umgeben,
Von rauhen Felsenwänden, wüst und kahl,

Da faßt mich oft ein Schreck mit einem Mal,
Ein dumpfes Bangen, und ein innres Beben,
Ich seh' vor mir ein langes ödes Leben,
Ich denk' an Täuschung und an Trennungsqual;

Dann eil' ich fort zu Dir, ich muß Dich schaun,
Den Glauben wieder in mir aufzubaun,
Mich neu mit süßer Hoffnung voll zu tränken;

Und augenblicklich weicht der böse Bann,
Wenn Deine Hand ich nur erfassen kann,
Mein Auge in Dein liebes Aug' versenken.

16.

Wenn ich Dir nah' in solchem Augenblicke,
In solcher Sehnsucht, solchem glüh'nden Drang,
Und um uns her ist Störung, Scheidung, Zwang,
Unmöglich, daß ich nur die Hand Dir drücke;

Und wenn ich dann ob diesem Mißgeschicke
Verfinstert werd' und bleibe stundenlang,
Wenn meine Miene, selbst der Stimme Klang
Nicht so erscheint, wie sonst in meinem Glücke;

Dann sei mir mild, sei doppelt freundlich mir,
Nicht suche meiner Stimmung Grund in Dir,
Und nicht im Mangel meiner eignen Liebe;

Wie wär' mein Herz so sehnsuchtbaar, so kühl,
Wenn solchen Zwanges folterndes Gefühl
Mich zum Vergessen aller Form nicht triebe!

17.

Wenn oft Du zweifelst an der Möglichkeit,
Daß ich Dich lieb', und liebend treu Dir bleibe,
Da wird mir wohl, mir hüpft das Herz im Leibe,
Dein Zweifel ist es, der mich hoch erfreut.

Ja, zweifle nur; ich aber bin bereit
Zu üben, was den Irrthum Dir vertreibe,
Ja, zweifle nur, und sieh, wie keinem Weibe,
Als Dir, mein ganzes Leben wird geweiht.

Ja, zweifle nur; ich aber will nicht ruhn,
Und, Dich verfolgend, Alles, Alles thun,
Mit Liebe Dich zu tränken und zu nähren;

Ja, zweifle nur; so bleibt mir doch die Lust,
Recht oft, geneigt an die beklommne Brust,
Dir Lieb' und Treue immer neu zu schwören.

18.

So treu Dir dienen, und Dich nie erwerben,
So heiß Dich lieben, und Dich nie besitzen,
O der Gedanke dringt mit tausend Spitzen
In's Herz — er ist das Herbste alles Herben.

Dich nie gewinnen? Lieber gleich verderben,
Zerschmettert werden von des Himmels Blitzen,
Wild rütteln will ich an des Weltbau's Stützen,
Und, mich und Dich in Schutt begrabend, sterben!

Auch Dich? weh mir, das war des Wahnsinns Irren,
Nur ich will flüchten aus des Lebens Wirren —
Doch nein — auch ich nicht; Frevel würd' ich üben;

Denn wie viel Schmerzen würd' ich Dir dann geben,
Die meinen endend? Sieh, wir müssen leben,
Wir Beide — leben, leiden, und uns lieben.

19.

Du tadelst mich, daß ich nicht öfter singe,
Nicht reicher nütze gottverliehne Gaben,
Daß ich, den Sinn der Edlen zu erlaben,
Nach Höhrem nicht und immer Höhrem ringe.

Ach, oft erlahmt mir wohl die Dichterschwinge,
Und in der Leier scheint der Ton begraben,
Die Fessel, die das Leben drücken, haben
Die Dichtung auch gepreßt in ehrne Schlinge.

Oft, wenn ich übersliegen will die Schranke
Der Erdensphäre, reißt ein Qualgedanke
Aus allen Träumen mich und Himmeln nieder;

Oft, wenn ich singen möchte, faßt die Seele
Ein Schmerz, die Brust mir pressend und die Kehle,
Und Athem hab' ich kaum, viel minder Lieder.

20.

Sonst hab' ich wohl, von eitlem Sinn durchdrungen,
Nach Ehr' und Ruhm, und nach dem Lorbeerreise,
Nach einem Sitz im hohen Dichterkreise,
Und nach dem Beifall aller Welt gerungen.

Jetzt ist das stolze Wünschen mir bezwungen,
Jetzt sinn' ich nur, wie Lieb' ich Dir beweise,
Jetzt ring' ich nur nach Deines Beifalls Preise,
Nach süßerm Lob, nach zartern Huldigungen.

Ein Wort von Dir, und ich bin selig trunken,
Ein Wort von Dir, und aus den Himmelsfreuden
Bin in den tiefsten Jammer ich gesunken;

Ob Ehr' und Ruhm und Anerkennung glänze,
Ein Kuß von Dir, und Keinen mag ich neiden
Um seine Kronen, seine Lorbeerkränze.

21.

Sonst strebt' ich auch nach manchem fernen Land,
Mich an der Schöpfung Wundern zu entzücken,
Im Blumenthal, dann auf dem Bergesrücken,
Und dann zu stehn auf hohem Meeresstrand;

Jetzt ist das Auswärtssehnen mir gebannt,
Ach, öd' ist's übrall, fern von Deinen Blicken,
Natur, die holde, kann mich nur beglücken,
Wenn ich sie schauen darf an Deiner Hand.

In Deinem Hauche fühl' ich Südens Gluth,
Dein Auge zeigt Italiens Himmelblau,
Die Alpenrosen blühn auf Deinen Wangen,

Und wenn mein Herz an Deinem Herzen ruht,
So ist mit einem Mal in sel'ger Schau
Des Paradieses Pracht mir aufgegangen.

22.

O dränge mich nicht fort, o wehre nicht
Dem Mund, der Hand des Freundes süße Rechte,
O denke nicht, wenn ich Dich fest umflechte,
An das, was uns zum vollen Glück gebricht!

Nur lächelnd laß Dein liebes Angesicht —
Hinweg mit Allem, was die Wonn' uns schwächte,
Nur Liebe laß uns üben, hohe, echte,
Wie sie aus Deinem, meinem Auge spricht.

Vergiß es ganz, was uns ein nächster Tag
An Trennungsleiden wieder bringen mag,
Und wie von Neuem schmerzen wird die Wunde;

Kehrt morgen sich in Nacht der Tagesschein,
Fällt morgen über uns der Himmel ein,
Das Heut ist unser, segnen wir die Stunde.

23.

Wie man den Liebesgott nur malen kann
Mit blonden Locken und mit leichten Schwingen,
Als könn' ihm Lächeln, Flattern nur gelingen,
Als wär's ein Kind, das nie auf Ernstes sann.

Ich wollt' ihn malen mir als einen Mann
Mit Schwert und Schild, in Helm und Panzerringen,
Gebunden doch mit zarten Epheuschlingen,
Ein freier Held in selbstgewähltem Bann.

Mit sel'ger halb, halb trauernder Geberde,
Den Fuß gesenkt tief in den Grund der Erde,
Gen Himmel streckend Haupt und Angesicht,

So stünd' er kräftig da, als wollt' er sprechen:
Hier unten wurzl' ich fest, doch nicht gebrechen
Darf mir dort oben Wärm' und Luft und Licht.

24.

Und weiter könnt' er dies zu sagen scheinen:
„Das ist mein Schmerz, daß ich, ein Gott geboren,
„Doch nicht gleich andern Göttern bin erkoren,
„Des Himmels ganz zu sein, des einzig reinen."

„Auf Erden muß ich um den Himmel weinen,
„Und, bin ich ganz im höhern Sinn verloren,
„Werd' ich von heißer Sehnsucht bald beschworen
„Der Erde wieder innig mich zu einen."

„So bin ich halb des einen, halb des andern,
„Daß auf und nieder stets ich müßte wandern,
„Sollt ich genügen meinem Doppelhange;

„Der Himmel winkt mit hehrem Glüh'n und Glänzen,
„Die Erde lockt mit holden Blüthenkränzen,
„So schwank' ich stets in irrem Wechseldrange."

25.

Die Stätten all' besucht' ich jüngst, die trauten,
Wo wir so hohes stilles Glück genossen,
Ich staunte, meine Augen überflossen,
Als sie die traurig schnelle Wandlung schauten.

Die Büsche, die sich uns zur Laub' erbauten,
Sind fahl und blattlos, nackte, dürre Sprossen,
Die Blumen, die um uns einst aufgeschossen,
Die Gräser all' vergilbten und ergrauten;

Wo einst wir ungehört und spurlos wallten,
Erregt der Fuß im Laub ein schaurig Rauschen,
Und durch das Dickicht kann ein Späher lauschen,

Und wo einst muntre Vogelsänge schallten,
Krächzt, einsam flatternd durch den Wald, der Rabe,
Als klagt' er jammernd über'm Freudengrabe.

Ein Baum.

Von

Anastasius Grün.

Im Tuileriengarten
Blüht ein Kastanienbaum,
Die Brüder aller Arten
Umfängt noch Wintertraum.

Eh' ihre Knospen sprangen,
Rauscht seine Blätterkron',
Eh' sie mit Laub behangen,
Prangt er in Blüthen schon.

So trägt der Auserkorne
Das Lenzpanier voran,
Daß er zur Folge sporne
Den grünen Heeresbann.

Einst lehnt' ich an dem Baume,
Der mir zu Herzen sprach,
Und sann im Schattenraume
Dem Blüthenräthsel nach.

Mich wollt's der Geister mahnen,
Die schon zum Licht erwacht,
Als auf der Menschheit Bahnen
Noch lag des Wahnes Nacht.

Ich dachte der Erkornen,
In denen längst geblüht,
Was jetzt uns Spätgebor'nen,
Nachlenzet im Gemüth.

Da schritt mit seinem Sohne
Des Weg's ein Edelmann,
Sah still zur Wipfelkrone
Und sprach zum Jungen dann:

„Hut ab! Ein Denkmal ragen
Siehst du der Schreckensnacht,
Da Meuter hier erschlagen
Die treu'ste Königswacht."

„Weil von so edlen Leichen
Gedüngt der heil'ge Baum,
Muß er vor Seinesgleichen
Der erste blüh'n im Raum."

Ihm folgten Wand'rerschaaren
Im Blousenhemde nach;
Ein Werkmann, hoch in Jahren,
Zu den Genossen sprach:

„Hier haben sie verblutet
Für ihres Volkes Recht,
Die Männer freigemuthet,
Mit Schergen im Gefecht."

„Von solchem Thau begossen
Wird fruchtbar jeder Grund,
D'rum muß der Baum auch sprossen
Der erste weit im Rund."

Ich horchte ihren Reden
Und sah das Widerspiel,
Als in die alten Fehden
Die junge Blüthe fiel.

Sie wähnen, daß ihr Hader
In's Mark dem Baum auch quoll,
Getränkt ihm jede Ader
Mit ihrem Zwist und Groll.

Doch er, — o mildes Tauschen! —
Er läßt ihr zürnend Weh'
Im Blätterkranz verrauschen,
Verweh'n in Blüthenschnee.

Verrausche und verwehe
Auch unser Leid und Streit,
Den Blüthenkranz nur sehe
Davon die Enkelzeit!

Ein Edelmann.

Erzählung

von

Marie Baronin Ebner-Eschenbach.

Eines gibt es, das selbst schweigsame und zurückhaltende Menschen gesprächig macht — es ist die Erinnerung an ihre Jugend. Auch unser alter Freund Max Wolfram, der im Leben so viel gewirkt und so wenig gesprochen hat, erfuhr ihre redelösende Gewalt, als er, angeregt durch unsere Mittheilsamkeit, wol auch ein wenig gerührt durch unsere Bitten, also zu erzählen begann:

I.

Meine Eltern lebten Sommer und Winter über auf ihrem Gute im nördlichen Böhmen. Die Gegend, welche jetzt von einem Eisenbahnnetze bedeckt ist, besaß damals nur wenige practicable Straßen, und unser mitten im Walde gelegenes Schloß war im Winter, wenn Eis und Schnee sich in den Thälern thürmten und aus jedem Hügel einen Wall bildeten, fast abgeschnitten vom Verkehre mit der übrigen Welt. Da fuhr wöchentlich einmal ein schwerer Schlitten, mit mächtigen Grauschimmeln bespannt, langsam auf fast unwegsamen Pfaden dem nächsten Städtchen zu, um Proviant für das Haus zu holen. Im Stroh neben dem Knechte nahm Hans, der alte Jäger, Platz und hatte eine verschlossene Tasche umgeschnallt, die er auch verschlossen wieder zurückbrachte, richtig jeden Samstag zwischen sieben und acht Uhr, wenn wir beim Abendessen saßen. Der Jäger, ein Landsmann meines Vaters, der mit ihm aus Sachsen nach Oesterreich eingewandert war, legte sie selbst in seines Herrn Hände, und uns Kindern fiel es bald auf, daß, wenn dieß mit dem Worte „Briefe“ geschah, die Tasche uneröffnet auf einen Stuhl gelegt wurde, und die Mutter besorgt nach dem Vater blickte. Er aß und

sprach kaum mehr, und wir wurden unmittelbar nach beendetem Abendtische auf unsere Zimmer geschickt.

Sagte Hans jedoch mit zufriedenem Schmunzeln: „Sind nur Drucksachen“ — dann athmete der Vater wie erleichtert auf, öffnete die Tasche mit einem Schlüssel, der an dem Bunde hing, das er immer bei sich trug, nahm die im Laufe der Woche erschienenen Nummern des „Beobachters“ heraus und setzte guter Dinge seine Mahlzeit fort.

Nach derselben durften wir dann wol ein Stündchen bei den Eltern bleiben. Die Mutter setzte sich an das Clavier und sang ein schönes, einfaches Lied, oder erzählte eine Geschichte, oder erklärte die Bilder einer großen alten Bibel, die uns als der Inbegriff alles Herrlichen und Geheimnißvollen erschien, — denn trotz des vielen Wunderbaren, das wir daraus erfuhren, blieben doch manche ihrer Abtheilungen für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und von einigen ihrer auf Pergament gemalten Bilder wurde das Seidenpapier, das sie bedeckte, niemals gelüftet. Mehrere weiße Blätter waren dem Texte vorgebunden; auf dem ersten stand mit merkwürdig zierlicher und verschnörkelter Schrift: „Meiner Tochter Hedwig. Wilhelmi, Pastor.“ Darunter hatte mein Vater mit schlichter und deutlicher Hand seinen Vermälungstag und den Geburtstag eines jeden Kindes eingetragen.

Einmal ereignete es sich, daß Hans, den wir bereits zu Hause wußten — denn wir hatten seinen Schlitten ankommen gesehen — ungewöhnlich lange zögerte, seinen Botendienst zu erfüllen. Unruhig hatte schon mein Vater nach ihm gefragt und mir endlich befohlen, den Alten herbeizurufen, als dieser eintrat. Mit gebeugtem Haupte durchschritt er langsam das Gemach. Seine steifen Finger zuckten, als er die Tasche übergab. Mein Vater sah ihn fragend an — angstvoll rief ihm die Mutter zu: „Briefe?“ — er aber hielt den Blick gesenkt und schwieg. Nun geschah, was wir noch nicht erlebt hatten. Mein Vater öffnete in unserer Gegenwart den Briefbehälter und zog zugleich mit verschiedenen Kreuzbandsendungen ein großes, schwarz gesiegeltes Schreiben daraus hervor, das er hastig erbrach und las. Unser aller Augen waren auf ihn gerichtet — die Luft im Saale schien plötzlich schwer geworden und jede Brust beklommen. Unwillkürlich erhoben wir uns und traten näher zu dem Vater heran. Er hielt das Blatt vor sich hin mit beiden Händen und den Blick darauf geheftet, still und lange. Auf seinem männlichen Angesichte, so friedlich sonst, so heiter und so milde, lag der herbe Ausdruck eines Schmerzes, vor dem der Trost, seine Ohnmacht erkennend, verstummt. Die Mutter stand am fernsten von ihm, und sie allein sah ihn nicht an, — bleich und bebend drückte sie den blonden Kopf meines jüngsten Schwesterchens, das seine Arme um ihre Knie geschlungen hatte, fest an sich.

Endlich erhob der Vater das Haupt. Sein Blick irrte wie suchend umher, bis er auf meine Mutter fiel. Nun glättete sich allmälig die tiefe Furche zwischen seinen Augenbrauen, er streckte die Hand aus und rief: „Hedwig!“

Seine Stimme zitterte — guter Gott! was war das in seinen Augen? . . . und jetzt — klang es nicht wie ein schweres, halb unterdrücktes Schluchzen, als unsere Mutter, seinem Rufe folgend, sich in seine Arme warf? . . .

Wir wagten keine Regung, keinen Laut, aber unsere Herzen hörten wir pochen, und was drinnen schwoll, war eine, wenn auch nur halb bewußte, doch gewaltige Empfindung der Liebe, der Ehrfurcht, — des Mitleids für den Mann, den wir heut' zum ersten Male weinen sahen.

„Kinder," sagte er nach einer Weile, „ich habe meinen . . . Ich habe einen nahen Verwandten verloren, schließt ihn in Euer Abendgebet ein."

II.

Die großen Ereignisse der nächsten Tage bestanden darin, daß wir schwarze Kleider erhielten und daß ein Geistlicher aus dem Städtchen geholt wurde, der in der Schloßcapelle eine Trauerfeierlichkeit abhielt, welcher auch meine Mutter beiwohnte, die doch sonst, wenn die Sonntagsmesse in der Capelle gelesen wurde, uns niemals dahin begleitete. Der Rest des Winters verging einförmig, wie immer; wir aber waren in unseren dunklen Gewändern, die uns am ersten Tage in eine feierliche Stimmung versetzt hatten, so lustig, wie früher in den bunten. Daß der Vater ernst aussah, daß wir die Mutter oft in Thränen fanden, machte auf uns, nach Kinderart, einen, wenn auch heftigen, doch nicht bleibenden Eindruck.

Der Frühling war herangekommen, im Walde rauschten muntere Quellen, die Weißbuchen und die schlanken Eschen wiegten ihre Kronen in der mild gewordenen Luft, die Vögel wurden laut in den Zweigen und manchen Platz gab's schon im Walde, wo man keine Viertelstunde lang still und lauschend zu stehen brauchte, um ein Eichhörnchen am Stamme eines Baumes emporschießen, einen Hasen durch das Gras hüpfen oder die braunen Augen eines Rehes durch das Dickicht schimmern zu sehen.

Ich stand damals im Beginne der Jünglingsjahre und war ein hochaufgeschossener, rothwangiger Junge, der älteste von uns vier Geschwistern. Meinen Unterricht leitete ein tüchtiger Präceptor, meine Prüfungen machte ich öffentlich an dem Gymnasium des Städtchens. Dort wurde ich stets mit besonderer Güte von dem Professor der Mathematik, Herrn Doctor Leonhard Wetzel, und seiner zahlreichen Familie aufgenommen. Mein Herzensfreund aber war Emil, sein jüngster Sohn. Dieser brachte alljährlich einen Theil der Ferienzeit bei uns auf dem Schlosse zu, und im Laufe des Sommers wurde mir manchmal erlaubt, ihn zu besuchen.

Da ging ich, meinen Stock in der Hand, meine Botanisirbüchse auf dem Rücken, nicht die weite Fahrstraße, sondern steil ab, den bewaldeten Berg, auf dem unsere Besitzung lag, herunter, gut oder übel über den Bach, der zu seinen Füßen wild dahinströmte, und weiter querfeldein, über einen zweiten Berg und durch ein zweites Thal, bis zum Städtchen. Es waren

selige Wanderungen, die ich so allein unternahm, und ich fühlte mich angesichts der kleinen Gefahren, die sie brachten, und die ich glücklich überwand, wie ein Held und wie ein ganzer Mann.

Eines Sonntags hatte ich mit dem ersten Morgengrauen das Haus verlassen und stand im Speisezimmer des Professors, als er und die Seinen sich eben zum Frühstücke versammelt hatten. Emil sprang mir mit einem Freudenschrei entgegen, stolperte dabei über seine eigenen langen Beine und fiel mir buchstäblich in die Arme. Seine Geschwister brachen in lautes Gelächter aus, er warf ihnen durch seine Brillen einen strafenden Blick zu — durch seine schöne Brille, die er vom zwölften Jahre an trug, und die mir die einzige Regung des Neides einflößte, die ich in meinem ganzen Leben empfunden habe. Mit welchem Entzücken hätte ich meine guten Augen für seine kurzsichtigen gegeben, um mir das Recht zu erkaufen, sie bewaffnen zu dürfen, wie er. Aber er würde nicht getauscht haben, er war sich seines Vorzuges wol bewußt. Der Professor, so behäbig wie sein Jüngster schmächtig und schmal, wandte sich gegen mich und sprach, mir zum Willkomm' mit dem Buche winkend, das er in der Hand hielt: „Oho! — Na schön, na schön!" Dann aber fiel sein Blick auf meine schwarzen Kleider, und wie sich besinnend setzte er mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu:

„Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen mein Bedauern über den Tod Ihres Großvaters auszudrücken. Ich thue es jetzt, junger Freund."

Seine Anrede war mir im ersten Augenblicke halb komisch, halb unverständlich, und ich sagte unbefangen:

„Meines Großvaters! — Der ist längst gestorben."

„Ei!" erwiderte der Professor, „Ihr Großvater mütterlicherseits . . . wol — jedoch . . ." Seine Frau stieß ihn sachte an und flüsterte vorwurfsvoll:

„Aber, Leonhard — Du vergißest wieder, wie Herr Wolfram Dich bat . . ."

Wetzel wurde verlegen und erröthete bis an die Wurzeln seiner buschigen grauen Haare.

„Nun ja —" rief er verwirrt, „das heißt: nun nein! — freilich nicht. Entschuldigen Sie, ich mache da Confusionen . . ."

Eine peinliche Pause entstand. Auch ich wurde verlegen und roth. In meinem jungen Kopfe waren mit einem Male Fragen, Gedanken, Zweifel rege geworden, die mich früher niemals beunruhigt hatten. Die Erinnerung an den schwarz gesiegelten Brief, der im verflossenen Winter einen so mächtigen Eindruck auf meine Eltern hervorrief, stand lebhaft vor mir. Der hatte die Todesnachricht gebracht — gewiß, und sie wurde vor uns verborgen, wie überhaupt — fiel mir nun ein — Alles, was den Vater meines Vaters betraf. Meine Mutter bewahrte dem ihren ein liebevolles Gedächtniß und sprach oft von ihm, — mein Vater von dem seinen nie. Warum? — warum denn? . . . Und plötzlich wurde ich mir bewußt, daß es hier ein Geheimniß

gab, das unsere Eltern uns verschwiegen — und das fremde Menschen kannten. Fremde! — ihnen also in einer Beziehung wenigstens näher stehend, als wir, ihre Kinder. Eine heiße Empfindung der Scham bedrängte mich, ein quälendes Gefühl des Ausgeschlossenseins, der Unsicherheit, und die Frau Professorin mußte die Aufforderung, Platz zu nehmen an ihrer Seite, mehrmals wiederholen, bevor ich vermochte, ihr Folge zu leisten. Mit eindringlichen Worten nöthigte sie mich, zu essen. Die vortreffliche Frau sprach eine Weile für die ganze Gesellschaft; ihr Wahlspruch war: „Reden ist gut für Alles", und in der That begann ihre frische Munterkeit schon Proselyten zu machen in dem jugendlichen Kreise, als die Aufmerksamkeit desselben durch einen vor dem Hause entstandenen Lärm und Zusammenlauf eine neue Richtung bekam. Wir eilten Alle an die Fenster.

Mitten auf dem Platze hielt eine große alterthümliche Reisecarrosse, bespannt mit vier mächtigen Rappen in schweren Geschirren und gelenkt von zwei reitenden Postillonen in kurzen, gelben Röcken. Auf dem hohen Kutschbocke saßen zwei Bediente in ebenfalls gelber Livrée, und zwei Kammerfrauen auf der mit einem Dache versehenen Imperiale des Wagens. Dieser war mit dunklen Jalousien geschlossen, ein großes, bunt gemaltes Wappen zierte den Schlag; er hing in ungeheuren Schneckenfedern und schaukelte bei jeder Bewegung der das Pflaster stampfenden Rappen majestätisch hin und her. Eine Schaar von Gassenjungen umhüpfte die seltsame Equipage, Neugierige staunten sie von fern und nahe an. — Nun wurde eine der Jalousien herabgelassen — ein merkwürdiges Gesicht neigte sich aus dem Fenster heraus. Einer der Diener war vom Bocke gesprungen, trat mit dem Hute in der Hand heran, nahm ehrfurchtsvoll einen Befehl entgegen, sah einen Augenblick umher und eilte dann rasch entschlossen dem Hause des Professors zu. Noch einmal neigte sich der Kopf, dessen erster Anblick uns Allen einen Schrei des Erstaunens, ja des Entsetzens entrissen hatte, aus dem Schlage, dann verschwand er, und die Jalousien schlossen sich wieder.

Ich aber sah das Gesicht noch, obwol nicht mehr mit meinen leiblichen Augen. Es schien einer hundertjährigen Frau anzugehören, so todt, so fahl, so bleifarben schaute es aus einer Wolke von Spitzen, von grauen Bändern und Flören heraus. Haare weiß und flockig, wie Watte, bedeckten sorgfältig geordnet die Schläfe und die niedere Stirne bis zu den Wurzeln der gewaltigen Adlernase. Farblos lagen die Augen in ihren tiefen Höhlen, — die eingesunkenen Wangen, der lippenlose Mund, das stark vorspringende Kinn, dieß Alles womöglich noch verwitterter, als der obere Theil des Gesichtes, machte ein grauenhaftes Ganze aus.

Als der Professor den Diener ins Haus hatte treten sehen, war er ihm entgegengegangen; wir hörten ihn bald eiligen Schrittes wieder zurückkommen, und schon von der Thür aus rief er mir zu: „Die Dame frägt nach dem Wege zum Schlosse Ihres Vaters."

„Zu uns will sie?“ fragte ich bestürzt, „zu uns?“ und nahm meine Kappe und meinen Stock.

„Sollten Sie sich ihr nicht als Führer anbieten? Es wäre vielleicht passend. Entschließen Sie sich,“ drängte der Professor, „ich rufe den Diener zurück . . . Ei! da eilt er schon über den Platz . . . er steht am Wagen . . . sie fahren fort! . . .“

„Sie mögen fahren; ich bin vor ihnen dort,“ sagte ich und nahm eilig Abschied und rannte davon. Mir war, als schwebe eine entsetzliche Gefahr über unserem Hause, vor der ich warnen müsse.

III.

Athemlos und vor Hitze glühend, kam ich im Schlosse an und eilte, ohne den Dienern, die mich, verwundert über meine frühe Rückkehr, anriefen, Rede zu stehen, in das Arbeitszimmer meines Vaters. Ich berichtete ihm hastig, daß ihm ein Besuch bevorstünde, und, noch unter dem vollen Eindrucke der unheimlichen Erscheinung der Reisenden, beschrieb ich sie genau. Mein Vater hörte mich an und wiederholte mehrmals: „Es ist nicht möglich! es ist nicht möglich! . . .“ Nun stürzte Hans herein und meldete, der Waldhüter habe von seiner Hütte aus einen mit vier Pferden bespannten Wagen den Weg zum Schlosse einschlagen sehen. Der Alte hatte kaum ausgeredet, als meine Mutter erschien. Mein Vater eilte ihr entgegen und flüsterte ihr leise einige Worte zu. Sie erschrak und: „Wer?!“ rief sie unwillkürlich laut aus.

„Wer ist es, Herr?“ fragte Hans in größter Spannung.

„Nun denn — Gräfin Beate,“ erwiderte der Vater. Meine Mutter stand sprachlos. Der Jäger schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verlor dermaßen alle Haltung, daß er gellend und rasch die drei ersten Tacte des Alexander-Marsches pfiff, ein sicheres Zeichen der heftigsten Gemütsbewegung, die er zu empfinden vermochte.

Und jetzt pochte es dringend und wiederholt an den Thüren. Die Nachricht von dem Eintreffen eines Gastes hatte sich im Schlosse verbreitet, und dieses, seitdem meine Eltern sich in ihrer grünen Einöde angesiedelt hatten, unerhörte Ereigniß versetzte die Hausgenossen in eine Art von neugieriger Bestürzung. Jeder wollte wissen, wie er sich in diesem außerordentlichen Falle zu benehmen habe. Mein Vater wies die Leute an ihre Gebieterin; dem Zimmerwärter Herbert jedoch, einem mürrischen Greise, der länger im Schlosse lebte, als wir Alle, und der uns darin eigentlich wie Eindringlinge betrachtete, trug er selbst auf, für den Gast den linken Flügel bereit zu halten.

— Den linken Flügel! — das hieß für mich ein Bereich märchenhafter Pracht und Herrlichkeit, in das hineinzublicken mir nur selten vergönnt war. Er enthielt die mit alterthümlichem Prunke eingerichteten Gemächer des früheren Schloßherrn; meine Eltern betraten ihn nie, sie bewohnten die einfachen,

weiß getünchten Zimmer des rechten Flügels, welche in früheren Zeiten den Beamten des Gutes zum Aufenthalte gedient hatten.

Als Herbert sich brummend anschickte, den Befehl meines Vaters zu erfüllen, schlich ich ihm nach und schlüpfte glücklich hinter ihm durch das Thor. Nun befanden wir uns in dem hochgewölbten Stiegenhause mit dem verblaßten Deckengemälde, das alle Götter des Olymps vorstellte. In ihrer Mitte thronte Zeus, statt des Donnerkeils in der ausgestreckten Rechten einen vergoldeten Knauf tragend, in dem sich die ebenfalls vergoldeten Ketten vereinigten, an welchen der vielarmige krystallene Kronleuchter niederhing. Dann ging's die breite Treppe mit reich gemeißelter Rampe hinan, zum Gange empor. Schweres, dunkles Holzgetäfel bildete seine Decke, die Wände verschwanden hinter Hirschgeweihen, allerlei Thierschädeln, alten, fast schwarzen Bildern. Von hier führten mächtige Thüren, aus durch die Zeit tiefgebräuntem Nußholz, in die Gemächer. Während Herbert sich bemühte, die erste zu öffnen, wandte er seinen Kopf plötzlich um und sah mich hinter sich stehen.

„Lassen Sie mich ein — mit Ihnen, Herbert!“ bat ich.

„Warum denn nicht?“ gab er zur Antwort; „— Sie sind ja die Besitzer. — Früher freilich“ setzte er murmelnd hinzu, „hat es hier — Herren gegeben.“

Damit trat er ein und ich folgte ihm. Er öffnete die Fenster, ließ die laue Luft hereinströmen und nahm die grauen Decken von den Möbeln herab. Die Zimmer waren sein Stolz, seine Herzensfreude; er hatte unter seinem früheren Gebieter, einem alten Sonderling, dessen Name mit ihm erlosch und nach dessen Tode mein Vater die Besitzung erwarb, hier gehaust, hier war sein Herr gestorben — „sein Graf“, wie er ihn nannte — in dem riesigen Himmelbette mit den rothen Damastvorhängen, oben zusammengehalten durch eine federngeschmückte Krone, das jetzt unserem Gaste zur Lagerstätte dienen sollte. In einem der hohen Schränke hingen noch seine Waffen, andere bewahrten seltsame Instrumente, kleine künstliche Spielereien, Modelle von Kirchen, Palästen, Brücken und Schiffen, wieder in anderen hingen carmoisinfarbene und grüne Staatskleider mit Goldstickerei, die er getragen hatte.

Alle Räume glänzten vor Reinlichkeit. Durch die Fenster mit den vielen runden, in Blei gefaßten Scheiben nahmen die Bäume des Waldes sich aus wie gewunden, ihre vom Winde sanft bewegten Wipfel wogten in krausen Wellen. Ich durchschritt die ganze Zimmerreihe und eines erschien mir immer schöner und merkwürdiger, als das andere; ich hätte mich hier verbergen mögen und leben, allein, in der Betrachtung dieser Friese, dieser Stuccaturen, dieser wunderbaren Gobelins, die so seltsame Gestalten und Vorgänge darstellten; auf denen Menschen zu sehen waren mit großen Hüten auf den Köpfen, mit aufwärts gebogenen Spitzen an den Schuhen, in wallenden Mänteln oder in gebauschten Wämmsern, Schwerter

an der Seite, die bis zur Erde reichten. Um ihre Leiber, um ihre Häupter wanden sich wie Schlangen weiße Spruchbänder, auf denen Worte standen, die deutsch waren und die ich doch nicht lesen konnte.

Da weckte mich Herbert aus der Betrachtung all' dieser Wunder.

„Sie werden gerufen," sagte er; „hören Sie nicht?" Ich eilte in den Hof; dort standen schon meine Eltern, meine Geschwister, die Hausbewohner blickten neugierig und verstohlen hinter den Thüren und Fenstern hervor. Und nun erschienen die Köpfe der schnaubenden Rappen über der letzten steilen Anhöhe — nun wurden sie ganz sichtbar, und das Gefährte lenkte ein in die kurze Buchenallee, rollte über den Kies des Hofes und hielt vor dem Thore.

Die Diener sprangen vom Bocke herab, öffneten den Wagenschlag und hoben ihre Gebieterin heraus, langsam, sorgfältig. Jeder hatte sie unter einem Arme gefaßt und unterstützte, oder vielmehr, trug sie auch noch, als ihre Füße bereits den Boden erreicht hatten. Jetzt sahen wir erst, daß diese Füße gelähmt waren, und als die Greisin so vor uns hing in den Armen ihrer Diener, machte sie den Eindruck einer großen Puppe. Schlaff und schwer schienen alle Glieder ihrer hohen Gestalt, und sie regte sich kaum. Als bedürfe es eines besonderen Entschlusses, bevor sie ihre Augen von einem Gegenstande zum anderen wenden konnte, bewegten sich dieselben ruckweise, wie die einer Wachsfigur.

Mein Vater empfing die alte Dame mit einer gemessenen Begrüßung, welche sie nicht erwiderte. Hinter ihr war ein Männlein aus dem Wagen gesprungen, dürr und behende, — das verneigte sich tief und wiederholt vor meinen Eltern und ließ dabei ein eigenthümlich meckerndes Kichern vernehmen. Mein Vater trat bei seinem Anblick ein wenig zurück, mit einem kaum verhehlten Ausdruck des Abscheu's — dann, auf meine Mutter deutend, wandte er sich mit den Worten:

„Meine Frau, Gräfin Beate!" wieder an die Greisin.

Diese lehnte den Kopf steif zurück und sprach: „Wo ist Dein Erstgeborner?"

Mein Vater warf meiner Mutter einen Blick zu, den diese rasch verstand. Sie ergriff meine Hand, trat hoch aufgerichtet auf die Fremde zu und sagte voll ruhiger Würde, voll mütterlichen Stolzes:

„Hier ist unser ältester Sohn."

Nun fühlte ich ihn auf mir ruhen, den bösen, forschenden Blick der alten Frau, und mit schwerer Ueberwindung erhob ich den meinen zu ihr. Aber ich begegnete keinem feindlichen Auge; im Gegentheile, in den erloschenen Sternen, die starr auf mich gerichtet waren, flimmerte ein Schein von Freudigkeit, von Triumph.

Da rief plötzlich der Begleiter unseres sonderbaren Gastes:

„Haha! ein echter Tannberg — nicht wahr, Erlaucht? — Ja, das Blut, das Blut!" Er klopfte mir die Wange mit seinen knöchernen Fingern und fuhr fort:

„Der Junker heißt doch Egon, nach Familienbrauch?“

„Herr Doctor, er heißt Max“, sagte mein Vater nachdrücklich — „Max Wolfram, und der Name Wolfram besitzt meines Wissens keine Familientraditionen, dazu ist das Geschlecht zu jung.“

Der Doctor kicherte, eine Pause trat ein. Die Greisin hatte indessen still und theilnahmslos vor sich hingeblickt. Nun wendete sie sich zum ersten Male zu meiner Mutter.

„Madame Wolfram“, sprach sie mit höflicher, jedoch schneidender Kälte — „ich bin für einige Tage der Gast meines Neffen und — der Ihre.“

Meine Eltern begleiteten sie in ihre Zimmer, und der kleine Doctor hüpfte ihnen geschäftig nach. Wir aber athmeten sehr erleichtert auf; die Schwestern gingen in den Garten mit ihren Docken und mit ihrer Wärterin; wir zwei Buben rannten nach dem Stalle, wo die Rappen eben abgerieben wurden. Die Vorausrosse waren fromme Thiere und konnten bitten und knien; mein Bruder stand bald auf dem besten Fuße mit ihnen; die Stangenpferde waren wilde Kerle, und es dauerte einige Tage, bis wir Freundschaft schlossen, dafür wurde sie später auch um so inniger.

IV.

Gräfin Beate hatte allein auf ihren Zimmern gespeist; nach Tische ließ sie meine Eltern bitten, sie zu besuchen und mich mitzubringen.

Das Herz klopfte mir bis an den Hals herauf, als wir bei ihr eintraten. Sie saß in einem hohen Lehnstuhle, die gelähmten Füße in seidene Decken gehüllt. Vor ihr auf dem Tische lagen Schriften und Briefe, die der Doctor eben aus einer Mappe genommen und geordnet zu haben schien. Sie wies meinen Eltern einen Platz ihr gegenüber an und winkte mich zu sich herbei. Ich gehorchte und sie reichte mir ihre Hand zum Kusse — eine eiskalte Hand mit langen, schmalen Fingern. Es durchfröstelte mich, als ich sie mit meinen Lippen berührte; von einem Schauder aber wurde ich erfaßt, als diese Hand meinen Arm ergriff und die schreckliche Greisin mich immer näher, immer näher heranzog, bis mein Gesicht beinahe die Spitzen berührte, welche dicht und reich herabwallten von ihrer Haube. Und wieder ruhte auf mir derselbe glanzlose und doch triumphirende Blick, mit dem sie mich schon einmal angesehen hatte, jetzt aber noch durchdringender und tiefer, und fixirte mich lange, endlos, wie mir schien, bis meine Scheu, meine Angst sich in Ungeduld verwandelte, in Zorn. Es empörte mich, so betrachtet zu werden wie ein Ding, wie eine Sache, und fest und trotzig erwiderte ich ihren Blick, aber ich regte mich nicht, ich machte mich nicht los — ich wußte ja, daß ich es gar zu leicht gekonnt hätte, daß ich mit einer einzigen Bewegung meines Armes die alte Frau gezwungen hätte, mich frei zu lassen .... Daß sie alt war, daß sie eine Frau war, das lähmte mich. Ich weiß auch noch, wie mir dabei der Gedanke durch den Kopf flog: „Wenn ich Dich stieße, Dich träfe

mit meiner Faust, Du Böse, Du sänkest wol zusammen zu Moder und Staub."

In ihrem Gesichte indessen ging eine merkwürdige Veränderung vor. Ihre todten Züge belebten sich, ihr müder Ausdruck verwandelte sich in einen gebietenden. Sie richtete sich hoch auf in ihrem Lehnstuhle, und plötzlich beide Hände auf mein Haupt legend, sprach sie laut und feierlich:

„Ich segne den einzigen rechtmäßigen Erben des Hauses Tannberg."

Mein Vater war aufgesprungen:

„Was thun Sie?" rief er; „welche Thorheit, welcher Frevel!"

„Keines von Beiden", kreischte der Doctor — „keines von Beiden!"

„Mein Neffe", nahm Gräfin Beate wieder das Wort, „ich kam nicht, Deine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, ohne mitzubringen, was sie vergelten soll."

„Vergelten soll" wiederholte der Doctor — er hob die Papiere, die vor ihm lagen, ein wenig in die Höhe und klopfte damit mehrere Male auf den Tisch — „vergelten, Herr Graf von Tannberg!"

„Nicht diesen Namen!" schrie mein Vater ihn an. „Hüten Sie sich! Sie sind der Gast Egon Wolfram's — der Gast Egon Tannberg's wären Sie nicht einen Augenblick!"

„Genug!" gebot die Greisin, und der Doctor, auf dessen Lippen schon eine höhnische Antwort schwebte, schwieg mit einer halb kecken, halb ehrerbietigen Verneigung vor seiner Herrin.

Diese wandte sich zu meinem Vater — und nie werde ich den Ton — den Ton jeder einzelnen Sylbe vergessen, mit welchem sie, halb schaudernd, halb siegesfreudig, sprach:

„Der Sohn Deines Bruders lebt nicht mehr." Meine Mutter stieß einen leisen Schrei aus, und mein Vater trat einen Schritt zurück, drückte das Gesicht in die verschränkten Hände, und seine mächtige Gestalt erbebte vom Wirbel bis zur Sohle. Dann ließ er die Hände sinken, streckte sie gegen die beiden Greise ihm gegenüber aus und rief:

„Lebt nicht mehr . . .?!"

Wie Glockenklang durchhallte seine Stimme das Gemach, und ein leises Zirpen schien dagegen das zögernde: „Gestorben", das von den Lippen des Doctors tönte.

„Gestorben?" sprach mein Vater; „sagen Sie, wie gestorben? . . ."

Das Gesicht des Doctors wurde kreidig. Gräfin Beate saß wieder da stumm und starr und leichenhaft — kein Blick in ihrem Auge, keine Regung in ihrer Gestalt. Mit einem Male jedoch entwand ein heiseres Stöhnen sich ihrer Brust, sie zuckte krampfhaft und sank zurück in ihre Kissen. Meine Mutter bemühte sich um sie, der Doctor goß einige Tropfen einer stark riechenden Essenz auf einen Gazefächer und fächelte damit das Gesicht der Ohnmächtigen, immer wiederholend:

„Es ist nichts, gar nichts, Ihre Erlaucht haben sich nie besser befunden!“

Wirklich schlug die Gräfin bald die Augen auf. Ihr erster Blick fiel auf den Doctor; sie erbebte und schrie: „Egon!“

Mein Vater näherte sich ihr und gab meiner Mutter und mir ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen.

Schweigend gingen wir die Treppe hinab und eilten im stillen Einverständnisse, dem gleichen Verlangen nach Luft und Freiheit folgend, dem Garten zu. Lange wandelten wir über die grünen Wiesen, unter den hohen Bäumen hin, bevor mein Vater uns einholte.

„Sie schläft nun,“ antwortete er auf die Frage meiner Mutter nach Gräfin Beaten. „Sie hat eine zweite, tiefere Ohnmacht gehabt und wurde zu Bette gebracht. Ihre Frauen sind bei ihr.“

„Sie macht den Eindruck einer Schwerkranken,“ sagte meine Mutter. „Glaubst Du, daß sie sich meine Pflege gefallen ließe?“

„Ich zweifle daran, allein — wir wollen sehen,“ erwiderte der Vater. Er schien sehr sorgenvoll.

Nach dem Abendessen, als wir ihm „Gute Nacht“ gewünscht hatten und schon im Begriffe waren, das Zimmer zu verlassen, rief er uns zurück und schloß uns mit inniger Zärtlichkeit an sein Herz. Es war dieß eine hohe, seltene Gunst, die niemals verfehlte, einen großen Eindruck auf unsere jungen Gemüter zu machen.

Ich schlief wenig in dieser Nacht. Vom Fenster meines Zimmers aus sah ich im gegenüber liegenden Schloßflügel schattenhafte Gestalten ab und zu wandeln hinter den herabgelassenen Gardinen. Der Wiederschein eines hellen Feuers, das im Schlafgemache der alten Frau zu brennen schien, tanzte flackernd an der Wand, an der mein Bett stand. Und so oft meine heißen Lider sich schlossen und ich einzuschlummern versuchte, war mir, als streiche ein kalter Athem über mein Gesicht, als ruhten starre Augen auf mir, als säße die Greisin auf meiner Decke, beuge sich über mich und lege die Hände auf mein Haupt zu frevelhaftem, unglückbringendem Segen.

V.

In früher Morgenstunde ließ mich mein Vater zu sich bescheiden. Er schien, als ich bei ihm eintrat, noch ernster als gestern, empfing mich aber mit gewohnter Güte. „Bist früh aufgestanden, hast wenig geschlafen“ sagte er, meine Augen, meine Stirne sanft berührend. Dann fügte er mit verändertem Tone hinzu: „Lieber Sohn, die Ereignisse des gestrigen Tages zwingen mich, Dir jetzt schon von Verhältnissen zu sprechen, welche Dir, wenn es nach meinem Wunsche gegangen wäre, noch einige Zeit fremd bleiben sollten — von den Verhältnissen zwischen mir und meiner Familie.“

Er hielt inne; er rang offenbar nach einem Ausdrucke für seine Gedanken. Erst nach längerer Ueberlegung begann er von neuem:

„Du weißt, daß unter den gesellschaftlichen Einrichtungen, die das Mittelalter auf uns vererbte, auch eine besteht, welche aus der Macht entsprang, die einzelne, besonders glückliche oder besonders tapfere Männer über andere gewannen. Ich meine die Einrichtung des Adels. Sie hat sich durch die Jahrhunderte erhalten, obwol sie jetzt nicht mehr wie einst in der Macht, sondern nur in der Eitelkeit Derjenigen wurzelt, deren Vorfahren sie begründet haben. Damals nothwendig und nützlich, ja sogar schön — weil sich mit ihr der Gedanke an einen Stand verband, der, feineren Gesetzen der Ehre gehorchend, edlere Ziele verfolgend, als die meisten übrigen Stände, seine Mitbürger beschützte, indem er sie überragte — ist er jetzt überflüssig und darum schädlich geworden, am schädlichsten Denjenigen, die in ihm geboren sind. Den Schutz, den früher der reisige Herr seinen Untergebenen gewährte, gewährt jetzt der Staat gleichmäßig allen seinen Angehörigen; durch seine Arbeit erwirbt das Volk die Mittel, selbst die Organe aufzustellen und zu besolden, deren es zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung bedarf, unter der es allein gedeihen kann.

Der Adelige theilt dieses gemeinsame Los: statt zu beschützen, statt zu richten, wird er beschützt, wird ihm sein Recht. Wie jeder andere Bürger genießt er und befolgt er die Gesetze. Trotzdem gibt es Menschen, lieber Sohn, gibt sie noch heut', die sich für besonders bevorzugt halten, weil sie Nachkommen eines berühmten Geschlechtes sind, weil ein großer Name sich auf sie vererbte, in dessen längst erloschenen Glanz sie meinen sich wie in eine Glorie hüllen zu können. Sie vergessen, daß ihre Ahnen sich nicht von ihrem Namen tragen ließen, sondern ihn trugen zu Ruhm und Macht. Was diese von der Billigkeit forderten und nöthigenfalls vom Widerstande ertrotzten: Ehrerbietigkeit, Gehorsam, Rücksicht, fordern sie von dem Vorurtheil und unterstützen dadurch — denn jede Thorheit findet ihre Anhänger — die Lüge, den knechtischen Sinn und den verderblichen Wahn, daß ein anderer Unterschied bestünde unter den Menschen als derjenige, welchen ein mehr oder minder braves Herz, ein mehr oder minder klarer Geist zwischen ihnen begründet. Manche dieser Vornehmen gehen in ihrem Irrthume sogar so weit, zu glauben, daß die in der Erkenntniß rastlos vorwärts schreitende Zeit plötzlich Halt machen könne, umkehren auf ihrer Bahn und zurückgelangen zu den Tagen, in denen das Volk, seiner Menschenrechte unbewußt, sich hilflos und blindlings Demjenigen unterwarf, der ihm Brot und Befehle zu geben verstand. Von dieser Zeit erwarten sie die Wiedererlangung des Einflusses, den ihre Vorfahren einst besaßen, und verzehren ihre Kraft in dem nutzlosen Bestreben, das Unmögliche wieder herbeizuführen.

Zu den leidenschaftlichsten Anhängern dieses Wahnes gehört die Frau, die wir seit gestern unter unserem Dache beherbergen, meine Tante Beate, die Schwester meines Vaters, des Grafen Tannberg."

Er sprach die letzten Worte leise und mit Anstrengung, und ich hatte nicht den Muth, eine der Fragen auszusprechen, die sich mir auf die Lippen drängten. Bald jedoch fuhr mein Vater fort:

„Meine Tante Beate hat mich in früheren Jahren außerordentlich geliebt, wol weniger um meiner selbst willen, als weil ich in meinem Gesichte besonders deutlich ausgeprägt die charakteristischen Züge der Tannberg trug, und weil ich der ältere Sohn des Hauses, der Majoratserbe, wie sie das nennen, war. Sie stand in hohem Ansehen bei ihren Angehörigen. Ihrem gebieterischen Wesen, ihrem unerschütterlichen Willen, ihrem männlichen Verstande beugten sich wie selbstverständlich alle Mitglieder der Familie. Nur einmal hatte mein Vater ihrem Rathe zuwidergehandelt, und zwar an dem Tage, an dem er sich mit einem Fräulein aus verarmtem patricischen Geschlechte, meiner sanften Mutter, vermälte. Diese Verbindung war in ihren Augen ein Verbrechen, zugleich an der Wohlfahrt und an dem Glanze des Hauses, das sie ihrem Bruder niemals verzieh. Sie selbst hatte die Hand eines geliebten Mannes ausgeschlagen, weil sie unser ohnehin zerrüttetes Vermögen nicht schädigen wollte, indem sie ihre Ansprüche an dasselbe geltend machte, und es doch unter der Würde einer Tannberg fand, mitgiftlos in die Ehe zu treten. Meinen jüngeren Bruder Georg, einen kränklichen und zarten Knaben, haßte sie; er glich unserer Mutter in allen Stücken, und Beate behauptete, er werde von jener verzogen und verweichlicht. Er erwiderte ihre Abneigung und nährte sie, indem er sich ihren Befehlen widersetzte und ihr standhaft die Beweise von Ehrerbietung verweigerte, an welche ihre Umgebung sie gewöhnt hatte.

Nach dem frühen Tode unserer Mutter wurde mein Bruder auf Beatens Andringen in eine Erziehungsanstalt nach der Stadt geschickt und brachte von dort, als er zwanzigjährig ins Vaterhaus zurückkehrte, Anschauungen mit, die mit denen Beatens im schneidendsten Widerspruche standen. Ihr zum Trotz und Possen erhob er die Vorzüge des Reichthums weit über die der Geburt und spottete über die Vorurtheile, welche meinen Vater bestimmten, auf seinen ansehnlichen Gütern, die alle Bedingungen in sich vereinigten, ihren Besitzer zum reichen Manne zu machen, standesgemäß zu darben. Vielleicht mehr, um ihn zu beschämen, als weil er an die Verheißungen glaubte, die Georg zu erfüllen versprach, wenn man ihn in Tannberg schalten ließe, übergab ihm mein Vater einen Theil des Gutes zur Verwaltung. Alsbald wurden daselbst Fabriken errichtet, junge, thätige Beamte angestellt, Verbindungen mit Kaufleuten in Nähe und Ferne angeknüpft. Eine mächtige Unterstützung in seiner Thätigkeit wurde Georg gewährt durch die Familie seiner Frau, der Tochter eines durch industrielle Unternehmungen reich gewordenen Gutsnachbarn. In überraschend kurzer Zeit sahen wir seine Bemühungen von einem unerwarteten Erfolge gekrönt, und zu nie geahnter Höhe stiegen bald die Einkünfte Tannberg's.

Im ersten Jahre seiner Ehe wurde Georg ein Knäblein geboren, schwächlich, kränklich wie er selbst, und dieses Kind blieb sein einziges — mein Bruder hat keinen zweiten Erben zu hoffen. An dem blassen Söhnchen hing sein ganzes Herz, und ich mußte der bitteren Empfindung Rechnung tragen, die er zwar nicht aussprach, aber doch hatte, bei dem Gedanken, daß die Früchte all' der Mühen, die seine zarte Gesundheit aufrieben, dereinst nicht seinem Kinde, sondern mir zugute kommen sollten — mir, der es nie über sich gewinnen konnte, Theil an seiner Thätigkeit zu nehmen, dem dieselbe sogar eine unbezwingliche Abneigung einflößte. Das Werk, welches mein Bruder mit knabenhaftem Uebermuthe und Selbstvertrauen unternahm, hatte sich durch die Gunst der Umstände zu einer Welt für sich entfaltet, deren Macht und Größe ihn nun selbst überraschte, während mich ihr Treiben anwiderte.

Unsere stillen, grünen Thäler erfüllte der Rauch und Dampf der Schlote, die süßen Stimmen des Waldes übertönte das keuchende Stöhnen der Maschinen, der heilige Friede der Natur war gestört durch ein fieberhaftes Ringen nach materiellem Gewinn. — Dieß Alles erweckte mir unsägliche Wehmuth, und von empörtem Mitleid schwoll mein Herz bei dem Anblicke der zu freudloser Arbeit in den Fabriken verdammten Männer, Weiber und Kinder. Mit welchen Worten endlich vermöchte ich den Abscheu zu bezeichnen, den mir das Feilschen mit Hungrigen um den kargen Taglohn einflößte!

Mein Vater — ich wußte es — theilte im Stillen meine Empfindungen und unterdrückte sie; aber ein dumpfer Groll gährte in ihm, er fand sich beeinträchtigt in seinen Herrenrechten, übergangen, bei Seite gesetzt. Er schloß sich immer mehr von uns ab. „Man muß der neuen Zeit Platz machen," war jedoch der einzige Ausdruck, den er seinem Unmuthe gab. Tante Beate ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die brennende Wunde in der Seele meines Bruders schonungslos zu berühren, indem sie bei jedem neuen Erfolge, den er errang, ihn erinnerte, daß er ihn für mich errungen habe. Allein auch zwischen ihr und mir bestanden nicht mehr die früheren freundschaftlichen Beziehungen. Sie war damals — vor siebenzehn Jahren — eine noch wunderbar erhaltene Schönheit. In meinen Knaben- und Jünglingsjahren hatte ich wie zu einer Gottheit zu ihr emporgeblickt; später durchschaute ich die Härte und Kälte ihres Gemütes und begann mich von ihr abzuwenden. Sie fühlte mit Erbitterung das Abnehmen ihrer Macht, und ihr Stolz wurde dadurch auf das grausamste verletzt.

Die Verhältnisse im Schlosse gestalteten sich immer unbehaglicher, drückender, und wenn ich weniger darunter litt, als dieß unter anderen Umständen der Fall gewesen sein würde, so war's, weil ich mich in eine reinere Atmosphäre, in den Frieden einer schönen Häuslichkeit gerettet hatte, in der ich mein eigentliches Daheim fand.

Am Ende des zu Tannberg gehörenden, etwa eine Meile davon entfernten Dorfes Torgau, neben der Kirche, zu welcher Sonntags die

protestantische Landbevölkerung wallfahrtete, um das Wort Gottes von einem seiner würdigsten Diener verkünden zu hören, stand das schlichte Haus, das Pastor Wilhelmi mit seiner Tochter, dem einzigen von einer zahlreichen Familie ihm übrig gebliebenen Kinde, bewohnte. Drei blühende, vielversprechende Söhne hatte ihm der Tod entrissen; sie ruhten an der Seite ihrer Mutter, die ihnen nachgefolgt war, auf dem Friedhofe des Ortes. Ich sah den Pastor zurückkehren von dem Grabe, in welches er eben seine treue Lebensgefährtin zur ewigen Ruhe gebettet hatte, und von der Stunde an wurde ich sein begeisterter Jünger, sein verehrender Freund.

Bisher hatte kein Verkehr stattgefunden zwischen dem Prediger und uns — unsere Familie gehörte zu denjenigen, welche in der Reformationszeit dem katholischen Glauben treu geblieben waren — jetzt verging kein Tag, an dem ich nicht einsprach im stillen Pfarrhofe. Mein Sohn, welchen Mann lernte ich dort kennen! — Noch schwereres Mißgeschick, als dasjenige, das Gott über ihn verhängte, als er einen der Seinen nach dem anderen abrief von seiner Seite, hatte er durch Menschen erfahren; aber das eigene Unglück öffnete sein Herz nur tieferem Verständnisse für fremdes Leid. Wenn je eine Klage über seine Lippen kam, so hatte das Elend Anderer sie ihm abgerungen. Durch die grausamsten Prüfungen hindurch erhielt er sich einen freien Geist, ein warmes und mildes Gemüt, einen heiteren Sinn. Er war ein Weiser im Denken, ein Held im Dulden, ein Heiliger im Entsagen — ich habe keinen edleren Menschen gekannt. Ehre sein Andenken, mein Sohn; der Mann, von dem ich spreche, war Dein Großvater.

Der Tochter des Pastors begegnete ich bei meinen Besuchen selten und nur für flüchtige Augenblicke. Ein freundlicher Gruß beim Kommen und Gehen, eine herzliche Aufforderung zur Wiederkehr war Alles, was sie mir gönnte; doch beseligten mich diese kleinen Zeichen des Wohlwollens in viel höherem Maße, als ich mir davon Rechenschaft gab. So tief wurzelten noch die Glaubens- und Standesvorurtheile, die mir eingeprägt worden waren, daß eine Ehe zwischen mir und der Tochter eines protestantischen Predigers in meinen Augen als ein Ereigniß erschien, dem Hindernisse so unbesiegbarer Art entgegenstanden, daß sie nicht einmal den Wunsch aufkommen ließen, sie zu bekämpfen.

Indessen hatten meine Wanderungen nach dem Hause des Pastors längst die Aufmerksamkeit der Meinen erregt und einen Verdacht erweckt, dessen Grund mir zwar unbekannt war, dessen Wirkungen ich aber empfand. Immer ungütiger wurde meines Vaters und Beatens Benehmen gegen mich. Auch Georg und seine Frau waren verändert, gefielen sich, so oft sie mir begegneten, in höhnischen Andeutungen und wußten sich stets, wenn ich eine Erklärung derselben verlangte, mit einer ausweichenden Antwort abzufinden.

Einmal ließ mein Vater mich auf sein Zimmer rufen und befahl mir in kurzen Worten, meine Besuche bei Pastor Wilhelmi einzustellen. Bestürzt,

erschrocken, fragte ich nach der Ursache dieses grausamen Verbotes; er meinte, es stünde mir nicht zu, nach anderen Ursachen zu forschen, als nach denen, welche den Sohn zum Gehorsam gegen den Vater verpflichten. Ich erwiderte, daß ich sechsundzwanzig Jahre alt und mir keines Unrechtes bewußt sei, und daß ich glaubte, ihn bitten zu dürfen, mich blinder Unterwerfung, selbst gegen ihn, zu entheben.

Nun brach der verhaltene Groll los, den mein Vater seit Jahren in seiner Brust genährt und verschlossen hatte. Er erhob sich im Zorne, verwünschte die Vermessenheit und den Undank seiner Kinder und fluchte einer Zeit, die Alles mit Füßen trete, was man früher ehrwürdig und heilig nannte. Nochmals beschwor ich ihn, mir wenigstens das Recht der Frage zuzugestehen, warum ein Befehl über mich verhängt werde, der mich des höchsten Glückes beraube, das ich jemals genossen hätte. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als eine Tapetenthür dicht neben der Stelle, an der ich stand, geöffnet wurde, und Beate erschien. Durch sie erfuhr ich nun, daß meinen Beziehungen zum Pfarrhofe Beweggründe untergelegt wurden, die ich Dir nicht erklären kann, die jedoch den guten Ruf Deiner Mutter antasteten. Das war für mich ein fürchterlicher Schlag, und von meiner Bestürzung, von der Rathlosigkeit des ersten Augenblickes erlangte Beate, was ich meinem Vater verweigert hatte. Ich schrieb an Wilhelmi, daß Ereignisse, die ich nicht habe vorhersehen können, mich zu dem schmerzlichen Entschlusse bewogen hätten, ihn nicht wiederzusehen. Mein Brief blieb unbeantwortet. Einige trostlose Wochen vergingen; ich schloß mich ein in mein Zimmer, las, dachte und träumte, und empfand mit jeder Stunde, die verrann, die Macht der Bande tiefer, die mich an die kleine Familie fesselten, welcher ich die besten Eindrücke meines Lebens verdankte. Meine Sehnsucht nach den geliebten Menschen wurde endlich so groß, daß ich meinem Vater erklärte, ich müsse meinen alten Freund und seine Tochter noch einmal aufsuchen, wär' es auch nur, um Abschied von ihnen zu nehmen. Zu meinem Erstaunen machte mein Vater keine Einwendung dagegen, und Beate sprach mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Gehe nur, geh'!"

Voll banger Ahnungen klopfte ich eine Stunde später an die Thür des Pfarrhofes. Eine fremde Magd öffnete, fremde Gesichter schauten aus den Fenstern nach mir. Der Pastor war fortgezogen — Niemand wußte, wohin. Zögernd und abwehrend beantworteten die Leute meine dringenden Fragen nach der Veranlassung seines Scheidens aus der Gemeinde, um deren Wohl er so treu besorgt war, von den Gräbern seiner Kinder und seines Weibes. Endlich gelang es mir aber doch, aus einzelnen Aeußerungen die ganze Wahrheit zusammenzulesen. Die Verleumdungen, von denen Beate mich in Kenntniß gesetzt hatte, waren durch sie selbst und durch ihr williges Werkzeug, den Doctor, in so geschickter Weise unter den Dorfbewohnern verbreitet worden, daß sie unbedingten Glauben fanden. Ein roher Ausbruch der allgemeinen Entrüstung zwang den Pastor, die Menschen zu

verlassen, denen er so viel Gutes gethan hatte. Er war gegangen, des letzten, das er noch besaß — seines ehrlichen Namens — beraubt.

Nachdem dieß Alles mir klar geworden, vollzog sich in mir eine ungeheure Verwandlung. Alles, was Liebe und Verehrung für die Meinen, Achtung vor dem Stande hieß, von dem ich bisher geglaubt hatte, er schließe bei seinen Angehörigen sogar den Gedanken an eine niedrige Handlung aus, starb an dem Tage in meiner Brust. Ein Anderer, als ich es verlassen hatte, betrat ich das Vaterhaus. Dort wurde eben ein Fest abgehalten. In glänzender Weise feierten sie den Geburtstag Beatens — sie saß im geschmückten Saale an der Spitze der Tafel, umringt von den Ihren und den Bewohnern der benachbarten Schlösser. Das Gastmahl ging zu Ende, der Wein röthete die Angesichter der Männer, die Frauen strahlten in erregter Schönheit, laute Fröhlichkeit herrschte, Scherzreden flogen hin und her — unwürdige Scherzreden, wie ich sogleich wahrnahm, denn sie besudelten einen Frauenruf — und die Lippen Derer, die sie aussprachen. Als ich erschien, trat ein verlegenes Schweigen ein; ein aufmunternder Blick Beatens gab jedoch Denen, die zuletzt gesprochen hatten, den Muth fortzufahren. — Mein Kind, die schändlichen Spöttereien dieser Menschen betrafen die Jungfrau, die ich — das fühlte ich in diesem Augenblicke — die ich liebte über Alles in der Welt, — betrafen Hedwig.

Ich hörte den Spöttern zu, ich unterbrach sie nicht; ich stand da, wie ein Gerichteter. Mir war, als fiele ein Theil der Schmach, welche diese Leute auf ihre Häupter häuften, auf mein eigenes Haupt — ich gehörte ja zu ihnen — wir waren Genossen — ihr Stand zählte mich unter seine Vertreter, und verantwortlich fühlte ich mich für sie Alle. Aber plötzlich schrie es auf in mir: — Nein! nein! wir haben zusammen nichts gemein — ich kann mich lösen von Euch!

Ich schritt auf Beate zu und klagte sie laut der Unthat an, die sie an Jenen begangen hatte, denen ich in Wahrheit angehörte, nicht durch den Zufall der Geburt, und deren Schicksal ich von nun an knüpfen wollte an das meine. Im Angesichte meines Vaters that ich den Schwur, daß nie eine andere, als Deine Mutter — wenn es mir ja gelänge, ihre Neigung zu erwerben — meine Frau werden solle.

Es war todtenstill im Saale, als ich ihn verließ. Mein Bruder eilte mir nach, suchte zu begütigen, warnte vor einem übereilten Entschlusse. Bald folgte ihm mein Vater und befahl mir, mein Wort zurückzunehmen, öffentlich, wie ich es gegeben hatte. Das verweigerte ich; und nun fand ein Auftritt statt, dessen Beschreibung ich Dir ersparen will. Die Folge desselben war, daß ich am nächsten Tage eine Urkunde unterschrieb, kraft welcher ich zu Gunsten meines Bruders auf meine Erbrechte verzichtete.

Bald darauf ritt ich aus dem Vaterhause, gefolgt von meinem treuen Hans, der mich nicht verlassen wollte. Es gelang unseren eifrigen Nachforschungen, die Spur des Pastors zu entdecken; wir fanden ihn in einem

Dorfe an der österreichischen Gränze — dort war er auf seiner Wanderung todtkrank zusammengebrochen.

Sein Leben endete friedlich und sanft; er wußte, daß er seine Hedwig nicht schutzlos hinterlasse. Ich empfing sie aus der Hand des Sterbenden. Und auch sie vertraute mir; sie wurde meine Frau.

Mit dem kleinen Vermögen, das mir nach dem Tode eines entfernten Verwandten meiner Mutter zugefallen war, erwarb ich Waldsee, wo Ihr geboren seid, und wo ich seit sechszehn Jahren ein Dasein führe, dessen stilles Glück durch nichts getrübt wurde, als durch die Briefe, die mir mein Bruder dann und wann vom Hause zusandte. Sie berichteten von immer wachsender Uneinigkeit in der Familie, von Beatens finsterer Gehässigkeit gegen ihn, die sie allmälig auch unserem Vater einzuflößen verstand. Deutlich sprach sich Georgs Besorgniß aus, daß Jener längst bereue, die Uebertragung meiner Erbansprüche auf den jüngeren Sohn zugegeben zu haben und versuchen werde, dieselbe anzufechten. Wirklich ließ mein Vater, der mir Anfangs meine Briefe uneröffnet zurückschickte und sie später wol angenommen, aber niemals beantwortet hatte, mir plötzlich seine Verzeihung ankündigen. Ich empfing sie mit freudiger Dankbarkeit, und als er mich bald darauf zur Heimkehr aufforderte, wollte ich gerne kommen, vorausgesetzt, daß ich als Egon Wolfram kommen dürfe. Dadurch allein konnte ich hoffen, die Befürchtungen zu zerstreuen, welche eine Aussöhnung zwischen meinem Vater und mir meinem Bruder erweckte. Auch glaubte ich, den Namen, den ich abgelegt hatte, als ich, Allen entfremdet, die ihn trugen, von Tannberg fortgezogen war, nicht wieder annehmen zu sollen: — nicht, weil die Bitterkeit noch bestand, welche mich damals erfüllte, — sie war längst erloschen — sondern weil sich im Laufe der Jahre die Ansichten über meinen früheren Stand, die ich Dir eben darlegte, immer klarer in meinem Geiste ausgebildet, immer fester gewurzelt hatten in meinem Herzen. Ich konnte ihnen nicht zuwider handeln, ohne gegen mich selber unwahr und untreu zu sein.

Mein Vater freilich war in anderen Ueberzeugungen alt geworden; die meinen gelten zu lassen, vermochte der Greis nicht mehr. — Wer dürfte ihm einen Vorwurf darüber machen, daß er mir schreiben ließ, er kenne keinen Egon Wolfram? . . . Einige Monate später traf die Nachricht von seinem Tode ein. Er ist im Grolle gegen mich gestorben. . . .“

Mein Vater athmete tief auf, erhob sich und ging mehrere Male im Zimmer hin und her. Wieder besann er sich lange, bevor er fortfuhr:

„Dieß Alles erzähle ich Dir, mein Kind, weil in Dir durch den Auftritt, an dem Du gestern theilgenommen hast, sicherlich Fragen und Gedanken rege gemacht worden sind, die ich beantworten und die ich auf die rechte Bahn lenken will. Es können hier durch Beatens Leute Gerüchte in Umlauf kommen, welche Dir, in entstellter Weise zugetragen, ein falsches Urtheil in Dingen bilden könnten, in denen Du, spät oder früh, klar zu sehen berufen bist.

Noch Eines bleibt mir übrig, Dir zu sagen. — Ich werde auch jetzt, wo mein Bruder selbst mich dazu auffordern läßt, meine früheren Rechte nicht wieder geltend machen, weil ich ihnen feierlich entsagt habe, und für immer, nicht zum Scheine, nicht zum Spiele — weil ich mein Wort gegeben habe, nie, weder für mich, noch für meine Kinder, Ansprüche auf das Erbe der Tannberg zu erheben, und es halten muß.

Aber ein Tag kann kommen, an dem Du, mein Sohn, aufgefordert wirst, den Namen und die Güter anzutreten, auf welche ich verzichtet habe. Dann wirst Du thun nach Deiner Ueberzeugung, sowie ich nach der meinen gethan habe. Eine Lehre nur will ich Dir fest in die Seele prägen — was immer zu werden Du Dich entschließest, das sei ganz. Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne Dich nicht Graf von Tannberg, wenn Du ein Fabrikant bist. Das Eine schließt das Andere aus. Der ehrenwertheste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann, im Sinne des Wortes, verfolgt ideale Zwecke. In dem Augenblicke, wo der letztere vergaß, daß in ihnen, und in ihnen allein, seine Macht wurzelt, hat er sich als Edelmann aufgegeben. Ein Geschäft, in dem er gewann, ist ein Geschäft, in dem er verlor; denn seines Amtes ist, Nutzen zu gewähren, nicht Nutzen zu nehmen. Die getreue Befolgung der hohen und subtilen Ehrbegriffe, die seinem Stande die Existenzberechtigung gaben, legt Pflichten auf, denen heutzutage keine Rechte mehr entsprechen, und Derjenige, der ihnen nachlebt, ist nicht allein ein Diener, er ist ein Opfer der Tradition. Wenn Du, mein Sohn, Tannberg jemals als Herr betrittst, so müssen die Räder stille stehen in den Fabriken — den Menschen, welche darin ihren, wenn auch kargen Lebensbedarf fanden, muß Ersatz dafür geboten werden. Die übrigen wirst Du zur gesunden Thätigkeit des Feldbaues berufen, aber sehr bald inne werden, daß dieser, um seiner selbst willen betrieben, allerdings den Wohlstand des Arbeiters fördert, den des Arbeitgebers jedoch untergräbt.

Der Adelige, der auf seinen Gütern kein Industrieller werden will und angewiesen ist, von diesen Gütern zu leben, wird unfehlbar seine Verhältnisse sich verschlechtern sehen, — wird erfahren, daß er seine Thätigkeit an ein Werk wendet, das im besten Falle in der nothdürftigen Erhaltung des Bestehenden gipfelt, aber kein rüstiges Gedeihen, kein Aufblühen erwarten läßt. Erwiderst Du mir nun: Gut — ich will weder ein adeliger Kaufmann, noch ein im Vorurtheil eingesponnener Landjunker werden, aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebensberuf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen zum Beispiel, oder den wissenschaftlichen — den geistlichen oder den kriegerischen — dann antworte ich:

In den beiden ersten Fällen wird der Adel Dir hinderlich sein, denn ein ungünstiges und fast unbesiegbares Vorurtheil begrüßt seine Mitglieder auf diesen geistigen Gebieten, gegen deren Vertreter sie sich bisher, fast immer, in thörichter Verblendung fremd und abwehrend verhielten. — In

den beiden anderen Fällen wird der Adel Dir unnütz sein, wenn man ihn als gleichgiltig und nicht beachtenswerth ansieht — verderblich jedoch, dem Besten in Deiner Seele verderblich, wenn er Dich zum Gegenstande einer Bevorzugung macht, welche Du ihm, nicht Dir selbst verdankst.

Nochmals, lieber, lieber Sohn! Wenn Du zurückkehrst zum Hause Deiner Väter, so walte dort im Geiste des edelsten unter ihnen. Dann sei Dein Interesse das Letzte, was Du bedenkst — das Wohl der ärmeren Bewohner Deiner Heimat das Erste und Wichtigste. Erhalte und wecke den Sinn für Redlichkeit und Fleiß in ihren Männern, schütze ihre Greise vor Noth, sorge für den Unterricht ihrer Kinder — gib, was Du hast. Und wenn Du Dein Haus verfallen, Deine Habe sich mindern siehst, so erhebe Dich an dem Gedanken, daß Du aus den Trümmern Deiner Schlösser den Obdachlosen Hütten bau'st, daß Du das beste Erbe Deiner Vorfahren: die lautere Gesinnung, das menschenfreundliche Herz, durch Dein Beispiel, wenigstens auf Einzelne wieder vererbst, zum Besten des großen allgemeinen Ganzen. Also thue, mein Sohn — oder, tritt in die Reihen Deiner arbeitenden Brüder, ein Gleichheißender mit den Gleichseienden, und kämpfe ihn frisch und muthig mit, den männlichen Kampf nach erstrebenswerthen Zielen. Es kommt die Zeit, welche von Dir die Wahl fordern wird. Ich stehe dann vielleicht nicht mehr an Deiner Seite, um sie zu leiten, Du aber wirst Dich dennoch erinnern, daß Dein Vater Dir einst sagte, er hätte Dich lieber zu einem Manne der Gegenwart und der Zukunft erzogen, als zu einem Märtyrer der Vergangenheit."

VI.

Gräfin Beate erholte sich nach Verlauf einer Woche so weit, daß sie wieder sprechen und einige Nahrung nehmen konnte. In den Nachmittagsstunden ließ sie täglich unsere Mutter und uns zu sich bescheiden, an das große Lager, auf dem sie ruhte, steif und still wie auf einem Paradebette. Prächtige Kissen unterstützten ihr Haupt, bunte, mit Spitzen und Bändern gezierte Decken breiteten sich aus über sie. Die Luft im Gemache war erfüllt von dem Dufte starker Essenzen, und trotz der herrschenden Sommerhitze loderte im Kamine ein helles Feuer, das Tag und Nacht unterhalten werden mußte.

Eines nach dem anderen wurden wir angewiesen, an sie heranzutreten und ihre Hand zu küssen. Ich that es rasch und gedankenlos, und schlich alsbald, während meine Mutter, oft mühsam genug, halb mit Güte, halb mit Gewalt, meine jüngeren Geschwister zu dergleichen Ehrfurchtsbezeigung zwang, in das nächste Zimmer, in dem der unverschlossene Schrank sich befand, der die Waffen des früheren Schloßherrn enthielt. Unter ihnen hatte ich einen kleinen Hirschfänger entdeckt, den ich bis jetzt noch nicht zu berühren gewagt, der aber mein ganz besonderes Entzücken und den Gegenstand meiner

heißesten Wünsche ausmachte. Selbst im Traume verfolgte mich der Gedanke an ihn. Ach, einmal nur ihn umgürten, einmal nur ihn tragen dürfen, das wäre Seligkeit!

Eines Tages erwartete uns, als wir zu Gräfin Beate kamen, der Doctor im Vorzimmer und flüsterte meiner Mutter zu: „Sie ist sehr schwach; es geht zu Ende, diese Nacht gewiß, wenn nicht schon diesen Abend."

„Weiß mein Mann . . . ?" fragte meine Mutter, und verfärbte sich.

„Er weiß — natürlich weiß er — aber treten Sie ein, die Gräfin erwartet Sie und wird unruhig."

Die alte Frau empfing uns heute zum ersten Male aufrecht sitzend in ihrem Bette. Ihre eingesunkenen Augen leuchteten in unstätem Glanze und die Hand, die sie erst meiner Mutter und dann mir entgegenstreckte, während sie dieselbe sonst matt auf der Decke ruhen ließ, war warm und ihre dünnen Adern klopften. Seit ihrer Krankheit hatten wir die Gräfin nur mehr lispeln gehört; jetzt sprach sie mit deutlicher, vernehmlicher Stimme.

„Sie ist ja gesund", dachte ich, und eilte wohlgemuth dem Waffenschranke im Nebenzimmer zu. Sorgsam, ohne Geräusch, zog ich den ersehnten Hirschfänger daraus hervor. Wie herrlich war er! wie schön ciselirt die Silberverzierung auf seiner ledernen Scheide! Und erst der Griff! — der Kopf eines Ebers bildete ihn — wie meisterlich war der gearbeitet! . . . Wie drohten seine gewaltigen Zähne, wie blinkten die kleinen Augen aus Granaten! . . . Im Schlafgemache wurde laut gesprochen — die Gräfin sagte:

„Denken Sie an die Zukunft Ihrer Kinder, Madame. Bekämpfen Sie die unglückliche Grille meines Neffen — ich bitte Sie darum — hören Sie, Madame? — ich bitte Sie!"

Dann erwiderte meine Mutter sanft . . . was denn? — ich hörte es nicht. Ich hatte meinen Hirschfänger umgeschnallt und fragte mich, ob ein Mensch, der ihn besäße — zu eigen besäße — noch einen Wunsch übrig haben könne? — Nun versuchte ich, ihn herauszuziehen aus seiner Hülle, aber meine Bemühungen waren vergeblich — er widerstand. . . . Da wurden Sessel gerückt im Nebenzimmer, meine Mutter rief, angstvoll wie mir schien, den Namen meines Schwesterchens — nun wird sie mich rufen, und ich soll fort, ohne das Beste an meinem Kleinode, seine Klinge gesehen zu haben — unmöglich! Das wäre unmöglich! . . . Mit wüthender Anstrengung schloß ich die linke Hand fest um die Scheide, faßte mit der rechten den Griff und zog an. — Die Waffe gab nach — im selben Augenblicke jedoch fühlte ich einen leisen Schmerz in der Hand, mit welcher ich die Scheide umklammerte; diese war, was ich früher nicht bemerkt hatte, an der Kante geborsten und die Schneide des scharf geschliffenen Messers hatte mir beim Herausziehen die vier Finger bis auf den Knochen durchschnitten.

Erst in schweren Tropfen, dann in feinen Fäden, quoll mein Blut auf die Diele und floß dort zusammen in dunklen, großen, schnell wachsenden Flecken . . . Gott! Gott! was wird Herbert sagen, wenn er die Verwüstung

erblickt? — Ich suchte nach einem Tuche in meiner Tasche, um den Estrich damit zu reinigen — ich hatte vergessen, eines mitzunehmen.

Immer reicher rann das Blut nieder, der Schmerz wurde heftig und brennend, indeß mich's kalt überlief den Rücken entlang. Das Gemach hüllte sich in Nebel und die Gegenstände darin begannen zu schwanken.

Im Schlafzimmer vernahm ich ein Hin- und Hereilen, eine bange Bewegung... Jemand rief — war's nicht mein Vater? — „Geht, geht Alle!" Die Thür wurde geöffnet und geschlossen — wieder sprach's ... ja, ja, es war mein Vater: „Wir sind allein, rede!"

Hinter den Vorhängen des Bettes hervor klang eine antwortende Stimme. Sie erklärte, sie erzählte, langsam und eintönig. Aber von den Worten, die an mein Ohr schlugen, gelangten mir nicht alle zum Bewußtsein; gar manche rauschten vorüber und mein Gedächtniß nahm sie nicht auf.

Die abgebrochenen Sätze, die ich behielt, lauteten ungefähr also: „Welch' ein Leben in Tannberg, seitdem Du es verließest — welche Menschen zu Gast im alten Hause! ... Geldgewinn ihr einziges Streben, Vortheil — gleichviel wie errungen — ihr einziger Ehrgeiz. Sie kennen nichts, was unschätzbar wäre, was sie nicht glauben kaufen zu können, hieße es nun ein Kleinod oder eine Ueberzeugung, eine Maschine oder ein Herz. ... Und die Leute, die Dein Bruder heranzog zur Erziehung seines Erben! ... Philosophen nennen sie sich, Gelehrte? — — Möge ihr Wissen alles Erschaffene umfassen — Eines haben sie nicht gelernt — Eines, das wir schon unseren Kindern einprägten: das Ehrwürdige verehren! ... Sie besitzen ein herrliches Mittel, sich nicht beugen zu müssen vor dem, was edel ist und geheiligt durch eine jahrhundertlange reine Vergangenheit — sie läugnen und sie verhöhnen es!"

Länger wurden die Pausen, in denen ich nichts hörte, als ein Brausen und Summen, und zwischen durch die heftig ausgestoßenen Reden: „Sie sprachen von Gleichheit ... Frevelhafter Unsinn! Ungleichheit hält die Welt zusammen, Ungleichheit ist das Grundgesetz der Natur! Ewig in dunkler Erde kriechen muß die Wurzel, damit die Rose sich entfalten könne im Sonnenschein und der Baum die beherrschende Krone wiegen in den Lüften ... Nicht zwei Gräser sind gleich, nicht zwei Sandkörner — und die Menschen, die verschieden begabten — von denen jeder die Freude anders empfindet und anders den Schmerz, deren Augen denselben Gegenstand anders sehen, deren Gehirn denselben Gedanken anders bildet, sollen gemessen werden mit Einem Maße, und unterstehen Einem Gesetze?!" Die Sprecherin athmete schwer, beklommen und zornerstickt kamen die Laute aus ihrem Munde, ich verstand sie erst wieder, als sie sagte:

„— — Hab' ich im Leben durch Hochmuth gefehlt — er ist gesühnt, reichlich, durch den Umgang mit diesen Männern, diesen — Buben! ... Buben bleiben sie in grauen Haaren, die das Alter nicht ehren und die Würde der Frau ... Und was erlitt ich erst durch das Kind, das aufwuchs zwischen

ihnen und die Lehren der Krämer und die Lehren der Freigeister einsog mit entgegenkommendem Verständnisse ..." Abermals eine lange Pause, dann: „Es war ein tückisches Geschöpf, niedrig, feig und frech ... Es erbleichte beim Anblicke eines geladenen Gewehres, es ergriff die Flucht vor einem bellenden Hunde — aber versteckt hinter Bäumen lauerte es den Bettlern auf, die sich dem Hause näherten und verjagte sie mit Steinwürfen ... Das sah Dein Vater einmal, und an dem Tage rief er Dich zurück ... Wärst Du gekommen, Egon, Egon! — empfangen hätte er Dich, wie der verlorene Sohn empfangen wurde im Vaterhause. Er würde selbst der Ketzerin milde gewesen sein und liebreich ihren Kindern ... Gott im Himmel! — wir hatten so viel erduldet durch sie — durch die Mutter des Erben — die mit uns in einer Kirche betete ... Du aber kamst nicht — aus anderen Gründen als diejenigen, die Du eingestandest ... ich kenne Dich! — Um Deines Bruders willen kamst Du nicht — kamst nicht, weil Du seine habsüchtigen Hoffnungen nicht zerstören wolltest — Du kamst nicht, weil Du wol wußtest, daß Dein bloßes Erscheinen genügt hätte, Deinen Vater zum Widerrufe zu bewegen, zum Widerrufe des unseligen Entschlusses, der Dich um Dein Eigenthum betrog und es hingab dem Mäkler! ... Du kamst nicht und Dein Vater siechte dahin — und ich ... Herr im Himmel! ... Näher — näher zu mir, und höre ... Ich hatte den Doctor hierher gesandt — er weilte einige Tage verborgen in Deiner Nähe — Du wußtest nichts davon — Du sprachst ihn nicht — mir aber verlangte danach, einmal in ein Auge zu blicken, das auf Dir geruht — wenn auch nur von ferne — wenn auch von Dir ungesehen. ... Da erfuhr ich, wie Du lebtest, geachtet von Allen, ein Edelmann unter Deinem bürgerlichen Namen — in Deiner ärmlichen Einfachheit mehr Ehrfurcht genießend, als die dort jemals genossen in ihrem eklen Luxus. ... Und von der Pastorstochter — von Deiner — Deiner Frau hörte ich, daß sie hohen Sinnes sei ... sie! sie! — an der ich das Aergste beging, was begangen werden kann — eine niedrige Handlung, schlimmer als Mord ... Schweige! — keine Entschuldigung dafür ... ich trage leichter die Erinnerung an schwerere Schuld! ... Auch von Deinen Kindern, den mit Dir beraubten, erzählte er ... Egon! Egon! und ich stand machtlos da und dem Wahnsinne nahe, und rang mit meiner Reue! ... O — Dir wieder gewinnen, was Du hinwarfst, weil ich Dir's verleidete ... gut machen an Dir! — der Gedanke brannte sich fest in meinem Hirne — der Wunsch zerfraß mir das Herz ... Und kein Mittel dazu — keines, wie ich auch sann ... Das Document vernichten, in dem Du Allem entsagtest, was Dir gebührte? Ich hatte es erwogen und verworfen. — Wie hätte der Krämer sich erhoben und die Gesetze angerufen zu seinem Schutze und sich nicht entblödet, die Familie hinzuschleppen vor die Gerichte, und den Namen preiszugeben dem Scandal ... Nein, kein Mittel — keines — so lange das Kind lebte, das ihm den Besitz werth machte — so lange das Kind lebte — keines! ..."

Ein Schluchzen — ein keuchendes Athmen — — und nun der Klang einer tiefen Stimme, der wohlthuend, erlösend herüber drang zu mir, als wie ein Friedensbote durch Sturm und Nacht, und mich umspann mit seinen milden Tönen.

Aus dem traumartigen Zustande, in welchen der Verlust meines dahinströmenden Blutes mich allmälig versetzte, wurde ich erst nach längerer Zeit wieder aufgeschreckt durch die zu leidenschaftlicher Entgegnung ausgestoßenen Worte: „Du willst nicht?! — Auch jetzt nicht?! . . . O dann — Fluch über mich — dann ist's umsonst geschehen! . . .“

Ringsum wirbelte Alles im Kreise; leuchtende Punkte flimmerten vor meinen Augen. Ich schwankte, ich fiel — — auf ein wogendes Meer, dessen Wellen sich mit mir senkten und hoben. Ein Tosen um mich her, ein Klingen, und durch all' dieses hindurch die jammervolle Klage:

„Es ist umsonst geschehen!“

Jetzt wurde es stille — auch in mir stille, — bis jene tiefe, ruhige Stimme sich wieder erhob, dießmal jedoch strenger, lauter, und sprach:

„Was ist geschehen? — Bekenne! — entlaste Deine Seele und stirb in Frieden.“

Jede Secunde erhöhte meine Beklommenheit, meine Qual. Ich empfand mit unsäglicher Angst, daß ich der unwillkürliche Zeuge einer Unterredung sei, die ich nicht mit anhören sollte. — Ich versuchte mich aufzuraffen — vergeblich, — ich versuchte zu rufen: „Schweigt! schweigt! — ich bin da“ — aber die matten Töne, die meinem Munde entstiegen, erstarben unvernommen . . . Und drüben schien die Greisin sich zu bäumen, sich zu winden in ihren Kissen — „Bekennen?“ zürnte sie; „ich habe nichts zu bekennen. Wer darf mich richten, weil ich den Tod des Kindes herbeisehnte aus allen Kräften? — sprach ich's denn aus? — und wenn ich's that — vielleicht — — einmal — gegen wen geschah's? . . . Wem sagte ich: „„Mein Vermögen Dem, Alles, was ich besitze, Dem, der das Kind wegtilgt von der Erde . . .““ Wem sagt' ich's — dem Alten, der es wußte, bevor ich gesprochen, was ich litt und was ich wünschte . . .“

Ein Ausruf des Grimmes, des Abscheu's unterbrach sie; ein heftiger Wortwechsel entspann sich; immer herzzerreißender erscholl die Klage: „Umsonst! umsonst!“ — immer strenger der Befehl: „Bekenne!“ — Dann flehte es — dann winselte es: „Ich will, ich will — bleibe — ich will . . .“

Ich lag da wie im Starrkrampfe, und nur Anfangs gelang es mir, mein Ohr Beatens Worten zu verschließen. Sie sprach leise, aber so deutlich, so eindringlich! — und ich, ob schaudernd, ob widerstrebend — unterschied jeden Laut . . . .

„Dein Bruder verreiste, das Kind wurde krank, der Doctor behandelte es. Rettung war möglich, und die Mutter hoffte sie. Sechs Nächte hatte sie durchwacht am Krankenbette, jetzt versagte ihre Kraft. — Sie schlief, als ich eintrat — und im Nebenzimmer die Wärterinen schliefen . . . In

der Ecke stand die verdunkelte Lampe; heller, als ihr Licht, spielte der Mondschein auf dem kleinen Lager, worauf der Erbe ruhte. Und er war bleich und hager und häßlich, und hatte ein Greisenangesicht. Ich beugte mich über ihn — und in mir rief eine Stimme: Er kann nicht leben — wird nicht — soll nicht! . . . Da regte sich's — dort — am Pfühl . . . der Alte war's — und er hielt ein Fläschchen in seiner Hand und sah mich an und hob es in die Höhe — es schimmerte im Mondenlichte so klar, so weiß — und zog meinen Blick an allmächtig — flößte mir Grauen ein und zog doch meinen Blick an — allmächtig! . . . „Heilung?" fragte ich. Der Alte antwortete:

„Heilung der einzelne Tropfen, — das ganze — Tod."

Und er reichte das Fläschchen herüber zu mir — o! . . . o! . . . ich aber stieß den Arm des Versuchers zurück . . . Da grinste der Alte und trat näher zum Kinde — und das Kind schlug die Augen auf und wimmerte und weinte vor Durst — und die Mutter richtete sich auf im Schlafe — hauchte den Namen des Lieblings — und sank wieder hin, und regte sich nicht mehr . . . Und ich — und ich — — Egon — hierher! . . . Ich wandte mich — Gott — Gott — Allerbarmer! — ich schwör's, ich weiß nicht, was geschah . . . Ich ging — und blickte nicht zurück . . . . Ich weiß nicht, was geschah . . ."

Die Stimme sank; fürchterlich, entsetzlich war das hohle Stöhnen, mit dem sie sprach:

„Am Morgen, als sie Zeit fanden, sich nach mir umzusehen in ihrem Jammer um das Kind, lag ich an der Thür meines Gemaches, mit gelähmten Gliedern, vom Tode schon berührt."

Schwieg sie, oder übertönte das Summen und Rauschen in meinem Kopfe jeden von außen kommenden Klang? . . Träumte ich, daß plötzlich ein gellender Schrei ausgestoßen wurde, dem Jubel so nahe verwandt, wie der Verzweiflung? — Träumte ich, daß dieser Schrei so gräßlich war, daß er mich weckte aus meiner bangen Ohnmacht zum vollen Bewußtsein namenloser Angst und mir Kraft gab zu einem vernehmlichen Rufe? — Träumte ich, daß Schritte sich mir näherten, Arme mich umschlangen, und daß ich getragen wurde durch ein großes Gemach, vorbei an einer unvergeßlichen Gestalt, die vor sich hin in die Leere starrte und vor sich hin flüsterte, unwillkürlich, unbewußt und geheimnißvoll, mit dem stillen Frohlocken des Wahnsinns:

„Und doch nicht umsonst . . . Der Name erlischt, aber nicht sein makelloser Glanz. — Kein Unwürdiger hat ihn jemals geführt, wird ihn jemals führen . . .!"

Hab ich's geträumt? — hab ich's erlebt?

Als ich die Augen aufschlug, saß meine Mutter neben mir und wechselte den Verband an meiner Hand. Ich wollte sprechen — sie winkte mir zu

schweigen, und ich gehorchte gerne, -- meine Erschöpfung war so groß, mein Kopf so schwer. Erst spät am Abend erwachte ich wieder, und langsam, nebelumhüllt, kehrte mir die Erinnerung zurück.

Durch das Fenster meines unerhellten Zimmers schimmerte vom rechten Flügel herüber der Glanz der vielen Lichter, welche zu Häupten des Bettes brannten, auf dem die Leiche Gräfin Beatens ruhte.

Abschied von Wien.

(23. November 1871.)

Von

Fried. Ferd. Grafen Beust.

Leb' wohl, mein Wien! Muß es denn sein?
Ich dachte nicht so bald von Dir zu scheiden,
Jetzt fühlt' ich ganz mich wieder Dein
Und Dich mit mir, in Freuden, wie in Leiden;
So laß mich ziehn,
Leb' wohl, mein Wien!

Es schlug mein Herz voll Sympathie
Für Dich schon in dem Land, das mich geboren,
Doch als Du, ehrenreich wie nie,
Zu Deinem Bürger hattest mich erkoren,
Schlug's stolz und kühn, —
Leb' wohl, mein Wien!

Ein blühend Reich, ein fröhlich Wien,
Das war mein Dichten, Trachten und Empfinden,
Nicht galt es in den Kampf zu zieh'n,
Die Stämme galt es friedlich zu verbinden,
Vergeblich Müh'n; —
Leb' wohl, mein Wien!

Doch war es nicht vergebens, nein,
Wenn ich für Frieden und Gesetz gestritten,
Sie beide sichern Dein Gedeih'n
Und Gutes wird aus dem, was ich gelitten,
Dem Reich erblüh'n,
Leb' wohl, mein Wien!

Der Tag ist grau, die Stadt ist still,
Die mir der Kränze manchen hat gewunden,
So soll es sein, ich selbst es will,
Wenn Sie mich läßt in diesen ernsten Stunden
In Frieden zieh'n,
Leb' wohl, mein Wien!

Das Dampfroß schnaubt, den Bergen zu
Der Zug mich führt, den Bergen zu ich eile,
Dort ward mir oft ersehnte Ruh',
Dorthin, wo gern' ich im Gedanken weile,
Will jetzt ich zieh'n,
Leb' wohl, mein Wien!

O meine Berge! Ist's nicht auch,
Als wollten sie mich heißen weiter gehen?
Es weht ein kalter, eis'ger Hauch
Mich an von ihren rings umflorten Höhen, —
Einst war's so grün!
Leb' wohl, mein Wien.

Dahin denn über Land und Meer
Im Nebelflor dem Kreidefels entgegen,
Ein herrlich Land dort groß und hehr; —
Und doch wird es auf allen meinen Wegen
Zu Dir mich zieh'n,
Zu Dir, mein Wien!

Denn auch am ferngeleg'nen Strand
Sich heimatliche Klänge mächtig regen,
Mein Herz gehört dem Vaterland,
Für Alles, was ihm Glück nur bringt und Segen,
Wird es erglüh'n,
Heil Dir, mein Wien! —

Gedichte.

Von

Betty Paoli.

1.

Drei Stufen.

Umflossen von des Glückes Schein,
Den Uebermuth nicht zähmen,
Im Mißgeschicke, schwach und klein,
Zur Demuth sich bequemen,
Sich, je nach dem Erfolg des Tag's,
Für hoch, für niedrig achten:
Das ist so des gemeinen Schlag's
Verhalt in Lebensschlachten.

Dann gibt es eine zweite Art,
Aus besser'm Stoff gezeuget,
Die, wenn ihr voll Gelingen ward,
Das Haupt in Demuth beuget,
Und, wenn der Blitz herniederfuhr,
Der Saat und Frucht vernichtet,
Beraubt, verarmt, es höher nur
Und stolzer aufwärts richtet.

Doch Ein's geht drüber noch hinaus:
Bei allem Schicksalstreiben,
Bei Frühlingshauch und Sturmgebraus
Derselbe stets zu bleiben!

Demüthiger im Glücke nicht,
Nicht stolzer in Gefahren,
In Schmerz und Lust das Gleichgewicht
Der Seele zu bewahren!

2.

Alliebe.

Einst in meiner Jugend Tagen,
In den Jahren meiner Kraft,
Hat der Dolch der Leidenschaft
Glüh'nde Wunden mir geschlagen!
Längst schon, längst sind sie verheilt!
Ja, vergessen schier zur Stunde
Ist die Qual, die ich ertragen!
Ach, und dennoch muß ich fragen,
Heut' wie damals, wo der Friede weilt!

Denn seitdem ich im Gemüthe
Meiner Ichheit Joch zerbrach,
Ward in mir die Liebe wach,
Die nun meines Herbstes Blüthe:
Liebe zu der Creatur!
Liebe, die unsäglich Mitleid
Für die arme, abgemühte,
Deren Loos, statt Gottes Güte,
Du bestimmst, tyrannische Natur!

Jeder Seufzer, jedes Stöhnen,
Klagend in dem weiten All,
Weckt in mir den Wiederhall,
Spricht zu mir mit Brudertönen!
Still trug ich mein eig'nes Weh,
Aber dem der Welt genüber
Fühl' ich's meine Brust durchdröhnen:
Feig' mit ihm dich zu versöhnen,
Fluch dir selbst, vermöchtest du es je!

3.

Vierzeilen.

„Mein treu'stes Wollen, Tag für Tag
„Seh' ich's an äuß'rer Hemmunig scheitern!“
Getrost! wer thut, was er vermag,
Der zählt schon zu den besten Streitern!

An ihre Hoheit uns zu mahnen,
Beschützt die Poesie der Bann,
Daß der Gemeine sie nicht ahnen,
Der Flachkopf sie nicht lieben kann.

Nicht liebe es, noch fluch' dem Leben
In zornig wilder Ungeduld!
Betracht' es, muthig und ergeben,
Als Sühnung unbewußter Schuld.

Wird's trüb' um dich und trüber,
Nagt grimm der Schmerz an dir,
So denk': es geht vorüber, —
Wenn anders nicht, — mit mir.

Wohl scheinen Beide von demselben Holz,
Doch können sie sich nimmermehr vertragen:
Wo Eitelkeit die Zelte aufgeschlagen,
Da bleibt nicht länger Raum für edeln Stolz.

Und wüßte sie das, was sie erkor,
Auch noch so sicher geborgen,
Sie bliebe doch ängstlich wie zuvor, —
Die Liebe ist stets in Sorgen!

Ob sie der Unschuld Miene trüge,
Flieh' Heimlichkeit vor allen Dingen!
Sie ist schon eine halbe Lüge,
Und wird dich bald zur ganzen zwingen.

Lern' in deinem eig'nen Schmerz
Wie in einem Goldschacht graben!
Nütz' ihn aus! es soll dein Herz
Fruchtlos nicht gelitten haben.

Sie sähen gern ihr Schicksal sich gestalten
Zum tragisch herrlichen Gedicht,
Verspürten gern der Unterird'schen Walten, —
Nur weh' thun dürft' es ihnen nicht!

Zur Noth nicht ertragen, du mußt in Huld
Die, so dir entgegen, umfassen!
Denn ohne Liebe ist deine Geduld
Nur mühsam bezwungenes Hassen.

Mich trieb nicht der Zug der eig'nen Natur,
Den Flug nach dem Aether zu wagen,
Der mächtige Fittig des Schmerzes nur
Hat schwindelnd empor mich getragen!

O Kunst! du höchste, reinste Kraft!
Wer dich zu schmäh'n sich unterwindet,
Der ist damit genug gestraft,
Daß er dein Wesen nicht empfindet.

Ist dir denn selber stets bewußt
Dein tiefstes Wollen und Empfinden?
Und doch meinst du in deiner Brust
Das Maß für And'rer Thun zu finden?

Du, dem die Einsamkeit verhaßt,
Gesellschaft minder nicht zur Last,
Wie willst du dem Geschick enteilen,
Dich, wo du sein magst, zu langweilen?

Da, wo Einer widerstrebend,
Vor der eig'nen That erbebend,
Thut, was er nicht lassen kann,
Fängt des Dämons Walten an.

„Ist in diesen Erdentagen
„Werth ein Preis, danach zu ringen?“
Lerne nützen, Segen bringen,
Und du wirst nicht länger fragen.

Gedichte.

Von

Robert Hamerling.

1.

An die Nationen.

Vernehmt mich, groß' und kleine Nationen,
Die Ihr geharnischt tretet auf den Plan!
Ihr ringt umsonst nach Eigenruhmes Kronen;
Der Einzelvölker Arbeit ist gethan!
Die an der Seine, am Belt, am Ister wohnen,
Begegnen fortan sich in einer Bahn.
Was ihr getrennt erstrebt und still begründet,
Vollendet ihr vereint nur und verbündet.

In dieser Zeit, wo Draht und Schiene spotten
Der Alpen, und ein Kabel-Telegramm
Den Morgengruß des Yankee bringt dem Schotten,
Wo zieh'n von Land zu Land, von Stamm zu Stamm
Die Zeitungsblätter als Erob'rerflotten —
In dieser Zeit baut Zwietracht Wahn und Damm?
Wenn Völkergeister ineinanderzittern,
Da soll das Herz der Völker sich zersplittern?

Weltbürgerthum — vermögt Ihr's auszutreiben,
Wenn es zu tiefst euch schon im Blute sitzt?
Was Ihr gelernt, vermögt ihr's wegzutreiben
Wie Rost vom Stahl? Es dauert, wie geritzt

Von Demantgriffeln in kristallne Scheiben,
Und wächst, wie in den Baum geschnitzt.
Was Vätern einst von Außen angeflogen,
Ihr habt es mit der Muttermilch gesogen!

Noch Großes, Einzelvölker, mögt Ihr schaffen,
Ureigenes zu schaffen, ist zu spät.
Noch manchen schönen Kranz mögt Ihr erraffen,
Der And'rer Stirnen länger schon umweht;
Reich mögt Ihr werden, blühend, stark in Waffen,
Und klug auch — mögt, durch Kraft und Muth erhöht,
Zum Gipfel klimmen auf des Ruhmes Scale —
Nur Eins könnt Ihr nicht sein: Originale!

Ihr sagt: „Was lebt, das hat ein Recht zu leben!" —
So schreibt Euch wirkend ein in Clio's Buch!
Nur macht den Namen, den Euch Gott gegeben,
Nicht schnöde zu des Hasses Bannerspruch.
Seid nicht bemüht zu trennen, nein, zu weben:
War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch.
Daß sie das Werk der Weltgeschichte kröne,
Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.

So lange tausendfältig Kain den Abel
Unblutig oder blutig noch erschlägt,
Und nicht der Streit, der einst erregt zu Babel,
Des Sprachenkampfs Erinnys beigelegt —
So lang' nicht Poesie als Taub' im Schnabel
Des ew'gen Völkerfriedens Oelzweig trägt —
So lange, sag' ich Euch, trotz der Fanfaren
Des Fortschrittsjubels, sind wir noch Barbaren.

2.

Ein Schillerbild am Donaustrande.

Wenn niederstiege der Sänger des Tell
Von Elysiums goldener Schwelle
Und neigte sein sinnend Angesicht
Zu uns aus der ewigen Helle,

Und blickte um sich auf Oesterreichs Au'n,
Und schaute das Volk, das Land —
Anweht' es ihn lockend wie Heimathluft
Am blühenden Donaustrand.

Hier hört er, wie nirgend auf deutschem Grund,
Die Pulse des Lebens pochen,
Hier säh' er schon südlich angeglüht
Das Blut in den Adern kochen;
Er fände statt nordischen ernsten Sinn's,
Der in ruhiger Kraft sich erweis't,
Frei wogenden Herzensüberschwang,
Bildsam beweglichen Geist.

Er merkte das alpenumgürtete Land
Mit seinen Thälern und Hängen,
Mit den Auen am Strom, von Blüthen umschneit
Und durchschallt von hellen Gesängen,
Ein offener Tempel des Genius sei's,
Und mit friedlicher Hütten Rauch
Zum Himmel walle der Opferduft
Der schönsten Begeisterung auch!

Ja der Sänger der schönsten Begeisterung,
Hier fänd' er die eigenste Stätte,
Hier fühlt' er sich traulich, hier fühlt' er sich wohl,
Wie der Strom im blumigen Bette.
Hier wär' er unter den Seinen ja
Und sehnte sich kaum noch zurück
Vom Strand, wo Liebe so reich ihn krönt,
Nach elysischem Geisterglück.

Doch ach, es hält ihn das Lichtreich fest,
Und Stein und Erz nur vergönnen
Will uns das Geschick: in Stein und Erz
Nur dürfen wir unser ihn nennen.
Doch wir jauchzen auch so ihm — gesegnet sei,
Wer da horcht auf das mahnende Wort:
Ein Schillerbild am Donaustrand
Soll ragen als leuchtender Hort!

Das Dichterbild, es wird sich hell
In den Wellen der Donau spiegeln,
Und decken wird es der Blüthenschnee
Von Oest'reichs grünenden Hügeln:
Doch — Stromgeflüster und Blüthenschnee
Und trauernder Lüfte Zug,
Wär's genügendes Opfer dem Genius?
Und thät es uns selber genug?

Das Schillerbild, kein todtes Idol —
Wir mögen der Götzen entrathen —
Ein eherner Schuldbrief muß es sein,
Einlösbar durch männliche Thaten.
Oft ward einem Dichter der Stein statt Brot's,
Doch schlimmer noch möchte es sein,
Wenn statt des lebendigen Dichtergeist's
Dem Volk einst bliebe der Stein.

Des Weisen Gedanke, des Dichters Wort,
Sie sind wie glänzende Myrrhen,
Sie ruh'n als todter Tempelschatz
Duftlos in den blanken Geschirren:
Der Funke von Außen muß fallen darein,
Muß entzünden ihr köstlich Arom',
Muß entfesseln zur Labe dem ganzen Volk
Der ziehenden Düfte Strom.

Entgegenwallender Geistesdrang,
Der Thatkraft schlagende Funken,
Sie müssen dem Volkesherzen entsprüh'n,
Zu erwerben, was schlummerversunken:
Zu erlösen der Schönheit lieblich Gewölk
Aus des Lebens Weisheitskorn,
Und der Wahrheit erfrischende Segensfluth
Aus Kristallen im Dichterborn.

Es geht ein gewaltiger Drang durch die Welt,
Ein bilderstürmerisch Toben:
Weg, Bilder und Zeichen! so schallt es laut,
Und was auf den Schild war erhoben

Jahrhunderte lang als erhab'nes Symbol —
Zertrümmert stürzt es hin:
Aus modernden Bildern und Zeichen ersteh'n
Will nun der lebendige Sinn!

Und dennoch erhöh'n wir ein Dichterbild?
Ihm wollen wir Huldigung zollen?
O wohl uns, daß wir's können noch,
O Heil uns, daß wir es wollen!
Stürzt einst der gewaltige Bildersturm
Vom Altar den Genius auch,
Dann ist uns erloschen das lieblichste Licht,
Und was bleibt, ist Dunst nur und Rauch!

Der Genius führt aus der Einsamkeit,
In der sie ihn lebend gelassen,
Nach dem Tode die Welt auf den Markt hinaus,
Hinaus auf die lärmenden Gassen:
Nun feiert sie ihn, nun dankt sie ihm erst,
Was Herrliches er ihr verlieh. —
Die Dichtersühne, kommt sie zu spät?
Für ihn — doch nicht für sie! —

Auch nicht für uns am Donaustrand,
Die manches zu spät erfahren:
Ein Schillerbild — gesell' es traut
Sich unsern heimischen Laren! —
Im Völkergemisch, im Zungengewirr,
Soll's steh'n als mächtiger Hort,
Und werfen still in die Kämpfe des Tag's,
Ein erlösendes Zauberwort!

Ja, ein Hort soll's, ein Helfer und Streiter für uns,
Keine reglos starrende Last sein:
Die Trotz noch bieten dem edleren Geist
Für sie soll's ein „steinerner Gast" sein,
Der leise gespenstig die Hand erhebt
Und mit dem Haupte nickt,
Und in die Seele des Schlechten tief
Den Stachel des Schauders drückt!

Und dem Edlen, was soll es dem Edlen sein?
Eine ragende Memnonssäule,
Die lieblich tönt im Morgenroth,
Getroffen vom Sonnenpfeile;
Die sympathisch erglüht, erklingt,
So oft ein Strahl sie berührt,
Der entgegen einem schönen Tag
Die Stämme der Menschheit führt!

Und richten wir's auf, das Schillerbild
Am grünen Donaustrande,
Wohin soll's kehren sein Angesicht?
Nach dem deutschen Vaterlande!
Gen Norden weisen soll ernst und still
Die Dichterhand von Erz —
Der Pfahl, der deutsche Lande noch trennt,
Er geht durch des Dichters Herz!

Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer.

(Jänner 1869.)

Von

Auguste von Littrow-Bischoff.

Der Verein zur Errichtung eines Schiller-Denkmales in Wien hatte ein Damen-Comité berufen, um zur Herbeischaffung der fehlenden Mittel behilflich zu sein.

Das Comité bestand aus den Damen: Baronin Ebner-Dubsky, Paula Frankl, Hofschauspielerin Gabillon, Gräfin Wickenburg-Almásy, Henriette von Wiener, Henriette Zimmermann und mir.

Unter manch' mühevollen Aufgaben, die wir Alle zu lösen hatten, da es galt, eine musikalisch-declamatorische Akademie zu veranstalten, fiel mir der erfreuliche Auftrag zu, Grillparzer zu besuchen, um irgend eine dramatische Kleinigkeit, vielleicht ein Bruchstück aus einem seiner noch unbekannten vollendeten Stücke zu erbitten oder wenigstens die Einwilligung zur Aufführung des Fragmentes Hannibal für unsere Akademie zu erlangen, welche Sonntag den 21. Februar 1869 um die Mittagstunde stattfinden sollte, nachdem wir die Erlaubniß, die Räume des k. k. Operntheaters nächst dem Kärntnerthore benützen zu dürfen, erhalten hatten.

Ich hatte Grillparzer in letzter Zeit nur wenig besuchen können und wurde bei meinem Eintritte mit herzlicher Freundlichkeit und mit dem Ausdrucke seiner Zufriedenheit, die Anführerin der Bande zu sehen, begrüßt — denn eine Bande seien wir ja, da wir darauf ausgingen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

Ich antwortete, wie diese Anführerschaft auf einem Zufall und wol nur darauf beruhe, daß ich die älteste sei, daß er aber irre, indem ich nicht seiner Taschen, sondern seiner Schubladen wegen käme, in der That aber von der Absicht beseelt wäre, nach meinen besten Kräften Alles in Bewegung zu setzen, um irgend etwas für unsere Akademie zu erbeuten.

— „Ich kann Sie versichern, daß ich nicht das Geringste habe, was sich zu solch' einer Aufführung, wie Sie im Sinne haben, eignen würde."

„Und ich kann Sie versichern," erwiderte ich scherzend, „daß ich sehr gut weiß, wie dieß eine stehende Redensart bei Ihnen geworden ist, und daß man Ihnen die Libussa, die Esther, den Hannibal und so viele Gedichte nur dadurch abgerungen hat, daß man sich nicht daran kehrte."

— „Man hat sich so lange nicht daran gekehrt", versetzte Grillparzer, indem er sich über mein peremtorisches Wesen lachend in seinen Armstuhl lehnte, „bis man mir Alles entwunden, was ich von solchen Dingen hatte. Witthauer, der damalige Redacteur von vielen Dichter-Albums, Zeit-, Monat- und Wochenschriften, war mit Allem zufrieden, was ich ihm gab oder was er nahm, wenn es auch noch so flüchtig hingesudelt war, und auf solche Weise sind manche dieser ganz unbedacht hingeworfenen Scenen auf die Bühne gekommen."

„Und ich will Witthauer's Jüngerin werden," rief ich, „und nicht ruhen, bis ich Erfolge habe gleich ihm. Ich bitte Sie daher in meinem und Ihrem Interesse, machen Sie mir die Sache nicht allzu schwer und geben Sie gutwillig zur Verherrlichung eines anderen deutschen Dichters ein kleines Almosen aus Ihrem reichen Schatze; etwa einen Act aus der Jüdin von Toledo oder ein paar Scenen aus Kaiser Rudolph, die ja als vollendete Arbeiten in diesen Schubladen liegen.

— „Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Ehrenwort," sagte Grillparzer nach einigem Besinnen, „daß ich, wenn ich etwas Passendes hätte, es Ihnen vor jedem Anderen gäbe, allein ich bin rein ausgeplündert."

Er erzählte, wie er schon mehrmals ähnlichen an ihn gestellten Begehren aus dem gleichen Grunde nicht habe willfahren können und da ich daraus die Vergeblichkeit weiteren Drängens ersah, zog ich mich auf die Vertheidigungslinie des „Hannibal" zurück.

„Wenn Sie schon so hartherzig gegen mich sind", seufzte ich, „und unseren Wünschen kein Gehör schenken, lassen Sie mich doch nicht ganz unverrichteter Sache von dannen ziehen; überantworten Sie uns wenigstens, was Sie schon preisgegeben und gestatten Sie die Aufführung des Hannibal."

— „Des Hannibal? Des kleinen Bruchstückes? Das ist viel zu kurz für eine Bühnen-Darstellung. Ehe der Zuschauer einen Eindruck empfängt, ist die ganze Scene vorbei."

„Das lassen Sie unsere Sorge sein," versetzte ich, „Ihr Name hat einen solchen Klang, daß es fast einerlei ist, was wir bringen, vorausgesetzt, daß es von Ihnen und dem Publicum neu ist."

— „In solchen Klängen irrt man sich sehr leicht."

Ich setzte auseinander, daß Sachverständige zur Aufführung riethen, während eben die Kürze der dramatischen Scene, welche hier in Frage stand, den Gedanken an eine theatralische Darstellung bei mir nicht hätte aufkommen lassen; daß ich jedoch überstimmt und von Leuten überstimmt würde, welche derlei Dinge erstens besser verstünden als ich, zweitens aber darauf hinwiesen, daß auf dem Titel zu lesen sei: „Scene aus dem noch ungedruckten

Trauerspiele Hannibal, von Franz Grillparzer" und daß ich demgemäß stricte Ordre hätte, zu bewirken, daß die vorhergehenden oder darauffolgenden Scenen mir ausgeliefert würden.

— „Es existirt außerdem, was Sie kennen und was alle Welt in Händen hat, auch nicht ein Wort von diesem Trauerspiele, das nur in Witthauer's Phantasie lebte. Ich hatte wol später einmal die Idee, einen Hannibal zu schreiben — aber Sie wissen ja, ich war ein fauler Mensch, ich kam nicht dazu. Jedenfalls wäre der Held darin auch zugleich der tragische Charakter geworden und nicht das Hauptgewicht der Persönlichkeit auf Scipio gefallen, wie in diesem Fragmente, während doch Hannibal das tragische Interesse für sich hat und in der Tragödie haben müßte."

Ich betonte, daß eben jener Titel uns zu der soeben gestellten Bitte veranlaßt habe und daß, wenn wirklich nichts vorhanden sei, was diese Scene zu einem bestimmteren Abschlusse bringe, ich mich noch einen Schritt weiter vorwagen und um ein paar Zeilen, vielleicht nur einige Worte, bitten wollte, welche es möglich machten, den Vorhang herabrollen zu lassen.

— „Der Beisatz auf dem Titel ist, wie ich schon sagte, eine reine Erfindung des Herausgebers, um die ich mich nicht kümmerte, umsoweniger, als ich nie gedacht hätte, daß man darauf verfallen könne, dieses hingeworfene — ich möchte fast sagen Gespräch — aufführen zu wollen. Es ist gerade das Gegentheil von der Esther — das ist ein Bruchstück aus einem Drama, welches bestand — freilich nur in meinem armen Kopfe — und dessen Idee und Ausführung mir vorgeschwebt. Hannibal aber ist eine selbstständige Scene, die ich hinschrieb ohne Ueberlegung, ohne Vorbedacht auf Nachfolgendes, ohne Zusammenhang mit Vorhergehendem, wie sie sich mir eben gestaltete, da ich einmal den Livius wieder durchging; und ich meine, man merkt ihr das auch an."

Ich sah dieß ein und bemerkte, daß in der That keine Beziehungen auf außerhalb vorgehende Begebenheiten vorkämen; die beiden Charaktere, um die es sich hier allein zu handeln schien, wären in dieser Scene so vollkommen ausgeprägt, daß allen weiteren Ausführungen das Interesse fehlen müßte.

— „Sie haben die richtigen Vorstellungen, mich wundert nur, daß Ihre Sachverständigen dieselben nicht theilen."

„In meinem Comité", erwiderte ich, „sind zwei Dichterinen, eine tragische Künstlerin und noch andere verständnißvolle Frauen, die aber alle, sowie auch ich, nicht von dem Standpunkte der Kritik Ihres Hannibal, sondern von einer Idee ausgehen, in welcher wir einstimmig sind, und dieß ist die Ueberzeugung, daß wir etwas von Grillparzer haben müssen."

— „Wenn die Bande darin einstimmig ist, wenn es durchaus sein muß und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, mögen Sie's meinethalben aufführen, obwol ich Ihnen im Voraus sage: viel werden Sie nicht damit ausrichten. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich hatte es niemals zur Aufführung bestimmt, nicht einmal daran gedacht."

Ich dankte in großer Freude und da Grillparzer ersah, welchen Werth ich darauf legte, versprach er, ohne daß ich weiter davon Erwähnung machte, dem Hannibal, wenn es angehe, noch ein letztes Wort in den Mund zu legen. Er ließ sich darauf ausführlich erzählen, wie sich die Dinge begeben hatten, wie dieses Comité zusammen gekommen, was eigentlich unsere Aufgabe war, und welche Mittel in Bewegung gesetzt wurden, um dieselbe zu lösen.

— „Wenn ich sehe, was Alles geschieht und wie man bittet und bettelt — nicht, um einem Lebenden zu Hilfe zu eilen — und auch da würde ich dagegen protestiren — sondern um einen dahingeschiedenen Dichter zu ehren, so muß ich sagen, ich finde zwischen Mittel und Zweck keine Uebereinstimmung. Wenn ich dächte, daß es jemals Jemandem einfallen könnte, mir ein solches Monument zu setzen — woran glücklicher Weise Niemand denken wird — und ich wüßte, daß solche Maßregeln dazu ergriffen würden, daß man betteln ginge um Geld und hausiren mit Billets, die man den Leuten aufnöthigt — und das Alles, um einem Dichter eine Ehre zu erweisen — wenn ich denken sollte, so etwas geschähe meinetwegen, es würde mir den Tod verleiden. Man könnte nicht einmal ruhig sterben. Im Grabe müßte man sich umkehren."

„Aber bedenken Sie doch," sagte ich scherzend, da Grillparzer sich in seinem Lehnstuhle umher warf und in großer Heftigkeit mit erhobener Stimme sprach, — „ich komme ja nicht wegen eines Monumentes für Sie, — sondern für Schiller."

— „Wenn sie mir ein Monument setzen", fuhr er fort, nachdem ich mir einige Scherze über seinen Aerger erlaubt, die ihn lachen machten — „wenn sie mir ein Monument setzen wollten, das müßte zu Pferde sein, dazu paßt meine Gestalt am besten. Was sie dem Schwarzenberg abgenommen an Corpulenz, das könnten sie mir zulegen, um es recht wahrheitsgetreu zu machen. Und man dürfte doch wenigstens sitzen — das lange Stehen hielt' ich nicht aus — aber als Reiterstatue würde ich mich gut machen."

Er lachte, spöttelte, rieb sich die Hände und wurde sehr guter Laune. Auf das projectirte Denkmal für Schubert übergehend, meinte er, daß des Letzteren Gestalt sich gleichfalls nicht besonders zu plastischer Darstellung eigne, daß aber ein solches Monument, wenn dergleichen überhaupt existiren solle, in Wien doch ganz am Platze wäre und daß er es sehr passend finde — wie das Gerücht gehe — dem großen Liederdichter im Stadtparke eine Büste zu setzen.

— „Das freut mich und das finde ich ganz gescheit", fuhr er fort, „denn es interessirt zu wissen, wie so ein Mann ausgesehen, bei dem sich alles Gedachte in Töne umgewandelt hat, wie dieß bei Schubert der Fall war."

„Besonders bedeutend und Geistesthätigkeit verrathend war Schubert's Physiognomie nicht," warf ich ein.

— „Aber doch weit interessanter, als die lebensgroße Wiedergabe seiner Kleider und Stiefel und jedenfalls prägt sich doch in dem Kopfe der

Geist aus, während der Körper solcher Männer sich selten, ja fast niemals zur Darstellung eignet und nur mit Mühe durch Mäntel, die sie niemals getragen haben, versteckt wird. Eine Büste hat auch noch das für sich, daß sie keinen übermäßigen Aufwand erfordert, und daß also, wenn ein Verlangen nach solch' einem Andenken sich einstellt, ein derartiges Denkmal von einer Commune oder von einigen Freunden und Verehrern zu Stande gebracht werden kann, ohne Groß und Klein und am Ende gar Frauen — was mir am meisten leid thut — in Unruhe zu versetzen, in Anspruch zu nehmen, ja sogar zum Betteln zu mißbrauchen. Dagegen — verstehen Sie mich recht — nicht gegen Monumente, die ich im Gegentheile, wenn sie wahre Kunstwerke und zum Andenken großer Männer errichtet sind, für einen wichtigen Hebel betrachte, den Volksgeist zu heben, dagegen sträubt sich meine Natur, und daß man, um auf das frühere Gespräch zurück zu kommen, um einen Dichter zu ehren, sammeln geht, wie für „Abbrandler". Dagegen muß ich Protest einlegen. Findet der Gedanke, ein Schiller-Monument in Wien zu errichten, so wenig Sympathie, nun so findet er eben auch keine Mittel, um zur Ausführung zu kommen. Das ändert in der Bedeutung des Dichters nichts und liefert nur allenfalls den Beweis, daß es nicht die Millionäre sind, die sich für ihn begeistern, was wieder höchstens auf Diese, nicht auf Schiller ein schiefes Licht wirft. Ich gestehe Ihnen aber aufrichtig, daß ich auch nicht zu Denen gehöre, die es für eine so wichtige, für eine nationale Sache halten, daß ein Standbild dieses Dichters in jeder deutschen Stadt stehe. Wenn ich mir denke, daß das so fortgeht und daß der Mann in engen Kniehosen in allen möglichen Attitüden, wie dieß etwa bei der Idealgestalt des Apollo angemessen war, auf allen Marktplätzen Deutschlands seine Arme gegen den Himmel reckt, oder mit der Feder in der Hand von sich streckt, so erwarte ich mir keinen besonderen Eindruck davon. Ja es scheint mir wichtiger, daß seine Werke gekannt werden und in den Häusern einer Stadt zu finden sind, als daß seine Gestalt auf dem Marktplatze derselben steht."

„So sonderbar es aussehen mag, wenn ich jetzt scheinbar eine rückgängige Bewegung mache, nachdem ich Ihre Meinung gehört habe," versetzte ich, „kann ich Ihnen doch mein Wort geben, daß ich schon, ehe ich kam, seitdem ich in diesem Comité bin und die Verhältnisse kennen gelernt habe, auf ähnlichen Gedankenwegen wandle; früge man mich heute, ob ich unter den gegebenen Bedingungen ein Schiller-Monument in Wien wünsche, ich sagte festen Muthes: Nein. Ja, ich glaube beinahe, daß auch die ersten und feurigsten Urheber dieser Idee nach den gemachten Erfahrungen so entscheiden würden. Darauf kommt es aber jetzt nicht mehr an. Vielmehr ist es nun, da man einmal in die Posaune gestoßen und die Dinge in Gang gebracht hat, eine Ehrensache für Wien und damit für uns Alle geworden, daß dieß Monument zu Stande komme, ja es wäre eine wahre Schmach, wenn es nicht in würdigster, unserer Kaiserstadt angemessenster Weise zur Vollendung gelangte.

— „Und darin haben Sie ganz recht", sagte Grillparzer, der mich mit sichtlicher Theilnahme angehört hatte, und als ich fertig war, meine Hand ergriff — „darin haben Sie nicht nur vollkommen recht, sondern das hatte ich Ihnen zuletzt noch sagen wollen. Einmal die Sache angefangen, kann Jeder, der dazu gerufen wird, nur wie Sie thun, denn jetzt, da es so weit gediehen, ist es gleichsam eine Nationalsache geworden vor den Andern — vor dem übrigen Deutschland. Darum gebe ich Ihnen nicht nur meinen Segen, sondern ich werde, was ich beitragen kann, die verlangten Zeilen oder Worte für Lewinski (Hannibal) recht bald schicken und wünsche Ihnen und Ihrer Sache von ganzem Herzen volles Gelingen."



Willst du wieder bei mir sein.

Von

Emanuel Geibel.

Willst du wieder bei mir sein,
Muse, die mich längst gemieden?
Ach, in diesem Sternenschein,
Welche Fülle, welch' ein Frieden!
Horch! Gedämpfter Klang erwacht
In den unberührten Saiten;
Nimm mich hin denn, süße Macht!
Schon von ferne durch die Nacht
Hör' ich Götter schreiten.

Gedichte.

Von

Josephine Baronin von Knorr.

1.

Uebersicht.

Von der Niederung gesehen,
Ist's ein anmuthsvolles Bild;
Grüne Hügelreihen stehen
Um das blühende Gefild.

Hütten schmiegen sich an Felder;
An der Straße weht der Baum
Und der dunkle Wall der Wälder
Hebt sich ab vom Wiesensaum.

Doch am Gipfel, der erstiegen,
Ist's der Anblick nicht, der war:
Siehst Du eine Landschaft liegen
Leuchtend, blendend, wunderbar!

Nahe Berge, farbumflossen,
Ferne Höhen, silberrein —
Auf den Matten ausgegossen
Goldig liegt der Sonnenschein!

Es ist Schmelz auf jedem Felde,
Aber deutlich die Contur
Wie beim herrlichsten Gemälde,
Spricht die Kunst aus der Natur.

So im flachen Alltagsleben,
Im gewöhnlichen Geleis,
Schließen kleine Pfade eben
Sich um uns in einem Kreis.

Dicht verdrängen sich Gestalten
Auf den karg bemess'nen Raum,
Was wir in der Nähe halten,
Unterscheiden wir oft kaum.

Es entzieht sich der Beachtung
Was da schmeichelt — was da grollt;
Bis der steigenden Betrachtung
Unser Leben sich entrollt.

Nicht wie diese Landschaft immer
Reich an Schönheit, licht von Glanz;
Aber in der Wahrheit Schimmer,
Uns, ein Bild, verständlich ganz.

2.

An Betti Paoli.

Wenn ich es Schonung wollte preisen,
Daß Du beschützt mein scheues Lied,
So würdest Du es von Dir weisen,
Dein hoher Sinn die Rücksicht mied!

Laß es mich also Güte nennen
Du Edle! und Dir danken auch;
Denn Mitgefühl ist Dein Erkennen,
Du warst nur gut nach Dichterbrauch.

Du weißt es wohl, wie Lieder reifen
Und wo die Thräne hat geglüht,
Du schließest aus den Wolkenstreifen
Auf die Gewitter im Gemüth!

Dich selbst — Dein Haupt schmückt eine Krone,
Die Dir Dein eig'ner Werth gewann,
Ich fühl' es tief, daß Dir zum Lohne
Mein armes Wort nichts sagen kann.

Empfangen nicht — Du kannst nur geben
In Deinem Dichterreichthum mir;
Doch Deine Gaben sind es eben,
Die Dich erhöh'n — Ich danke Dir!

Gedichte.

Aus

Franz von Ruhwald's Nachlasse.

1.

Sonette.

Wir sitzen oft und halten uns umschlungen,
Und sprechen gerne von vergang'nen Tagen,
Von einer Zeit, so reich an Schmerz und Klagen,
Und freuen doch uns der Erinnerungen.
Wie uns das Schicksal dornig einst umrungen,
Wie wir beinah' dem bitt'ren Weh erlagen,
Und endlich doch, nach schwer bekämpftem Zagen,
Solch schönes Loos — der Liebe Glück errungen.
So sitzt der Landmann vor der kleinen Hütte,
Und sieht vergnügt in seiner Lieben Mitte
Die schweren Wolken nach dem Sturme fliehen:
Wie düster sie in's Thal herabgehangen,
Vom Abendroth nun sieht er sie umfangen,
Gleich Alpenröslein auf den Bergen glühen.

Oft saßest Du im weichen, duft'gen Moose
Am Waldesrand — ich ruht' zu Deinen Füßen,
Und lehnte, müd' vom wonnevollen Küssen,
Das Haupt an Dich im lieblichen Gekose.
Da sah mein Blick die blaue, wolkenlose,
Gewölbte Bahn, mit gold'nen Sonnengrüßen,
Und sah empor zum Angesicht, dem süßen,
In Deine blauen Augen, holde Rose!

Da schwelgt' ich träumend in den blauen Wogen,
Des Himmels bald und bald in Deinen Blicken,
Die wie zwei Engel zu mir niederflogen.
Es mußte ja zum Gotte mich entzücken,
Da sich ob mir zwei Himmel aufgeschlossen,
Die süßen Frieden in die Seele goßen.

2.

„Du liebst die Träume, die schönen, nicht?"

Du liebst die Träume, die schönen, nicht,
Weil schnell sie vergeh'n wie des Blitzes Licht?
Weil trüb das Erwachen nach solchem Traum,
Entschwunden, gestorben, geboren kaum.
Dann darfst Du nicht lieben der Liebe Glück;
Ist's mehr als ein träum'rischer Augenblick?
Erwachst Du nicht trüber nach solchem Traum,
Dem Glück, schon gestorben, geboren kaum?
Ich aber will träumen noch einmal so schön,
Und sollt' ich erwachend vor Schmerz vergeh'n!



Mitleid.

Von

Carl von Holtei.

Als mir vor wenigen Jahren die Nachricht vom Tode des Grazer
lniversitäts-Professors Gustav Franz Schreiner zukam, erwachten leb-
afteste Erinnerungen an persönlichen Verkehr mit diesem vielseitig inter-
ssanten Gelehrten, der mir während meines langen Aufenthaltes in Steier-
arks Hauptstadt vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft stets unver-
ndert herzliches Wohlwollen bezeigt hatte. Diese Erinnerungen, mochten
e auch nicht frei bleiben von manchem Nachklange heftiger Wortstreite, in
elche theilweise schroff gesonderte, der gegenwärtigen Zeit eigenthümliche
arteifragen uns häufig verwickelt hatten, riefen mir die angeborene Herzens-
üte und Menschenfreundlichkeit des Verstorbenen wieder so recht in's Gedächt-
iß, wie sich dieselbe niemals, auch nach bitteren Kämpfen nicht, verleugnen
ollte. Aus unterschiedlichen Bildern trat mir besonders eine gefühlvolle Scene
ervor, die sich in meinem Zimmer begeben, und welcher dann noch ein Nach-
iel folgte, dessen Ausgang unserer vorhergegangenen Theilnahme und
ührung förmlich zu spotten schien. Ich will Anfang und Ausgang der
Jahrheit gemäß erzählen. Die an sich unbedeutende, alltägliche Geschichte
bt nichtsdestoweniger Anlaß zu ernsten Betrachtungen über eine der
elsten menschlichen Eigenschaften: über werkthätiges Mitleid für arme
nglückliche. Sie erscheint zwar insoferne gefährlich, als sie Bedenken erregen
nnte, ob man nicht klüger thäte, bisweilen seine mitleidigen Wohlthätigkeits-
iebe zu unterdrücken? Andererseits aber lehrt sie auch, daß wir uns nicht
gleich momentanen, sentimentalen Aufwallungen hingeben, sondern uns
st der Mühe unterziehen sollen, zu erforschen, ob die dargebotene Hilfe
cht an völlig Unwürdige verschleudert und dadurch besseren Zwecken ent-
gen wird? Eine Frage, die bei Millionären nicht in Betracht kommt, die
och Unsereiner wol stellen darf und muß.

An einem düsteren, grauen Vormittage, in keineswegs rosenfarbener
aune, von mancherlei Sorgen bedrückt, stöhnte ich über abzuliefernder, von
reits empfangenem „Vorschuß" belasteter Schreiberei, als ich im Vor-
mmerchen der Arbeitsstube derbe Tritte vernahm. Ich lauschte, wer von
n willkommenen Besuchern sich vielleicht gerade jetzt zu mir verlaufen und

durch seine Gegenwart erwünschte Entschuldigung bringen möchte, mich auf ein Weilchen von meiner Pflicht abwendig machen zu lassen . . . . ? Doch vergebens, der Ankömmling schien draußen festen Fuß zu fassen. Ich sprang hastig empor, riß die Thüre auf und erblickte einen alten Burschen, der sich als „Wandernder“ kund gab und einen Zehrpfennig erbat. Der Mensch sah recht verwüstet aus. Unwillig, daß er, ohne erst an die vordere Thüre zu pochen, dreist eingetreten sei, und abgestoßen von seinem Aeußeren, wies ich ihn zurück mit der Bemerkung: bejahrte Handwerksburschen, die sich bettelnd in der Welt herumtrieben, und sich verlumpt zeigten, wie er, wären nicht geeignet, Theilnahme zu erwecken. Auf grobe Erwiderung schon gefaßt, hielt ich mich bereit, mein Hausrecht zu gebrauchen und ihn rasch weiter zu befördern . . . ward aber durch sein Benehmen entwaffnet und — beschämt.

„Ich kann's Ihnen nicht vorübel nehmen,“ sprach er mit zitternder, fast schluchzender Stimme, „wenn Sie so hart über mich urtheilen; ich schau' aus wie ein rechter alter Taugenichts. Soll einer halt einmal Unglück haben, nachher kommt er auf keinen grünen Zweig. In Wien dacht' ich Arbeit zu finden, da kriegt' ich den Typhus . . . und das gehörig. Drei Monate bin ich im Spital gelegen. Hab' wol manchmal Gott gebeten, er möcht' mich d'rin sterben lassen! Nix da! 'Raus mußt ich, ob ich kaum kraxeln konnte, so schwach bin ich noch auf die Füß'; 's hat geheißen: „Platz für die Andern! Nu geh und hilf dir selber.“ Ja, Ihr habt leicht reden! Wo ich ansprach, schickten sie mich fort: „Für solche Gesellen gibt's bei uns keine Arbeit!“ Freilich sauber von Person bin ich nicht; gar jetzt, wo das Nervenfieber mir die letzte Handvoll Haare ausgerupft. Und weil ich wackelte beim Gehen aus Schwäche, hielten sie mich für einen Saufaus. Dacht' ich mir endlich: hier in Wien ist's schon gefehlt, schau' wie du weiter kommst. Mühselig hab' ich mich durchgeschlagen bis hierher. Fechten mußt' ich, hungern und dursten daneben; und hätte doch ein Bissel gute Nahrung gebraucht, daß ich wieder zu Kräften käme. Hier heißt's auch nix. Von allen Thüren jagen sie mich fort. „Das ist ein grauslicher Kerl,“ hör' ich sie sagen. Ja, grauslich. Ach wenn die Leut' wüßten, was ich aussteh, wie's mich verfolgt . . . In Gottes namen; wie er will, ich halt' still!“

Den kahlen Schädel senkend, wendete er sich und schlich hinaus.

Seine Worte, die ich hier wahrscheinlich höchst ungeschickt wiedergegeben habe, ohne den Ton zu treffen, hatten mich tief erschüttert. Es lag eine Wahrheit darin, die mich überwältigte. Ich rief ihn zurück, gab ihm vorläufig einen Gulden, damit er sich heute und morgen sättigen, auch ein Glas stärkendes Bier trinken könne, und bestellte ihn auf übermorgen um dieselbe Stunde zu mir, wo ich dann für Wäsche und Kleidung Rat geschafft haben würde.

Erst als ich wieder allein war, erwachte in mir die Reue, daß ich den bedauernswerthen Mann lieblos empfangen hatte. Ich malte mir seinen Lebenslauf mit den schwärzesten Farben, überließ mich meiner Phantasie

und gerieth nach und nach in die wehmüthigste Zerknirschung über mich selbst und mein schlechtes Herz . . . Da trat Professor Schreiner ein, nicht wenig erstaunt, mich in Thränen gebadet zu sehen. Er konnte nicht anders glauben, als daß ein Todesfall in meiner Familie mich auf solche Weise exaltirt habe. Nachdem ich ihn darüber beruhigt und mich einigermaßen gefaßt hatte, legte ich ihm den jüngsten Vorgang dar und habe das gewiß, noch immer heftig erregt, sehr eindringlich gethan; denn mein Schmerz, der an den vielverspotteten „Weltschmerz“ streifen mochte, riß meinen gutmüthigen Zuhörer mit sich fort. „Wir müssen für den Armen sammeln, und hier ist gleich mein Antheil,“ rief er aus, indem er den ganzen, nicht unbeträchtlichen Inhalt seines Geldtäschchens mir auf den Tisch hinschüttete.

Das war ein hübscher Beginn. Später folgten Beiträge von vielen Seiten: Kleidungsstücke, Wäsche verschiedenster Gattung, Guldenzettel Cigarren . . . eine complette Ausstattung, der ich endlich noch einen bequem transportablen Reisesack beifügte. Ich konnte die elfte Stunde des dritten Tages kaum erwarten, so sehr freute ich mich im Voraus auf die Freude des Reichbeschenkten.

Der Tag kam, es schlug die elfte Stunde — die „Liesel“ der Schloßberg-Thurmuhr verkündete Mittag in lautem Glockentone — von meinem Schuhmacher keine Spur! — Den kann heute nichts zurückhalten, als ein Rückfall in seine schwere Krankheit.

Das war der ganz natürliche Gedanke, der mir keine Ruhe ließ und mich aufscheuchte, nach ihm zu forschen. Unnütze Mühe! Weder im Krankenhause, wo kein „Reisender“, auf den die Personalbeschreibung irgend gepaßt hätte, während der jüngst vergangenen Tage aufgenommen worden, noch auf der Polizei, wo Niemand einen glatzköpfigen Wanderburschen bemerkt haben wollte, wurde mir Bescheid. Mochte das Verschwinden des Schützlings unter diesen Umständen noch so räthselhaft bleiben . . . verschwunden schien er doch in der That. Gleichwol *schien* er es nur; denn eben, als ich mich daran machte, die für ihn erbetenen Gaben zu sondern, um sie den Spendern wieder zu geben, stand er unerwartet, wie aus dem Grabe gestiegen, vor mir. In dem Vergleiche „wie aus dem Grabe“ liegt keine Uebertreibung. Er sah noch elender aus als neulich, und seiner Versicherung, daß er — unzweifelhaft, weil er nach eigenem Geständnisse dem ausgehungerten Magen zu viel auf einmal an wohlschmeckender Nahrung geboten — furchtbar leidend im Winkel eines Stalles gelegen, dort einen wahren Todeskampf durchgemacht habe, erst später wieder fähig gewesen sei, sich aufzurappeln u. s. w., durfte auch der mißtrauischeste Beobachter Glauben gönnen.

Nun breitete ich meine Schätze vor ihm aus. Hatte ich gehofft, ihn dadurch zu entzücken, so zeigte sich diese Hoffnung als leerer Wahn. Sichtbar wenigstens gab sich an ihm kein Zeichen dankbarer Freude kund. Mit stierem Blicke, gleichgiltig, stumm, ließ er mich das umfangreiche Packet Stück für Stück einzeln vor ihm entfalten, zusammenlegen, in den dazu

bestimmten Ranzen zwängen. Gleichgiltig hielt er mir die zitternde Hand entgegen, um eine, für ihn recht bedeutende, auch für meine Begriffe und Verhältnisse nicht unbedeutende Summe zu empfangen. Nicht eine Sylbe, die Erkenntlichkeit ausgesprochen hätte, ging über die bleichen Lippen, deren krankhaftes Beben allerdings auf innere Bewegung schließen, und die ich für stummen, dennoch beredten Dank gelten ließ.

„Na," sagte ich freundlich, „jetzt mögt Ihr Euren Stab weiter fortsetzen, den Weg durch kleinere Städtchen nehmen, wo Ihr leichter ein Plätzchen findet; für's Erste könnt Ihr's ja abwarten, ohne Noth zu leiden. Und ordentlich bekleidet, wird es Euch an Unterkunft nicht fehlen."

„Ja, ich will heute noch fort," entgegnete er, „jetzt gleich!"

Hastig griff er nach dem Gepäck: „Gott vergelt's Euch!"

Das „Gott vergelt's" murmelte er kaum hörbar. Weg war er, wie wenn er zu befürchten hätte, daß ich ihn berauben wolle. Kopfschüttelnd blieb ich zurück. Was ist's mit diesem Menschen? fragte ich mich. Dergleichen ist mir im langen Leben nicht aufgestoßen. Wie erklär' ich mir den Unterschied zwischen seiner Beredtsamkeit beim ersten Zusammentreffen und der Verschlossenheit beim heutigen, welches doch seine Bitten und kühnsten Erwartungen zehnfach übertraf?

Nach langem Grübeln und Sinnen gewann ich die Ueberzeugung: der Aermste ist durch sein dauerndes Mißgeschick endlich abgestumpft worden gegen Leid, wie gegen Freude; nur das thierische Bedürfniß, Hunger genannt, vermag noch auf ihn zu wirken. Im Uebrigen ist's vorbei mit ihm, und im Grunde macht er sich weiter nichts daraus, ob er in besseren Kleidern, ob er in Lumpen der Grube zuwankt. An bessere Zeiten, die ihm vielleicht vorher noch lächeln könnten, glaubt er nicht mehr.

Der Professor, dem ich mittheilte, was vorgefallen, war anderer Ansicht. „Mich will bedünken," äußerte er, „wir haben uns verleiten lassen, einem ausgewitzten Strolch unter die Arme zu greifen. Wir sind ihm, wie man's hier zu Lande nennt, „aufgesessen". Ihre Rührung, mit der Sie mich ansteckten, war verschwendet, und wenn der Kerl Sie hätte weinen sehen, würde er Sie ausgelacht haben."

„Nein, Herr Professor, das ist unmöglich. Was der Mensch von seiner Krankheit, von seinem Elende erzählte, waren keine Lügen; so könnte der gewandteste Schauspieler von der Bühne herab nicht täuschen; wie viel weniger Derjenige, der mir nah' gegenüber sein blutendes Herz öffnet!"

„Das klingt recht hübsch. Dennoch . . . . der zweite Auftritt Ihres larmoyanten Drama's bringt den ersten um jene psychologische Wahrheit. Dem alten Filou hat sein Herz, wie sie meinen, unmöglich bluten können, aus dem einfachen Grunde, weil er kein's hat; wenigstens in unserem Sinne kein's, wenn auch im anatomischen."

„Sie beklagen sich, daß ich Sie mit meiner Rührung „angesteckt?" Jetzt stecken Sie mich mit Ihrem Argwohn an. Ich möchte citiren, was ich unserem Jean Paul Friedrich Richter nachgereimt habe:

Soll's aber sein, daß kein Gefühl
In dieser Erdenwelt Gewühl
Wort halten mehr und wahr kann sagen?
Soll Glaub' und Liebe bluten,
Und sollen sie verbluten ....
Ich will die Wunde doch nicht schlagen,
Die Andern an das Leben ging!
Ich will mich freu'n, wenn ich sie nur empfing."

„Darin stimme ich Ihnen bei, bereue auch durchaus nicht, daß ich mich von Ihrer Rührung täuschen ließ, wie Sie sich über den Gegenstand derselben getäuscht haben. Für die Zukunft jedoch mag's uns zur Warnung dienen, und wir wollen ein Bischen vorsichtiger sein."

„Ja doch! Mit Ihrer Vorsicht in dergleichen Dingen prahlen Sie nur gar nicht. Ihr Mitleid zu erwecken, daß es Ihnen Wasser in die Augen treibt, dazu gehört verzweifelt wenig. Ich möchte Sie nicht auf die Probe stellen; der nächste Almosenkünstler, woferne er nur einiges Talent besitzt, soll Sie anbetteln, und Sie lassen sich noch williger täuschen, als ich, dem Sie so weise Lehren ertheilen."

„Meinen Sie wirklich!?"

„Ich meine nicht bloß; ich weiß es aus eigener Anschauung."

„Dann hätten wir uns eigentlich nichts vorzuwerfen," sprach Schreiner lachend ... und unser Schuster ward vergessen. Doch sollt' er's nicht lange bleiben. Er sorgte selbst dafür, das Gedächtniß an ihn aufzufrischen. Und wie?

Kaum eine Woche war vergangen, da führte mich der Weg von Weinhold's aus der Meerscheingasse über's „Glacis", wo sich um diese Stunde, kurz vor Essenszeit, außer einigen pensionirten Excellenzen und anderen höheren Staatsbeamten a. D. fast gar keine Spaziergänger zu bewegen pflegten. Desto auffälliger wurden mir, mitten auf einem freien baumleeren Platze zwischen Paulus- und Burgthor, der Zusammenlauf und das Gejauchz' einer gemischten Menge, deren wol die geringste Zahl zur „Gesellschaft" gehörte. Die jugendliche Hälfte der Versammlung hatte sich's bequem gemacht, oder war so rasch herbeigerannt, daß sie, sprichwörtlicher Redensart gemäß, „Schuh' und Strümpfe verloren." Offenbar umschloß der höchst belebte Kreis einen mächtigen Anziehungspunkt in Person Gott mochte wissen welches Trunkenboldes, der den jubelnden Beifall seiner Hörerschaft durch ungebührliche Leistungen herausforderte. Mir sind solche Ausbrüche öffentlicher Belustigung ein Gräuel. Betrunkenen und ihrem Gefolge weich' ich möglichst aus. Auch hier wollt' ich es thun; schon bog ich rechts weitab ... Da war's mir plötzlich, als ob ein schadenfroher Dämon mir zuflüsterte: „Wenn das Dein Schuster wäre?"

Ich vermochte den schauerlichen Eindruck dieser Zuflüsterung nicht mehr abzuschütteln. Meinem Widerwillen zum Trotze, fühlte ich mich zauberisch

hingezogen in die Nähe der gröhlenden Menge. Ein einziger Blick durch das Gewühl in des Kreises Mitte genügte, um den Verlornen, dießmal in seiner ganzen Abscheulichkeit, zu erkennen. War er mir beim letzten Erscheinen wie ein für menschliches Wohlwollen unempfängliches Thier erschienen, so hatte er sich jetzt zum Vieh umgestaltet, zum gänzlich verwilderten Säufer von Profession, schlimmer als das schlimmste Vieh. Von der ihm dargebotenen Wäsche und Kleidung zeigte sich nicht ein Fäserchen an ihm. All' diese hübschen Sachen hatte er wol unmittelbar nach dem Empfange für wenige Groschen verschleudert, um den Ertrag eiligst sammt dem baren Gelde in Gemeinschaft einer von ihm freigehaltenen Compagnie durch die Gurgeln zu jagen. Seine alten, schmutzigeren, nun völlig zerrissenen Gewänder hingen in Fetzen an der schlotternden Gestalt, welche mit Bocksprüngen und plumpen Späßen einen von der Sonne hell beleuchteten Kahlkopf dem Spotte des Gesindels um ihn her Preis gab.

Ich hatte genug gesehen und eilte von dannen.

„Daß Sie Recht behalten mußten," sprach ich später zu Schreiner, dem ich die beschämende Entdeckung nicht vorenthalten durfte. „Wie bereue ich nun mein albernes Mitleid!"

„Ihr Mitleid, ich wiederhol' es, haben Sie nicht zu bereuen, so wenig, wie ich das meinige. Warum sollten wir uns der edelsten und menschlichsten Empfindungen des Menschen berauben? Höchstens könnten wir bereuen, einem Tiefgesunkenen durch allzu reichliche Geschenke die Mittel gegeben zu haben, daß er noch tiefer sinke. Aber das ist seine Sache, nicht die unserige. Glaubten Sie nicht an sein unverschuldetes Unglück? Klagten Sie sich nicht selbst wegen Ihrer Härte und Grausamkeit gegen ihn an? Fand ich Sie nicht auf's Gewaltigste davon ergriffen? Fühlten Sie nicht das Bedürfniß, gut zu machen, was Sie an Jenem verbrochen zu haben wähnten? Was wollen Sie weiter? Daß er unsere Beihilfe schändlich gemißbraucht ... desto schlimmer für ihn. Und ehrlich gesagt, wer von uns, lieber Freund, wäre im Stande, sich von ähnlichen Vorwürfen, mögen sie immer nicht so schwere Anklagen wider uns selbst begründen, ganz frei zu sprechen? Haben nicht auch wir, Jeder auf seine Weise, öfters im Leben schlecht angewendet, was uns als höhere Gabe verliehen ward? Jeder auf seine Weise, sag' ich. Danken wir unserem Geschick, daß wir mit dem „blauen Auge" davongekommen sind!"

Ich habe diesen Ausspruch nie vergessen; hab' ihn in treuer Seele bewahrt. Heute, wo mir des Abgeschiedenen Bild neuerdings frisch erweckt wurde. . . . ich durchblätterte das Sammelwerk, welches ich (1857) unter dem Titel: „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz" herausgegeben und fand darin den schönen Aufsatz: „Venedigs Begräbnißstätte von Gustav Franz Schreiner", den er mit dem ihm eigenen beharrlich-eisernen Fleiße ausgearbeitet, und als wohlthätigen Beitrag eingeliefert hatte. Zuerst mußte ich lachen in Erinnerung an jenen vor mir verheimlichten Verkehr, den

mit dem Factor der Vieweg'schen Druckerei in Braunschweig eingeleitet, egen Verspätung des Manuscriptes und hinter meinem Rücken gewechselter orrecturbogen. Noch lächerlicher wurde mir das großgedruckte Gratz auf m Titelblatte, weil der Verstorbene, gleich seinem vorangegangenen Freunde, m Historiker Muchar, beharrlich mit schärfsten Waffen für Graez oder räz gestritten hatte, namentlich gegen J. v. Hammer, der sich gröblich gegen n versündiget.

Dann aber ging mein Gelächter in ernstes, trauriges Nachsinnen, in itleid über, wozu mich eben „Venedig" führte.

Jener sein Beitrag für's Friedhofs-Album sollte und wollte doch nur n verhältnißmäßig geringes, kleines Pröbchen sein aus der umfassenden rbeit über die Lagunenstadt, welcher Schreiner einen großen Theil seiner orschermühen, seines Wissens, seines unermüdlichen Strebens gewidmet, elche er noch vor seinem Abscheiden im Drucke zu erleben wünschte und offte, wofür er jedoch vergeblich nach einem Verleger suchte.

Will man erwägen, wie schmerzlich es sein muß, ohne Erfüllung solches erechten, erlaubten Wunsches, der das halbe Dasein ausfüllte, an dessen rreichung das halbe Dasein gesetzt wurde, aus dem irdischen Dasein ab-erufen zu werden, dann ist die zweifache Betrübniß gerechtfertigt, die sein Tod en Freunden brachte. Jahr um Jahr hatte ihn der Drang nach möglichst rschöpfender Vollständigkeit seines Studiums in die Stadt getrieben, die leichsam seines Geistes Heimat geworden. Jahr um Jahr hatte er neuen Stoff eingesammelt. Doch mit diesen vermehrten Vorräthen war auch der lmfang des zu verarbeitenden Materiales gewachsen, war nach und nach nübersehbar geworden, wuchs ihm endlich über den Kopf.

Diese unberechenbare Ausdehnung, verbunden mit unzähligen noth-endigen Kosten für archäologische, architektonische, monumentale Beilagen ünstlerischer Bildwerke, mag wol der Hauptgrund gewesen sein, welcher ie Verleger, an die er sich deßhalb wendete, bedenklich machte. Vielleicht uch rechneten die behutsamen Herren ganz richtig, was den Absatz solch' heurer Bücher betrifft? Was helfen Anerkennung, Achtung, verdiente Wür-igung des Gelehrten dem Geschäftsmanne, dem es darauf ankommt, „Geld u machen" in dieser Geldzeit? Er, der Gelehrte, darf dann freilich mit Friedrich Rückert's unsterblichen Worten sich trösten:

„Das Aergste drohet nicht der Welt von Geld und Gut,
Wo nur der Einzelne dafür Unwürd'ges thut.
Das Aergste drohet da, wo es so weit gekommen,
Daß es zum Maßstab wird für jeden Werth genommen.
O danke Gott, daß Du in einem Winkel stehst,
Wo dieser schrecklichen Versuchung Du entgehst,
Wo Jeder zwar für sich nach eitlen Ehren trachtet,
Doch der verachtet noch nicht ist, der sie verachtet."

Gleichwol bleibt das immer ein schwacher Trost, wenn der Sterbe[n]
sich dabei sagen mußte: „Du schließest die Augen für diese Welt, ohne erf[ü]
gesehen zu haben, was Dein höchstes, Dein letztes Ziel gewesen ist!“

In einem ebenfalls sehr umfangreichen, von fast übermenschlichem Fle[iß]
und von Verwunderung erregendem Wissen förmlich strotzendem Buc[h]
„Das spanische Drama im XVI. Jahrhundert von J. L. Klein“, stieß [m]
kürzlich ein Ausspruch auf, der dort nur nebenbei als hingeworfene Bem[er]
kung gethan wird, dessen Bedeutung und erschreckende Wahrheit immer stär[ker]
hervortritt, je gründlicher man ihn erwägt, je aufmerksamer man prüft.
lautet: „Literar-Historiker, geschworene Nichtleser der Werke, die
beurtheilen.“

Nun, von dieser Seite wenigstens hätte der Verstorbene, dessen i[n]
vorstehenden Zeilen anspruchslos, doch anhänglich gedenken, nichts mehr
besorgen.

Gedichte.

Von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

1.

Den Besiegten.

Nie fehlt der Lorberkranz dem Siegeswagen,
Und dem Erfolge reicht das Volk die Kronen,
Ob Varus fiel mit seinen Legionen,
Ob Hermann, der Cherusker, ward erschlagen.

Die Fahne nicht, die du im Kampf getragen,
Der Sieg nur, den geschenkt dir die Dämonen,
Entscheidet, ob sie schmäh'n, ob sie belohnen,
Dahinter jauchzt die Phrase mit Behagen.

Voll Ekel schleich' ich mich aus ihren Reihen,
Betrunken tobt der Pöbel durch die Gassen;
Den keuschen Lorber will ich nicht entweihen,

Doch von der Hoffnung kann ich auch nicht lassen,
Daß jedem schuldlos edlen Unterliegen
Noch eine Zukunft leuchtet reich an Siegen.

Und bis sie kommt, die große, segensreiche,
Laßt einsam mich zu euren Gräbern wallen,
Die ihr besiegt im offnen Kampf gefallen,
Und die erreichten des Verräthers Streiche.

Nicht frag' ich, ob mein Streben eurem gleiche,
Es fiel dieselbe Sendung nicht uns allen;
Wir trennen uns, wenn die Trompeten schallen,
Doch friedlich lieg' beisammen Leich' an Leiche.

Ob unter'm Lilienbanner ihr erlegen,
Ob euch die Kugel traf im Mauerzwinger:
Blieb treu dem innern Ruf der edle Degen,

So halt' ich euch besiegt d'rum nicht geringer,
Und von dem Fest, das stolz die Sieger singen,
Will ich euch heimlich einen Lorber bringen.

2.

Altdeutsches Lied.

Deine Augen sind blau, deine Augen sind groß,
So recht zum Weinen gemacht,
Es weben die Nornen im Dunkel dein Los,
Du hast zum längsten gelacht.

Dein schlanker Wuchs, lang ausgestreckt,
Taugt prächtig für die Bahr',
Dein Haar soll sein mit Blumen bedeckt,
Mit rothen Blumen das gelbe Haar.

3.

Schönhilde.

Es läuten die Kirchenglocken,
Es geh'n am Freithofrain',
Geschmückt mit Federn und Locken,
Die Jungfern zur Messe hinein.

Sie haben bemalte Wangen
Und stolze Augen dabei,
Sie tragen Ringe und Spangen,
Und ihren Busen frei.

An der Kirchenthür' beiseite,
Da kniet ein blasses Weib,
Im grauen Büßerkleide
Verhüllt den schönen Leib.

Die Jungfern verdreh'n die Blicke,
Die junge Magd, die weint,
Sie preisen Zucht und Glücke,
Den Kranz, der keck erscheint.

Sie zischen mit stolzen Mienen,
Die Blasse vergeht vor Schmerz,
Manch' einer unter ihnen
Pocht aber heimlich das Herz.

Gedichte.

Von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

1.

Eine Seeschlacht.

Was kommt herüber durch die Nacht
Vom Meeresstrand gezogen?
Es toben mit so wilder Macht
Nicht Sturm, noch Wasserwogen!

Wohl heult der Sturm, es tobt die See,
Die weißen Wogen schäumen,
Als wollten sie in dunklem Weh,
Sich bis zum Himmel bäumen.

Doch lauter, als die Stürme schallt's,
Als wollt's die Stürme höhnen,
Und von dem Felsenstrande prallt's
Zurück mit hohlem Dröhnen.

Da, seht! ein Blitz! und durch den Riß
In ihres Mantels Falten,
Entringen sich der Finsterniß
Gespenstische Gestalten.

Ein Wald steigt aus dem Meer empor
Von ungezählten Masten,
Es donnert der Kanonenchor,
Als wollt' er nimmer rasten.

Da ward manch' Leben jung geraubt
Von Büchsen und Karthaunen,
Die Welle hebt ihr krauses Haupt,
Das Wunder anzustaunen.

Und Manchem ruft sie: „Säum' nicht lang,
Dich in die Flut zu retten,
Auf feuchtem Moos und weichem Tang
Will ich dich unten betten!"

Entfesselt schien der Ocean,
Die Meerestiefen klafften,
Entfesselt raste der Orkan,
Mehr noch die Leidenschaften!

Bis daß am fernen Meeresrand
Zaghaft der Morgen flimmert
Und endlich am entfernten Strand
Gelblich der Nebel schimmert.

Die dichten Dünste lagern schwer
Sich auf die weite Fläche,
Kaum siehst du noch, ob Land, ob Meer
Aus ihren Schleiern breche.

Doch langsam, langsam wächst das Licht,
Der Nebel weicht allmälig
Und Schiff an Schiffen stehen dicht
Und Flaggen weh'n unzählig.

Hispanien's Flagge traurig weht
Rothgelb im Nebelflore,
Und stolz in Siegesfreude bläht
Sich Holland's Tricolore.

Zertrümmert und vernichtet war
Hispanien's stolze Flotte, —
Auf einem Schiff der Kämpfer Schaar
Vereint, — sich selbst zum Spotte.

Da ließen Manche aus der Zahl
Die Heldenhäupter hangen,
Sie Alle, sammt dem Admiral
Don Pedro, sind gefangen.

Der wandelt schweigend auf dem Deck,
Blickt sehnend nach den Wellen,
Dann auf sein Schiff — das Schiff ist leck
Durchbohrt an vielen Stellen.

Es naht der Arm schon der Gewalt,
Es klirren schwer die Ketten,
O wie's im Blute gährt und wallt, —
Die Ehre muß er retten!

„Nun mäß'ge dich, du wilder Sinn,
Auf daß Erfolg mir werde!" —
Und vor die Feinde tritt er hin
Mit bittender Geberde.

„Vor Euch im Kampfe mußten wir
Besiegt die Segel streichen, —
Auf diesem lecken Fahrzeug hier,
Wie könnten wir entweichen?

O wollt, da Gott Euch Alles gab,
Uns eine Gnade schenken,
Und laßt uns in das Wellengrab
Erst uns're Todten senken.

Bei Nacht, wenn Feindesblicke nicht
Sie in das Grab geleiten,
Dann sollen, nur bei Sternenlicht,
Sie in die Wellen gleiten!

Wollt gnädig einen Tag uns doch
Und eine Nacht gewähren!" —
„„Wohlan, es sei! Wir wollen noch
Im Feind den Helden ehren!""

„Habt Dank! Habt Dank!“ — Ein Freudenstrahl
Belebt des Helden Züge,
Als ob er Trost für seine Qual
Nun in dem Herzen trüge. —

Die Sonne steigt und vom Zenith
Wirft sie die Strahlen nieder, —
Die Sonne sinkt und golden zieht
Sie in die Fluten wieder.

Die Meereswellen rauschen sacht,
Die silberhellen, glatten,
O welche wundervolle Nacht,
Die Todten zu bestatten!

Doch von dem Schiffe, still und stumm,
Tönt keine Lebensregung,
Die Fluten flüstern leis' ringsum
In schaukelnder Bewegung.

Nicht Klage, nicht Posaunenschall
Zur großen Leichenfeier,
Und in die Flut kein dumpfer Fall: —
O Nacht, heb' deinen Schleier!

Dies Schweigen ist der Friede nicht,
Den Schlaf und Ruh' gewähren, —
Was willst du bis zum Morgenlicht
Entsetzliches gebären?

Die Welle hält den Athem an,
Die Morgennebel weinen,
Es staunt der weite Ocean,
Der Tag wagt kaum zu scheinen.

Wo ist das Schiff? — Hier wehten ja
Rothgelb Hispanien's Fahnen —
Und niemand hörte, niemand sah
Es zieh'n auf ferne Bahnen.

Und wenn es nicht von dannen floh
Und doch dem Blick entzogen,
Wo ist das Schiff? die Mannschaft wo? —
— Versunken in den Wogen!

Versünken in dem Wasserschwall!
Die stolzen Helden haben
Mit den geliebten Leichen all'
Zugleich sich selbst begraben!

Sie zagten vor dem Tode nicht,
Nur vor der Schmach der Ketten —
Auf feuchtem Moos und weichem Tang
Wird sie die Welle betten.

2.

Was dich bezwingt.

Du sagst, „ob fester Treue Schwur die That bedingt: das ist die Frage!“
Ich aber sag', ob Liebesglut die Brust durchdringt: das ist die Frage!
Denn Treue, der die Liebe fehlt, ist nur ein Körper ohne Seele,
Ob Liebe, wie dir selbst zum Trotz, dich noch umschlingt: das ist die Frage!
Nicht, ob du wachend durch die Nacht mit zähem Fleiß der Muse dienest,
Ob ungebeten, wie von selbst das Lied erklingt: das ist die Frage!
Ob sich's der Brust mit Allgewalt entwinden will in Freud' und Leiden,
Wenn auch darob mit gellem Schrei die Saite springt: das ist die Frage!
Nicht, ob des Kriegers starke Hand, der Pflicht gehorchend, führt den Degen,
Ob flammend ihm Begeisterung die Waffe schwingt: das ist die Frage!
„Ich soll!“ das todte Wort ertönt, erst wo des Schaffens Geist gewichen,
Nur ob: „Ich muß!“ sich mit Gewalt der Brust entringt: das ist die Frage!
Ob es dich treibt, den Sternen gleich auf ihren weiten Himmelsbahnen,
Der Blüte und der Lerche gleich, die steigt und singt: das ist die Frage!
Nur ob die allbezwingenden, Begeist'rung dich und Liebe tragen
Und nicht, wozu du selbst dich zwingst, was dich bezwingt: das ist die Frage!



Gedichte.

Von

W. Constant.

1.

Wahn.

Reiche einem kranken Kinde
  Bittern Trank, daß es gesunde,
Kaum, daß es das Herbe finde,
  Führt es ihn nicht mehr zum Munde.

Doch versüße diese Säfte,
  Gut wird es dem Kranken dünken,
Zu gewinnen neue Kräfte,
  Wird es gern das Süße trinken.

Trinkt die Labung so betrogen,
  Ohne daß den Trug es ahne,
Und das Kind hat eingesogen
  Leben aus dem süßen Wahne.

Gleichest du nicht diesem Kinde,
  Armes Herz, mit deinen Trieben?
Scheutest auch wie eine Sünde
  Herben Trank, das herbe Lieben;

Als doch ein paar Rosenwangen
  Freundlich dir entgegenstrahlten,
Heißes Sehnen und Verlangen
  Deine Seele dann durchwallten,

Bist ein liebesdurst'ger Zecher
Du in ihren Arm gesunken,
Leertest ihren bittern Becher,
Wähnend: du hast süß getrunken.

2.

Herz und Welt.

Die Feuer leuchten von den Bergen,
Der Mond strahlt hell im reinen Blau,
Im duft'gen Gras zu meinen Füßen
Sprüht tausend Funken Demantthau.

Rings herrscht des Abends tiefe Stille,
Unfühlbar weht des Lebens Spur,
Ein süßer unnennbarer Zauber
Zieht durch die feiernde Natur.

Du stehst, erstaunst, erkennst dich selber
Als Mittelpunkt im Weltenlauf,
Und nimmst in's kleine Herz das ganze
Unendlich große Weltall auf.

3.

Berg und Pyramide.

Auf Bergeshöh'n, vor mir das Thal
Im sanften Abendsonnenstrahl,
Such' ich und find' ich Frieden.
Was zieh'n die Menschen durch die Welt
Und jeder dünkt sich schon ein Held,
Stand er auf Pyramiden?

Auf Bergen in gefeiter Luft
Bin ich mir inniger bewußt
Des Zweck's des Menschenlebens;
Auf dem, was Menschenhand gebaut,
Wie stolz auch es zum Himmel schaut,
Sucht' ich mich selbst — vergebens.

4.

Der Mensch.

Die Welt ist wunderbar und groß!
Wie weit auch uns're Blicke schweifen,
Wir können sie bewundern blos,
Doch nicht durchdringen und begreifen.

So steht sie ein Geheimniß da
Seit unvordenklich langen Zeiten,
Und fragst du: was dein Auge sah?
Dein Geist erfaßte? — Kleinigkeiten.

5.

In Dämmerstunden.

Wenn sich die Abendschatten neigen,
Der Tag in Dämmerung zerfließt,
Die Nebel aus den Thälern steigen,
In Schleier Berg und Thäler schließt,

Die Formen der Natur verschwimmen,
Verhüllt in ein unheimlich Grau,
Die ersten Sternenlichter glimmen
Im Zitterschein durch's fahle Blau:

Das ist die stille Feierstunde,
In der gestärkt der Geist sich fühlt,
Und manche tiefe Herzenswunde
Der Flügelschlag der Wehmuth kühlt.

Verfehlt.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Von

Sidonie Kohen.

Franz Hagen war der einzige Sohn des reichsten Kaufherrn in H. Er war eine höchst liebenswürdige Natur. Aus allen Dingen, in denen alltägliche Menschen nur Genuß suchen, verstand er es, das Geistige, den Duft herauszufinden. Er war im wahren Sinne des Wortes ein Schöngeist! — Seine schwärmerische Seele, der die Welt zu kalt, die Menschen meist zu practisch waren, suchte Befriedigung in der Kunst. Die idealen Gestalten der Sculptur und Malerei, die glühende Sprache des Dichters und vor Allem die Musik waren das Reich, in dem seine Seele lebte. Seinem heißesten Wunsche nach wollte er Musiker werden, allein der Vater, sonst nachsichtig und gütig, hatte ihm mit unerschütterlicher Festigkeit widerstrebt. Der einzige Sohn sollte Kaufmann werden. Die glänzende Stellung, die der Vater sich unter den Kaufherren der großen Seestadt, unter diesen kleinen Königen, errungen hatte, sollte für den Sohn nicht verloren gehen.

So hatte er sich endlich dem Willen des Vaters mit schwerem Herzen gefügt. Er war auf Reisen gegangen für unbestimmte, lange Zeit. Sein Vater war mit Allem einverstanden, seit ihm die Gewißheit geworden, den Sohn schließlich doch an der Spitze der Geschäfte zu sehen! — Ein Mutterherz aber, das widerstrebt, das ihn zurückberufen hätte, das schlug für ihn nicht mehr. Er hatte es nie gekannt, nie diesen köstlichen Juwel sein genannt. — Seine Geburt hatte der Mutter, der er körperlich und geistig glich, das Leben gekostet. Jugend muß austoben, pflegte der Vater zu sagen, wenn seine Freunde sich über des Sohnes langes Ausbleiben verwunderten. — Er selbst war in seiner Jugend, wie er es nannte, toll gewesen! — Dann aber muß man zu seines Gleichen zurückkehren, zur Solidität! Der Umgang mit Künstlern, des Sohnes ausschließliche Gesellschaft, taugt dann nicht

mehr. — Den Sohn verkennend, verwechselte er ihn mit jenen Genußsüchtigen, die, nachdem sie alle Freuden der Jugend durchkostet, zuletzt in einer Ehe, welche ihren Interessen schmeichelt, in einem glänzenden Hause den annehmbaren Abschluß ihrer vergaukelten Jünglingsjahre finden.

In Evelinen, der Tochter eines reichen Geschäftsfreundes in derselben Stadt, glaubte der Vater gefunden zu haben, was er suchte. Sie hatte eine gute Erziehung erhalten; ihre Talente waren auf das Vortrefflichste entwickelt worden. Sie musicirte und malte. Ihr klarer Verstand urtheilte im Allgemeinen treffend und richtig. Im Verkehre mit Franz ging sie leicht in seine, ihr mitunter neuen Lebensanschauungen ein, so daß er gerne immer wieder ihre Gesellschaft suchte, und doch gehörte sie tief innerlich nicht zu ihm. — Sie hatte nichts von seiner Feuerseele. In der wohligen Treibhausluft des elterlichen Hauses groß geworden, hatte sie dasselbe noch nie verlassen. Der gedämpfte Ton des Herkömmlichen nahm ihre sanfte Seele ganz gefangen; was darüber hinausging, erschien ihr, wie dem sich ruhig am Kaminfeuer Wärmenden ein plötzliches Umsichgreifen der Flamme! Und doch fühlte sie sich durch Franzens phantasiereiche neue Sprache gefesselt, ja immer mehr zu ihm hingezogen. — Anfangs widersprach sie ihm zuweilen, doch nach und nach verlor sie gänzlich den Muth, ihre mehr nüchternen Anschauungen geltend zu machen.

Hagen's Vater, Evelinens Familie sahen mit großer Befriedigung die Annäherung der beiden jungen Leute.

Eveline hatte die Absicht ihres Vaters bald durchschaut und ihr Herz stimmte ihm bei. Und Franz? — Nun, er hatte sich sehr an Eveline gewöhnt, sie fehlte ihm, wenn er sie eine Zeit lang nicht sah, seine Besuche bei ihr wurden immer häufiger, zuletzt wurde er ein täglicher Gast.

Nun fing aber Evelinens Familie auch an, einer Erklärung mit einiger Ungeduld entgegen zu sehen. Franzens Vater machte ihn darauf aufmerksam, er suchte ihn zu jenem Entschlusse zu bringen, den er so sehr wünschte.

Franz dachte zum ersten Male in seinem Leben darüber nach, ob er in der That nicht in den ihm bis jetzt unbekannten Freuden und Pflichten des eigenen Hauses jene Befriedigung, die ihm bisher gefehlt hatte, finden könnte. — Franz hatte an mancher schönen geistreichen Frau Interesse genommen — nie aber wahrhaft geliebt. Das Gefühl, welches ihm Eveline einflößte, mochte er daher für Liebe halten und eines Abends — es war während eines Festes im Hause seines Vaters, er spazierte mit Evelinen im Parke an dem Ufer des kleinen künstlichen See's — ein dunkelblauer Sternenhimmel hing über ihnen, in den Zweigen rauschte es, die Musik klang leise herüber und alle Gefühlsglocken erklangen in seinem Inneren, an diesem Abende bot Franz Evelinen seine Hand an. — Beglückt willigte sie ein.

Der Jubel in den beiden Elternhäusern war groß, die Stadt sprach drei Wochen lang von der glänzenden Heirat, von der Ausstattung Evelinens. — Die Zugänge zu der Kirche, in welcher das Paar getraut werden sollte,

waren schon viele Stunden früher von der neugierigen Menge besetzt. Um 5 Uhr war die Trauung vorüber, die Menge hatte sich verlaufen, die Kirche wurde geschlossen und Franz war vermält.

Er war verheiratet und es vergingen einige glückliche Wochen, Monate, ein Jahr. — Franz hatte sich vorgenommen, nach des Vaters Wunsch ernstlich an den Geschäften des Hauses Theil zu nehmen.

Er that dieß auch endlich. Nunmehr bewegte er sich auch mehr als sonst in den kaufmännischen Kreisen, zu denen seine und Evelinens Familie gehörten.

Franzens Heirat hatte im Frühjahre stattgefunden, die schöne Jahreszeit war unter ländlichen Festen aller Art vergangen; den Winter über wechselten Bälle mit Concerten. — Franz und Eveline brachten jedoch auch manchen Abend allein zu und er fand in seiner Gattin stets dieselbe verständige, liebevolle Zuhörerin.

Sie zeigte sich einverstanden mit seinen Ansichten; sie suchte ihm zu folgen, mit ihm gleichen Schritt zu halten, auch dann, wenn er die Zügel seiner Phantasie allzu frei schießen ließ. Nie aber sprudelte ihm der reiche Born eines freien, ursprünglichen, selbstständigen Geistes entgegen. Und die Leere, die ihn so lange gequält hatte, er fühlte sie wieder, sie war nicht ausgefüllt worden.

Der Winter war vergangen und der Frühling kam, doch der Frühling brachte die alte Sehnsucht wieder, sie erwachte mächtig und schmerzlich in ihm und es zog ihn unwiderstehlich fort. Er blickte oft so sehnsüchtig hinaus in die Ferne, daß es Evelinen, die nur in ihm lebte, nicht entgehen konnte.

„Franz," sprach sie eines Tages, „ich glaube, Du sehnst Dich fort von hier." Das Wort war ausgesprochen und Eveline hatte keine Ahnung von dem Gefühle, welches Franzens Brust durchzog. — Es war das laute Bekenntniß, daß Franz in dem eigenen Hause nicht gefunden, was er gesucht hatte, daß er unbefriedigt geblieben war und jetzt, nachdem er noch ein zweites Wesen an sich gefesselt, das Glück wie vordem in der Ferne suchte.

Evelinen schien es so natürlich, daß dem Vielgereisten nach längerem Verweilen in derselben Stadt die alte Reiselust im Frühling wieder überkam. „Warum antwortest Du mir nicht," frug Eveline nach längerer Pause ihren Gatten, „habe ich mich in meiner Voraussetzung geirrt? — „Nein," erwiderte er zögernd, „ich denke in der That daran, daß eine Veränderung mir noth thut; wir wollen reisen."

Es lag ein so schwermütiger Ausdruck in seiner Stimme, daß Eveline ihn besorgt anblickte. „Du bist doch nicht krank?" frug sie.

„Vielleicht doch," erwiderte Franz. „Warum kann ich nicht an der Scholle haften, wie alle die Anderen" — „Du bist eben anders, als all' die Anderen," rief Eveline rasch. „Und glücklicherweise kannst Du Deinen Neigungen nachkommen, Du liebst Zerstreuung, Abwechslung." — Franz seufzte und schwieg.

Wie konnte die in sich selbst und durch Alles, was sie umgab, so harmonisch befriedigte Eveline ahnen, daß sein Unbefriedigtsein in seiner dürstenden Seele wurzelte, die geschaffen worden war von einem ernsten befriedigenden Wirken oder vielleicht von einer großen Leidenschaft ausgefüllt zu werden, die in dem monotonen Behagen des täglichen Lebens nur vegetirte. Aber Franz selbst hatte das Alles in letzter Zeit erkannt und begriffen, daß es jetzt handeln hieße, jetzt oder nie — er wollte, er mußte seine Kräfte in einer anderen Laufbahn versuchen und hatte seinen Entschluß gefaßt. — Er theilte ihn vorerst nur seinem Vater mit. — Sein Vater gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zurückzuhalten. „Wir leben in einer für unsere Interessen sehr ernsten Zeit," sprach er, „entziehst Du Dich uns, muß ich andere Verfügungen treffen, denn ich kann die Last nicht mehr allein tragen; ziehe ich mich aber zurück, dann wird sich Deine Zukunft kaum so glänzend gestalten, als ich gehofft hatte. Bedenke daher, überlege, ehe Du handelst."

„Ich habe nichts zu überlegen," erwiderte Franz, „ich passe in dieß Leben nicht hinein, so viel ist mir klar, ich kann daher auch nichts Ersprießliches leisten."

„Also Dein Haus, Deine Frau, Deine angenehme Stellung sind Dir Nichts? Ich dachte, dieß Alles müßte Dich dauernd zufriedenstellen. Ich begreife Dich durchaus nicht, Du hast jahrelange Freiheit gehabt, ich hoffte, Du würdest jetzt gern hier bleiben und nun tauchen die alten Wünsche wieder auf."

Franz antwortete nicht sogleich. Endlich sprach er: „Ich bin nicht zum Kaufmann geschaffen, Vater, ich habe es umsonst versucht; so stehe ich nun vor dem Schreckbilde eines verfehlten Berufes, eines verfehlten Lebens. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät, mich der Kunst zuzuwenden, lasse mich daher mein Glück versuchen, und wenn ich mein Ziel nicht erreiche, zürne nicht, beklage mich!"

„Und die Welt beneidet mich," dachte der Vater, einen halblauten Seufzer ausstoßend.

„Wohin gehen wir?" frug Eveline ihren Gatten, während dieser, seine Schriften ordnend, die ersten Vorbereitungen zur Abreise traf. „Wir werden nun schöne Gegenden aufsuchen, angenehme Menschen, die Dich zerstreuen, und wenn wir recht viel gesehen haben, dann werden wir vielleicht um so lieber in unser bequemes Haus zurückkehren."

„Ich will Dich über die Dauer unserer Abwesenheit nicht täuschen, Eveline," erwiderte Franz. „Ich kann hier nicht leben, ich kann in diesen Kreisen nicht heimisch werden. Wir wollen uns während des Sommers in irgend einem Felsenneste niederlassen, den Wolken recht nahe. In solchen Gegenden habe ich mich immer am glücklichsten, habe ich meine Brust am freiesten gefühlt. Später wollen wir berathen, wo wir uns bleibend niederlassen."

Eveline sah den Gatten überrascht an; das hatte sie nicht erwartet. Der Gedanke, für so lange ungewisse Zeit, was ihr lieb und gewohnt war, zu verlassen, ihr Haus, ihre Familie, war ihr schmerzlich. Doch dieß Gefühl peinlicher Ueberraschung war bald überwunden. Er wünschte es, was brauchte sie mehr. Sie war ein solch' treues Gemüt — nur schade, daß er seinen Flug so hoch nehmen wollte. — Ein heimliches Taubennest hätte ihr so sehr genügt.

Eveline hatte Franz vor ihrer Verheiratung geliebt — sie liebte ihn jetzt noch viel wärmer, inniger.

Sie fühlte sich seinem Geiste untergeordnet, sie mußte den kühnen Flug seiner Phantasie bewundern. Und dann mußte sie ihn doch auch wieder gleichsam in ihren Schutz nehmen; nicht nur, daß sie in vielen Dingen wie für ein Kind für ihn sorgen mußte, da er zu jenen Männern gehörte, die in keiner Weise für ihre Bequemlichkeit zu sorgen verstehen, sie mußte ihn auch gegen ihre Familie vertheidigen, und in solchen Fällen wuchs ihre Liebe und sie hatte ein Gefühl, wie es eine Mutter für ihr Kind empfindet.

Wir wollen nun über die mancherlei kleinen Ereignisse, die Vorbereitungen zur Abreise u. s. w. rasch hinweggehen und folgen dem jungen Ehepaare in die Schweiz, wo es ihm nicht schwer wurde, das von Franz ersehnte Felsenneſt zu finden, welches in der That hoch genug lag, um den Wolken recht nahe zu sein.

Franz war nun vor Allem froh, dem ihn beengenden Zusammenleben mit seinem Kreise entflohen zu sein; hier fühlte er sich wieder selbst. Er wollte nun ernstlich zu arbeiten beginnen, und wenn es nicht zu spät war, wenn er ein ihm vorschwebendes Ziel noch erreichen konnte? — der Gedanke durchbebte ihn feurig.

Wir haben Franzens musikalisches Talent bereits erwähnt; er hatte vordem mancherlei leichtere Compositionen geschaffen, nun wollte er sich an Ernsteres wagen! — Franz hatte bisher nie ausdauernd gearbeitet, jene trockenen Studien, die seiner beweglichen Natur widerstanden, vermieden. Nun wollte er dieß Alles überwinden.

Eveline sah dem ganzen Treiben etwas ungläubig zu. Sie dachte, es sei zu spät, fürchtete Mißlingen, eine Kette von Anstrengungen für Franz und man hätte ja auch ohne dieß Alles recht glücklich sein können.

Franz war, wie alle poetischen Naturen, etwas abergläubisch. Evelinens Zweifel galten ihm als böse Vorbedeutung. Zuweilen zürnte er ihr deßhalb, aber öfter noch hob ihn der Gedanke, wie schön der Sieg über alle Zweifel werden sollte! — Er fühlte sich auch in der That auf dem kleinen Flecken Erde allein, im Schoße der Natur, beengenden ihn niederdrückenden Beschäftigungen entronnen, wunderbar gehoben und inspirirt. Er lauschte den Naturlauten, dem leisen Gesange des Vogels, dem Brausen des Windes und dem verhallenden Donner des Wasserfalles; er lauschte ihnen und nannte sie seine Lehrmeister.

Wir finden Franz und Evelinen im Spätherbste in der Residenz wieder.

Er hatte daselbst ein freundliches Haus gemiethet, und der reiche, liebenswürdige Dilettant sah sich bald von Musikern umgeben, die Franzens Haus genug angenehm fanden, um seinen Einladungen stets zu folgen, ja denen es bald als ein Vereinigungspunkt der besten einheimischen oder durchreisenden Kräfte galt.

An Lobrednern seines Talentes fehlte es ihm in diesem Kreise keineswegs, er fühlte sich daher in seinem Elemente, Eveline jedoch wurde in diesem neuen, zumeist aus Herren bestehenden Kreise nicht heimisch, und erst das Hinzukommen eines Jugendfreundes ihres Gatten befreundete sie mehr mit demselben.

Mühlberg, so hieß dieser, stand in künstlerischer Beziehung auf jener Höhe, die zu erreichen Franzens höchstes Bestreben war. Während er, die Universität verlassend, auf Reisen ging, um das Leben in vollen Zügen zu genießen, hatte Jener, durch Neigung und Verhältnisse bestimmt, seinem Ziele unermüdet entgegengearbeitet, und er zählte nun zu den bedeutendsten Musikern der Residenz.

Franz hatte erwartet, ihn sehr befriedigt und glücklich zu finden, doch bald sah er sich enttäuscht.

Eine stille Schwermuth schien dem Freunde den Genuß der besten Errungenschaften zu trüben. Er vermied es, von seinem Kummer zu sprechen, und Franz, zartfühlend, wie er war, hütete sich, mit Fragen an ihn heran zu treten.

Franz war auch von seinem neuen Streben so sehr erfüllt, daß er in Mühlberg mehr den bedeutenden Musiker, als den Freund sah und suchte. Er legte diesem seine Arbeiten zur Prüfung vor, er verlangte sein Urtheil, seinen Rath.

Mühlberg war ihm in dieser ersten Periode seines künstlerischen Schaffens von großem Nutzen. In seiner milden Art wußte er zu rathen, zu tadeln, ohne das Selbstgefühl zu verletzen; immer schien es, wenn durch ihn verbessert wurde, als hätte er nur die schon dagewesene Idee aufgefrischt.

Er ermuthigte Franz, suchte aber auch darauf hinzuwirken, daß dieser sich nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hingebe. In dieser Beziehung erkannte er jedoch bald die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen. Franz hatte sich der Hoffnung, in der Kunst jene volle Befriedigung zu finden, die ihm fehlte, mit so großem Vertrauen hingegeben, daß ihm jede Hindeutung auf deren mögliche Nichterfüllung unerträglich war. Diese Erkenntniß erfüllte Mühlberg mit sorgenvoller Theilnahme; er wußte aus Erfahrung, wie leicht ein Mißlingen, eine Niederlage — auch unverdienter Weise — möglich sei. Er folgte aber deßhalb auch mit um so größerer Theilnahme Franzens Arbeiten, ja all' den Ereignissen, die auf das Ganze Bezug haben konnten. Er hatte den Wunsch, ihm in jeder Beziehung zu nützen, und begann damit, in maßgebenden

Kreisen von seiner Befähigung zu sprechen und so eine Art unschuldiger Propaganda zu machen.

Die Anwesenheit des reichen jungen Haagen war übrigens bereits in weiteren Kreisen bemerkt worden; sein Lossagen von der seit Kurzem verfolgten Carrière, sein neues, dieser entgegengesetztes Streben zog die Augen der Welt auf ihn und wurde Veranlassung zu mancherlei Urtheilen. — Ein Grund mehr, Eveline einzuschüchtern, die bisher in stolzer Zurückgezogenheit lebend, sich darin gefallen hatte, das Urtheil der Welt nicht an sich herantreten zu sehen. Sie zog es daher auch vor, keinen der Kreise, die ihr offen standen, aufzusuchen.

Mühlberg erkannte bald ihren tiefen inneren Werth mit jenem Scharfblicke, der, durch Erfahrungen gereift, das Wahre von dem Falschen unterscheiden gelernt hat; er sah, daß sie oft einsam, daß sie sorgenvoll war, und er widmete sich ihr, so oft der musikalische Kreis zusammenkam.

Er besaß die volle wohlthuende Ruhe abgeschlossener Charaktere, eine Eigenschaft, die Franzen im Allgemeinen, und jetzt vollends fehlte. Eveline ruhte in der Sicherheit, mit der er Alles beurtheilte, gleichsam von Franzens Ueberschwänglichkeit aus. — Ihr Verhältniß zu diesem hatte sich in der letzten Zeit trotz ihrer vollsten Hingebung getrübt; mancherlei an sich nicht bedeutende Vorfälle waren Veranlassung dazu.

So probirte man eines Tages eine Partie seiner Oper mit ganzer Besetzung; seine Freunde schienen entzückt. Eveline sagte kein Wort, sie war zu sehr bewegt, ja ängstlich, und ihr Urtheil daher befangen. „Du allein ermunterst mich nicht," sagte Franz verstimmt, als die Gäste sich entfernt hatten. „Ach, und das ist es eben, was mir fehlt, denn die Begeisterung einer Frau hätte mich getragen." — Eveline hatte eine liebliche Stimme, und Franz bat sie eines Tages, eine Arie aus seiner Oper einzustudiren, von der er sich großen Erfolg versprach; sie studirte mit Eifer, wie immer, wenn es sich darum handelte, seine Wünsche zu erfüllen. Als jedoch der Abend herankam, war sie, wol wissend, wie sehr der Erfolg von dem Vortrage abhänge, so sehr erregt, daß sie schlecht sang, und Franzen dadurch in nicht geringe Aufregung versetzte. Es verdroß ihn ganz besonders, daß sie, wie er sagte, seine Intentionen nicht auffaßte, in seine Gefühlsweise sich nicht hineindenken konnte. Diese Mißstimmung nun, die Eveline niederdrückte, sollte durch das Dazwischenkommen eines neuen Elementes für eine Zeit gemildert werden. Es handelte sich darum, eine Sängerin zu gewinnen, die bei den immer häufiger werdenden Proben die Partie der Primadonna übernehmen sollte. An eine Sängerin ersten Ranges konnte man sich nicht wagen, und eine untergeordnete Sängerin genügte Franzen nicht. — — Da kam eines Tages einer seiner Freunde und erzählte von einer angehenden Sängerin, welche er in einem Privatzirkel gehört hatte. „Ich halte sie für ein bedeutendes Talent," sprach er, „und wenn mich nicht Alles täuscht, wird sie nicht lange unbekannt bleiben. Ich dachte dabei an Dich, und wenn sie zu kommen

bereit wäre, was wol nicht zu bezweifeln ist, so wäre gefunden, was uns fehlt."

Franz, durch diese Beschreibung angeregt, besprach sich mit Mühlberg, und dieser übernahm es, die Sache einzuleiten. Auch er hatte bereits von ihr sprechen gehört, erkundigte sich näher nach ihr und ließ sich ihr vorstellen.

Er war überrascht sowol durch ihre Schönheit, als durch ihre Haltung. Nach kurzer Einleitung theilte er ihr die Ursache seines Kommens mit. Henriette nahm den Antrag, den er ihr stellte, an und versprach, die betreffende Partie zu studiren.

Am nächsten Tage hörte Franz sie singen und knüpfte sofort die besten Erwartungen an ihr Talent. Auch Eveline gestand, daß Henriette ihre Erwartung übertroffen habe, und Franz erwartete nun den ersten Abend, an welchem sie vor seinen Freunden singen sollte, mit begreiflicher Ungeduld.

Endlich kam dieser heran. Die Freunde hatten sich eingefunden und umstanden erwartungsvoll das Clavier. Die ersten Accorde erklangen, und Henriette begann ihr Lied. Sie sang voll und rein, ihr Vortrag war hinreißend. Die Partie war auch so recht für Henriettens Stimme, für ihre individuelle Begabung, ja für ihren Charakter angemessen. Franz sah nun zum ersten Male, was er geschaffen, in glücklicher Weise wiedergegeben.

Die Gäste zeigten sich sehr befriedigt, und Franz wurde beglückwünscht.

Das waren die ersten wahrhaft glücklichen Stunden seit seinem neuen Streben; der Abend enteilte ihm wie ein glücklicher Traum. Er besprach mit Henriette die für das nächste Mal zu studirende Partie, und sie ging in seine Anschauungen mit einem Verständniß ein, als hätte sie selbst Schaffen geholfen.

Je weiter nun Franzens Arbeit fortschritt, ein desto größeres Interesse nahm auch Mühlberg an derselben, ja er hatte eine wahre Freude an dem sich ihm immer mehr offenbarenden Talente seines Freundes.

Welch' schöne hoffnungsreiche Zeit kam nun für Franz, welch' befriedigende Zukunft erschloß sich seinen Blicken! — Es war wol bedauerlich, daß er nicht in erster Jugend ernster gestrebt, allein Vieles war noch zu erreichen. Wie befriedigt, wie ausgefüllt konnte sein Leben noch werden, das ihm bisher oft so nutzlos erschienen war!

Am Tage nach jener ersten Probe hatte Eveline Henrietten zu sich bitten lassen; sie hatte, seitdem sie diese zuerst gesehen, wahre Sympathie für das Mädchen gefaßt und wünschte nun, sie näher kennen zu lernen; sie war ihr dankbar dafür, daß Henriette die Composition ihres Franz so gut verstanden, daß sie ihn gestern so froh, so glücklich gemacht hatte.

Es war ein schöner Contrast, diese beiden Frauen beisammen zu sehen. Eveline zart, sanft, ruhig und, ohne entschieden schön zu sein, durchaus keine gewöhnliche Erscheinung. Henriette, mit ihrer ernsten, bedeutenden Schönheit, ihrem feurig blitzenden Auge, ein Gegensatz in Allem und Jedem. Sie nahm Evelinens freundliche Zuvorkommenheit dankbar, doch mit der ihr

eigenen Zurückhaltung auf, ein Umstand, der Evelinen noch mehr zu ihr hinzog. Sie bat das Mädchen, sie zu besuchen, frug, so gut als sich dieß mit ihrem Zartgefühle vereinen ließ, nach deren Privatverhältnissen, und als sie erfuhr, daß Henriette weder nahe Verwandte noch Freunde hätte, drückte sie ihr wiederholt den Wunsch aus, sie oft bei sich zu sehen.

Durch den Eintritt Henriettens in Evelinens Haus hatte sich ein neues Leben daselbst gestaltet. Proben folgten auf Proben; Eveline wohnte denselben mit großem Interesse bei, auch Mühlberg kam noch häufiger als sonst, griff noch ernster mit Rath und That ein, und Franz arbeitete mit erhöhtem Eifer. Er fühlte sich gehoben, sein Wesen wurde schwungvoller, elastischer, als es lange her gewesen war. Das Verständniß seiner Ideen, das er bei Henrietten in so hohem Grade gefunden hatte, das gleiche Streben, welches ihm diese Künstlernatur der seinen nahe verwandt erscheinen ließ, wirkten wie ein frischer Lebensstrom auf seine Seele.

Henriette war so, ohne es zu wissen, bald der Mittelpunkt in Franzens kleinem Kreise geworden. Ja selbst auf den Verkehr Franzens mit Evelinen wirkte sie in günstiger Weise. Evelinens Sympathie für das Mädchen, ihre aufrichtige Freude an deren Talent waren ein bedeutender Anknüpfungspunkt, ein nicht zu erschöpfendes Thema für Beide.

Seit Henriette in der Residenz lebte, hatte sie zuweilen die Stunden, welche nicht dem Studium gewidmet waren, allein oder in Gesellschaft der Familie, bei der sie wohnte, zugebracht. Der Contrast zwischen diesen und dem neuen Kreise war groß, und Henriette, die sich hier wie in ihrem Elemente fühlte, wußte nun erst, was sie bei jenen stets vermißt hatte.

Hier war sie befriedigt und glücklich. Sie machte daher von Evelinens Erlaubniß, oft zu kommen, gerne Gebrauch, und Franz fand das Mädchen manchen Abend, wenn er unerwartet heimkehrte, zu Evelinens Füßen. Henriette hatte Evelinen bald ihr Vertrauen geschenkt. Sie erzählte ihre eigene kurze Lebensgeschichte, sowie diese sie selbst betraf, daß ihre Mutter unglücklich gewesen und aus Gram gestorben sei, als Henriette erst vier Jahre zählte. Sie selbst, so jung verwaist, wurde durch fremde Wohlthäter erzogen, welche sie diese Großmuth schwer empfinden ließen. Sie hatte daher den Entschluß gefaßt, nur der eigenen Kraft zu vertrauen und dieser allein Alles zu verdanken.

Eveline blickte in diese Verhältnisse wie in eine neue Welt. Sie dachte an ihre eigenen Mädchenjahre, wie war sie geschätzt und getragen worden in diesem Alter!

Wie so anders war die Welt ihr erschienen! Ein glänzendes, blumiges Land hatte sich ihren Blicken gezeigt, und wie war das Leben an sie herangetreten — wahrhaft liebevoll — oder schmeichelnd — aber erfreulich immer! — Und hier sah sie ein junges Wesen, das sich die Welt wie einen Feind vorstellte, gegen den man immer gerüstet sein müßte. Sie bemühte sich, Henrietten die traurigen Gedanken vergessen zu machen, sie bemühte sich, ihr

etwas von jener Schroffheit zu benehmen, welche diese gegen Fremde an den Tag legte.

Und dieser Freundschaft warmer Sonnenhauch erweckte auch des Mädchens Vertrauen zu den Menschen, und der reiche Schatz ihres reinen, jungfräulichen Herzens lag vor Evelinen offen; aber auch eine Leidenschaftlichkeit im Lieben und Hassen, die sie erschreckte.

Eveline, die ja sah, wie lebhaft Franzen alle Mittheilungen über seine junge Künstlerin, wie er sie nannte, interessirten, erzählte ihm Alles, was sich auf ihren Umgang mit Henrietten bezog. Er kannte sie daher fast ebenso genau, als Eveline, ohne selbst viel mit ihr zu verkehren, denn es gelang ihm nicht, ihr, wie er es so gerne gethan hätte, näher zu treten. Ihm gegenüber war sie zurückhaltend, förmlich.

An den Abenden, die Henriette bei Evelinen zubrachte, pflegte Franz wol früher aus der Oper zurückzukehren; Mühlberg begleitete ihn dann gewöhnlich. Oft jedoch, wenn letzterer Eveline einsam wußte, widmete er ihr den ganzen Abend. In solchen Stunden hatte er Evelinen schon mancherlei aus seinem Leben erzählt. Seine Weltanschauung, seine ausgebreitete Menschenkenntniß ließen sie immer neuen Reiz in seiner Unterhaltung finden, es that ihr wohl, über ein frisches Leben zu hören, das so recht in der Welt, wie sie war, wurzelte, ohne sich dabei in der Masse zu verlieren.

Eines Abends erwartete Eveline Henriette, doch die Stunde, in der diese gewöhnlich zu kommen pflegte, war verstrichen, ohne sie zu bringen, und Eveline bereitete sich auf einen recht stillen Abend vor, als Mühlberg erschien.

„Schön, daß Sie kommen,“ rief ihm Eveline entgegen, „Henriette hat absagen lassen.“

„Weßhalb kommt sie nicht?“ frug Mühlberg.

„Sie muß diesen Abend studiren, um bei der morgigen Probe ihrer Sache ganz sicher zu sein. Da lesen Sie selbst,“ erwiderte sie, ihm Henriettens Brief reichend. „Wie unangenehm wird ihr Ausbleiben Franz berühren,“ fuhr sie fort, „er hofft so sicher, sie diesen Abend noch singen zu hören.“

„Scheint es doch, als könnten Sie Beide das Mädchen nicht mehr entbehren,“ sagte Mühlberg lächelnd.

„Gewiß!“ rief Eveline, „doch ist das nicht natürlich! Haben wir nicht das seit Kurzem so glücklich geförderte Fortschreiten der Composition zum Theile ihrer glücklichen Auffassung zu danken? — Ist nicht Franz heiterer, elastischer, glücklicher seit jenem unvergeßlichen Abende?“

Mühlberg sah Eveline überrascht an und schlug seinen Blick wie beschämt nieder, als er ihr freudig bewegtes, argloses Gesichtchen sah. „Sie haben sich mit Franzens neuem Streben nun vollends befreundet?“ frug er dann.

„Ach, ich möchte ihn glücklich sehen, auf welche Art immer! Das ist Alles,“ erwiderte Eveline.

„Er ist es,“ fuhr Mühlberg fort, „denn er besitzt das edelste Weib.“

Eveline erröthete. „Nicht doch,“ rief sie, den Ernst, der sich ihrer bemächtigen wollte, abschüttelnd, scherzhaft — „nicht doch, ich bin es nicht gewohnt, solche Dinge zu hören — verderben Sie mich also nicht.“

„Möchte Franz,“ fuhr Mühlberg bewegt fort, „dem das Glück bis jetzt so hold lächelte, nun auch wahre, dauernde Befriedigung finden, das wahre Glück, welches mir selbst nie zu Theil wurde, kann doch nur der Besitz eines reinen, treuen, bis in den Tod ergebenen Herzens gewähren.“

„Warum,“ frug Eveline theilnehmend, „warum suchen Sie nicht jenes Glück, das Sie in so vollem Maße zu schätzen wissen?“

„Ich habe es gesucht, wie das Kind die Mutter sucht, doch vergebens! Einst dachte ich, es gefunden zu haben; ich hätte mein Herzensblut gegeben, um es festzuhalten, und — habe es dennoch verloren.“

„Sie haben also gelitten?“ frug Eveline theilnehmend. „Ach, ich dachte es oft und hätte Ihnen so gerne meine Theilnahme bewiesen, wenn Sie es mir nur möglich gemacht hätten! Sprechen Sie zu mir, wie zu einer Schwester, lassen Sie mich Ihren Kummer theilen!“

„Sie werden nichts Außerordentliches hören,“ erwiderte Mühlberg. „Das Glück schien mir zu lächeln, ohne daß ich es erfassen konnte; doch das kann täglich geschehen, und geschieht wol auch, nur verblutete mein Herz beinahe daran. Der schöne Glaube an das höchste Glück durch ein edles Weib war für lange todt in meinem Herzen.“

„Ach, sprechen Sie,“ bat Eveline innig, „lassen Sie mich Ihre Jugendgeschichte kennen!“

„Ich war zwanzig Jahre alt,“ nahm Mühlberg das Wort, „stand allein in der Welt und war mittellos, und doch dünkte ich mich damals reicher als jetzt, ich hätte mit keinem Könige getauscht; denn ein Reich wollte ich mir selbst erringen, das Reich der Kunst; eine Krone hoffte ich auf mein Haupt zu setzen, die Krone des Ruhmes! Ich wohnte damals in einer Vorstadt in dem Dachstübchen eines Hauses, dessen Fenster nach einem Gärtchen gingen. Täglich kam ein junges Mädchen in dasselbe, die Gartenarbeit zu verrichten. Sie schien noch in den Kinderjahren zu stehen; so zart war ihr Wuchs, daß ich mich oft darüber wunderte, wie sie die Gießkanne so leicht von Beet zu Beet tragen, Schaufel und Hacke handhaben konnte. Seit vielen Tagen beobachtete ich sie von meinem Fenster aus, ohne daß sie mich bemerkt hatte.

„Endlich konnte ich dem Wunsche, mit ihr zu sprechen, ihr bei der Arbeit zu helfen, nicht länger widerstehen. Ich stieg eines Tages in den Garten hinab und versuchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie antwortete sehr schüchtern, aber freundlich. Ohne schön zu sein, mußte sie doch auf den ersten Blick einnehmen, besonders wenn sie ihre Augen voll aufschlug. Augen, wie ich sie seitdem nie wieder gesehen habe — doch bis vor Kurzem. Denken Sie sich Henriettens Augen, nur von sanfterem Ausdrucke, und Sie werden sich

eine Vorstellung davon machen können. Hatte mich die zarte Gestalt schon aus der Ferne interessirt, wurde mein Interesse ein doppeltes, nachdem ich sie sprechen gehört hatte. Ihre Stimme hatte einen wunderbaren Klang, der bis in das Innerste des Herzens drang. Je öfter ich sie sah, desto mehr entzündete sich meine jugendliche Phantasie. Ich baute die schönsten Luftschlösser; meine ersten Lieder hatten damals eben einen kaum gehofften Erfolg errungen. Die Liebe sollte mich begeistern, noch Besseres, Würdigeres zu schaffen. Und wenn ich endlich ruhmgekrönt und reich geworden, dann wollte ich ihr Alles zu Füßen legen.

„Das Mädchen war so still und sanft, daß ich sie mit meiner Leidenschaftlichkeit, mit meinen kühnen Plänen erschreckte. Die arme Kleine traute sich ja kaum einen selbstständigen Wunsch, geschweige denn einen eigenen Willen zu haben. Die Verwandte, bei der sie lebte, eine alte, strenge Frau, hatte ihr jede Lust dazu mit Härte benommen, hatte sie streng abgeschlossen gehalten, ihr keinerlei Verkehr gestattet und so die geistige Entwickelung dieses ohnedieß schüchternen Kindes jedenfalls zurückgedrängt. Ihr Herz war noch nicht erwacht, es ruhte noch ganz in der Knospe. Wäre ich damals im Stande gewesen, das arme Kind als Gattin in mein Haus zu führen, Sie hätte mich lieben gelernt, mir treu angehängt, ich fühlte es, ihr Blick sagte es mir, ihr selbst noch unbewußt. Was mich so sehr an das Mädchen fesselte, das nur schüchterne Freundlichkeit für mich hatte, ich weiß es nicht. Wer vermag es, unsere ersten Gefühle zu definiren! Meine Studienzeit war indeß zu Ende. Ich mußte meiner ferneren musikalischen Ausbildung wegen P. verlassen, um hieher nach der Residenz zu kommen. Ich bat Marie, mich nicht zu vergessen, ich wollte in einem Jahre wieder kommen; schreiben durfte ich ihr nicht, denn ihre Verwandte hätte ihr nicht gestattet, Briefe zu empfangen; mich ihr vorzustellen, fand ich für unpassend. Welche Aufnahme konnte der arme Student, der noch unbedeutende, junge Liederdichter, von der reichen, strengen Frau erwarten?

„Ich reiste also ab, tiefe Trauer im Herzen, eine schlimme Ahnung bemächtigte sich meiner beim Abschiede.

„Als ich nach einem Jahre wieder kam, war die alte Verwandte todt, Marie war fortgezogen, Niemand wußte mit Bestimmtheit, wohin. Lächelnd erzählte man mir, ein junger, reicher Anverwandter, der im Auslande lebe, habe sie mitgenommen.

„Die wüthendste Eifersucht bemächtigte sich meiner, ich hätte den Mann getödtet, wenn er in meine Hände gefallen wäre, der, wie es schien, das Mädchen betrogen hatte. Doch was wollte ich thun, ich konnte ihr nicht wie der Liebhaber im Romane nachreisen, dazu fehlten mir die Mittel, und was hätte es auch genützt? Ich hatte fortan kein anderes Ziel, als meine Kunst, ich arbeitete fleißiger als vorher, um meinen Geist von jenem Kummer abzuziehen, doch mir fehlte die Freudigkeit, mein Herz verlangte nach dem blassen zarten Kinde mit den wunderbaren Augen.

„Keine der glänzenden Frauen konnte sie aus meinem Gedächtnisse verdrängen, keine Derer, die mir huldvoll entgegen kamen, als ich mich in einer ganz anderen Lebensstellung befand, als ich bereits an jenem Ziele angekommen war, das zu erreichen mir viel leichter geworden, als ich hatte hoffen dürfen."

„Und haben Sie nie wieder von dem armen Mädchen gehört?" frug Eveline bewegt. — „Nie," erwiderte Mühlberg schwermüthig, „wiewol ich sie nie vergaß, sie immer gesucht habe."

Mühlberg hatte geendet und eine lange Pause folgte. Eveline unterbrach sie nicht.

Ein lauter Glockenzug weckte plötzlich Beide aus ihrem Nachdenken. „Das ist Franz, der aus der Oper kommt," rief Eveline. „Wie die Stunden verstrichen sind, ohne daß ich es wahrnahm." — Bald darauf trat Franz in das Zimmer. — „Ist die Oper schon zu Ende?" rief ihm Eveline entgegen. „Schon!" erwiderte Franz erstaunt. „Ich denke, sie hat ungewöhnlich lange gedauert." —

Franz war sehr rasch eingetreten und hatte sich erwartungsvoll umgesehen. — „Hat Henriette Dich schon verlassen?" „Sie ist gar nicht gekommen," erwiderte Eveline. — „Was mag die Ursache sein; hast Du nicht nachfragen lassen? Sie ist doch nicht unwohl?" „Nein, nein, sei unbesorgt, sie studirt. Sie muß den Abend zu Hilfe nehmen, wie sie mir schreibt, um bei der nächsten Probe ihrer Sache ganz sicher zu sein. Sie will morgen kommen." — „Erst morgen?" wiederholte Franz unwillkürlich. Dann trat er an das Fenster und blickte durch dessen klare Spiegelscheiben wie träumend hinaus in die hell erleuchteten Straßen, die jetzt in der Stunde, in der die Theater eben zu Ende waren, sich wie am Tage belebt hatten. Eveline und Mühlberg erwarteten eine Zeit lang schweigend, daß er zu ihnen treten würde, dann versuchte Mühlberg ein Gespräch über ein Thema anzuknüpfen, auf das Eveline eingehen mußte, wußte er gleich, daß ihre Seele bei jenem Fenster weilte. — Plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, drehte Franz sich um, er blickte auf die Beiden, die ganz harmlos zu plaudern schienen. Er strich sich mit der Hand über die Stirne und trat dann rasch zu ihnen. —

„Was gibt es Neues?" rief ihm Mühlberg zu, indem Franz sich in einen Fauteuil warf. „Nichts Geringeres, als daß der Intendant morgen gewiß kommt, unserer großen Probe beizuwohnen," erwiderte Franz. „Meine Hoffnung, die Oper angenommen zu sehen, wächst mit jedem Tage; einmal zur Aufführung gebracht, müssen wir reussiren," fuhr er fort, „denn Henriettens Partie allein könnte, von ihr gesungen, die Oper halten." „Sei nicht zu hoffnungsvoll," erwiderte Mühlberg; „nicht Alle haben gleiche Auffassung, so ist es auch in Bezug auf Henriette; die Primadonna hat einen großen Anhang, der sie vielleicht stets Henrietten vorziehen wird, ja ich weiß nicht," fuhr er zögernd fort, „ob, was Dir ein Unglück schiene, nicht vielleicht für

Deine Oper ein Glück wäre, ich meine, wenn etwa die einflußreiche Primadonna die Partie singen möchte."

„Nie! nie!" rief Franz mit großer Heftigkeit. „Keine Andere kann Henriette ersetzen, sie ist das verkörperte Ideal der Heldin, die ich träumte, dem kann ich kein zweites Mal begegnen." „Wie kannst Du Dich so ereifern," fiel Eveline sanft ein, „Du hast ja gar keinen Grund dazu, liebster Franz! Henriette wird singen, und unseres Freundes Bemerkung soll, wie mich dünkt, Dir nur sagen, daß die günstige Aufnahme Deiner Oper nicht von dem Mitwirken einer Persönlichkeit abhänge, so verdrießlich dieß auch sei — ein Umstand, der uns ja jedenfalls wünschenswerth erscheinen muß."

„Das weiß ich besser als Ihr," erwiderte Franz, „und die Zukunft wird es lehren."

Man hatte mittlerweile den Thee servirt und das Erscheinen der Dienerschaft gab dem Gespräche eine andere Wendung. Man besprach die neuesten Tagesbegebenheiten, so verging der Abend und es war spät geworden, als man sich trennte.

Am Abende des nächsten Tages, an welchem, wie wir wissen, die große Probe stattfinden sollte, erwartete Franz Henriette, die viel früher als die Uebrigen zu kommen pflegte, im Salon. Sie kam zur gewohnten Stunde. — „Wir haben Sie gestern umsonst erwartet," rief er, ihr entgegen eilend. „O, ich hatte mir zu viel zugetraut, ich mußte noch den ganzen Abend und einen Theil der Nacht studiren, um heute bestehen zu können."

Franz nahm ihr die Noten ab, die sie mitgebracht hatte, und führte sie zu einem Sitze nächst dem Fenster; sich gegen dasselbe lehnend, blieb er vor ihr stehen. „Sie arbeiten also Tag und Nacht für mich," sprach er endlich in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, dem man aber die innere Bewegung anmerkte. — „O, Sie vergessen, daß, wenn ich in Ihrer Oper gefallen sollte, mein Ziel so unerwartet schnell erreicht wird, als ich es nie zu hoffen gewagt. Und habe ich dieß dann nicht Ihnen zu verdanken? Gewiß. Sie und Ihre Frau sind vom Schicksale dazu ausersehen, in mein Leben einzugreifen."

Es war das erste Mal, daß Henriette in diesem Sinne zu Franz sprach, sie war voll freudiger Hoffnung, ihr Herz überströmte vor Dankbarkeit.

„Sie sehen wol," fuhr sie lächelnd fort, „daß ich für mich arbeite." — Eine Pause trat ein. — Endlich frug Franz: „Haben Sie die Skizze schon gesehen, die ich für Ihr Costüm gemacht," und als sie verneinte, ging er, diese zu holen.

„Wie prachtvoll!" rief Henriette, als Franz ihr diese überreichte. „Wahrhaftig, schöner könnte es sich die reichste Phantasie nicht ausmalen!"

„Haben doch Sie mich dazu inspirirt. — Das Diadem von weißen und grünen Steinen wird Sie herrlich kleiden! Das Haar müssen Sie in Locken tragen." Franz hielt inne, in Henriettens Anschauen versunken. „Doch lockt es sich, dieß weiche Seidenhaar?" flüsterte er, dasselbe leicht zurück streichend.

Henriette hatte in den letzten Minuten vergebens nach einem Vorwande gesucht, dem Gespräche ein Ende zu machen und sich von ihrem Sitze zu entfernen. Franz hielt sie gleichsam gefangen.

„Ach, Henriette!“ sprach er dann, „welch' ein Zauber liegt in Ihrer Nähe!“ Und so sprechend berührten seine Lippen ihr duftendes Haar. Jetzt erhob sie sich rasch, ihre Wangen glühten und ihr Auge flammte zornig. Franz erwachte wie aus einem Traume, er wollte sprechen, da öffnete sich die Thür und Eveline trat ein; sie eilte auf Henrietten zu, diese zu umarmen. Franz grüßte flüchtig und verließ das Zimmer.

„Was ist Franz geschehen?“ frug Eveline erstaunt. „Die heutige Probe ist doch nicht etwa vereitelt? Ach, Henriette! das wäre ja schrecklich. Franz zählt in seiner Ungeduld die Stunden.“

„Nicht doch, ich denke, es soll Alles gut gehen; an mir soll es nicht liegen, wenn etwas mißlingt,“ erwiderte Henriette, nun erst ihre Fassung wieder gewinnend.

„Verzeihen Sie, liebes Kind,“ rief Eveline, sie an sich ziehend, „wie bin ich doch egoistisch, aber Sie haben mich so verwähnt, Franz durch Ihr Talent und Ihren Eifer in glückliche Stimmung zu versetzen, daß ich Sie gleichsam dafür verantwortlich mache, wenn er es nicht ist.“ — Henriette fand kein Wort der Erwiderung, ihr war so sonderbar zu Muthe, wie Bergeslast lag es auf ihrer Brust, sie hatte sich heute kaum aus sich selbst herausgetraut und war so sehr zurückgeschreckt worden.

Wie sollte sie sich fortan betragen? — Sie wiederholte Evelinen, daß hoffentlich Alles nach Wunsch gehen würde, nur um ihr Etwas zu erwidern. Es that ihr recht weh, der ersten liebevollen Freundin, die ihr das Leben entgegenführte, ihre wahre Stimmung verbergen zu müssen. — Doch nun kam auch Mühlberg, Eveline entfernte sich von ihr, die nach und nach eintretenden Gäste zu begrüßen.

Mühlberg hatte, seit er Henrietten näher kannte, einen wahrhaft wohlmeinenden Ton gegen sie angenommen. — Sonst war ihr dieß nicht besonders aufgefallen, heute aber machte sein Wesen einen beruhigenden Eindruck auf sie. Sie fühlte sich Franz und Evelinen gegenüber plötzlich fremder als bisher, es war ihr, als bedürfe es einer Mittelsperson zwischen ihr und den Beiden, und als eine solche erschien ihr Mühlberg.

Wie wir bereits wissen, wurde der Intendant der großen Oper erwartet, um einen von tüchtigen Musikern auszuführenden Theil aus Franzens Oper zu hören.

Dieser Abend war nun in der That als ein sehr wichtiger zu betrachten. Hing auch Alles von dem Beifalle des großen Publicums ab, so handelte es sich doch vorerst darum, daß Oper und Sängerin vor dasselbe gebracht würden. Franz und Henriette aber hatten ein gleiches Interesse an dieser Probe, die Zukunft Beider hing gleichsam in erster Instanz von deren glücklichem Ausgange ab. Henriette erschien ihm durch dieß Bewußtsein

verwandter als je und er dachte, auch sie müsse Aehnliches empfinden, doch er täuschte sich.

Der Intendant war indeß erschienen und Franz war nun mit ganzer Seele bei den Musikern. Die Ouverture ging vortrefflich. Evelinens Blicke hingen seit dem ersten Tone an den Zügen des wichtigen Mannes, die ihr beim Eintritte sehr streng erschienen waren, und sie fand zu ihrer Freude, daß dieselben Befriedigung ausdrückten. Die Musiker hatten in der That mit bestem Willen zum Gelingen beigetragen und mit seltener Präcision gespielt; die in der ersten Scene beschäftigten Sänger leisteten Rühmliches. Nun kam Henriette an die Reihe. Ihre Stimmung hatte gelitten, sie fühlte sich befangen und die Gegenwart des wichtigen Mannes trug noch bei, sie zu beengen. Der erste Theil ihrer Arie ging nahezu wirkungslos vorüber. Sich dessen bewußt, suchten ihre Blicke Franz. Sie sah sein Auge mit eigenthümlichem, fast zornigem Ausdruck auf sich gerichtet. — Wie rasch seine Empfindungen wechseln, dachte sie! — Während der großen Pause berührte Eveline, die dicht hinter ihr stand, Henriettens Schulter. „Sind Sie unwohl, liebstes Kind?“ flüsterte sie ihr besorgt zu, „sagen Sie es mir, Sie scheinen zu leiden.“ Henriette schüttelte verneinend den Kopf. Doch, als sie ihren Gesang wieder begann, da schien das liebevolle Wort den bösen Zauber, der auf ihr lag, gelöst, die Stimme klang hell und rein wie Glockenton und drang in die Herzen der Zuhörer. — „Bravo!“ erscholl es zum ersten Male von den Lippen des bedächtigen Intendanten. Und sich Henrietten mit verbindlichen Worten nähernd, unterhielt er sich längere Zeit mit ihr.

Die gute Stimmung wurde im Laufe des Abends noch durch das schließliche Versprechen des Intendanten, die Oper zur Aufführung bringen zu wollen, gehoben, und so gelangte dieser bewegte, bedeutungsvolle Abend zu einem äußerst glücklichen Abschlusse.

Befriedigend für Alle, beglückend für Eveline, deren Herz sich heute zum ersten Male seit langer Zeit von drückenden Sorgen und Befürchtungen befreit fühlte.

Die Oper war endlich vollendet und ohne weitere Schwierigkeiten angenommen worden. Franz hatte jedoch in seiner Ungeduld, sie vor das Publicum zu bringen, noch lange zu warten; das Einstudiren und die Ausstattung erforderten mehr Zeit, als er es sich vorgestellt hatte. Da kamen dann auch wieder Stunden der Ungewißheit und des Zweifels, welche die glückliche Stimmung trübten. — Henriette, die ihm, je öfter er sie sah, immer theurer wurde, war ihm mit seiner Kunst, mit seinen Ruhmeshoffnungen Eines geworden; sie und seine Oper waren der Traum seiner Seele. — Er dachte an nichts Bestimmtes, kaum an den nächsten Tag, er lebte in einer wohligen Atmosphäre, er hatte Stunden, in denen er sich sagte: „Ich bin glücklich, ich weiß, wozu ich lebe“ — er verwunderte sich selbst, wie ihm Alles in der Welt nun so harmonisch erschien, ihm, dem die Disharmonie seines Seelenlebens

und dessen, was von Außen auf ihn einwirkte, stets so schmerzlich fühlbar geworden war.

Franz glaubte oft, daß ihm nichts fehle, als mit Henrietten stets dieselbe Luft athmen zu dürfen. Er fühlte für sie eine reine geistige Liebe, die sein ganzes Wesen umsomehr durchdringen mußte, als er diese nicht für strafbar hielt. Es ist ja kein Verbrechen, sich an dem bezaubernden Duft der Rose zu erfreuen, sagte er sich oft, das lag so recht in seinem Wesen, das Göttliche einer edlen Natur herauszufühlen und es sich eigen machen zu wollen.

Durch Mühlberg stand er in immerwährender Verbindung mit ihr. Seit Henrietten Mühlberg mit aufrichtigem Vertrauen entgegen kam, besuchte dieser sie häufiger als sonst, zudem hatte er sie nun als Musiker ganz unter seinen Schutz genommen.

Franzens Seelenzustand konnte Mühlberg nicht entgehen, aber über Henriette war er nicht im Klaren, er fürchtete für das Mädchen, er kannte Franzens Macht über weibliche Herzen aus früherer Zeit, und seine edle Erscheinung machte auch jetzt einen wahrhaft siegenden Eindruck, doch er befand sich hier auch keinem gewöhnlichen Mädchen gegenüber. Eine starke Seele, Willenskraft und die höchste Verehrung für das Gute waren bei ihr ausgeprägte Charakterzüge. — Sie verrieth mit keinem Blicke, mit keinem Worte, was sie über Franz denke, ob sie seine schwärmerische Huldigung in ihrer ganzen unverkennbaren Bedeutung begriffen. Mühlberg's Verehrung für Eveline, die ihm als das Ideal eines Weibes, wie es sein sollte, erschien, das hohe Interesse, das er an den beiden Anderen nahm, fesselten seine ganze Aufmerksamkeit in dem kleinen Kreise, der ihm auf einem Vulkane zu stehen schien.

So standen die Sachen, als Mühlberg's Interesse für Henriette durch eine zufällige Entdeckung noch gesteigert wurde. Oft hatte es ihn, der die Geschichte ihres Lebens nicht kannte, gewundert, das Mädchen nie ihre Eltern, ihre Verwandten nennen zu hören. — Er konnte diese Eigenthümlichkeit mit ihrem sonstigen Wesen nicht in Einklang bringen und so frug er sie eines Tages offen darüber. Henriette erröthete tief. „Ich trage die Erinnerung an meine Mutter," sprach sie, „wie ein Heiligthum im Innersten meines Herzens, sie schwebt mir wie ein Engel vor, die Menschen aber waren nicht milde, nicht gerecht gegen sie, selbst dann noch nicht, als sie ausgelitten hatte, als ihr Märtyrerthum zu Ende war, das habe ich als Kind bitter erfahren, und doch war meine Mutter der Liebe aller guten Menschen werth. — Diese Ueberzeugung ist mein Talisman und gibt mir den Muth, bei sich mir bietenden Anlässen über sie zu schweigen, wie man gerne einen Schleier über ein geliebtes Bild breitet."

„Sie waren noch sehr jung, als Ihnen die Mutter starb?" frug Mühlberg. „Ich war kaum vier Jahre alt," erwiderte Henriette; „meinen Vater habe ich nie gekannt," fügte sie mit bebender Stimme hinzu. „Waren Sie

doch endlich so glücklich, Menschen zu finden, die gerechter über die Ihnen so Theure urtheilten?" frug Mühlberg voll Theilnahme. „Nein!" erwiderte Henriette traurig — „nein, und diese Erfahrung hat mich schroff gemacht, ich liebte die Menschen nicht, bis ich Eveline, bis ich Sie kennen lernte. Ich hatte nur das eine Ziel vor Augen, unabhängig zu werden, die Hilfe der Menschen nicht zu brauchen, ich wollte die Menschen nicht lieben, die hart gegen meine Mutter gewesen waren." Henriette schwieg, ihre Augen umflorten sich und die Thränen, die deren Glanz dämpften, ließen sie Mühlberg verwandter als je erscheinen. — Tiefes Mitleid für die arme Frau, die so jung aus der Welt gegangen war, die Niemand geliebt, Niemand beweint hatte, als das arme verwaiste Mädchen, ergriff sein Herz. — „Sie sind mit Recht erstaunt," nahm Henriette wieder das Wort, „daß meine Erinnerung eine so lebhafte, mein Urtheil ein von Denen, die mich erzogen haben, so verschiedenes geworden ist; ich will es Ihnen erklären: Meine arme Mutter hat ihrem Kinde doch ein Vermächtniß hinterlassen — es war ihr Tagebuch. Die Lehren, die sie befürchtete, mir nicht selbst geben zu können, hat sie für mich niedergeschrieben in den Stunden der Nacht, den einzigen, die ihr gehörten, und in denen die Erschöpfte der Ruhe bedurft hätte, denn am Tage arbeitete sie unermüdet für unseren Lebensunterhalt. Ich war 15 Jahre alt, als ich das Tagebuch erhielt. Ihre Geschichte ist eine kurze. Ich will sie Ihnen erzählen:

„Wie ich war sie früh verwaist, wie ich fand sie Verwandte, die ihr Brot gaben, aber kein Herz für sie hatten. Sie war von Natur ein stilles, anspruchloses Kind, sanft und bescheiden, sie hatte ein liebevolles Gemüt, doch hatte sie sich, eingeschüchtert durch die Strenge einer alten Verwandten, bei der sie lebte, so sehr in sich selbst zurückgezogen, daß man sie für beschränkt hielt. So war sie groß geworden. Eines Tages — doch ich will Ihnen lieber vorlesen, was sie selbst schreibt" — mit diesen Worten holte Henriette ein Heft gelber grober Papiere aus ihrem Pulte hervor. Sie war sichtbar bewegt, als sie sich damit näherte. Mühlberg betrachtete, während sie die abgerissenen Blätter eines nach dem anderen aufschlug, mit Rührung das unscheinbare Büchlein. Ein ganzes trübes Menschenleben stieg bei diesem Anblicke vor seinem inneren Auge auf und sein Interesse war auf das Wärmste angeregt, als Henriette Folgendes zu lesen begann:

„Ich hatte mein fünfzehntes Jahr erreicht, ohne daß in meinem Leben die geringste Veränderung eingetreten wäre; die Kälte und Strenge, mit der ich behandelt wurde, hatte mich abgestumpft! Ich hatte mein Selbstgefühl verloren, es war mir so oft gesagt worden, ich sei dumm, es könne aus mir nichts werden, man könne mich nicht lieb haben, daß ich es zuletzt glaubte! Ich kümmerte mich auch um Niemanden, sah Niemanden an und man mag mich in der Zeit wol mit Recht für stumpfsinnig gehalten haben. Mein Herz war wie erstarrt, es war Winter für mich, ein langer, trüber Winter! Da kam der erste milde Frühlingshauch, der mich zum Bewußtsein brachte. Er schmolz

das Eis, aber die Blumen sproßten noch nicht, der Frost hatte zu lange gewährt. Und als das Blühen kam, da war der Frühling fortgezogen, seine Zeit war um und der heiße Sommer verbrannte sie! Doch höre. Eines Tages, nachdem ich wieder gescholten worden war, was ich gleichgiltig hinnahm, ging ich an meine schwere Gartenarbeit. Plötzlich fiel ein Schatten auf das Beet vor mir, ich blickte auf und sah einen jungen Mann, der mich unbeschreiblich freundlich anblickte. Er hatte ein so gutes, edles Gesicht, wie ich es bis dahin nie gesehen hatte; das mag die Ursache gewesen sein, weßhalb ich stehen blieb, als er mich ansprach, und nicht eilends davonlief, wie es anfangs meine Absicht war. Er frug mancherlei, worauf ich ihm kurze Antworten gab, am meisten machte mich seine Bitte betroffen, ich möge ihm erlauben, mir bei der Arbeit zu helfen, da diese für mich zu schwer sei. — Warum ich immer so ernst blicke, frug er dann, in meinem Alter müsse man fröhlich sein. Ich wußte gar nicht, was ich auf diese Fragen antworten sollte. Plötzlich fiel mir ein, wenn mich meine Verwandte sähe, wie würde sie schelten; ich bat ihn also, zu gehen, da man mir nicht erlaube, mit Fremden zu sprechen. „Ich bin kein Fremder, ich wohne hier im Hause," erwiderte er, „und ich kenne Sie schon lange." Darauf ging er. Aber er kam täglich wieder und die erste Veränderung, die seine Freundlichkeit, sein zarter Umgang auf mich hervorbrachten, war, daß ich gegen die unfreundliche Behandlung, die ich zu erdulden hatte, empfindlich wurde und wieder Thränen vergoß, wie einst als Kind. — Ich erzählte ihm dieß eines Tages, als ich mit ihm schon etwas vertrauter war, und helle Freude glänzte in seinem Auge. „O, das ist schon etwas," rief er; „aber verursachen Ihnen meine liebevollen Worte auch so viel Freude, als jene bösen Kummer? und sind Sie mir vom Herzen gut?" Auf diese Frage konnte ich nicht gleich antworten; ich wußte es selbst nicht, es war auch nicht immer gleich, ich hatte zu viel gelitten, ja ich war manchmal zu traurig, oder eigentlich zu sehr niedergedrückt, um mich seiner recht freuen zu können! Doch Tage und Wochen vergingen, ich wurde ihm immer mehr befreundet; ja ich fing endlich an, ihn herbei zu sehnen. — Ich theilte ihm Alles mit, was ich empfand — wie innig blickte da sein treues Auge — wenn ich später dieser Zeit gedachte, fühlte ich erst, wie treu und ehrlich er es mit mir gemeint!

„Ich weiß selbst nicht, wie lange dieser freundliche Verkehr gewährt hatte, als er mir eines Tages sagte, er müsse fort. Ich war sehr betroffen darüber, er aber war muthig und versprach, wieder zu kommen; ich möge ihn nicht vergessen, bat er. — Ach, hätte ich es doch nicht gethan! — Als er fort war, fiel mir das einsame Leben doppelt schwer. Die Theilnahme, die er mir geschenkt hatte, lernte ich nur schwer entbehren. Die Gleichgiltigkeit, mit der meine Verwandte meine Dienstleistungen, meine angestrengtesten Bemühungen, ein freundliches Wort zu gewinnen, hinnahm und die ich so lange erduldet hatte, fing an, mir unerträglich zu werden. Mein Gefühl war erwacht, der Schmerz, den die neue Entbehrung erzeugte, stachelte es noch

mehr an, ich sehnte mich fort, mein Herz schrie laut nach Theilnahme. Mehrere Monate waren so vergangen, als meine Verwandte plötzlich erkrankte. Sie konnte bald das Bett nicht mehr verlassen, ich pflegte sie, so viel es in meinen Kräften stand, ohne es ihr je recht thun zu können. Eines Abends jedoch sprach sie: „Du bist erschöpft, lege Dich zu Bette," und als ich widerstrebte, fügte sie hinzu: „Du bist gut, und ich will an Dich denken." Dieselbe Nacht starb sie plötzlich. Am anderen Morgen, als ich erwachte und sie kalt und starr daliegen sah, kam ich mir noch viel verlassener vor als sonst und weinte heftig.

„Ihr letztes Wort war ein gütiges gewesen und dieses hatte sich tief in mein Herz geprägt.

„Wenige Tage nachher kam der Erbe alles dessen, was meine Verwandte hinterlassen hatte. Der Tod hatte sie eben, als sie die Absicht gehabt, mich zu bedenken, daran verhindert.

„Es war ihr Schwestersohn, ich nur eine entfernte Verwandte ihres verstorbenen Mannes. Man hatte es für passend gefunden, mir Trauerkleider machen zu lassen; dieß blieb meine ganze Erbschaft.

„Als der junge Mann mich zuerst sah, schien er sehr überrascht und er sprach die freundlichsten Worte zu mir. O wie gierig lauschte mein Ohr seinen Trostesworten! -- Ich möge nicht so traurig sein, sprach er, die Welt sei so groß, so schön und liege offen vor mir. „Aber ich bin ganz allein," erwiderte ich, „wohin soll ich mich wenden" und meine Thränen strömten, da ergriff er meine Hand. „Komm' mit mir," sprach er, „bei mir sollst Du Deine Heimat finden!" — Ich war so sehr überrascht, mein Herz klopfte heftig, endlich blickte ich ihn an, sein Auge ruhte zärtlich auf mir.

„Einige Tage vergingen indessen, bis die Erbschaftsangelegenheiten geordnet waren. Während dieser Zeit sah ich ihn täglich und immer wurde er gütiger, kein Mensch sonst kümmerte sich um mich. — Die Testamentsvollstrecker, die mich vielleicht als ein Stück Erbschaft betrachteten, frugen ihn eines Tages, was aus mir werden sollte. Er antwortete: „Ich beabsichtige, sie zu meiner Mutter zu bringen." Ich war nun entschlossen, ihm zu folgen, was hätte ich auch sonst beginnen sollen? Und die Macht, die er über mich ausübte, ließ mir zudem keine Wahl. — Wenn er mich anblickte mit seinen dunklen Augen, verwirrten sich meine Gedanken. Frug er dann: „Kommst Du?" so stand ich unwillkürlich auf, um mit ihm zu gehen; trat er zu mir, klopfte mein Herz stürmisch. Ich fühlte mich durch seine Nähe nicht beglückt und blieb doch gefesselt. — Und als er mir endlich sagte: „Bereite Dich zur Abreise vor, mein Kind," war ich bereit zu gehen. In Z . . . . angekommen, brachte er mich in ein schönes Haus; ich betrat ein so kostbar eingerichtetes Gemach, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Er entfernte sich, und als er zurückkam, sprach er: „Der Diener meiner Mutter hat mich hier erwartet, sie selbst aber ist leider nicht auf ihrem Gute, sondern seit gestern verreist. Du bleibst also vorläufig bei mir, Marie," fügte er zärtlich hinzu;

„Du wirst doch in Zukunft nur für mich leben.“ „Wie? ich soll Ihre Gattin werden?“ frug ich. „Ja,“ erwiderte er zögernd, „sobald mancherlei Angelegenheiten geordnet sind. Marie, ich liebe Dich so sehr! Bleibe bei mir, und Du sollst es nie zu bereuen haben, denn Du bist mein höchstes Glück!“ —

„So blieb ich bei ihm, blieb, um das Haus, das ich mit kindlichem Vertrauen betreten hatte, in bitterster Verzweiflung zu verlassen. Ich kannte weder die Gefahr, der ich mich aussetzte, noch setzte ich den leisesten Zweifel in die Redlichkeit meines Beschützers. — Zur Klarheit, zur richtigen Beurtheilung meiner Lage wurde ich erst durch Dich, mein Kind, gebracht, erst als Du das Licht der Welt erblicktest, erwachte das Weib in mir. — Ich war wie umgewandelt, ich lernte meine Lage begreifen und forderte nun mein Recht als Gattin, forderte Deine Rechte von ihm, der, wie mir dünkte, es nun für seine erste, seine heiligste Pflicht halten mußte, Dir einen Namen zu geben. Er antwortete mir ausweichend. Anfangs glaubte ich an Hindernisse, bald aber mußte ich bemerken, daß er mich hinhalten wollte, doch mein Herz sträubte sich, daran zu glauben, ein böser Traum schien mich gefangen zu halten. Endlich hörte ich Worte, die mir keinen Zweifel lassen konnten. Was sollte nun aus mir, aus Dir werden! Da kam es eines Tages zum Schlusse, er bot mir an, mit einer jährlichen Rente in dem Hause weiter zu leben, er müsse ohnehin die Stadt verlassen, doch würde er wieder kommen! — Zum Aeußersten getrieben, warf ich mich vor ihm auf die Knie, ich benetzte seine Hände mit meinen Thränen, ich bat ihn, mich zu verstoßen, nur Dir Dein Recht zu geben, ich wollte nicht früher aufstehen! Halb gerührt, halb ungeduldig rief er endlich: „Stehe auf! Nehme Dein Schicksal in Ruhe an und verlange nicht das Unmögliche!“ — „Das Unmögliche?“ rief ich, ohne mich zu erheben. — „Ich bin verheiratet!“ stieß er zögernd heraus.

„Ich war wie vom Blitze getroffen und hatte nichts mehr zu sagen. Ich fühlte mich plötzlich ihm gegenüber fremd — Du hattest keinen Vater! — „Ich muß heute die Stadt verlassen,“ sagte er dann, „bis ich wiederkehre, hoffe ich Dich ruhiger zu finden.“ Er legte ein Papier in meine Hand, die Adresse des Mannes, der mir die angewiesenen Summen einhändigen sollte. Er wollte sich mir nähern; ich wich scheu zurück, und er ging. Ging, ohne unser Kind zu sehen. Die Gleichgiltigkeit, die er überhaupt gegen Dich an den Tag legte, hatte mich immer am meisten geschmerzt — Du hattest keinen Vater — mein Herz schrie es so laut, daß mir schien, als hätte man es mir zugerufen.

„Ich eilte in Dein Zimmer, nahm Dich aus der Wiege und drückte Dich so krampfhaft an mein Herz, daß Du weintest, dann bemühte ich mich nur, Dich zu beruhigen. Ich hüllte Dich ein, nahm einen Mantel um und wandte mich zum Gehen. Das Blatt, welches er mir gegeben hatte, war meinen Händen entfallen, ich ließ es liegen.

„Ich ging mit Dir zu einer armen Frau, die ich lieb gewonnen hatte, zu meiner Waschfrau; sie erschrak, als sie mich sah, und schien das

Vorgefallene zu errathen. Ich theilte ihr meine Lage mit und bat sie, mich ihre Arbeit theilen zu lassen. Die gute Frau trug anfangs Bedenken, sie hatte mich ja nur in meinem traurigen Reichthume, sie hatte mich nie arbeiten gesehen — indeß willigte sie ein, mich vorderhand aufzunehmen. Tags darauf war ich bei der Arbeit, und meine neue Beschützerin war zufrieden. Ich arbeitete nun unverdrossen Tag und Nacht, doch der Harm, der an meinem Herzen zehrte, untergrub meine Kräfte; ich fühlte mich schwächer werden und wußte nicht, was mit meinem Kinde geschehen würde. Da faßte ich Muth und schrieb an eine Frau, die ich zuweilen im Hause meiner Verwandten gesehen hatte, die mir selbst weitläufig verwandt war. Sie hatte mir damals kein Interesse bewiesen, ich hoffte daher nicht viel, allein ich wagte es für Dich. Es kam lange keine Antwort, endlich erhielt ich einige kalte Zeilen, in denen sie mir sagte, ich hätte mein Schicksal verdient, und sie könne nichts für mich thun.

„Ich legte den Brief weinend zu meinen wenigen Papieren, sie hatte ja Recht, ich hatte mein Schicksal verdient. Ich durfte daher auch nicht empfindlich sein, und schrieb nochmals, schrieb, daß ich selbst wol kein Mitleid verdiene, auch keiner Hilfe bedürfe, daß es sich nur um mein Kind handle, und auch dieß nur im Falle meines Todes, den ich herannahen fühle. Sie antwortete milder, ich möge in Bezug auf das Kind ruhig sein. Gott segne sie dafür." Hier konnte Henriette nicht weiter lesen, ihre Bewegung war zu groß.

Still schluchzte sie, und Mühlberg machte keinen Versuch, zu trösten. Endlich blickte Henriette auf. „Was ist Ihnen?" rief sie, Mühlberg's große Bewegung wahrnehmend.

„Henriette," erwiderte er, und jedes Wort klang so feierlich, daß es in ihr Herz fiel, als würde es mit Demantgriffel eingeschrieben. „Henriette, ich habe Marien, ich habe Ihre Mutter gekannt, ich war jener junge Mann, der Einzige, der sie wahrhaft liebte, zu dem auch ihr Herz sprach; ich habe Marien gesucht ohne Unterlaß, und ihr Bild lebt noch heute in meinem Herzen. Wenn ich denke, wie verschieden unser Beider Schicksal geworden wäre ohne jenen Mann!" — Mühlberg hielt inne. „Henriette," fuhr er dann fort, „Sie müssen von diesem Augenblicke an fühlen, daß Sie nicht mehr allein in der Welt stehen, daß ein Freundesauge Sie bewacht, daß ein treues Freundesherz für Sie schlägt."

Henriette fühlte sich wunderbar gehoben. Da war ein Herz, das ihre arme Mutter gekannt, ja geliebt hatte, ihre Mutter, von der sie sich bisher selbst zu Evelinen zu sprechen gescheut hatte. Ach, und nun stand der Mann vor ihr, dem sie nichts mehr zu sagen, nichts zu erklären hatte, der sie vor ihr gekannt, der sie geliebt hatte! Treu und wahr geliebt! — Mühlberg hatte Henriettens Hand ergriffen, sie beugte sich herab und küßte dieselbe, ihre Thränen fielen heiß darauf. Als sie aufblickte und seine tiefe Bewegung sah, den heiligen Ernst, mit dem sein Auge auf ihr ruhte, wußte sie, daß sie nicht verwaist sei, so lange dieses Herz schlägt.

Es war spät geworden, als Mühlberg Henrietten verließ. Auf die Straße tretend, erblickte er Franz. „Nun kann ich ruhig sein,“ dachte er, „der Mutter Andenken wird sie schützen.“ Franz trat auf ihn zu. „Ich dachte Dich bei Evelinen, da ich Dich nicht in der Oper traf.“

„Ich komme von Henrietten,“ erwiderte Mühlberg.

„Du hast also Deine Besuchsstunden dort geändert?“

„Nein, ich habe sie heute nur so lange ausgedehnt.“

Franz schien überrascht. „Kommst Du jetzt zu mir?“

„Entschuldige für heute“, erwiderte Mühlberg, dessen Bewegung ihm jedes gleichgiltige Gespräch unmöglich machte, sich rasch entfernend.

Franz ging an Henriettens Fenster vorüber, der Vorhang bewegte sich leise, und er erblickte ihre Gestalt, sie sah nach der Richtung hin, in welcher Mühlberg eben entschwunden war. Folgte sie ihm mit ihren Blicken, mit ihren Gedanken? Ein ihm bisher unbekanntes Gefühl stieg in seinem Herzen auf; er litt, ein dumpfes Weh bemächtigte sich seiner. Er fühlte, was er sich nie klar gestanden, daß er Henrietten bisher als sein geistiges Eigenthum angesehen hatte. Wer durfte ihm dieses rauben! Langsam, wie träumend, ging er weiter und ließ sich auf der ersten Bank, die er auf der hier beginnenden Promenade erblickte, nieder. Er war, dem Zuge seines Herzens folgend, hierher gekommen, weil er sich nach Henrietten gesehnt hatte, unendlich, unaussprechlich!

Was sollte daraus werden, wenn sie ihm immer und überall fehlte? Sie war das Weib, das er geahnt, ehe er sie gekannt hatte, das Weib, das sein Leben in einen Paradiesestraum verwandeln konnte. Und nun, da er sie gefunden, stand sie ihm so ferne! Aber stand er nicht mit ihr in ewiger Verbindung durch die Musik? Und so wollte er ein doppeltes Leben führen, in und durch die Kunst, Ihr, seiner Muse, gehörend. — Mühlberg's Gestalt hatte ihn heute aus diesem Traume geschreckt. Franz saß lange da; die kühle Nachtluft spielte um seine Stirne und beruhigte nach und nach sein aufgeregtes Gemüt. Andere tröstende Bilder schwebten ihm wieder vor, denn Leidenschaft und reiche Phantasie lassen die Bilder in unserer Seele rasch wechseln.

„Mühlberg ist nicht der Mann, der mir Henrietten rauben kann trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften. Er ist zu practisch für dieses poetische Wesen. Henriette wird noch lange nur ihrer Kunst leben, sie ist stolz, sie ist kalt, sie wird nicht lieben, nein, sie wird nicht lieben!“ wiederholte er erbebend, wie um sich selbst zu überzeugen. „Ach, ich könnte es nicht ertragen!“ rief er dann. Unter solchen Gedanken wendete sich Franz seinem Hause zu.

Als er wieder an Henriettens Fenster vorüber kam, hörte er ihre herrliche Glockenstimme in die Stille der Nacht hinaus tönen, sie sang sein Lied, die Romanze aus seiner Oper. Da war alles Andere vergessen, jede Sorge wich aus seinem Herzen. Er horchte mit einer Freude, mit einer Spannung, als hätte er nie früher ihre Stimme, nie das Lied gehört.

Er stand noch da, als sie längst zu singen aufgehört hatte.

Als er nach Hause kam, fand er, daß es bereits sehr spät geworden war. „Ist Madame schon zur Ruhe gegangen?“ frug er etwas beschämt den vorleuchtenden Diener.

„Nein, Madame wartet im Salon.“

„Ist sie allein?“

„Ja, sie war den ganzen Abend allein, der Thee wurde noch nicht servirt,“ setzte er zögernd hinzu.

Franz trat jetzt eilends ein und wollte sich entschuldigen, so gut er konnte. Aber Eveline war ihm mit freundlichster Miene entgegengeeilt und ließ ihn nicht zu Worte kommen. -- „Du bist zu gut, Eveline!“ sprach er, sich neben ihr niederlassend. „Nun hast Du, armes Kind, den ganzen Abend allein zugebracht!“

„Du dachtest mich wahrscheinlich in Mühlberg's Gesellschaft?“ frug sie lächelnd.

„Nein, das kann mir nicht zur Entschuldigung dienen, ich habe Mühlberg, von Henrietten kommend, begegnet, aber ich fühlte mich nicht ganz wohl, und die Bewegung in freier Luft war mir nothwendig.“

„Da thatest Du ganz recht, lieber Franz. Und warum bin ich deßhalb zu gut? Soll ich etwa nur wünschen, was mir angenehm ist?“

„Eveline, Du bist das beste Weib!“

„Ich möchte es sein!“ rief sie warm. „Ich möchte, daß Du mir, mir allein auch stets Alles anvertraust, was Dir Kummer macht! Alles, Franz! Nichts sollte mir je zu schwer sein! Alles, Alles möchte ich Dir tragen helfen! -- Versprichst Du mir, daß dieß mein Theil sein soll?“ fuhr sie fort, die Pause unterbrechend, die dieser Frage gefolgt war.

„Du bist mein liebes, treues Weib!“ rief Franz, ihre Hand an seine Lippen drückend, „und Deine gleichbleibende, stets nachsichtige Liebe läßt mich ahnen, wie eine Mutter mich geliebt hätte, wäre es mir vergönnt gewesen, sie zu kennen.“

Evelinens Milde gab Franz zuweilen sich selbst wieder, er fühlte sich ihr gegenüber beschämt. Ihre Gegenwart führte ihn oft aus seinen Träumen zur Wirklichkeit zurück, die ja so beglückend hätte sein können, wenn — ja wenn nur die glühende Phantasie nicht gewesen wäre, die den kühnen Flug nur mit dem Gleichbeschwingten nehmen konnte.

Ahnte Eveline, was in Franzens Herzen vorging? Hoffte sie, daß der Zwiespalt sich vereinen ließe?

Wir wollen es abwarten; das Eine wissen wir, daß Eveline stark und selbstlos liebte, wie nur die Frau zuweilen zu lieben vermag.

Seit jenem Abende, an welchem Mühlberg in Henrietten die Tochter der einst von ihm so sehr geliebten Marie erkannt und ihr dadurch näher getreten war, empfand diese einen Frohsinn, eine Herzensfreudigkeit, die ihr bisher fremd gewesen war.

Franz erkannte es zuerst, daß Henriette Mühlberg näher stand, als ihm, und trotz seines Bemühens, den Mißmuth, den diese Wahrnehmung erzeugte, zu unterdrücken, fühlte Mühlberg sich davon berührt. Hätte er es wol wirklich gewünscht, daß Henriette gegen ihn jenen zutraulichen, schwesterlichen Ton annehmen sollte, den sie für jenen hatte!?

Und lag nicht eben in ihrem Ausweichen, in ihrem Erröthen, wenn er sich ihr näherte, ein neuer Reiz für ihn?

Henriette besaß einen Talisman in der Erinnerung an ihre Mutter. Das arme Kind hatte, die Geständnisse ihrer Mutter lesend, das ganze Entsetzen dieser bei dem einzigen Worte jenes Mannes, welches ihre Hoffnungen und den Glauben an ihn für immer vernichtete, mitgefühlt: bei dem einzigen Worte: „Ich bin verheiratet!" Dieß eine Wort ließ ihr auch Franz im anderen Lichte erscheinen, als sie ihn sonst wol gesehen hätte.

Der mächtige Einfluß, den seine herrliche Erscheinung, sein Geist, sein Talent und die so sehr bestechende Huldigung, die er ihr darbrachte, übten, erlahmte an diesem Worte. Aber er griff doch in ihr Leben ein, er war ihr mehr, als er ihr hätte sein sollen.

Am besten und am natürlichsten wäre es nun gewesen, hätte Henriette sich ganz diesem Einflusse entziehen können; daran aber dachte sie nicht, und durch ihr Verhältniß zu Evelinen, der so viel daran gelegen war, sie in freundlicher Beziehung zu Franzen zu erhalten, kam sie auch nicht zu jener Klarheit über sich selbst, wie dieß der Fall hätte sein müssen, wäre sie Franz allein gegenüber gestanden. Unter Mühlberg's wohlthuendem Einflusse erstarkte indeß, was gut und edel in ihr war, ihre Liebe zur Kunst wuchs, und ihre Kenntnisse vermehrten sich unter seiner Leitung.

Mühlberg und Eveline verfolgten ein gleiches Streben, sie lebten und wirkten für Andere, ihre Naturen standen einander daher am nächsten.

Mit der Oper war man endlich dahin gekommen, die erste Aufführung für die nächsten vierzehn Tage in Aussicht gestellt zu sehen. Man sah einander nun fast täglich bei den Proben, alle anderen Interessen traten während dieser Zeit scheinbar in den Hintergrund.

So kam der große Tag der Vorstellung heran. Von unseren vier Freunden war Mühlberg der einzige, der an diesem Tage genug gesammelt war, um für manches Nöthige zu sorgen. Evelinen war zu Muthe, als handelte es sich um Tod oder Leben. Und in der That, wer konnte wissen, welche Folgen ein Mißlingen seiner Hoffnungen für Franz haben konnte? — Arme Eveline! Zweifel und Furcht quälten ihr treues Herz. Sie hatte die Nacht vorher kein Auge geschlossen. Franz befand sich selbstverständlich in höchst exaltirtem Zustande. Henriette war trotz der großen Aufregung ruhiger als die Anderen.

Wer zum Künstler geschaffen ist, der fühlt den leisen Flügelschlag des ihn umschwebenden Genius, der hat das Vorgefühl, daß er bald heimisch sein werde in dem Reiche, an dessen Schwelle er jetzt um Einlaß bittet.

Welch' große Macht ist aber auch der wahren Künstlernatur verliehen! Sie bringt die Freudigkeit mit sich, und alle höchsten Gefühle, die das Leben bedeuten, kann sie in uns erwecken. Ist leben anders als empfinden?!!

Der Abend war herangekommen, und das erleuchtete Opernhaus füllte sich nach und nach mit feinem Publicum. Noch hatte die Stunde des Beginnens nicht geschlagen, als das Haus schon in allen Räumen besetzt war. Man hatte bereits viel Gutes über die Oper gehört. Persönliches Interesse an dem Compositeur, Neugierde Vieler, die seine Familie kannten, die neue Sängerin — Alles wirkte zusammen, um eine ungewöhnlich große Menge anzuziehen. Franz befand sich auf der Bühne; das Gemurmel der vielen Stimmen drang wie das Wogen und Rauschen des Meeres zu ihm. Das Stimmen der Instrumente tönte dazwischen. Franz war zu Muthe, als drängen diese Wogen auf ihn ein, als stiegen sie an ihm empor; er glaubte zu ersticken, er fühlte, daß sie ihn tödten könnten, wenn sie höhnend, zischend an ihn heranstürmten.

Da begann die Ouverture. Das Rauschen erklang, und lautlose Stille herrschte. Franzens Stimmung hob sich, als er die ersten Töne hörte; sie nahmen seine Seele gefangen, die Angst löste sich von seiner Brust. Da trat Henriette ihm entgegen. Sie war im vollen Costüm und so strahlend, so ideal schön, daß sie Franzen in seiner exaltirten Stimmung wie ein höheres Wesen erschien. Ein leichtes Silbergewebe umgab sie. Ihr kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar war mit einem funkelnden Diadem geschmückt. Ohne sich ihr mit einem Schritte zu nähern, ohne ein Wort zu sprechen, blickte Franz nach ihr hin. Jetzt war die Ouverture zu Ende, Beifallszeichen erschallten, doch wurde der Beifall mit einer gewissen Vorsicht gespendet; es war die Anerkennung eines verdienstlichen Strebens, die freundliche Kunstrichter aufmunternd zollten.

Nun rollte der Vorhang auf, und Henriette erschien; ein Laut der Bewunderung wurde hörbar, die größte Stille herrschte im Hause, und doch fühlte man den Eindruck, den sie durch ihre Stimme hervorbrachte. Henriette hatte bald die Befangenheit, mit der sie die Bühne betreten, überwunden, ihre Bewegungen wurden freier; je länger sie sang, desto muthiger wurde sie.

Alles trug dazu bei, sie zu heben; die milde Wärme, der Lichtglanz, die Pracht des Hauses regten sie an. Die ersten Scenen waren von Beifall begleitet; ein Duett, in welchem der Sänger, durch Henriette angeeifert, sich selbst übertraf, deßgleichen. Doch die Romanze rief einen wahren Beifallssturm hervor. So ging es während der ganzen Vorstellung, und als der Abend zu Ende war, konnte man sagen, die Oper hat gefallen, aber die Sängerin hat das Publicum im Sturme erobert.

Franz wurde wiederholt gerufen. Als er sich zurückzog, umgaben ihn seine Freunde, Glück wünschend; es war ein wahrer Jubel. Doch, wo war Eveline?

Sie mochte hier Franz nicht beglückwünschen. Während der Vorhang niederrollte, der Sieg gesichert war und der Hervorruf ihn ihr neuerdings bestätigte, hatte sie ihren verborgenen Platz verlassen und war nach Hause geeilt. Ihr Herz war zu voll. Was fehlte nun noch zu ihrem Glücke? — Franz mußte ja nun wol zufrieden sein!? Franzens Freunde waren nach der Oper bei ihm geladen; das Haus strahlte ihr daher schon in vollem Glanze entgegen; sie eilte rasch die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Mit klopfendem Herzen erwartete sie ihren Franz.

Mühlberg war indeß in Evelinens Loge getreten. Nachdem der erste Sturm vorüber war, galt ihr sein erster Gedanke. Er war erstaunt, sie nicht mehr zu finden, begriff indeß bald, was sie fortgetrieben haben mochte, und kehrte zu Franz zurück, dem er mittheilte, daß Eveline bereits das Theater verlassen habe. Und jetzt erst gedachte Franz ihrer! — Ach, dieß war das schlimmste Zeichen, wie es um ihn stand! Seines treuen Weibes in dem Momente seines Triumphes nicht zu gedenken, seines Weibes, das all' den Kummer mit ihm getheilt hatte — das war arg! Franz klagte sich dessen selbst an.

Ach, Henriette hatte sein ganzes Sein gefangen genommen! Seine kühnsten Träume waren nun erfüllt, und doch war seine Seele umdüstert. Henriette trat aus ihrer Garderobe, strahlend vor Freude und Glück. Wie sollte Franzens glühende Phantasie da widerstehen! Mühlberg reichte ihr den Arm, sie an den Wagen zu führen, und Franz sagte kein Wort, er stand da und ließ die Beiden an sich vorübergehen, und neigte nur sein Haupt, als sie ihm grüßend die Hand reichte. Er kam der Letzte in seinem Hause an. Als er langsam die Treppe hinauf stieg, trat ihm Eveline entgegen.

„Franz," rief sie, „wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Ich bin Dir entgegengekommen, um Dir nicht das erste Wort vor Fremden zu sagen."

„Komm', Eveline," erwiderte Franz, und er zog sie nach seinem Zimmer. „Ach, Franz!" rief sie, „Du hast Dich also in Dir selbst nicht getäuscht, Du bist ein Künstler, Du hast es erreicht, was Dir vorschwebte und Dir nicht Ruh' noch Rast ließ. Und ich muß nun beschämt meines Zagens gedenken! Doch nun wirst Du auch glücklich sein. Damals wollte ich es nicht gelten lassen, daß Du in einem Erfolge volle Befriedigung finden könntest, jetzt wirst Du mich überzeugen!" „Still, mein Kind!" erwiderte Franz und hauchte einen Kuß auf ihre braunen Flechten; „still, Du ehrst mich zu sehr!" „Franz," sprach Eveline leise, und das glückliche Lächeln, mit welchem sie ihn empfangen und das dem Sonnenstrahl gleich ihr Gesichtchen verschönert hatte, war schon dem gewöhnlichen ernsten Ausdrucke gewichen, „Du siehst nicht glücklich aus, bist Du leidend; die Aufregung war wol zu groß! Gewiß, Du bist blaß, ruhe aus und lasse Dich bei den Gästen entschuldigen." Franz wehrte ab. „Laß, Eveline, es wird bald vorübergehen!" „Bist Du also glücklich," sprach sie, sich schüchtern an ihn schmiegend, „o sage es mir nur heute; oder quält Dich noch etwas," rief sie, als Franz schwieg, „vergiß

nicht, ich habe Dein Wort, daß ich Alles mit Dir theilen darf!" Franz lächelte. „Ja, Eveline," sprach er endlich, „ich bin glücklich!" Eveline beruhigte sich, Franzens Natur Rechnung tragend. Aber der große Moment, auf den sie sich mit klopfendem Herzen vorbereitet hatte, er war vorübergegangen und hatte ihr keine wahre Freude gebracht. „Henriette und Mühlberg warten," sagte sie jetzt, „ich muß Dich verlassen!" „Ich folge bald!" erwiderte Franz.

Die Gäste waren bereits im Salon versammelt, als er eintrat. Er sah Henrietten umringt und so trat er auch jetzt nicht zu ihr, wie er beabsichtigt hatte. Er sprach mit mehreren der Anwesenden, die glückwünschend an ihn herantraten, und nahm dann an Evelinens Seite Platz. Er schien Henrietten nicht zu beobachten und doch war seine ganze Seele dort und keine ihrer Bewegungen entging ihm. Er sah sie in heiterem lebhaften Gespräche mit ihrem Nachbar. „Wie glücklich und befriedigt sie ist," dachte er. „Ihr Name wird nun bald bekannt, berühmt werden. Sie wird dann vielleicht nicht lange mehr in dieser Stadt bleiben; sie wird fortziehen, um neue Triumphe zu ernten. Ob sie uns leichten Herzens verlassen könnte?" dachte Franz und sein Herz klopfte heftig. „Könnte ich nur darüber Gewißheit erlangen, o, ein Stück Leben gäbe ich darum!" Franz täuschte sich, als er glaubte, daß Henriettens Herz so leicht, daß er ihr so gleichgiltig war. Nie war er Henrietten näher gestanden, als an diesem Abende, an welchem sie seine Lieder gesungen und so ihren ersten Erfolg errungen hatte. — An diesem Abende, an welchem seine Huldigung in seinem stummen Schmerze lag. — Nie war seine Macht so groß gewesen! — Wie gerne hätte sie diesen düsteren Blick erheitert, wie gerne hätte sie ihn mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens gerufen, als er sie so stumm an sich vorüber gehen ließ und sie so traurig angeblickt hatte. Wie gerne hätte sie den Kopf nach ihm umgewendet, aber sie wußte, daß sie nicht durfte, und sie hatte sich so ganz in ihrer Gewalt. — „Franz," sprach Mühlberg an diesem Abende zu seinem Freunde, „denkst Du des Tages, als wir uns hier in der Residenz zuerst wieder trafen? Du nanntest mich damals den glücklichsten Sterblichen, weil Dir das Ziel, welches ich bereits erreicht hatte, noch so ferne lag; Du bist dort angekommen, was fehlt Dir nun, froh zu sein!" „Wer sagt Dir, daß ich nicht froh und glücklich bin?" „Dein Auge, Deine Mienen sagen es mir und Allen hier, die es mit Verwunderung wahrzunehmen scheinen!"

„Frage Dich selbst, Mühlberg," erwiderte Franz ausweichend, „was die Freude nicht zu Tage kommen läßt in manchen Naturen, was war es, das mich Dich so freudlos finden ließ!" — „Ich stehe allein in der Welt," erwiderte Mühlberg, „kein treues Herz theilt meine Freude, Du nennst das edelste Weib Dein, das ist der Unterschied zwischen uns Beiden!"

Es war ein so wahrer Schmerz, der bei diesen Worten durch Franzens Gesicht zuckte, daß es Mühlberg, welcher längst in seinem Herzen gelesen hatte, tief in die Seele schnitt. „Was ist da zu thun," dachte er, „sollte nicht

die Entfernung das Mittel sein zu heilen; vielleicht gelingt es mir, Eveline in das Einverständniß zu ziehen!“ — Daß etwas geschehen mußte, war Mühlberg an diesem Abende klar geworden. Franzens leidenschaftliche Huldigung hatte ihn weniger erschreckt, als sein stummer Schmerz.

Henriette saß am anderen Morgen in der glücklichsten Stimmung an Mühlberg's Seite. Er hatte ihr einen Engagements-Antrag des Directors überbracht. — „Die Bedingungen sind glänzend,“ sagte Mühlberg, „und ich denke, wir nehmen für die nächsten Monate an, das Uebrige wird sich finden! Doch nun wird es auch nothwendig, daß Sie diese kleine beschränkte Wohnung verlassen; kennen Sie irgend eine ältere Person, die sich entschließen könnte, in der Eigenschaft einer Gesellschafterin zu Ihnen zu ziehen. Ich erachte dieß für äußerst nothwendig!“ „Dann will ich es thun,“ erwiderte Henriette lächelnd, „wiewol es mir weniger nothwendig erscheint; ich fühle mich am wohlsten allein!“ „Das glaube ich Ihnen,“ fuhr Mühlberg fort, „aber die Welt verlangt nun einmal diese Rücksichten und jetzt sind die Augen derselben auf Sie gerichtet! Sie werden in die Lage kommen, manchen Besuch empfangen zu müssen, deßhalb schon bedürfen Sie einer Gesellschafterin!“

„Aber ich werde nicht Gefahr laufen, unwürdige Menschen kennen zu lernen, da Sie mir zur Seite stehen!“ — „Gewiß! Doch versprechen Sie auch, mir stets Ihr volles Vertrauen zu schenken, dann, aber auch nur dann, kann ich als ein väterlicher Freund für Sie wirken!“

„Werden Sie morgen mit mir studiren?“ frug Henriette ablenkend. „O, unfehlbar um die gewohnte Stunde, meine fleißige Schülerin!“

Es schien Henrietten, als beschäftigte ihn irgend etwas, denn er war ungewöhnlich wortkarg. Nach kurzem Verweilen nahm er seinen Hut und wandte sich zum Gehen. „Henriette,“ sprach er, noch einmal umkehrend, „haben Sie die Absicht, jetzt, nachdem die Proben aufgehört haben, ihre Abende wie vordem bei Evelinen zuzubringen?“ „Sie hat gestern den Wunsch ausgesprochen,“ erwiderte Henriette, daß dem so sei, und ich habe zugesagt.“ — „Und Franz,“ frug Mühlberg zögernd, „er hat nicht davon gesprochen?“ — „Kommen Sie heute Abend auch hin?“ „Ja, Eveline erwartet mich!“ „Um welche Stunde?“ „Um 6 Uhr!“ „Kommen Sie später, Henriette,“ bat Mühlberg, „ich habe mit Evelinen zu sprechen!“

Henriette war nicht lange allein, als sich die Thür ihres Zimmers öffnete und Franzens hohe, schlanke Gestalt auf der Schwelle erschien. Er hatte Henriette nie in ihrer Wohnung aufgesucht, sein Erscheinen verwirrte sie daher, sie trat ihm befangen entgegen. Franz war sehr blaß und ernst. Henriette bot ihm einen Platz an ihrer Seite.

„Ich will hinter den Anderen, die Sie beglückwünschten, nicht zurückbleiben,“ sagte er, „Jene haben Ihnen nur einen Genuß zu danken, ich aber einen guten Theil meines gestrigen Erfolges. Sie haben mich so gut verstanden, so treu wiedergegeben! — Erst gestern wurde es mir ganz klar, wie

Empfinden und Erfassen zweier Menschen in Eins zusammenfließen können; bei den Proben war es anders, erst gestern war Ihre ganze Seele frei, da haben Sie geschaffen! Ist es nicht so, Henriette?" Des Mädchens Wangen erglühten. „Ja!" rief sie, „ja so war es; aber wie konnten Sie wissen, wie mir zu Muthe war?" „Und wie konnten Sie wissen, Henriette, wie ich mir meine Heldin geträumt hatte? Ich will es Ihnen sagen," fuhr er langsam fort, „weil unsere Seelen einander verstehen, weil sie in einanderfließen, weil sie gleich ausströmten vom Urquell des ewigen Lichtes, um einander hier zu begegnen."

Henriette horchte Franzens Worten, wie man einem göttlichen Liede lauschen würde.

„Wir haben einander zu spät gefunden, Henriette," sprach er tonlos. — „O sagen Sie mir, wie es geworden wäre, hätte das Schicksal uns früher zusammengeführt? — Sprechen Sie, o sagen Sie mir, daß Sie mich geliebt hätten?" fuhr er fort, „geben Sie mir diesen einzigen Trost!"

Jetzt erst erwachte Henriette aus ihrem augenblicklichen Selbstvergessen. Sie wandte sich schaudernd ab. „Und Eveline!" rief sie. Franz erhob sich rasch. „Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß, wenn mein Glück, meine Zukunft auch in Trümmer gehen, ich das Ihre zu erhalten suchen muß? Ich will ja nichts, Henriette, ich hoffe ja nichts, aber sagen Sie mir nur, daß Sie mich geliebt hätten! Und ich will zehren an diesem schmerzlichen Glücke, will mich in Träume versenken, wie es hätte werden können, wenn ich Ihnen früher begegnet wäre! O sagen Sie es mir, Henriette, Sie gießen Balsam in mein Herz!" Henriette erbebte. Sie blickte auf die hohe Gestalt, sie sah sein flehendes Auge und: „Du hättest ihn geliebt!" rief ihr Herz — aber er soll es nie erfahren, ihr eiserner Wille und das alte Gefühl, halb Schmerz, halb Zorn, ergriff sie wieder. „Nein," rief sie, „nein!" jedes Wort langsam hervorbringend, „täuschen Sie sich nicht, wenn ich Ihnen auch früher begegnet wäre, ich hätte Sie nie geliebt!"

Franz sah ihre Bläſſe nicht, er nahm ihr Zittern nicht wahr. — „Wohl Ihnen, Sie werden nie wissen, was ich leide," rief er und versuchte zu lachen, „das Herz wird Sie nie sehr quälen, wenn Sie ein solches besitzen, an Mitleid haben Sie wenigstens keinen Ueberfluß!" Er nahm seinen Hut und ging.

„Was soll daraus werden," frug er sich, als er durch die Straßen ging, die ihn Grüßenden kaum erkennend. Und während er vorüber eilte, erregte er den Neid manches armen Menschenkindes.

„Ist mancher Mensch nicht zum Glücke geboren," dachte ein armer Musiker, an dem Franz vorübereilte, „da geht er hin, in der Fülle seiner Jugend, schön, geliebt, reich, und der erste Wurf läßt ihn in die Reihen der Auserkorenen treten, während ich von all' den ersteren Gaben nichts besitze und es nicht einmal so weit bringen kann, meine Compositionen, mein Alles und Einziges auf der Welt, bei einem Verleger anzubringen." Es war um die sechste Abendstunde, als Mühlberg bei Eveline eintrat. — Er war längst

entschlossen gewesen, Eveline so zart als möglich auf die Gefahr ihres fortwährenden Beisammenseins mit Henrietten aufmerksam zu machen. Er konnte ihre Blindheit nicht begreifen, sie ahnte wol nicht, was in Franzens Herzen vorging, denn daß sie nicht sehen wollte, das konnte er nicht glauben.

Mühlberg hatte oft gewünscht, daß diese für ihn so schwere Stunde schon vorüber sein möge! Er war voll von seinem Gegenstande und sein Herz empfand für Evelinens Wohl, die ihm über allen Frauen hoch stand, so warm, daß es ihm unmöglich wurde, lange nach einer Einleitung zu suchen, sondern Evelinen, die ihr Erstaunen über seinen ungewöhnlich frühen Besuch ausdrückte, geradezu sagte, er habe über Wichtiges mit ihr zu sprechen. „Seitdem die Oper gefallen hat, ich also Franz geborgen weiß,“ sprach sie lächelnd, „erschrecken mich wichtige Mittheilungen nicht mehr, zudem können Sie, mein Freund, mir nur Gutes bringen! Lassen Sie also hören.“

„Gewiß!“ erwiderte er; „Sie haben recht, wir befinden uns jetzt in einem glücklichen Zustande, daß dieser eben ein dauernder bleiben möge, ist mein innigster Wunsch. Ich untersuche daher, was von den Dingen, die das gegenwärtige Glück der Freude ausmachen, wol am meisten dem Wechsel unterworfen sein dürfte, und da komme ich dann zuerst auf das Verhältniß zwischen Ihnen, Franz und Henriette! Dieses aber scheint mir nicht haltbar, früher oder später wird sie uns fehlen, es wäre daher besser, jetzt, nachdem das tägliche Zusammenkommen nicht mehr durch die Proben bedingt wird, diese enge Beziehung nach und nach zu lockern?“

„Wie?“ rief Eveline, „dieß kann Ihr Ernst nicht sein, könnten Sie mir den Rath ertheilen, der Zeit vorzugreifen und aus Furcht, daß diese zerstören könne, was jetzt noch so froh besteht, das Zerstörungswerk selbst zu beginnen? Und zudem kennen Sie ja Franzens Theilnahme an Henriette, seine Freude an ihrem Talente! Jede Note, die er schreibt, schreibt er sozusagen im Hinblicke auf Das, was sie daraus machen wird. Weßhalb also dieses glückliche Verhältniß lockern?“

„Das ist es eben,“ rief Mühlberg, „was mich besorgt macht; die Theilnahme an einem Wesen, das unseren Kunstsinn entzückt, kann auch zu weit gehen! Indem die Bewunderung, die wir sonst der Kunst darbrachten, sich auf dieses allein concentrirt, überschreitet sie die Gränzen des Natürlichen, ja kann uns Gefahr bringen!“ Diese letzten Worte direct auf Franz angewendet, frappirten Eveline.

„Was wollen Sie damit sagen, Mühlberg, stehen diese Worte mit Ihrer wichtigen Mittheilung in directem Zusammenhange?“

„Ja, Eveline! Ich muß es aussprechen. Die Befürchtung, die in diesen Worten liegt, ich beziehe sie auf unser engstes Verhältniß. O, zürnen Sie mir nicht,“ rief er, als er sie ihr Gesicht abwenden sah; „zürnen Sie mir nicht, wenn ich der Wetterkundige, die gefahrdrohende Wetterwolke sehend, davon spreche und zur Umkehr mahne, während Sie ohne mich noch ein Stück Weges hätten harmlos unter Blumen wandeln können.“

„Es ist besser so! Sie wissen, wovon ich sprechen will," fuhr er nach einer Pause fort, „Ihre Bewegung zeigt es, verzeihen Sie mir, aber hören Sie mich an. Sagen Sie selbst, hat Sie das immer wachsende Interesse Franzens für Henriette nie nachdenklich, nie besorgt gemacht?"

„Besorgt? Nein," erwiderte Eveline, und ihr Gesicht verschönte sich, solch' vertrauensvollen Ausdruck nahm es an, „nie sah ich mehr darin als es ist! Wäre Henriette eine Frau wie ich, wie viele Andere, ich würde den großen Vorzug, den Franz ihr vor Allen gibt, schmerzlich empfinden. Aber Henriette ist Künstlerin, Henriette besitzt jenen Schwung, jene Liebe für die Kunst, die ihn durchdringt. Sie war der Genius der Kunst selbst für meinen strebenden Franz! Und wenn er diesem nun seine Blicke zuwendet, sollte ich deßhalb besorgt werden? Und wenn es in meiner Macht gestanden hätte, diesen Genius für Franz herbeizurufen, ihn mit allen Opfern herbeizurufen, damals, als ich ihn muthlos und unglücklich sah, hätte ich es nicht gethan? Mit tausend Freuden gethan? O glauben Sie mir, ich weiß, was ich an meinem Franz habe, ich weiß, was wir einander sind — Henriette kann mich, ich sie nicht verdrängen, noch könnte Eine die Andere ersetzen!" —

Mühlberg fühlte, daß es auf solche Argumente keine Erwiderung gäbe, was konnte er ihr noch sagen, konnte er ihr von jenen Momenten sprechen, in denen sie Franz nicht gesehen, wie er ihn gesehen hatte, in jenen Momenten, in denen er den schmerzlichen Kampf der Leidenschaft, der Eifersucht so deutlich in seinen Zügen gelesen! — Er schwieg lange, endlich sprach er: „Und doch, Eveline, muß ich Sie bitten, mir behilflich zu sein, wenn ich Henrietten nach und nach zu entfernen suche, und mir nicht durch dringende Einladungen entgegen zu handeln — um — um Henriettens Willen selbst."

„Sie erschrecken mich," rief Eveline.

„Gewiß," fuhr Mühlberg fort, „haben Sie denn nie daran gedacht, daß das Mädchen sich zu sehr an Franzens Gegenwart gewöhnt?! Sie finden es natürlich, daß er ihr wie seinem Genius huldigt. Halten Sie Henrietten wirklich für das überirdische Wesen, dem solche fortgesetzte Huldigung keine Gefahr bringen könnte!" — Eveline wollte ihn unterbrechen, doch Mühlberg hielt sie, ihre Hand ergreifend, zurück. — „Ich weiß Alles, was Sie mir sagen könnten, und all' das Vertrauen, welches Sie in das Mädchen, in ihren Seelenadel setzen, ist gerechtfertigt! Aber ist Franz nicht ausgezeichnet vor Tausenden Geschlechtes und ist Henriette nicht achtzehn Jahre alt, unerfahren, und ist nicht ihre Seele empfänglich und ihr Herz glühend, trotz der kalten, strengen Außenseite? Es wäre Egoismus zu nennen, wenn Niemand daran dächte, das Mädchen der Gefahr zu entziehen, der sie hier ausgesetzt wird!" „Aber Henriette ist nicht wie Andere," erwiderte Eveline kleinlaut, „sie steht hoch über alle anderen Frauen, die ich kenne." „Und waren Sie es nicht, die mir zuerst von ihrer Heftigkeit im Hassen und Lieben sprach," rief Mühlberg, „sagten Sie mir nicht eines Tages, daß Sie in ihrem Wesen eine Leidenschaftlichkeit finden, die Sie für Henriettens Zukunft

besorgt mache? O Eveline, täuschen Sie sich nicht! Nur Ihre Liebe zu Franz, die Sie alles Uebrige übersehen läßt, machte es möglich, daß Sie nie an die Gefahr dachten, der Henriette hier ausgesetzt ist!"

Eveline neigte ihr Köpfchen; „Ach, Mühlberg," sprach sie, „was wollen Sie, daß ich thun soll, was wird Franz sagen, ich kann nicht gegen seinen Wunsch handeln, nicht gegen sein Wissen!" „Sie sollen nicht handeln, Eveline, Sie sollen nur nicht zur Erschwerung der Lage beitragen; mir überlassen Sie das Uebrige!"

„Wohlan denn," sprach Eveline, „ich habe so großes Vertrauen in Sie; ich will thun, was Sie wünschen!"

Mühlberg war mit dem Resultate seiner Besprechung zufrieden. Evelinens glücklicher Charakter und ihre reine ideale Auffassung ließen ihn hoffen, die Gefahr vielleicht an ihr vorüber gehen zu sehen, ohne daß sie dieselbe in ihrem ganzen Umfange erkannt hatte. Er schied daher leichteren Herzens, als er gekommen war.

Henriette hatte das Haus, welches sie bisher bewohnte, verlassen und ein kleines Häuschen bezogen, welches in einem ruhigen Stadttheile lag. Sie hatte den Engagements-Antrag des Directors für die nächste Saison angenommen, ihre Verhältnisse erlaubten ihr daher, sich behaglich einzurichten und auch die Gesellschaften, welche Mühlberg nöthig fand, hatte sie gefunden.

Monate sind seitdem vergangen, wir finden nun Henrietten in ihrer neuen Behausung wieder. Mit dem Mädchen ist eine bedeutende Veränderung vorgegangen! Eine gewisse Rastlosigkeit, die ihr eigen war, so lange die Zukunft als etwas Ungewisses vor ihr lag, eine ängstliche Ungewißheit, besonders anderen, in glücklichen Verhältnissen lebenden Personen gegenüber, welche aus der Furcht entsprungen war, dieser zu bedürfen oder ihnen lästig zu werden, war von ihr gewichen.

Nun aber war die Gegenwart gesichert, die Zukunft lächelte ihr freundlich entgegen, sie war ruhiger geworden, trat den Menschen daher auch freier, ja vorurtheilsloser entgegen. Ihre Beziehungen zu Franz und Evelinen hatten sich scheinbar, ohne Absicht von einer oder der anderen Seite, gelockert. Eveline brachte ihre Abende seltener zu Hause zu und Henriette mußte manche Einladung bei Mühlberg befreundeten Familien annehmen.

Zur großen Verwunderung Evelinens hatte Franz, als Henriettens Besuche seltener wurden, nur eine flüchtige Frage deßhalb gestellt. Ja er war an den Abenden, an welchen sie erschien, nicht immer zu Hause geblieben, hatte nur wenig mit ihr gesprochen. — Fast that es Evelinen weh, ihn so rasch verändert zu sehen; diese Unbeständigkeit, ja Launenhaftigkeit, wofür sie es hielt, hätte sie ihm, und besonders in solch' ideellem Verhältnisse, nicht zugetraut.

Mühlberg sah tiefer, er nahm in Franzens Betragen etwas Erzwungenes, ja eine Gereiztheit wahr, die ihn vermuthen ließ, daß irgend etwas vorgefallen sei, doch da Henriette nicht sprach, wollte er nicht fragen. —

Und höchst zufrieden, die Dinge auf diesem Standpunkte angekommen zu sehen, ließ er es am liebsten gehen, wie es eben ging.

Henrietten fiel es anfangs schwer, von Franz so kalt behandelt zu werden, sie litt gar sehr darunter. Aber sie ging ruhig und sicheren Schrittes vorwärts, sie seufzte nicht in nutzloser Sentimentalität, sie klagte sich nicht an, weil sie fühlte, daß Franz ihrem Herzen näher stand, als es hätte sein sollen, aber sie kämpfte mit all' ihr zu Gebote stehender Kraft gegen die sich selbst nicht eingestandene Neigung an.

Trotz der großen Aufmerksamkeit, die sie erregt hatte, war es Mühlberg gelungen, ihr überflüssige Bekanntschaften fern zu halten. Er war und blieb außer ihren Meistern der einzige männliche Besucher ihres Hauses! In der That bedurfte sie auch all' ihrer Zeit, um sich vorzubereiten und durch unermüdetes Einstudiren den Ansprüchen ihres Directors zu genügen.

An der alten Clara, so hieß ihre Gesellschafterin, hatte sie eine vortreffliche Wahl getroffen, denn diese wachte über ihr wie eine Mutter und wendete ihr all' die Empfindungsfähigkeit zu, deren ihr armes Herz, dessen Liebe nie Jemand verlangt hatte, fähig war.

Clara sah es nicht gerne, wenn ein Mann sich Henrietten näherte, selbst Mühlberg erregte eine Art Eifersucht in ihr. Einmal mißtraute sie durchgehends allen Männern, sie waren für sie etwas Fremdartiges — Feindliches, sie sah durchaus nicht die in gleicher Weise fühlenden Wesen in ihnen, wie Gattinen, Mütter oder Schwestern sie sehen. Für Clara waren sie etwas ganz Anderes. Ein Mann! Dem muß man unter jeder Bedingung mißtrauen! Das war das Glaubensbekenntniß des alten Fräuleins, die eigentlich nie einen Mann kennen gelernt hatte!

Clara hatte, seit sie in Henriettens Hause lebte, nur den einen Wunsch, ihre junge Freundin zufrieden zu stellen! Sie hatte das Häuschen eingerichtet, sie wollte es gerne allein in Ordnung halten, den ganzen Tag arbeitete sie und so lange noch etwas zu fehlen schien, kam sie nicht zur Ruhe.

Saß sie endlich still, so war es ihre größte Freude, sich mit Henriettens Garderobe zu beschäftigen und dabei auf deren Gesang zu horchen.

Die Anwesenheit und sichtbare Zufriedenheit der guten Alten hob Henriette, denn das Bewußtsein, das Glück eines Menschen, und sei er noch so gering, zu gründen, ist ein so schönes Gefühl, daß es unserem Herzen die größte Befriedigung gibt!

Clara war bald von all' den jungen Männern gekannt, die sie mit Henrietten auf deren täglicher Promenade sahen, und wenn sie nun allein ausging und von vielen Seiten freundlich gegrüßt wurde, lächelte sie still vor sich hin. — „Es soll Euch nicht gelingen, die Bekanntschaft der alten Clara zu machen,“ dachte sie dann, „und wenn Ihr den Hut noch so tief vor mir abzieht!“

In ihrem Wesen war auch eine große Veränderung vorgegangen, sie war hier so nothwendig. Henriette sagte ihr dieß so oft als möglich. Was

das arme alte Herz wol schon durchgelitten haben mußte, sich immer und überall überflüssig zu sehen. — Wer, der stets in glücklichen Verhältnissen gelebt hat, kann sich in dieß trübselig vegetirende Pflanzenleben ganz hinein denken? Ein Pflanzenleben, aber nicht an geeigneter Stelle, nicht in passendem fruchtbaren Boden, nein, ein Pflanzenleben an ungeeigneter Stelle, festgebannt am trübseligen Orte! — Mich ergreift es stets, sehe ich einen Baum, eine Pflanze in dieser Weise verkümmern! — Wenn ich Knospen entstehen und wieder welken sehe aus Mangel an jener reinen Atmosphäre, in der sie zu voller Blüthe hätten kommen können, ergreift mich tiefe Wehmut! — Und nun erst der Mensch? Ach, wie viele Herzens-, wie viele Geistesblüthen müssen so verkümmern! Clara war in solchem Vegetiren alt geworden, doch als ihr Haupt sich schon dem Alter beugte, da kam noch ein warmer Sonnenstrahl und sie richtete es wieder empor; das Glück kommt nie zu spät, und wäre es auch nur, um die letzten Tage eines duldenden Menschen zu verschönern, um so kostbarer ist ja die Freude, je kürzer sie währen kann!

Wir haben vorhin von Franz gesagt, daß er Henrietten anfangs als sein geistiges Eigenthum betrachtet und in diesem Gefühle glücklich gewesen war. Aber endlich war dieses Gefühl mächtiger geworden, als er selbst, es beherrschte ihn ganz, er konnte sich selbst nicht überwinden.

Er konnte Recht von Unrecht nicht mehr unterscheiden. Er liebte zum ersten Male tief, innig, leidenschaftlich, gränzenlos! Und das Weib, das er liebte, stand ihm ewig ferne! Seitdem er zu Henrietten gesprochen und jene trostlose Antwort von ihr erhalten hatte, glaubte er oft, sie zu hassen. „Das kalte herzlose Geschöpf," rief er, „sie ist es nicht werth, meine glühenden Lieder zu singen! Die Heuchlerin!" dachte er dann wieder, „hat mich nicht ihr Betragen an manchem Abende zu der Annahme berechtigt, daß ich ihr nicht gleichgiltig sei?" — Traf er sie in dieser Seelenstimmung bei Evelinen, so behandelte er sie mit kalter Geringschätzung, doch bald darauf trat die Reaction ein und er sah wieder das himmlische Wesen, den Genius seiner Kunst in ihr. —

Das herrliche, starke Weib, welches ihrem Herzen Gewalt anthat und das Wort in der Brust verschloß zu seinem eigenen Besten!

Dann aber drohte sein Herz zu zerspringen, so groß wurde seine Sehnsucht nach ihr. Traf er sie in solchen Stunden, so war es ihm unmöglich, ihr flüchtig, oberflächlich zu begegnen. Er sprach dann nicht mit ihr; ja, er würdigte sie kaum eines Blickes, wie die Anderen glaubten.

Henriette fühlte sich an solchen Tagen oft verletzt und gekränkt und dachte, er wolle sie mit Absicht demütigen, und doch war er ihr an solchen Tagen am nächsten, und doch liebte er sie an diesen Tagen am meisten. Und hätte sie sehen können, mit welchem Ausdrucke gränzenloser Leidenschaft sein Auge auf ihr ruhte, in Momenten, in denen er sich unbeobachtet sah, sie würde ihn verstanden haben. Aber es war ja besser, daß dem nicht so war. Sie

war jetzt auch sehr fleißig, sehr beschäftigt, und bemühte sich, ihr Denken ausschließlich ihren Studien zuzuwenden. Ja, sie war oft so sehr in Anspruch genommen, daß sie des Abends am liebsten ausruhte. Es traten daher in ihrem Verkehre mit Evelinen immer größere Pausen ein. Sie suchte in Mühlberg's treuer Freundschaft Ersatz zu finden, und wären nicht neue Ereignisse eingetreten, der Kampf, welcher ihr Herz so schwer bewegt, wäre vielleicht von selbst zum Abschlusse gekommen.

Franz hatte seiner Familie gegenüber eine große Genugthuung erlebt, die sämmtliche Anverwandtschaft, die ihn bisher mit einer Art mitleidigen Lächeln betrachtet hatte, gestand nun mit Stolz ein, daß ein Talent aus ihrer Mitte entsprossen sei.

Während einige der jüngeren Mitglieder gekommen waren, um sich an seinen Erfolgen zu erfreuen, drangen die Eltern, vor Allen sein Vater, wiederholt in ihm, nach der Vaterstadt zu kommen und daselbst womöglich seine Oper zur Aufführung zu bringen. Das Letztere widerstrebte Franzen; er hätte es höchstens um seines Vaters Willen gewünscht.

Die Oper mochte dort aufgeführt werden, doch nicht während seiner Anwesenheit. Unmöglich aber konnte er den Bitten seines Vaters widerstehen, überhaupt nach der Vaterstadt zu kommen. So wurde denn auf wiederholtes Drängen die Abreise endlich festgesetzt. Eveline traf mit wahrer Herzensfreude die Vorbereitungen dazu. Sie hatte die Ihrigen, Vater, Bruder und Verwandte so lange nicht gesehen, sie kam unter solch glücklichen Verhältnissen wieder.

Sie war voll munterer Laune. Nur die mehrwöchentliche Trennung von Mühlberg, den sie nun täglich zu sehen gewohnt war, von Henrietten, fiel ihr schwer, sie bat ihn, den letzten Abend vor ihrer Abreise mit ihr und Franz zuzubrigen und auch Henrietten zu bitten, sich für diesen Abend wenigstens frei zu machen, ihr denselben zu schenken.

Henrietten kam die Nachricht unerwartet, und sie war sehr betroffen darüber, denn hatte sie Eveline auch in der letzten Zeit selten gesehen, so war ihr doch das Bewußtsein, die Freundin in der Stadt zu wissen, ein wahrer Trost; es war ihr im ersten Augenblicke, als sie von der Abreise hörte, zu Muthe, wie in den vergangenen Tagen, in welchen ihr die Residenz so überaus öde und fremd erschienen war. Sie war nun vor der anberaumten Stunde zu Evelinen geeilt.

Henriette war in herzlichster Stimmung gekommen, um Abschied zu nehmen; es drängte sie, Evelinen und Franzen zu danken, ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen. Sie hatte Evelinen in traulicher Herzensergießung tief bewegt gesagt, was ihrem Herzen geworden sei, wie schwer ihr der Abschied falle. Dadurch trat die gute alte Stimmung wieder ein; nur Franz fehlte, Eveline wünschte ihn herbei und wunderte sich über sein langes

Ausbleiben. Endlich kam er, aber er benahm sich so gemessen und förmlich, daß auch Henriettens beabsichtigte Herzlichkeit nicht zu Tage kommen konnte.

„Ich werde Sie sehr vermissen, liebste Henriette," sprach Eveline warm, „und auch sie bedauert unser Weggehen tief, Franz." Eveline hatte längst in ihrem Inneren Mühlberg für einen Schwarzseher erklärt, der ohne Ursache das schöne Freundschaftsverhältniß gestört hatte.

„Bedauert sie es wirklich, daß Du fortgehst?" erwiderte Franz mit einem leisen Anflug von Ironie. „Sie hat das in letzter Zeit aber nicht bewiesen, und", sprach er, sich lachend zu Henrietten wendend, „unsere Abwesenheit wird nicht länger währen, als die Pausen, die Sie eintreten ließen, um die Freundin zu sehen. Sollte man da nicht ein wenig an der Aufrichtigkeit dieses so tiefen Bedauerns zweifeln dürfen?" Henriette, tief verletzt, fand kein Wort der Erwiderung und verabschiedete sich bald darauf.

Sie unterdrückte mühsam ihre Thränen, als Franz ihr kalt und förmlich Lebewohl sagte; Eveline, die sie begleitete, zog, in der Vorhalle angekommen, Henriette die kleine Treppe hinauf bis in ihr Zimmer. „Sie müssen ein Andenken von mir mitnehmen," rief Eveline, das Mädchen umarmend, „damit Sie täglich meiner gedenken," und bei diesen Worten schlang sie ein feines Goldkettchen, an welchem ein kostbares Medaillon hing, um den Hals. „Es enthält mein Haar, versprechen Sie mir, es zu tragen." — „Henriette," fügte sie dann hinzu, „ich glaube, Franzens Abschied hat Sie verletzt. Er ist ungerecht. Verzeihen Sie ihm um meinetwillen!

Henriette fuhr in Mühlberg's Begleitung ihrem Hause zu. Sie konnte ihrem Herzen nicht länger gebieten und beklagte sich bitter über Franz.

„Ich wußte, daß es so kommen würde," erwiderte Mühlberg, „seine frühere Stimmung war unnatürlich, da bedurfte es bei seinem Charakter nur eines Anstoßes, um in das andere Extrem umzuschlagen. Uebrigens ist, glauben Sie mir, dieß gewiß die beste Wendung, die Franzens Betragen gegen Sie nehmen konnte. Und hoffentlich wird, wenn auch sie sich gleich bleiben, bei der Zurückkunft unserer Freunde die allseitige richtige Stimmung und ein passendes Verhältniß eintreten."

Henriette war nicht dieser Ansicht; sie widersprach jedoch nicht und blieb nachdenkend, bis sie, vor ihrer Wohnung angekommen, sich von ihm verabschiedete.

„Könnte Franz mich jemals hassen?" dachte sie schaudernd, als sie allein geblieben war. „O, besser doch, als — er liebte mich! Ja besser, besser," rief sie, „und sollte ich auch noch tausendmal mehr leiden, als ich schon durch bittere Worte und kalte Geringschätzung von ihm litt," und sie preßte bei diesen Worten das Medaillon Evelinens an ihre Lippen.

Sie öffnete das Fenster, eine balsamische Luft strömte herein. Die blühenden Bäume der gegenüber liegenden Gärten hatten die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllt, kein Lüftchen regte sich, kein Laut unterbrach die Stille. Henriette saß lange unbeweglich am Fenster, sie kam sich wieder recht einsam

und verlassen vor, und ihre Gedanken weilten bei der glücklichen schönen Vergangenheit. Da plötzlich schien es ihr, als hebe sich eine Gestalt von der dunklen Gartenmauer ihrem Häuschen gegenüber ab. Sie blickte genauer hin, und eine heiße Röthe ergoß sich über ihre Wangen. Eine unbedachte, unendliche Freude zuckte durch ihr Herz — es war Franz! Franz, der gekommen war, einen anderen herzlichen Abschied zu nehmen, einen Abschied, von dem Niemand, sie selbst nichts wissen sollte. Der Mond fiel hell auf seine Züge. Ach, welch' schmerzlichen Ausdruck sie trugen! Wie blaß er in dem fahlen Mondlicht aussah.

Er konnte Henrietten nicht sehen, denn der leichte Vorhang entzog sie seinen Blicken. Er stand lange da und blickte nach ihrem Fenster, endlich wandte er sich zum Gehen. Als er um die Ecke bog, streifte ein Blüthenzweig sein Haupt. Noch ein Mal blickte er zurück, dann pflückte er von den herabhängenden Zweigen eine Blüthe — einem Erinnerungszeichen gleich von dem Grabe der Geliebten — drückte sie an seine Lippen und verbarg sie an seiner Brust.

Nachdem das erste unwillkürliche Gefühl der Freude vorüber war, nachdem das in lautem Jubel klopfende Herz sich beruhigt hatte, erschrak Henriette vor sich selbst. Sie preßte ihr Gesicht in ihre Hände, und heiße Thränen netzten es.

„Mutter!“ rief sie, „Mutter! schütze Dein Kind!“ Sie wußte nicht, wie lange sie da gesessen, ob sie geschlummert oder gewacht hatte, als sie sich sanft berührt fühlte. Erschrocken fuhr sie auf; es war nur die gute Clara, die gekommen war, nach ihr zu sehen und nun die Fenster schloß. Sehr unwillig darüber, daß Henriette sich der Nachtluft ausgesetzt, ruhte sie nicht eher, bis ihre Herrin sich zur Ruhe begab.

Franz und Eveline traten ihre Reise in der günstigsten Zeit, in der herrlichsten Frühlingszeit an. Eveline jubelte vor innerer Seligkeit; es war keine geringe Befriedigung für sie, nach dem Erfolge, den Franz errungen hatte, mit ihm zu ihrer Familie zurückzukehren. Zu ihrer Familie, die an ihm gezweifelt, die ihn getadelt hatte. Franz hatte beschlossen, die Reise zu Wagen zu machen, da der Weg durch eine herrliche Gegend führte. Sie waren sehr zeitlich ausgefahren, und rasch ging es durch duftende Wiesen und Felder dahin, während diese noch im Morgenthau glänzten.

Eveline wurde nicht müde zu plaudern und Franzen bald auf diese, bald auf jene Schönheit des Weges aufmerksam zu machen.

Er lag in dem bequemen Reisewagen zurückgelehnt und beantwortete ohne besondere Theilnahme ihre heiteren Bemerkungen. Einem Fremden hätte der schwermütige Ausdruck in seinen Zügen wol auffallen und zu der Frage bewegen müssen, was dem jungen Manne fehlen möge, der an dem lieblichen Sommermorgen an der Seite der heiteren jungen Frau in die schöne Welt hinausfahren und doch so traurig sein konnte.

Eveline jedoch war nun schon an seine Art gewöhnt.

Als sie bei der ersten Poststation ankamen, mußten sie auf frische Pferde warten und benützten diese Verzögerung, um einen kurzen Spaziergang durch das Dorf zu machen.

Es war Sonntag. Geputzte Bauernmädchen und Kinder kamen ihnen entgegen; eines derselben trug einen Strauß frisch gepflückter Feldblumen, es reichte ihn Evelinen und wurde von dieser reichlich beschenkt.

Als sie zum Posthause zurückkehrten, stand die freundliche Wirthin, eine junge, blasse Frau, sie erwartend und lud sie ein, das eben bereitete Frühstück zu nehmen.

An das Haus stieß eine Wiese, und dort hatte sie den Frühstückstisch in offener Laube gestellt. Während des Mahles bediente die Wirthin, Evelinen mit großem Wohlgefallen betrachtend. Sie ging und kam öfter als nöthig gewesen wäre, und schien etwas auf dem Herzen zu haben. Endlich sprach sie schüchtern: „Ich hätte eine große Bitte."

„Sprechen Sie dieselbe nur aus," erwiderte Eveline ermuthigend.

„Wir haben morgen Kindstaufe, mein armes, kleines Mädchen, das so schwächlich zur Welt kam, daß wir es erst morgen (schon vier Wochen alt) taufen können, ist so zart und fein, als wäre es vornehmer Leute Kind. Die schöne, junge Frau hier hat gewiß einen recht vornehmen Namen, ich möchte sie bitten, mir ihn zu nennen und zu erlauben, ihn meinem Töchterchen als Taufnamen beizulegen."

Eveline berührte diese Bitte sehr angenehm, und sie nannte der Frau mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ihren Namen. „Kann man Euer Töchterchen nicht sehen?" frug sie die dankende Wirthin.

„Gewiß!" rief die Frau erfreut und lief schnell fort, das Kind zu holen. Mittlerweile war der Wagen vorgefahren, und die Frau ließ noch immer auf sich warten. Endlich kam sie eilends, ihr Töchterchen im Arme, letzteres sehr herausgeputzt, was das lange Ausbleiben erklärte. Aber aus den vielen Krausen und Bändern schaute ein so zartes, liebliches Gesichtchen heraus, und ein Paar schwarze Augen, die das Kind jetzt aufschlug, blickten so klar, daß Eveline sich von dem Kinde kaum trennen konnte. Sie hatte es der Wirthin abgenommen und erschien nun selbst so lieblich mit dem zarten Kinde am Arme. Franz stand am Eingange der Laube gelehnt und blickte hinüber. Er blickte so ernst auf das liebliche Bild! Er mahnte nun zum Aufbruche, und Eveline, die das Kind noch eilends beschenkte, versprach, auf der Rückreise ihr Pathchen, wie sie es scherzend nannte, zu besuchen.

Unsere Reisenden stiegen nun in den Wagen, den die kleine Dorfjugend gaffend umstand, auch die Wirthin, das Kind im Arme, begleitete sie; sie stand da, bis der Wagen abfuhr, und blickte ihm nach, bis die Posthornklänge nur noch aus der Ferne herübertönten.

Eveline aber dachte noch lange der blassen, jungen Mutter und des lieblichen Kindes, das ihren Namen tragen sollte. Sie lehnte sich etwas

ermattet in den Wagen zurück und war im Begriffe einzuschlummern, als sie plötzlich Musik und fröhlichen Gesang vernahm. Sie beugte sich vor, zu sehen, wer in der Mittagshitze so frisch zu singen vermochte.

Sie erblickte einen Trupp Zigeuner, hübsche, junge Leute, die sich bereits dem Wagen genähert, nun bemerkend, daß Eveline nach ihnen blickte, mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit rasch an diese heran kamen. Gewohnt, von den Meisten auf den ersten Andrang verjagt zu werden, hörten sie sich zu ihrem Erstaunen von Franz freundlich angeredet.

„Was spieltet Ihr vohin?“ frug er den jungen Burschen, der, die Violine in der Hand, dicht an den Wagen herantrat, während zwei Andere, gleichfalls im Besitze von Violinen, ihm folgten. Die Weiber hielten sich in etwas größerer Entfernung.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte jener, seine weißen Zähne zeigend.

„Du weißt es nicht?“

„Ich habe mir das so zusammengesetzt.“

„Spiele es mir wieder vor, und ich schenke Dir dieß,“ und Franz zeigte ihm einige Geldstücke.

Die Augen des Burschen funkelten, er faßte seine Violine, und bald strich er lustig darüber hin, doch nur der Anfang glich dem vorhin Gehörten, denn er ging bald, wie ohne es selbst zu wissen, in andere Weisen über. Die Uebrigen spielten nicht immer zugleich mit dem Ersten; sie folgten ihm versuchend und fielen dann doch stets wieder voll mit ein.

Franz fühlte sich durch dieses Concert auf offener Landstraße gefesselt; er horchte voll Interesse.

„Es war dasselbe und doch auch wieder nicht,“ sprach Eveline, als sie geendigt hatten.

„Ja, Noten kennt der Zigeuner nicht, er spielt, wie es ihm aus der Seele bricht,“ sprach Franz. Er hat sie verstanden, diese wandernden Söhne des Südens, die nirgends Rast noch Ruhe finden; er hat sie verstanden, der unglückliche Dichter der drei Zigeuner.

„Aber sie scheinen glücklich und froh,“ rief Eveline, „ja, das sind sie wol auch, sie scheinen mir beneidenswerth.“

„Sie sind auch Künstlernaturen, diese herumziehenden Musiker, sie wissen nichts von unseren Sitten und Gebräuchen, unseren Leiden, frei leben sie, wie die Vögel in der Luft.“

Der Violinspieler trat jetzt heran, um sein Geschenk in Empfang zu nehmen. Ein blutjunges Zigeunerweib, ihr Kind am Arme, drängte sich hinzu und streckte ihre Hand Evelinen entgegen. „Legt einen blanken Thaler darauf, und ich will Euch wahrsagen, hohe Frau,“ rief sie.

„Ja, mein Weibchen versteht die Zukunft zu lesen, wie keine sonst,“ rief der Violinspieler dazwischen.

Eveline reichte ihr freundlich die Hand, auf die Franz den begehrten Thaler legte. Das Weibchen las sehr aufmerksam die Linien in Evelinens

Hand. Endlich sprach sie: „Nehmt Euch vor schwarzen Augen in Acht, sie bringen Euch Unglück.“

Eveline lachte. „Ja,“ sprach sie, „da irrst Du Dich, denn bis jetzt haben mir schwarze Augen nur Glück gebracht,“ und sie sah demütig in die schwarzen Augen des geliebten Gatten.

Der Trupp setzte sich nun in Bewegung, denn Franz bedeutete dem Kutscher, weiter zu fahren.

„Welch' herrliche Freude gewährt das Reisen!“ rief Eveline. „Es wundert mich nicht, daß es Dich immer und immer wieder fortzog. Wie in einem Panorama ziehen die lebenden Bilder an uns vorüber. Doch was sinnst Du? Hat die Zigeunerweise Dir einen musikalischen Gedanken gegeben? Wirst Du ein Lied componiren?“

„Ja, für Dich, Eveline,“ sprach er freundlich, doch so rasch, als wollte er etwas gut machen, einen Gedanken vielleicht.

Der Nachmittag verging schnell. Die beiden Reisenden, durch die mehrstündige Fahrt ermüdet, ruhten bequem im Wagen und gaben dem behaglichen Gefühle Raum, das die Sonntagsstille erzeugt.

Kein Laut war zu hören, nur die summenden Bienchen unterbrachen die Stille, welche, so oft auch verjagt, doch immer wiederkehrten, um den süßen Nektar aus den Feldblumen, die im Wagen lagen, zu saugen. Manchmal kam auch ein schöner, bunter Schmetterling daher, sich leicht in der Luft wiegend, schwebte er von Blume zu Blume und flatterte bald wieder davon.

Franz blickte nach Evelinen, die mit halbgeschlossenen Augen und lächelnder Miene ausruhend dem Spiele zusah. Süßer Friede lag auf ihren milden Zügen.

Franz blickte sie lange an, ohne daß sie es bemerkte. „Wie glücklich sie aussieht!“ dachte er — „und ich — ach, wie beneide ich sie um diesen Frieden!“ — Franz litt unaussprechlich, es schien ihm, als müßte er wieder umkehren. Er fühlte seine Lage immer unerträglicher werden. Da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, ob das Leben denn getragen sein müßte, aber das währte nur einen Augenblick, dann schämte er sich seiner Schwäche.

Der Tag neigte sich zu Ende, als sie bei dem Gasthause ankamen, in welchem sie übernachten wollten. Es war ein schönes, freundliches Haus, sonst eines der besuchtesten Gasthäuser, war es seit dem Bestehen der Eisenbahn ziemlich verödet.

Eveline fand zwei behagliche Zimmer mit dem Blick auf den See, an dessen Ufern das Haus lag, zu ihrer Verfügung. Sie eilte an das offene Fenster, und die herrlichste Aussicht entfaltete sich vor ihren Blicken. Entzückt beugte sie sich aus dem Fenster und sog die frische Seeluft mit Wonne ein, ließ die trunkenen Blicke auf dem herrlichen Wasserspiegel ruhen, der in den Strahlen der untergehenden Sonne roth und golden erglänzte.

Sie gönnte sich den Genuß nicht allein und rief Franz, der sich ermüdet auf das Sopha hingelehnt hatte. „Laß mich ausruhen,“ erwiderte dieser, „ich kenne das schöne Bild, das Dich so sehr entzückt, aus früherer Zeit.“

„Es ist einer der schönsten Punkte, die ich kenne,“ rief Eveline.

„Ich muß mit Dir nach Italien gehen, Eveline, Du hast noch zu wenig von der Welt gesehen.“

„Ach, wie herrlich!“ rief sie, „wann gehen wir dahin?“

„Im nächsten Jahre, Eveline, wenn ich lebe,“ fügte er hinzu.

„Franz!“ — Mit diesem Ausrufe stürzte Eveline auf ihn zu. „Franz, wie kannst Du solch' grausame Worte aussprechen!“ und die Thränen traten ihr in die Augen.

Franz entschuldigte sich, so gut er konnte. „Kind,“ sagte er, „nehme es nicht so ernst und verzeihe mir; ich weiß in der That selbst nicht, wie das Wort mir einfiel.“

Franz wußte es wirklich selbst nicht, aber er fühlte sich müde; der Monate lange Kampf hatte ihn erschöpft, doch Henriettens Nähe hatte ihn bisher aufrecht erhalten. Je weiter er sich von ihr entfernte, desto abgespannter fühlte er sich, desto gleichgiltiger wurde ihm das Leben. Lange hatte ihn der Gedanke gequält, was sein Leben an Henriettens Seite hätte werden können, und dieser Schmerz, an dem er so sehr gelitten, war doch leichter zu tragen gewesen, als die Abgespanntheit, die sich heute seiner bemächtigt hatte. — „Es gibt kein Glück in der Welt,“ sagte er sich, „Alles nur eitles Kämpfen und Haschen.“

Franz zwang sich nun, heiter zu erscheinen, er bedauerte das unbedachte Wort um Evelinens wie um seinetwillen, denn er fühlte, wie unerträglich sein Zustand erst werden müßte, falls Eveline aus ihrer Ruhe aufgeschreckt würde.

Er machte einen Spaziergang an den Ufern des Sees mit ihr, er erzählte ihr von Italien, und sie hing glücklich an seinem Arme.

Als Eveline am anderen Morgen erwachte, hatte Franz bereits das Zimmer verlassen. Er war mit Sonnenaufgang ausgegangen, so sagte ihr die Kammerfrau, und wollte um die Frühstücksstunde wieder zurück sein.

Franz hatte wenig geschlafen und war hinausgeeilt, um in der Schönheit, in der Weihe der erwachenden Natur seine Seele zu baden. Der See lag noch im Schatten, nur die Spitze des Berges war von der Sonne beleuchtet.

Franz empfand Sehnsucht, den Berg zu erklimmen und von da aus weit hinaus zu schauen und zurück in das Land. Er stieg langsam den etwas mühsamen Bergpfad hinan. Alles war ruhig, still um ihn her; die Natur schien erst aus ihrem Schlummer zu erwachen. In dieser Ruhe und Stille, in der Alles zu schlummern schien, und doch auch wieder lebte, fühlte er sich wohl und genoß eines friedlichen Momentes, wie er ihm seit lange nicht zu Theil geworden war.

Er hatte beinahe die Hälfte des Berges erklommen, als er frohe Menschenstimmen hörte. Bald lichtete sich der Wald, und er betrat eine Wiese, auf welcher ein Bauernhaus stand. Die kleine Familie, die es bewohnte, schickte sich eben an, in die Arbeit zu gehen, ein junges Ehepaar und ein Kind von etwa vier Jahren, das sie mit sich nahmen.

Sie sahen alle froh und glücklich aus. Franz grüßte die Leute freundlich. Die Frau bot ihm einen Ruheplatz auf der Bank vor dem Hause und ein Glas Milch an. Die Milch sei noch lauwarm und die beste, die er haben könnte, besser, als unten im Dorfe, sagte sie. Franz nahm das freundliche Anerbieten dankend an.

Der junge Bauer setzte sich darauf in Bewegung. „Ich gehe voraus," rief er. „Komm bald nach, aber geh' nur hübsch langsam," setzte er mit unverkennbarer Zärtlichkeit hinzu, „Du weißt weßhalb." Die Frau nickte bejahend und erröthete.

„Du, Kleine," sagte er dann noch lachend, „gib mir auf die Mutter Acht, daß sie den Berg hinunter langsam geht!"

Die Kleine schaute ganz ernsthaft drein und versprach Acht zu haben. Franz interessirte und zerstreute dieses kleine Intermezzo.

Als der Mann fort war, brachte die Frau rasch die Milch im reinlichen Glase auf buntbemaltem Teller. Franz hatte auf der hölzernen Bank vor dem Hause, die ein Apfelbaum überschattete, Platz genommen. Die Milch war köstlich. Er dankte der freundlichen Wirthin und ließ ein Silberstück in die Hand des Kindes gleiten, da die Frau keine Bezahlung annehmen wollte.

„Wir habens nicht nöthig, Herr," sprach sie, „wir haben die schönsten Kühe oben auf der Alm und wohnen hier nur bis das Jahr zu Ende geht." Und sie erzählte nun, daß sie, des reichen Müllers einziges Kind, vor fünf Jahren den armen Waldbauer geheiratet habe. Anfangs sei es freilich recht knapp gegangen, der Vater habe nichts hergeben wollen, denn die Heirat sei ihm nicht recht gewesen. Der Vater, der konnte freilich nicht begreifen, daß sie gestorben wäre ohne ihren Liebsten, und er ohne sie. „Wir haben es auch nie bereut, denn wir waren immer froh und glücklich," fuhr sie fort.

„Im letzten Jahre da hat den Vater der Friede und das Glück da oben denn doch gefreut, und er hat schon vielerlei heraufgeschickt, aber wir waren darum nicht froher. Jetzt ist er todt," fügte sie traurig hinzu, „und wir sind reich geworden. Aber wir bleiben doch noch bis der Pacht zu Ende geht, wir sind so glücklich hier!"

Also hier in dieser ärmlichen Hütte wohnte das Glück und ein besseres Verständniß des Lebens, als er es gehabt hatte. Franz dachte an seine eigene kühle überlegte Werbung. Seine kurze Ruhe war dahin; er stand auf und grüßte die Frau, welche die rasche Veränderung in seinen Zügen wahrnehmend, ihm kopfschüttelnd nachsah.

Er stieg immer höher empor und bemerkte es kaum, daß die Sonnenstrahlen sich immer brennender auf seinen Scheitel senkten. Er dachte, indem

er so durch den stillen, duftenden Wald empor stieg, welch' namenloses Glück sein Theil geworden wäre, wenn er Henriette seine Braut genannt hätte, er erinnerte sich deutlich jenes stillen, freundlichen Gefühles, mit dem er Eveline an jenem Abende an den kleinen künstlichen See — ach, es war doch viel künstlich dabei gewesen! — in seine Arme geschlossen hatte, er frug sich, welchen Antheil die Familie, die Verhältnisse an seiner Werbung gehabt, und jetzt wieder dachte er sich frei, unten am dunklen See oder hier oben, ferne von den Menschen und Henriette an seiner Seite. Er sah sie vor sich, die hohe Gestalt, und er dachte, wie es geworden wäre, wenn er sie hier seine Braut genannt hätte. Und heiße Glut erfüllte sein Herz; die Ahnung unnennbarer Seligkeit durchbebte ihn selbst jetzt, wo der Schmerz um ein verlornes Lebensglück doch sein Herz so ganz erfüllte.

„Vorbei! unwiederbringlich verloren, für immer!“ Dieser Schmerzensruf entrang sich seinem gequälten Herzen, und wie bewußtlos ging er nun vorwärts. Er hatte den Gipfel erstiegen und wußte kaum, wie er hinauf gelangt war. Das Bild, das sich plötzlich vor seinen Blicken entrollte, entriß ihn momentan seinen Träumen. Bis gegen die Residenz zurück konnte man sehen und weit hinaus in das angränzende Land. Unter ihm aber lagen Felder und Wiesen in wechselnden, braunen, grünen und bunten Farben, und dazwischen funkelte und glänzte der See, wie ein großes, herrliches Auge. Der würzige Wald, aus dem sich die lustige Vogelschaar erhob, streckte seine grünen Wipfel hoch in die Lüfte. So klein aber erschienen die Häuser da unten im Dorfe, die Menschen wie Punkte. Franz stand lange da, den Blick sehnsüchtig nach der Richtung gewendet, in welcher die Residenz lag, dann blickte er nach dem Dorfe hinunter. „Wie groß ist die Natur in ihrer Schönheit und mit ihren Schrecken!“ dachte er, „aber um wie viel größer muß das Menschenherz sein, das so viele bittere Leiden in sich schließen, eine Hölle — und einen Himmel erfassen kann! O, müßte ich nie wieder zu den Menschen zurückkehren und lächeln mit blutendem Herzen, sprechen mit abwesendem Geiste und heucheln! Hier könnte ich wenigstens athmen, weinen, meinen Schmerz hinausschreien in den Wind.“

Franz warf sich auf den grünen Boden nieder und preßte sein Antlitz in den Rasen. Duftende Blumen mit weichen, zarten Blüthen legten sich schmeichelnd an sein Angesicht. Eine Lerche erhob sich aus dem Busche dicht neben ihm und schwebte trillernd hoch empor in den blauen Aether. Franz lag lange da, der brennende Schmerz beruhigte sich endlich, und es wurde still in seinem Herzen.

„Da war all' mein Erdenleid wie ein trüber Traum vergangen, süße Todesmüdigkeit hielt die Seele nur umfangen.“ Er fühlte sie mehr, als er sie dachte, diese Worte des Dichters.

Als er sich endlich erhob, stand die Sonne schon hoch, er trat daher den Rückweg an. Allein, er hatte auf den Pfad im Hinaufsteigen nicht geachtet und suchte nun vergebens nach der Lichtung und dem freundlichen

Bauernhause. Er merkte bald, daß er den Weg verfehlt habe, und erst nach langem Umherirren kam er am Fuße des Berges an.

Eveline war indeß sehr besorgt. Kaum war die bestimmte Stunde verstrichen und Franz noch nicht zurückgekehrt, als sie sich auch schon zu ängstigen anfing. Es könnte ihm etwas zugestoßen sein, er konnte den Weg verfehlt haben; mit jeder Minute wuchs ihre Sorge. Sie entschloß sich endlich, ihm einen Mann aus dem Hause entgegen zu schicken. Sie selbst ging den See entlang, ihn zu suchen. „Ach, was würde aus mir, ohne meinen Franz!" dachte sie, als sie klopfenden Herzens am See-Ufer vorwärts eilte. „Bin ich doch wie eine Braut, ich könnte die Trennung von ihm nicht ertragen!"

Als sie in das Gasthaus zurück kam, war der Mann, den sie ausgeschickt hatte, noch nicht wieder gekehrt.

So verging noch eine qualvolle Stunde, bis endlich Franz müde und erschöpft heimkehrte. — Eveline warf sich in seine Arme. „Was habe ich gelitten!" rief sie. Franz blickte sie erstaunt an. „Du!" rief er, „Du, mein sonst so ruhiges Kind, was ficht Dich an?" Eveline verbarg ihren Kopf an seiner Brust. — „Ach, Franz!" rief sie „ich kann ohne Dich nicht leben, ich zittere immer für Dich!" —

Die Reise ging während dieses Tages gut und ruhig von Statten, es ereignete sich nichts Besonderes und am Abende des nächsten Tages schloß Evelinens Vater sein Kind beglückt in die Arme.

Franz wurde mit lautem Jubel bewillkommt und es war kein kleiner Kreis, der die Ankommenden erwartet hatte; der größte Theil der Familie war erschienen, diese zu begrüßen. — Eveline, die nach langer Abwesenheit zum ersten Male die Räume wiedersah, in denen sie ihre glückliche Mädchenzeit verlebt hatte, fühlte sich tief ergriffen, als sie in das kleine freundliche Zimmer trat, in welchem ihr Leben so still und friedlich verstrichen war.

Nie hatte hier ein unbefriedigter Wunsch die Ruhe ihres Gemütes gestört! Franz war ihre erste Liebe gewesen und so hatte die Rückkehr in diese Räume nur angenehme und heitere Erinnerungen.

Eine alte Dienerin, die schon mit Evelinens Mutter in das Haus gekommen und von Evelinen bis zu deren Hochzeit nie getrennt gewesen, empfing die junge Frau mit Freudenthränen. „Ach, wie traurig war es hier ohne Sie!" rief die treue Seele, „der Herr Vater haben immer nach Ihnen gebangt und gar oft seinem Unmuthe gegen den jungen Herr'n Luft gemacht!"

An dem Tone ihrer Stimme konnte man erkennen, daß die gute Alte auch nicht zu Franzens besonderen Freunden gehöre. Eveline ließ sie reden, sie mußte es ja der langjährigen Treue zugute halten.

Auch wünschte sie zu erfahren, wie man nun in der Familie gegen Franz gestimmt sei, der sich ja durch sein Fernhalten, durch sein sichtbares Unbehagen an dem Familienkreise Feinde geschaffen hatte. — Die gute Alte meinte, es sei eben keine besondere Aenderung in der Stimmung eingetreten.

Franz bezog einen Flügel in dem Hause seines Vaters, den dieser mit allem Comfort für den Sohn hatte herrichten und mit Gegenständen, die diesem sonst gefällig, ausschmücken lassen.

Der Vater hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn für die Zeit seines Besuches bei sich zu haben und Franz war gerne damit einverstanden. Hatte er doch außer an dem Vater, an Niemanden Interesse in der Stadt, und wenn ihre Ideen auch auseinandergingen, so mußte er doch selbst aus all' den seinen Wünschen entgegenstrebenden Handlungen die väterliche Liebe herausfühlen. Und so zeigte es sich auch jetzt, denn an der Freude des Vaters hatte die Eitelkeit den geringsten Theil. „Daß ich Dich nur endlich befriedigt sehe," sprach er, „beglückt mich mehr als der Erfolg, der Deinen Namen so rasch bekannt machte. Ich hatte sehr gefürchtet, daß es zu spät sei, daß Du Dich in Dir selbst täuschest. Doppelt schmerzlich aber sind die Täuschungen in einem Alter, in welchem man nicht wieder auf's Neue zu hoffen anfangen kann! Ich bin daher befriedigt, auch wenn Du nichts Neues mehr schaffen solltest!"

Evelinens Bruder war anderer Ansicht, er meinte, Franz habe durch das Heraustreten, durch das Losreißen von seinem früheren Berufe gleichsam die Verpflichtung übernommen, sein Talent durch fruchtbares Schaffen zu bewähren, sein erstes Debut sei nur die Anweisung auf Weiteres.

Gerne hätte Franz sich ganz dem Vater gewidmet, allein bei den Festen, welche die Familie dem Gefeierten gab, durfte er nicht fehlen. Bei solchen Anlässen nun entging es den Anwesenden nicht, daß er während seiner Abwesenheit nicht heiterer, sondern tiefsinniger geworden. Dieß gab zu Combinationen Anlaß, die Evelinen peinlich berührten.

Franz entzog sich, sobald er konnte, allem Verkehre, denn auch in der Künstlerwelt seiner Vaterstadt hatte er weniger Wohlwollen gefunden, als er erwartet. Bei seiner früheren Anwesenheit hatte man in ihm nur den kunstliebenden, reichen Dilettanten gekannt und gesucht, der Compositeur traf schon auf Mißgunst. Kritiker wollten geschmeichelt sein, Compositeure, die ihre Opern nicht zur Aufführung bringen konnten, schrieben seinen Erfolg zum großen Theile seinen glänzenden Mitteln zu, diese Ansichten aber fühlte er heraus und litt darunter.

Eveline hingegen war im elterlichen Hause unter Verwandten und Jugendgespielinen in ihrem Elemente, sie hätte sich glücklich geschätzt, für immer unter ihnen bleiben zu dürfen und bedauerte das rasche Zurückziehen Franzens, welches auch ihr Zurückhaltung auferlegte.

„Ich wollte, Eveline," sagte ihr Bruder eines Tages, nachdem er sich ziemlich heftig über diesen Umstand ausgelassen, „Du hättest eine andere Wahl getroffen, als Deinen glänzenden Franz, denn bei allem Stolze, den Du als seine Gattin zu empfinden scheinst, wird Dir doch nicht jenes Glück zu Theil, welches Deiner friedlichen, reinen und anspruchslosen Natur am meisten zugesagt hätte. Du kommst nie zu Ruhe bei Franzens leicht

erregbaren phantastischen Charakter und zudem wäre es so herrlich gewesen, Dich immer bei uns zu behalten.“

Es ist nicht zu leugnen, daß Eveline in letzter Zeit zuweilen mit einer gewissen Wehmut darüber nachdachte, wie beglückend es gewesen wäre, ihr Haus in der Weise ihres Bruders einrichten zu dürfen. Der feine, elegante Ton, die heitere Stimmung und der ergebene Freundeskreis machten sein Haus zu einem schönen Asyle für ruhige Menschen.

Eveline mußte sich selbst gestehen, daß sie mit großem Kummer erkauft waren, die Freuden, die ihr an Franzens Seite zu Theil wurden, und von Verwandten um jenen glücklichen ersten Erfolg befragt, um die Freude, welche sie selbst empfunden haben müßte an jenem für Alle so bedeutungsvollen Abende, mußte sie es sich wiederholt sagen, daß ihr nicht jene Freude geworden war, welche sie erwartet hatte. Aber — was bedeutete dieß Alles gegen das Glück, von ihm geliebt zu werden, von ihm, der alle Anderen so hoch überragte!

Und Evelinens Bedenken machte bald wieder dem Gefühle unbeschränktester Hingebung Raum.

Ihrem Vater entging es indeß auch nicht, daß das Verhalten Franzens gegen sie viel zu wünschen übrig ließe. — Er war wol immer freundlich und gütig, aber es lag doch in seinem Wesen jene Gleichgiltigkeit, die nicht unbemerkt bleiben konnte. — Ihr Kommen und Gehen schien er kaum zu bemerken, er frug nicht nach ihr, auch wenn sie ungewöhnlich lange ausblieb. — Trat sie dann unerwartet ein, so hatte Franz freundliche Höflichkeit, doch keine freudige Begeisterung für sie.

Und Eveline nahm es hin, wie eine unabänderliche Nothwendigkeit; doch wenn dann Franz plötzlich einmal wieder der Alte war, seine Mienen sich belebten, wenn das liebe Lächeln um seine Lippen spielte, das ihn so unwiderstehlich machte, wenn die Geistesfunken sprühten, ach, wie glücklich und entschädigt fühlte sie sich dann wieder.

Und wenn sie seiner dachte, und dieß geschah in allen Stunden, in denen sie einsam war, während er arbeitete oder weite einsame Spaziergänge machte, wenn sie dann seiner dachte, sah sie ihn doch nur immer so, wie sie ihn einst gekannt hatte, in seinem glänzenden Lichte.

Henriette hatte, wie wir wissen, die Abreise ihrer Freunde schmerzlich empfunden und einen harten Kampf gegen sich selbst zu bestehen gehabt. Nach und nach aber kehrte ihre Ruhe wieder und die Nothwendigkeit, jede Stunde ihren Studien zu widmen, wollte sie den an sie gestellten Ansprüchen Genüge leisten, trat dringend an sie heran.

Mühlberg war den in der That zu weit gehenden Ansprüchen der Direction nicht fremd. — Er half ihr aber auch das fast Unmögliche zu leisten, indem er mit ihr studirte, sie anzueifern verstand. Er hatte sich so sehr in den Gedanken, sie hätte ihm Tochter sein können, hineingelebt, daß sie ihm nur als solche erschien.

Manchen freien Abend verkürzte er ihr durch Mittheilungen aus der Vergangenheit oder anregende Gespräche, die ihre Anschauungen hoben, ihr Denken läutern mußten. Zuweilen begleitete er sie in die Oper. Nie aber ließ er einen Tag verstreichen, ohne sie zu sehen.

Henriettens zweites Auftreten hatte einen eben so großen Erfolg gehabt, als ihr erstes, und sie wurde rasch der entschiedene Liebling des Publicums. Trotz ihrer Beliebtheit aber lebte sie nach wie vor zurückgezogen und nahm selbst die freundlichen Einladungen vornehmer Familien nicht an oder beschränkte sich auf einen flüchtigen Besuch.

Eines Tages theilte ihr Mühlberg seine Absicht mit, ihr seinen Universitätsfreund, Professor Ullrich, der erst seit wenig Monaten in der Residenz lebte, vorzustellen. Professor Ullrich war ein Mann, der die Gesellschaft nicht suchte, der Natur oder seinen Studien lebte und so auch in der bewegten Residenz allein geblieben war. Als ein Verehrer des Gesanges hatte er bald von Henrietten gehört, sich von ihrer Kunst gefesselt gefühlt und endlich Mühlberg ersucht, ihn derselben vorzustellen.

Mühlberg hielt den Contact mit ernsten gediegenen Menschen, wie Professor Ullrich, für Henriette als äußerst wünschenswerth.

Der Professor war keineswegs eine liebenswürdige Erscheinung. Sein Aeußeres konnte auf den ersten Blick nicht eben anziehend genannt werden, auch fehlte ihm jene Leichtigkeit im Umgange, die nur durch Uebung erlangt wird. Allein, wer sich an seine Art gewöhnt und seinen geistreichen Verkehr kennen gelernt hatte, konnte nicht leicht darauf verzichten. Sein Herz war des zartesten Verständnisses, des innigsten Mitgefühles fähig, sein Geist strebte nach den höchsten Zielen. Keine Arbeit war ihm zu mühsam, zu trocken, wenn es galt, eine Wahrheit zu erforschen, Nichts aber auch zu gering, wenn es einen Anhaltspunkt für menschliches Interesse bot. —

Henriettens ernstes Wesen, ihr Verhalten hatten Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu dem für ihn außerordentlichen Entschlusse gebracht, sich bei ihr einführen zu lassen.

Wir finden ihn nun eines Nachmittags mit Mühlberg bei Henrietten, deren einfache bequeme Häuslichkeit den guten Eindruck noch erhöhte.

Henriette war sehr begierig gewesen, den Mann kennen zu lernen, den Mühlberg ihr so warm geschildert hatte. — Sie kam ihm herzlich entgegen und so überwand er rasch die Scheu, die er fremden Damen gegenüber stets empfand, und sagte ihr geradezu, daß nicht nur ihr Gesang und ihre Erscheinung, sondern auch die Art ihres zurückgezogenen Lebens den Wunsch in ihm rege gemacht hätten, sie kennen zu lernen.

„Ich kann von Menschen, die immer umgeben sind und in fortwährendem Verkehre leben, nicht viel erwarten,“ sprach er, „man versplittert sich auf diese Weise zu sehr, um dann noch ein frisches Ganzes in Denken und Empfinden bieten zu können. Nichts geht über ein gesammeltes Leben und dieß sollte, wie ich meine, Solchen, die sich der Kunst widmen, um so

nothwendiger sein, ihnen aber auch um so leichter werden, als sie sich ja schon in ihren Leistungen der Welt gleichsam mittheilen; zersplittern sie noch die wenige Zeit, die ihnen gehört, im leeren Verkehre, was bleibt ihnen dann — um als bessere Menschen sich selbst anzugehören?"

„Und eben bei Künstlern habe ich diese Anschauung selten gefunden. Doch aber scheint mir geselliger Verkehr für den darstellenden Künstler auch wieder fördernd," erwiderte Henriette. „Das Beste schöpft er aus sich selbst" meinte Ullrich, „sein Talent muß ihm den rechten Weg zeigen; er muß eins werden mit der Gestalt, die er darstellen will, sonst sehen wir aber nur etwas Gemachtes. Wenn wir mächtig ergriffen werden, dann ist die Individualität des Künstlers in seiner Schöpfung aufgegangen."

Ullrich wiederholte seinen Besuch sehr bald und Henriette sah ihn gerne kommen, ja sehnte sich bald nach seinen belehrenden, erfrischenden Gesprächen.

Denn mochte man von dem Unbedeutendsten sprechen, er wußte eine Seite herauszufinden, die ernst genug war, um zu interessiren.

Und so fand Henriette in dem Umgange mit ihrem alten Freunde und dem neuen Gelehrten ein glückliches Gegengewicht für ihren Kummer.

Ullrich konnte von besonderem Glücke erzählen, sogar die alte Clara sah ihn gerne.

Er hatte ihr Zutrauen eingeflößt, und sie pries ihn Henrietten als das Muster eines Mannes.

Es war natürlich, daß Franz und Eveline gar oft in den Gesprächskreis unserer Freunde gezogen wurden. Ullrich hatte sich nach und nach ein Urtheil über Franz gebildet; da jedoch Franzens Gegenwart, seine persönliche Liebenswürdigkeit dazu gehörten, um ihn ganz richtig beurtheilen zu können, ja, um mancherlei auch nur natürlich zu finden, was eben nur ihm angemessen war, so hatte er sich kein wahres Bild von ihm geschaffen.

Mühlberg war mittlerweile zu einer neuen Auszeichnung gelangt, er war zum Musikdirector erwählt worden, eine Anerkennung von großer Bedeutung in der streng kritischen Stadt, in welcher man sich lange über die Wahl eines solchen nicht hatte einigen können.

Seine Zeit war nun aber auch durch die bindenden Verpflichtungen, welche ein festes Amt auferlegt, weit mehr in Anspruch genommen als zuvor.

Es war ihm daher nur erfreulich, den würdigen Ullrich sich Henriettens ernstlich annehmen zu sehen. Wäre Franz nach dieser Periode nicht mehr zurückgekehrt, Henriette hätte wahrscheinlich in friedlicher Ruhe weiter gelebt und jenes ersten Kampfes ihres jungen Herzens nur wie eines schmerzlichen Traumes gedacht.

Die Ruhe und Zufriedenheit, die sie in des Professors Umgang genoß, machte sie besser. Was sind sie uns für ein Trost, diese edlen, tiefen, ehrlichen Menschen! — Der Einfluß, den sie auf uns nehmen, ist wie der Segen Gottes, er erhebt und kräftigt uns im Guten und läßt uns zur Erkenntniß unserer selbst kommen.

Professor Ullrich hatte indessen dem Umgange mit Henrietten auch Manches zu verdanken. Er fing an, etwas mehr auf sein Aeußeres zu halten und es ist immer erfreulich, wenn Menschen von großem inneren Werthe auch durch ihre äußere Erscheinung einen freundlichen Eindruck hervorbringen.

„Liebe Henriette," sagte er eines Tages lachend, nachdem Mühlberg eine scherzende Bemerkung über diesen Umstand gemacht hatte, „glauben Sie wol, daß diese Veränderung bei mir ganz unvermerkt eingetreten ist, so unvermerkt etwa, wie Sie nach und nach Geschmack gefunden haben an jener Lectüre, die Ihnen anfangs zu ernsthaft schien! — Ich habe," fuhr er fort, „nach und nach das Bedürfniß zu empfinden angefangen, keine allzugroße Disharmonie durch meine vernachläßigte Erscheinung in Ihre nächste Umgebung zu bringen."

Mittlerweile nahten die Ferien und Mühlberg schlug Henrietten vor, ihre freie Zeit auf dem Lande zu verleben. Professor Ullrich meinte, daß auch er nichts Besseres thun könnte, und so geschah es, daß, als man Henriettens kleines Haus geschlossen sah, eine ähnliche Wahrnehmung an dem Hause des Professors Ullrich zu machen war, ein Umstand, der freilich nicht von so Vielen bemerkt wurde.

Henriette zog nach dem Schwarzwalde. Sie miethete eine kleine, reizend gelegene Wohnung und fühlte sich, umgeben von einer herrlichen Natur, glücklich und froh.

Der frühe Morgen fand sie stets im Freien. Umrauscht von duftenden Tannen, umtönt vom Gesange der Vögel, sog sie in vollen Zügen die reinsten Freuden, die Freuden, welche die Natur uns bietet, ein.

Nie, seit ihrer frühesten Kindheit, hatte sie sich so sorgenlos und glücklich gefühlt. — Franzens Bild dämmerte wol in ihr Leben herein, aber wie ein stiller Schmerz, der nur im tief verschlossenen Herzen weiter leben darf.

So vergingen die ersten Tage. Eines Morgens sah sie einen Wagen ankommen, der Professor Ullrich brachte.

Bald nachher erschien er selbst bei ihr. Er sah viel besser und frischer aus, als gewöhnlich, denn die Freude spiegelte sich in seinen Blicken.

„Das nenne ich Luft!" rief er aus, „da wird das Athmen Genuß! Sie glauben nicht, wie ich mich darauf freue, ein paar Wochen hier zu bleiben! — Sie sehen vortrefflich aus, beste Henriette, es war ein köstlicher Gedanke, hierher zu gehen!"

Auch Henriette drückte ihm unbefangen ihre Freude über seine Ankunft aus. — Clara hatte indeß ein ländliches Frühstück bereitet, welches in gemütlichster Stimmung eingenommen wurde.

Der Professor wurde seit diesem Tage Henriettens treuer Begleiter auf ihren weiten Spaziergängen; schon des Morgens wartete er gerüstet in der Nähe des Hauses, bis sie erschien.

Auf diesen Spaziergängen gab es vielerlei Interessantes zu besprechen. Henriette kehrte stets geistig erfrischt zurück.

„Sie erhalten einen zweifachen Unterricht," pflegte Ullrich zu sagen, „den einen ertheile ich Ihnen, den anderen die Vögel. Ich sehe an Ihren Mienen, daß Sie mit beiden Lehrmeistern zufrieden sind."

„Ich wollte, es wäre gegenseitig," erwiderte Henriette scherzend. „O, zweifeln Sie nicht daran; der Eine, welcher der Sprache mächtig ist, kann Sie dessen versichern, und die Anderen beweisen es, indem sie sich des Morgens auf den Bäumen vor Ihrem Hause versammeln und aufmerksam zuhören!"

„Sie sind zu nachsichtig und zu gut gegen mich," pflegte Henriette zu sagen, wenn Ullrich kleine Aufsätze, die sie spielend über ihr Mitgetheiltes machte, lobte.

„Gewöhnlich sagt man dieß nicht von mir, ich war es auch sonst nicht, war überhaupt nicht so heiter und gesprächig, als ich jetzt bin. Sie wissen vielleicht nicht, wie viel Sie dazu beitragen!"

Dieses friedliche Leben wurde durch nichts unterbrochen, bis eines Tages ein Schreiben Evelinens Henrietten aus ihrem Gleichmute aufschreckte. Eveline schrieb in liebevollster Weise, wie sehr sie seit ihrer Trennung die Freundin vermißt habe.

Sie sprach ihr von dem Glücke, das sie im Schoße ihrer Familie empfinde, wie sie dieses jedoch nicht rein genießen könne, da Franz, sich derselben wenig nähernd, meist still im Hause seines Vaters lebe, und trüber gestimmt sei als je! Eveline wünsche nur aus vielen Gründen Franzens Oper in seiner Vaterstadt zur Aufführung kommen zu sehen. Sie glaubte, ihm selbst könnte daraus Erfreuliches erwachsen und auch der Familie willen wünschte sie es sehr. Dieser Wunsch scheine sich ihr zu erfüllen, denn Franz gehe daran, die Partitur dem dortigen Director unter der Bedingung zu überlassen, daß die Oper bis zu einer gewissen Zeit zur Aufführung käme. Es handle sich nur noch darum, zu wissen, ob Henriette sich entschließen könnte, nach H. zu kommen, um durch ihre Mitwirkung den Erfolg zu sichern.

Eveline zweifelte nicht, daß ihre Freundschaft sie dazu bestimmen werde.

Den Urlaub von der Direction zu erhalten, nehme Franz auf sich und so wäre wol Alles in der Ordnung.

Wie ein elektrischer Schlag erschütterte Henriette die Nachricht, daß Eveline, daß Franz sie riefen, daß sie ihn wiedersehen sollte.

Professor Ullrich, der eben anwesend war und Henrietten, während sie den Brief las, beobachtete, bemerkte staunend den ungeheuren Eindruck, den der Brief auf sie machte.

„Nun, Henriette!" rief er, als sie ihm dessen Inhalt mitgetheilt hatte, „ich sehe nichts Außerordentliches dabei; Sie werden natürlich gehen, um Ihre Freunde zu verbinden und — um neuen Ruhm zu ernten." — „Ich weiß nicht, ob ich einwilligen darf," sprach das Mädchen erregt. „Und

weßhalb, wenn ich fragen darf? — Franz dürfte sich wol mit Recht über Sie beklagen, falls Sie nicht gingen." „Franz," erwiderte Henriette, „er hält mich für keine treue Freundin," und ihre Stimme zitterte, als sie so sprach.

„Sie keine treue Freundin? Da thut er Ihnen ja bitteres Unrecht! — Was kann ihn dazu veranlaßt haben?" frug jetzt Ullrich mit gesteigertem Interesse.

Henriette schwieg. Die lebhafte Erinnerung an das Erlebte machte ihre Pulse fliegen, Bläße und Röthe auf ihren Wangen wechseln, und sie schlug die Augen nieder, als sie Ullrichs prüfendem Blicke begegnete.

Ullrich erinnerte sich jetzt auch mancher auf Franz bezüglicher Aeußerungen und die er wol harmlos hingenommen, aber nicht vergessen hatte.

Eine Wolke zog über seine Stirne und seine Mienen nahmen unwillkürlich einen strengen Ausdruck an, den Henriette nie an ihm gesehen hatte.

Sie befand sich in peinlichster Verlegenheit, da sie seine Fragen nicht beantworten konnte, und sein Erstaunen natürlich finden mußte.

So kam die unbefangene Stimmung für heute nicht wieder und Ullrich verließ Henrietten früher, als gewöhnlich.

Der Professor machte einen langen Spaziergang, ohne viel auf die Umgebung zu achten, er war in Gedanken versunken und mitunter schien, was er dachte, ihn heftig zu erregen, denn er ging dann rascher, zog die dichten Augenbrauen zusammen und sah finster vor sich hin.

In seine Wohnung zurückgekehrt, setzte er sich an das Fenster des Häuschens, welches dicht auf den Berg ging und wo keine Menschenseele passiren konnte; er zündete seine Pfeife an und blieb dort unbeweglich sitzen, blaue Rauchwolken zum Fenster hinaus dampfend, die sich langsam gegen das grüne Blätterdach hinzogen.

„Ich werde doch kein Narr sein," sagte er endlich zu sich selbst, „mich in das Mädchen zu verlieben! — Und wenn dieß nicht der Fall ist, was bedeutet dann dieser Zorn, dieser brennende Schmerz? — denn daß es nicht der moralische Widerwille, von der Erkenntniß erzeugt, daß dieser Franz ihr mehr ist, als er ihr sein sollte, allein ist, muß ich mir doch eingestehen!"

Und er versank wieder in Nachdenken und dampfte noch stärker, als zuvor.

Endlich beruhigte sich sein aufgeregtes Gemüt und das schöne Gleichgewicht seiner Seele kehrte wieder.

„Ich werde ja sehen," dachte er, „sei dem wie immer, Henriette ist ein edles Mädchen, dieß sei mir genug. Ich selbst aber will strenge mit mir sein, und keine Wünsche hegen, deren Erfüllung nicht zu hoffen ist. Aber klar will ich sehen und Klarheit über sich selbst will ich ihr geben. Und wachen will ich, wachen über ihrem Glücke, ihrer Zukunft!"

Als Ullrich am nächsten Tage Henriette wieder sah, benahm er sich, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre.

Er schien ihre Befangenheit nicht zu bemerken und machte den Vorschlag, einen Ausflug nach der nahen, romantisch gelegenen Ruine zu machen.

Henriette ging gerne darauf ein und machte sich auch sogleich auf den Weg. Sie war anfangs still und nachdenkend, allein die Beredsamkeit des Professors übte den gewohnten Einfluß und beide kamen in guter Stimmung bei der Ruine an. Während Clara sich zuerst nach einem geeigneten Plätzchen umsah, das später als Speisesaal dienen konnte, eilte Henriette die Ruine hinauf. Der alte Thurm, obgleich durch mächtige Risse gespalten, war ohne Gefahr zu besteigen. Er stand als letzter Ueberrest eines mächtigen Schlosses, dessen Prachtbau sich einst hier erhoben hatte.

Während des Hinaufsteigens frug Ullrich: „Kennen Sie die Geschichte dieses Thurmes?" Henriette verneinte. „Soll ich sie Ihnen erzählen?" „Gewiß!" erwiderte sie, „ich wäre begierig, zu erfahren, was sich hier begeben, als statt der Mauerreste das stolze Schloß noch stand. Was die Menschen, die vor langen Jahren hier gelebt, bewegt hat, welches Schicksal so mächtig an sie herangetreten war, um noch nach Jahrhunderten erzählt zu werden."

Sie hatten jetzt die Plattform des Thurmes erstiegen, woselbst für Ruheplätze gesorgt war. Henriette ließ sich auf einen derselben nieder, den Blick über die Thäler schweifend, welche wie ein lachendes Panorama vor ihnen ausgebreitet lagen. Nach der anderen Seite fiel der Fels jäh ab; da konnte der Blick nicht in die Tiefe dringen, indem vorspringende Felsstücke und Gebüsch es verhinderten.

„Der letzte Besitzer dieses Schlosses," erzählte der Professor, „war ein Mann, den man wol einen Liebling des Schicksals hätte nennen können, wäre sein Sinn so ruhig gewesen, als die reichen Gaben, mit welchen ihn die Natur ausgestattet hatte, glänzend waren.

„Seine Kraft und Tapferkeit waren so groß, daß er im Turniere nie überwunden wurde. Seine Gestalt war so herrlich, daß kein weibliches Herz ihm widerstand. Was Wunder also, daß der Ritter, als er endlich nach langem Wählen die reichste Erbin aus der Umgegend — eine Waise, der nur ein Bruder in der Ferne lebte, heimführte, sich nicht für immer durch diese allein gefesselt fühlte, zumal die Augen der schönen Frauen und Jungfräuleins noch wie vor, wenn auch noch verstohlener als vorher, auf dem schönsten und tapfersten aller Ritter ruhten.

„Eines Tages jedoch erschien in der Gegend ein herrliches Mädchen, sie war mit ihrem Vater weit gereist, nachdem sie im ferneren Lande erzogen worden, und die Fama erzählte, daß ihr an Schönheit und Bildung keine Andere gliche. Diese nun zog bald aller Augen auf sich, sie war die Gefeierte bei allen Festen. Diese Einzige aber schien den siegreichen Ritter nicht zu bemerken, so sehr er auch darnach strebte, von ihr beachtet zu werden.

„Der Ritter jedoch, der ihresgleichen nie vorher gesehen hatte, faßte die heftigste Leidenschaft für sie, und des Fräuleins Gleichgiltigkeit fachte seine Liebe nur mehr und mehr an.

„Er wagte es nun freilich nicht, ihr seine Gefühle offen zu gestehen; allein seine Augen sprachen lauter, als tausend Worte es vermocht hätten, und so verstand ihn das schöne Fräulein endlich auch, aber sie wich ihm aus; es gelang ihm nicht, sich ihr zu nahen.

„Da wollte der Zufall, daß auf der Jagd ihr Pferd schen wurde und sie pfeilschnell davontrug, dem nahen Abgrunde zu. Der Ritter war ihr zunächst gewesen, es gelang ihm, sie einzuholen, das Pferd zurückzureißen, sie zu retten. Sie war ferne mit ihm von der Jagdgesellschaft allein im stillen Walde, da faßte er Muth und schilderte ihr seine Liebe, seine Qual. .

„Ihr Mund blieb stumm, doch in ihrem Auge las er die Entgegnung. Mit flammenden Worten malte er ihr das Glück wahrer Liebe, beschwor sie, ihm zu folgen. Doch vergebens!

„Sie wolle, so sprach das Fräulein, da sie nicht Sein werden konnte, keinem anderen Manne gehören, in ein Kloster gehen, um dort für ihn, der so sündhaften Gedanken Raum gab, die Vergebung des Herrn zu erflehen.

„So trennten sie sich! Da grollte er dem Geschicke und sann auf Abhilfe.

„Er faßte den verzweifelten Entschluß, sie mit Gewalt zu entführen, weit fort in ein fernes Land!

„Nach langem, vergeblichen Bemühen gelang es ihm endlich, sie allein zu finden, doch, durch seine Heftigkeit erschreckt, erkannte sie die Gefahr und entfloh.

„Seit diesem Abende verließ sie ihr Haus nicht mehr, und jede Hoffnung mußte endlich schwinden. Da gab er sich, von nutzlosem Schmerz und Zorn erschöpft, dem tiefsten Kummer hin. Er jagte nicht mehr, zog nicht zum Turnier; ja, er mied die Menschen, wurde täglich kränker und des Lebens überdrüssiger. Und eines Tages kehrte er unerwartet in sein einsames Schloß zurück.

„Sein treues Weib hatte meist daheim gelebt, sie war daher vielleicht die Einzige, der des Ritters Liebe unbekannt geblieben. Sie erschrak, ihn so sehr verändert zu finden, überzeugte sich jedoch bald, daß nicht Krankheit, wie er anfangs geglaubt, sondern tiefer Gram an seinem Herzen zehre.

„Den Grund seines Kummers kennen zu lernen, diesem abzuhelfen, war nun Tag und Nacht ihr Sinnen. Doch vergebens bemühte sie sich, sein Vertrauen zu gewinnen. Da faßte sie endlich den Entschluß, den Grund seines Kummers um jeden Preis, selbst gegen sein Wissen, kennen zu lernen. Sie hatte ihn oft stundenlang über ein Kästchen gebeugt gesehen, dessen sie sich nun bemächtigen wollte. Lange bemühte sie sich vergebens, endlich aber gelang es ihr. Mit klopfendem Herzen öffnete sie es, es enthielt — das Bild der Geliebten und die heißesten, wildesten Klagen seines Kummers.

„Da war es dem armen Weibe, als verdunkle sich die Welt vor ihren Blicken. Was war sie ihm, der ihr die Welt bedeutete, gewesen?

„Eine Last, ein Geschöpf, welches den Mann, den sie über Alles liebte, verhinderte, glücklich zu werden. „Fort! fort!“ schrie das arme, gebrochene Herz; „aus dem Wege gehen!“ war ihr einziger Gedanke. Sie setzte sich in den Besitz eines Giftes, welches ihr Gatte in einem Schränkchen aufbewahrte, und von dessen Existenz außer ihm nur sie und ihr alter Diener wußten.

„Die Kälte und Lieblosigkeit des Gatten, welche von Tag zu Tag wuchs, brachte ihren unglückseligen Vorsatz zur Reife. Sie war allein in der Welt, mußte stumm ihr Leid tragen. In einer bösen Stunde führte sie ihr Vorhaben aus, und man fand sie eines Morgens todt auf ihrem Lager.

„Da die Leiche auffallend schnell Zeichen der Verwesung zeigte, begrub man dieselbe rasch. Kaum aber war die kurze Leichenfeierlichkeit vorüber, als der Ritter die Burg verließ; denn die Stimme seiner Leidenschaft übertönte die Mahnungen der Vernunft und Schicklichkeit. — Er eilte nach der Residenz.

„Als er in der Welt, in welcher seine Geliebte lebte, wieder erschien und schon ein halbes Jahr später um die Hand des Mädchens, die ihn so ganz beherrschte, warb, erhoben sich tadelnde Stimmen gegen ihn, welche lauter wurden, als er, ehe das Trauerjahr zu Ende war, mit ihr am Traualtar stand. Mittlerweile war in dem alten Diener der furchtbare Verdacht aufgestiegen, daß seine junge Gebieterin keines natürlichen Todes gestorben sei. Die entsetzliche Gleichgiltigkeit des Herrn und dessen überstürzte Abreise hatten seinen Verdacht hervorgerufen.

„Wie von einer Ahnung getrieben, öffnete er den Schrank, in welchem jenes Kästchen mit dem unheimlichen Inhalte sich befunden hatte und fand letzteres offen, als hätte man in hastiger Eile sich nicht Zeit genommen, die geheime Feder zuzudrücken. Er untersuchte es, der Inhalt war verschwunden.

„Es begab sich nun, daß um dieselbe Zeit der Bruder der Verstorbenen zurückkehrte. Die Sehnsucht, seine einzige Schwester endlich wieder zu sehen, hatte ihn in die Heimat zurückgeführt. Schon an der Gränze des Landes hörte er die Trauerkunde von ihrem Tode und eilte nach dem Schlosse, um an ihrem Sarge zu beten, den Schmerz ihres Gatten zu theilen.

„Er fand das Schloß verlassen, ungeschmückt das einsame Grab der Schwester. Der alte Diener, der das Schloß hütete, empfing ihn.

„Und vor dem erschütterten, tief gekränkten Bruder kam sein furchtbarer Verdacht zum ersten Male über des Alten Lippen. Er klagte den Gatten der Verstorbenen als deren Mörder an.

„Der entsetzte Bruder verlangte nach Gerechtigkeit. Die Leiche der Unglücklichen wurde untersucht und die Art ihres Todes entdeckt. Der Verdacht des Dieners schien nun bestätigt, und als der Ritter mit seiner Gemalin gegen das Schloß seiner Väter zog, wurde ihm ein unheilvoller Empfang. Die Anklage, die der Bruder am Sarge der Todten gegen ihn erhob, schmetterte ihn nieder; denn wiewol er an dem ihm zur Last gelegten

Verbrechen unschuldig war, klagte ihn doch sein Gewissen an, sein armes, liebendes Weib durch seine Kälte und Härte in den Tod getrieben zu haben.

„Je unvermutheter der Schlag ihn traf, die fürchterliche Anklage gegen ihn erhoben wurde, die ihm wie eine Strafe des Himmels für sein sündhaftes, heftiges Wünschen nach Freiheit erschien, desto schwerer fiel es ihm, sich zu vertheidigen.

„In diesen Thurm, auf welchem wir uns befinden, wurde er in sicheren Gewahrsam gebracht.

„Hier nun wäre ihm, der Volkssage nach, der Schatten seines Weibes erschienen und hätte ihn in den Abgrund gejagt. Wol aber mögen sein erwachtes Gewissen, die Erkenntniß, daß sein Weib sich selbst den Tod gegeben, der entsetzliche Verdacht, von dem er sich umstrickt sah und von dem zu rechtfertigen ihm so schwer werden mußte, ihn in den Tod getrieben haben.“

Professor Ullrich hatte längst seine Erzählung beendet, und noch hatte Henriette kein Wort gesprochen; sie saß wie betäubt da, den Blick dem Abgrunde zugewendet, in welchen, der Volkssage nach, der unglückliche Ritter den verhängnißvollen Sprung gethan hatte.

Der Professor hielt seine dunklen Augen auf sie gerichtet; endlich sprach er: „Was geht in Ihrem Herzen vor, Henriette? O, vertrauen Sie sich mir an!“ Seine Stimme wurde weich, als er so sprach, und in seinem Auge glänzte etwas, wie unaussprechliche Menschenliebe.

Da kam ein unbegränztes Vertrauen über das Mädchen, ihr Herz, das so lange verschlossen geblieben war, sehnte sich nach Mittheilung, sie sehnte sich zu sprechen, und alle Kämpfe, die sie durchgemacht hatte, und alle Leiden ihm anzuvertrauen. Sie hatte so lange geschwiegen, doch jetzt brach der Damm, und es that ihr wohl, ihren tiefen Kummer auszusprechen.

Während Henriette sprach, sah Ullrich still und ernsthaft vor sich hin, er ließ sie zu Ende kommen. „Henriette,“ sprach er dann, „liebe Henriette, nun begreife ich Alles. Nun aber kann kein Zweifel mehr walten, Sie dürfen dem Rufe Evelinens nicht folgen, Sie müssen hier bleiben, sonst ist es um Sie geschehen. — Sie lieben jenen Mann,“ fuhr er dann nach langer Pause fort, und seine Stimme klang rauh, „jenen Mann, den ich verachte.“

Henriette zuckte zusammen.

„Ja, den ich verachte,“ fuhr Ullrich mit erhobener Stimme fort, „wie Alles, was nicht in der Moral wurzelt! Und kann ich es etwa anders als Selbstsucht nennen, wenn jene Menschen Sie fest in ihren Kreis ziehen, Ihnen das Herz aus der Brust nehmen, und jene Eveline, die Sie so hoch verehren, Sie noch jetzt ruft?! Was soll aus Ihnen werden unter diesen Menschen? — O, Henriette, reißen Sie sich los von diesen Freunden! Sie dürfen dem Rufe Evelinens nicht folgen, und wenn Ihre ganze Zukunft davon abhängen würde. Ja, wenn Sie meinem Rathe folgen, sehen Sie Franz nie wieder.“

Henriette hatte sich bei diesem letzten Worte erhoben. Ullrich sah, daß ein merkliches Zittern über ihren ganzen Körper lief.

„Kommen Sie," sagte er, ihr den Arm reichend, „wir wollen diesen düsteren Thurm verlassen. Versuchen Sie es, ruhig zu sein, und fassen Sie später einen heilsamen Entschluß."

Sie schlugen nun den schmalen Feldweg ein, der sich in den Wald verlor; Keines sprach ein Wort. Je weiter sie vorwärts schritten, desto feierlicher wurde die Stille, welche sie umgab.

Sie waren lange gegangen, als Henriette, das Schweigen brechend, sprach: „Ich werde nicht gehen, ich werde nicht hingehen!"

Ullrich drückte ihr die Hand und sah sie wohlwollend an, sprach jedoch kein weiteres Wort.

Nun kam eine Zeit, in der Henriette das friedliche Leben, welches sie bisher geführt hatte, fortzusetzen schien. Ihre Macht, sich zu beherrschen, war so groß, daß selbst Ullrich ihr die innere Unruhe nicht anmerkte.

Die Ferien gingen zu Ende und der Professor mußte in die Stadt zurückkehren.

Henriette blieb allein. Die letzten Tage waren ihr daher in ungestörtem Kummer über den Verlust der geliebten Menschen verflossen.

„Wer ist die Sängerin, ohne welche die Oper nicht zur Aufführung gelangen kann?" frug Evelinens Bruder mit jenem Anfluge von Spott, den er nie vermeiden konnte, wenn es sich um eine von Franzens „für ihn stets absonderlichen" Ideen handelte. Eveline erzählte ihm kurz, was sich auf Henriette bezog.

„Ich würde sehr wünschen, sie hier zu sehen," sprach er, langsam betonend. „Wende Deinen ganzen Einfluß an, sie zu bestimmen."

Die abschlägige Antwort Henriettens, welche Eveline in einigen Tagen später mittheilte, schien ihn zu überraschen, gab aber seinem Mißtrauen nur neue Nahrung.

Franz, der indeß die ersten Vorbereitungen zur Aufführung seiner Oper mit großem Interesse überwacht hatte, ließ diese nun wieder fallen, und eine größere Apathie und Traurigkeit als bisher bemächtigte sich seiner. Er hatte kein Wort gesagt, als Eveline ihm Henriettens Brief vorgelesen und ihre Entrüstung darüber offen ausgedrückt hatte, -- nur sehr kalt und stolz hatte er geblickt.

„Jetzt ist es aus," dachte sie, „er wird Henriette nie wieder bei uns sehen wollen." Und auch ihr eigenes Wohlwollen für das Mädchen verkehrte sich in Aerger.

Aber dieser hochmütige Zorn Franzens währte nicht lange.

Die Ueberzeugung, daß nur die Hoffnung, sie wieder zu sehen, seine Lebensgeister wieder erfrischt hatte, und ohne sie für ihn Alles zu Ende gehe, drückte ihn zu Boden.

Eveline sah mit tiefem Kummer ihre schöne Hoffnung, längere Zeit im Schoße der Familie zu weilen, sich nicht erfüllen. Denn wiewol Franz mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Selbstverleugnung nicht von der Abreise sprach, sah doch Jeder, daß es nicht lange so bleiben konnte.

Eines Tages machte er Evelinen den Vorschlag, noch einige Wochen bei dem Vater zu bleiben, während er in den Kreis seiner Freunde, zu seinen Arbeiten zurückkehren wolle.

Eveline sträubte sich anfangs dagegen, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, ihn allein zu wissen, sie fand sein Aussehen leidend. Wie, wenn er erkrankte, wenn er ihrer bedürfen sollte?

Franz versicherte indeß, daß ihre Befürchtungen ganz unbegründet wären, da er körperlich vollkommen wohl sei, nur Arbeit und Zerstreuung bedürfe, die ihn auch unfehlbar erheitern würden.

Evelinens Vater wieder bestand so lebhaft darauf, sein Kind noch einige Zeit bei sich zu behalten, und Eveline glaubte Allen recht zu thun, wenn sie endlich Franzens Antrag annahm.

Und so geschah es, daß Henriette, als sie eines Tages an dem wolbekannten Hause vorüber ging, die Fenster offen sah und das Haus jenes gemütliche Aussehen zeigte, welches nur bewohnten Häusern eigen ist. Henriette erschrak so freudig, daß sie wie festgebannt stehen blieb. Aber bald darauf erinnerte sie sich an das Vorgefallene, daß man sie keiner Antwort mehr gewürdigt habe, und sie ging, ihre Thränen mühsam niederkämpfend, rasch weiter. Da fiel ihr ein, daß auch Mühlberg von der Ankunft der Freunde nicht unterrichtet gewesen sei, sonst hätte er es ihr ja wol mitgetheilt. Vielleicht handelte es sich um eine Ueberraschung. Sie eilte nun, von neuer Hoffnung belebt, nach Hause.

Sie wollte an diesem Tage nicht mehr ausgehen, um eine mögliche Nachricht nicht zu versäumen. Die Stunden vergingen in fieberhafter Erwartung nach einer solchen; jeden Augenblick hoffte sie Evelinens Diener eintreten zu sehen; doch der Tag verging, und Niemand kam.

Am nächsten Tage erst erschien Mühlberg. Ihr erstes Wort galt den Freunden.

„Franz ist allein zurückgekehrt,“ erzählte dieser.

Also Eveline war nicht gekommen? Nun blieb ihr ja noch die Hoffnung, daß das alte Verhältniß nicht ganz zerstört sei, daß man ihrer denken, sie rufen würde, wenn diese käme.

Sie suchte sich nun mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Franz anwesend sein könnte, ohne mit ihr im Zusammenhange zu stehen, und beruhigte sich einigermaßen.

In dieser Zeit hörte sie kaum von ihm sprechen, denn auch Mühlberg erwähnte seiner nicht.

Endlich kam Franzens Oper wieder auf das Repertoir, und so sah sie ihn nach langer Trennung zuerst bei der Probe wieder. Hier trat er ihr

entgegen, als hätten sie nie Abschied genommen, als wäre nichts vorgefallen, erwähnte ihres vortrefflichen Aussehens, der guten Fortschritte, die sie gemacht; er habe sie wiederholt in der Oper gehört und sich davon überzeugt.

Henriette fand kein Wort der Erwiderung, sie glaubte zu träumen. Sie bemerkte, daß Franz sehr verändert aussah, er war blässer, seine Augen lagen tiefer, und ein schmerzlicher Zug um den Mund zeigte, daß er leide. Er war nicht mehr der glänzende Franz — aber für Henrietten unendlich gefährlicher — für sie hatte er etwas unaussprechlich Rührendes. Der Stolz, die Festigkeit, mit denen sie sich gewappnet glaubte, schmolzen bei seinem Anblicke.

Als die Probe zu Ende war, sah sie sich vergebens nach ihm um, er war fortgegangen, ohne sie zu grüßen. Sie sah ihn erst bei der nächsten Probe wieder, und auch dieses Mal begrüßte er sie wie alle Uebrigen, ohne ein weiteres Wort an sie zu richten, und so blieb es, so oft sie einander begegneten.

Eines Tages jedoch war Franz bei Beginn der Probe noch nicht anwesend. Während Henriette sang, fiel ihr Blick zwischen eine Coulisse — sie erblickte ihn. Er sah unverwandt nach ihr, und es schien ihr, als ständen Thränen in seinen Augen. Als sich jedoch ihre Blicke begegneten, nahm seine Miene den Ausdruck gereizten Stolzes an.

Ach! diese Thränen fielen Henrietten brennend auf das arme verrätherische Herz, denn sie galten ihr! Seit diesem Tage aber hielt Franz sich noch ferner als vordem.

Sie hörte von Mühlberg, daß er die meiste Zeit in seinem Hause zubringe und nur mit den Musikern verkehre, daß seine neue Arbeit jedoch sehr langsam vorwärts schreite. Auch Ullrich sah sie seltener, da er trotz seiner eng freundschaftlichen Beziehungen zu ihr und Mühlberg nie von der Erlaubniß, den Proben beizuwohnen, die Letzterer ihm verschafft hatte, Gebrauch machen wollte.

Eines Abends jedoch, es war, während Franzens Oper gegeben wurde, kam Ullrich während der Vorstellung selbst, in sehr angeregter Stimmung. Er kam, um ihr seine Freude über ihre Leistung auszudrücken. Es war das erste Mal, daß er ihr solch' begeistertes Lob spendete.

Als Franz ihn sich Henrietten nähern sah, blieb er wie festgebannt. Er hörte jedes Wort, welches sie sprachen, Ullrichs begeistertes Lob und Henriettens herzliche Erwiderung. Als Ersterer sich zum Gehen wandte, trafen die Blicke der beiden Männer einander und drückten unverkennbares Mißfallen aus. Man konnte sich auch in der äußeren Erscheinung wie im Wesen in der That keinen größeren Gegensatz denken.

Franz hatte schon von Ullrich gehört, ihn jedoch bisher nicht gesehen, und langsam nur gewann er seine frühere Fassung wieder. Er hielt sich in der Coulisse verborgen, durch welche Henriette abgehen mußte. „Er wollte

sie heute noch ein Mal sehen, allein ohne jenem Manne, den er haßte, an ihrer Seite."

Da trat sie heraus. Er stand so nahe, daß ihr Kleid ihn streifte. Er ergriff ihre Hand und blickte sie an. Er war todtenbleich, nur seine Augen glühten. „Henriette!" flüsterte er in einem Tone, den sie mehr fühlte, als hörte. „Henriette, ich sterbe!"

Ihre Hand zitterte so heftig, daß Franz sie fahren ließ. „Was fürchten Sie, weßhalb sind Sie so erschrocken?" sprach er traurig.

Sie erwiderte nichts, aber was ihr Mund verschwieg, verrieth ihr Auge.

Ein Ausdruck des Entzückens flog über seine Züge. „Henriette," flüsterte er, „Sie lieben mich! — Vergebens wollen Sie es leugnen! Unsere Seelen sind die Schwesterseelen, die auf dieser Erde so lange suchen, bis sie einander finden."

Henriette saß in ihrem Zimmer allein. Sie dachte der schönen entschwundenen Zeit und verglich sie mit der Gegenwart, die einem heißen Tage glich, voll betäubender Düfte. „Ich werde diese Stadt verlassen," dachte sie, „ich will weit fort gehen. Ich will ihn nie wiedersehen." Und dabei strömten ihre Thränen.

Da tönte plötzlich die Glocke. Sie hörte die Treppe heraufkommen. Das mußte Ullrich sein, der zu kommen versprochen hatte — die Thür öffnete sich, und Franz stand vor ihr. Sie saß an derselben Stelle, von welcher aus sie ihn vor Monaten an jenem letzten Abende gesehen hatte. Es schien ihr, als wäre Alles, was sich seitdem begeben, ausgelöscht — sie wußte nur, daß er vor ihr stand.

„Henriette," sprach er, „meine Henriette! hören Sie mich ruhig an, ein Mal noch, zum letzten Male; sehen Sie mir in das Auge und sagen Sie dann, ob Sie an mich glauben wollen. Urtheilen Sie selbst, und dann antworten Sie mir."

Henriette blickte ihn an, sie suchte nicht zu widerstreben, sie machte keine Erwiderung; sie fühlte den Ernst dieser Stunde. Sie wußte, daß ein Moment gekommen sei, der einen oder den anderen Weg führen mußte, die schmalen blumigen oder dornigen Pfade, die um diesen herum führten, waren zu Ende. Sie blickte ihn an und wußte, was er gelitten hatte.

„Henriette," sprach er, als er sich neben ihr an dem Fenster niedergelassen hatte, „wie ist es so friedlich hier! Könnte ich in diesem kleinen Raume an Ihrer Seite mein Leben verträumen!"

Er blickte nach dem gegenüberliegenden Garten. Vielleicht erkannte er die Stelle, wo er den Blüthenzweig gebrochen hatte.

„Es ist lange her," sprach er dann, „als ich eines Abends dort stand. Ich hatte mich damals mit Bitterkeit von Ihnen gewendet, ich war von Ihnen geschieden ohne ein freundliches Wort. Damals glaubte ich, daß ich nicht

elender werden könne, und doch weiß ich heute, daß ich erst am Anfange jener herbsten Schmerzen stand, die ich ferne von Ihnen erduldet habe Ich bin elender heute, denn mein Muth ist gebrochen, der lange Kampf ist zu Ende. Mein Leben geht zur Neige!"

Henriette bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Franz erfaßte ihre Hand. „Sind Sie ruhig," sprach er, „Sie haben zu entscheiden. — Gehen Sie mit mir," fuhr er langsam fort. „Ich weiß, ich verlange viel von Ihnen, aber wenn Sie mich lieben, so wird jede andere Rücksicht schwinden — und Sie lieben mich!"

Henriette wollte sprechen, Franz unterbrach sie. „Eveline wird mich vergessen, sie wird im Schoße ihrer Familie glücklicher sein, als jetzt," rief er, als hätte er das Wort errathen, welches auf Henriettens Lippen schwebte.

„Ich führe Sie weit fort von hier, ich will ein neues Leben mit Ihnen beginnen," fuhr er fort. „Das Räthsel meines Lebens löst sich in meiner gränzenlosen Liebe zu Ihnen, die mich durchdringt, wie die Liebe Gottes das All. Nehmen Sie mir diese Liebe, und mein Leben sinkt in Vernichtung. Sagen Sie mir nichts von Herkommen und Recht. Was könnten Sie mir sagen, daß ich nicht durchgeführt, durchgekämpft hätte! Ich bin nicht wie Andere. Ob besser, ob schlechter, mag dahingestellt bleiben, nur messen Sie mich mit meinem eigenen Maßstabe. — Wenn Sie mit mir kommen, Henriette," und seine Stimme klang weich und schmelzend wie Musik, „wenn Sie mit mir kommen, will ich an Gottes Gnade glauben, will ihn anbeten, wie einst in einer fernen, lichten Zeit!"

Henriette konnte nicht antworten, ein unaussprechliches Gefühl durchschauerte sie; das Gefühl, so geliebt zu werden — betäubte sie. Die Wirklichkeit entschwand ihren Blicken, und sie sah nur diese Seele, die nach ihr strebte. „Darf ich ihn gehen lassen?" sprach das verrätherische Herz.

Franz war vor ihr niedergesunken und sah erwartungsvoll zu ihr auf. Sein Blick hatte etwas Sonderbares, als wäre er nicht von dieser Welt. Und in der That hatte seine Seele sich von Allen losgelöst, und nur durch Henrietten hing er mit der Welt zusammen; riß dieses Band, so sank er.

Da beugte sie sich nieder zu ihm und sprach: „Gott vergebe mir! aber ich kann nicht anders, und ich will Ihnen folgen."

Franz stieß einen langen Schrei aus. Er nahm ihre kleine, weiße Hand und legte sie auf seine brennende Stirne.

So blieb er vor ihr auf den Knien und betrachtete sie lange, und schwere Thränen — Thränen, wie nur ein Mann sie weint, flossen langsam.

Endlich erhob er sich feierlich und ernst. „Henriette," sprach er, „mit diesen Worten haben Sie mich für ewig an sich gekettet, aber Sie haben sich auch losgerissen von Allem, was zu Ihnen gehörte. Der Entschluß muß nun rasch ausgeführt werden, diesen Abend noch."

Als Franz diese Worte ausgesprochen hatte, öffnete sich die Thür langsam, und Ullrich stand ihm gegenüber. Er sah Henriette nicht an, sondern wendete sich zu Franz.

„Sie sind ein Elender!“ sprach er dumpf. „Die Künstlerin steht zu hoch, um Ihre Geliebte zu werden!“

Franz war todtenbleich geworden, wie ein Tiger wollte er sich auf ihn stürzen; ein lauter Aufschrei Henriettens brachte ihn zur Besinnung. Er faßte sich gewaltsam. „Folgen Sie mir!“ rief er mit wutherstickter Stimme.

Hätte der Blitz plötzlich zu ihren Füßen eingeschlagen, Henriette hätte nicht mehr niedergeschmettert sein können. Das Entsetzen raubte ihr die Sprache, und sie blieb wie gelähmt auf ihrem Platze, während die beiden Männer das Zimmer schon verlassen hatten. Was sollte sie thun? Sie wollte Clara rufen, aber ihre Füße versagten ihr den Dienst. Clara war den beiden Männern begegnet, als sie das Haus eben verließen. Franz war an ihr vorüber geeilt, ohne sie zu sehen.

Sie trat verwundert in Henriettens Zimmer, und wie erschrak sie, als sie deren Zustand sah. „Was ist geschehen?“ rief die gute Alte. „Um Gottes willen, Sie zittern ja wie Espenlaub!“

Henriette brach in krampfhaftes Weinen aus. „Eile, laufe,“ rief sie, „benachrichtige Mühlberg, bringe ihn hierher, ich beschwöre Dich, wo immer Du ihn findest!“

Clara sah wol, daß es sich um ernste Dinge handle, darum gehorchte sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Franz und Ullrich hatten indeß auf des Ersteren kurze Hindeutung ihre Schritte nach einem abgelegenen Theile des Parkes gewendet. Hier standen die beiden Männer einander Aug im Aug gegenüber. Franz, todtenbleich und bebend, hielt die Hand krampfhaft auf sein Herz gedrückt und leistete Uebermenschliches, um sich zu bemeistern.

Ullrich nahm zuerst das Wort. „Sie wollen sich mit mir schlagen,“ sprach er, „und ich muß Ihre Herausforderung annehmen, wenn Sie darauf bestehen, aber ich bitte Sie, dieselbe zurückzunehmen, denn ich würde Sie unfehlbar tödten, wenn Sie sich in dem Zustande, in welchem Sie sich jetzt befinden, schlagen. Unser Duell lautet auf Leben und Tod, Sie werden verstehen, daß nach dem Vorgefallenen nur Einer von uns zurückkehren kann.“

Seit Ullrich in Franzens schmerzerfülltes Antlitz geblickt hatte, war eine Umwandlung in ihm vorgegangen.

Es war unmöglich, Franz an diesem Tage zu sehen und den Kampf seiner Seele mißzuverstehen. Es war unmöglich, ihn mit jenen Menschen zu verwechseln, die, von vergnüglicher Leidenschaft überwältigt, alle Bande brechen, um an ihr Ziel zu gelangen. Ullrich versuchte es noch ein Mal persönlich zu sprechen.

„Bestimmen Sie die Waffen,“ rief Franz, „bestimmen Sie, oder ich tödte Sie!“

Er sah nun wol ein, daß es keinen Ausweg gäbe, er wählte Pistolen und entfernte sich, um Waffen und seine Zeugen zu holen, mit welchem er sich in einer Stunde an bezeichneter Stelle einfinden wollte.

Franz war mit seinem Secundanten zuerst auf dem Platze. Sein Zustand war entsetzlich. Der Gedanke, Henrietten verloren zu haben, die Beleidigung, die er erduldet hatte, machten seinen Seelenzustand zu einer Hölle. Nur Ullrichs Tod oder seine eigene Vernichtung schienen ihm ein Ausweg. Endlich kam Ullrich. Die gewöhnlichen Anstalten wurden getroffen.

Ullrich hatte den ersten Schuß, er schoß in die Luft und Franz durch diese Schonung von seinem Todfeinde nur gereizt, hätte sich gern mit der Pistole in der Hand auf ihn gestürzt. — Sein Schuß ging fehl.

Ullrich zielte nun in der Absicht, Franz zu verwunden und so das Duell zu beenden, doch er streifte nur seinen Arm.

„Genug!“ riefen die Secundanten. Doch Alles war umsonst. Franzens nächste Kugel pfiff hart an Ullrich vorbei; um ein Haar breit, und es wäre um ihn geschehen gewesen. Auch er erhitzte sich nun, zielte mit Sicherheit und traf; ach, traf besser, als er gewollt, denn Franz machte nur einen Schritt vorwärts und stürzte dann lautlos zu Boden.

Eveline hatte mittlerweile im Schoße ihrer Familie nicht jene Freude gefunden, welche sie erhofft. Franzens Briefe kommen zu selten, und ihr eigenes Herz war zu unruhig! — So waren Wochen vergangen, und ihre Sehnsucht nach ihm wuchs mit jedem Tage, dennoch hatte sie es bisher nicht gewagt, den Wunsch auszusprechen, vor der anberaumten Zeit zurückzukehren.

Eines Tages jedoch gab ihr Bruder selbst Gelegenheit dazu. — „Wie ich höre, wird Franzens Oper in B. wieder gegeben,“ sprach er, „und ich habe mich entschlossen, dahin zu gehen, um einer dieser Vorstellungen beizuwohnen! — Was soll ich dort für dich bestellen?“ Eveline erröthete in freudiger Ueberraschung. „Nimm mich selbst mit! — Vater, verzeihe mir,“ sprach sie dann, diesen umarmend — „aber meine Sehnsucht nach Franz ist zu groß!“ — „Er hat Dich nicht gebeten, die Trennung abzukürzen,“ fiel der Bruder ein, „wie kannst Du den Vater, den Deine Gegenwart so glücklich macht, noch früher verlassen, als zwischen Euch verabredet war!“

Der Vater jedoch fühlte, wie eben nur ein Vaterherz empfindet. Er hatte längst ihre Unruhe bemerkt. Er sprach daher auch in gütigem Tone: „Gehe, meine Tochter, folge Deinem Herzen und ich werde es möglich machen, im Herbste ein paar Wochen bei Dir zu verleben!“

Eveline hatte nun so große Eile, die Anstalten zur Abreise zu treffen, daß man daraus schließen konnte, wie schwer ihr das ruhige Ausharren geworden sein mußte. Sie war auch längst zur Abreise bereit, als der Bruder das ersehnte Wort: „Morgen reisen wir!“ aussprach. Ein eigenthümlicher Zufall brachte es mit sich, daß Eveline auch dießmal einen kleinen

Theil der Reise zu Wagen machte. Ihr Bruder wollte seine in dieser Gegend liegenden Fabriken besichtigen und so machte er ihr am Abende des ersten Tages den Vorschlag, auf der Hälfte des Weges zu übernachten und am nächsten Tage ein paar Stunden mit dem Wagen weiter zu reisen. Eveline willigte gerne ein, denn sie gedachte dabei ihres kleinen Pathens, sie hatte das blasse Gesichtchen mit den ausdrucksvollen Augen nicht vergessen und war begierig, die Kleine wiederzusehen.

Im Laufe des Tages brachte ihr Bruder das Gespräch öfter auf Henriette und stellte mancherlei Fragen bezüglich dieser. Er war während der Schwester Aufenthalt im elterlichen Hause nie so viel, ruhig und allein in ihrer Gesellschaft gewesen als während dieser Reise. Der Ton des Mißbehagens, in welchem er von dem Mädchen sprach, konnte Eveline nicht entgehen. Ein ihr selbst unerklärliches Gefühl ergriff auch sie. Sie wünschte heftig, die Stunden möchten zu Minuten werden, wünschte schon in Franzens Nähe zu sein. — Ihre Stimmung war getrübt und nichts trug dazu bei, diese zu erheitern.

Auch dieses Mal begegneten ihr Zigeuner, aber es waren zerlumpte, schmutzige Leute, die nichts mit jenen Zugvögeln, wie Franz sie damals genannt, gemein hatten. Und ihr Anblick erinnerte sie zumeist nun an den Ausspruch jenes Weibes, das ihr ein Unglück durch schwarze Augen prophezeit hatte.

Indeß näherten sie sich dem Gasthofe, in welchem Eveline einige frohe Stunden verbracht, und hier sollte ein unerwartetes Ereigniß ihre Gedanken von sich selbst ablenken, so daß sie nicht bei Vergangenem noch Zukünftigen weilen konnte, sondern sich dem Gegenwärtigen zuwenden mußte. Das Haus, vor dem sie hielten, schien wie ausgestorben, denn Alles war auf dem Felde beschäftigt, nur eine alte Magd stand an der Einfahrt, die Fremden zu empfangen.

Eveline eilte an ihr vorüber nach der Laube auf der duftenden Wiese — die Wiese war abgemäht und kahl und die Laube entblättert. Eveline wurde ganz sonderbar zu Muthe. Die Magd, die indeß einen Knecht aufgesucht hatte, um die Pferde zu versorgen, kam jetzt langsam herbei, nach den Befehlen der Herrschaft zu fragen.

Evelinens Bruder hatte das Haus schon verlassen und einen Feldweg eingeschlagen, der zu seiner Fabrik führte. Sie selbst verlangte vor Allem nach der Wirthin. — Die Alte wischte sich die Augen. „Die ist hinüber gegangen,“ sprach sie, „sie hat den plötzlichen Tod ihres Mannes, der vor zwei Monaten starb, nur wenige Tage überlebt.“ — „Und das Kind?“ frug Eveline kleinlaut. „Das Kind!“ rief die Magd erfreut, „Ihr fragt nach dem Kinde? Wäret Ihr vielleicht die vornehme Frau, von welcher die Arme noch kurz vor ihrem Tode sprach? Sie bedauerte es so sehr, weder Eueren Familiennamen, noch Wohnort zu kennen, sonst hätte sie Euch die Kleine an das Herz gelegt! Ach, die arme Kleine!“ fuhr sie traurig fort. „Wo ist sie?“

frug Eveline rasch. „Bei einem armen Weibe im Dorfe unten; der Hof hier ist in andere Hände übergegangen, denn der Wirth stand schlecht, ohne daß man es wußte, und nachdem seine Schulden in der Stadt gezahlt wurden, blieb für die Waise nichts übrig. Eine arme Verwandte hat sich ihrer erbarmt und sie einstweilen zu sich genommen. Aber das Kind scheint mir recht elend!"

Evelinen's Herz wurde von dem traurigen Schicksale des unschuldigen Kindes tief gerührt; sie eilte, von der Magd geführt, einen Feldweg entlang nach der bezeichneten Hütte, die außerhalb des Dorfes stand. Dort fand sie das kleine Wesen in feuchter, rauchiger Stube, so verkommen, daß nur die schönen Augen noch an das erinnerten, was es vor wenig Monaten gewesen war. Unendliches Mitleid erfüllte ihr Herz. Sie nahm das Kind aus der unreinen Wiege, in der es schlummerte, auf, und drückte es an sich. Es schlug die Augen auf und blickte klug und freudig nach Evelinen. „Ich will die Mutter sein, keine Namensschwester," sprach diese leise und eine schöne Thräne glänzte in ihrem Auge.

Das Weib küßte Evelinens Hand und dankte, daß sie sich der Verwaisten annehmen wollte. Sie sei nicht Schuld daran, daß die Kleine so abgenommen habe, es sei die Armuth, sagte sie. Und in der That, ein Blick in die Hütte und auf die zahlreichen, kaum bekleideten Kinder der Frau genügte, um sich davon zu überzeugen. Eveline leerte ihre volle Börse in die Hand der Armen und bat sie, ihre Kinder zu bekleiden. Sie ließ sich dann die Kleine von ihr in den Gasthof bringen und schickte die Frau nach dem Nöthigen aus, um dieß in schicklicher Weise mitnehmen zu können. Als der Bruder wiederkehrte, sah er mit Staunen die vergrößerte Reisegesellschaft. Er stimmte jedoch Evelinen bei und schien sich sogar ihres Entschlusses zu freuen. Des Bruders Geschäfte in der Fabrik waren nun beendet und die kleine Reisegesellschaft setzte sich wieder in Bewegung. Eveline ließ die Kammerfrau, welche das Adoptivtöchterchen übernommen hatte, zu sich in den Wagen steigen und hatte ihre Freude an dem kleinen Wesen. Sie entwarf schon einen ganzen Plan für ihre Zukunft, zu welchem sie Franzens Zustimmung zu erhalten hoffte. Sie war fortwährend besorgt, ob das Kind die ungewohnte Bewegung des Fahrens gut vertragen würde, und nahm es zuletzt auf ihren Schoß, um es gegen mögliches Ungemach zu schützen. So beschäftigt, war die frühere Ungeduld von ihr gewichen und leichteren Herzens fuhr sie in die Residenz ein.

Nun näherte sie sich dem Hause, in dem das Unglück über sie hereinbrechen sollte, in welchem ihr Herz von den herbsten Schmerzen zerrissen werden mußte. Als Evelinens Wagen vor dem Hause hielt, fiel es ihr auf, daß das Thor weit offen stand. Sie trat ein und sah eine ungewohnte Bewegung der Dienerschaft. So sehr sie dieß überraschte, überkam sie doch noch keine Ahnung eines möglichen Unglückes. Sie schritt durch die Vorhalle und wollte die Treppe hinauf eilen, da hielt der Bruder sie zurück.

„Bleibe, ich bitte Dich!" rief er hastig, „und laß mich voraus gehen. Es scheint mir passend, Franz von Deiner Ankunft zu benachrichtigen," fügte er hinzu, sie zurückhaltend. Es war zu spät. Ein Diener, den Eveline kannte, kam eben die Treppe hinunter und erblickte sie. Er starrte sie an, als sähe er ein Gespenst, dann eilte er auf sie zu: „Ich sollte doch die Depesche erst befördern," rief er, auf ein Blatt Papier blickend, das er in der Hand hielt, „und nun sind Sie schon hier! Wie gut, daß Sie gekommen sind," fügte er kleinlaut hinzu, „es könnte sonst zu spät geworden sein!"

Eveline blickte ihn an, wie ein erschrecktes Reh, das der Schuß des Jägers aufscheucht. — „Was wollen Sie damit sagen, was könnte zu spät geworden sein?" Und als er nicht sogleich antwortete, blieben ihre Augen auf dem Blatte heften, welches er in Händen hielt. Sie entriß es ihm. Ein Blick auf dieses an ihren Vater gerichtete Blatt sagte ihr Alles, belehrte sie, daß Franz in Gefahr sei. — Welches Elend faßten diese wenigen Worte in sich! Nein! nein! es war unmöglich, wie hätte sie denn noch kurz zuvor so heiter und ahnungslos sein können?

Eveline stand oben, ehe ihr Bruder die halbe Treppe zurückgelegt hatte. Sie durcheilte die Gemächer, bis in Franzens Arbeitszimmer. Dort fand sie Mühlberg. — Kaum zwei Stunden waren seit jenem schrecklichen Moment verflossen, und die Aerzte glaubten, daß er nur wenige Stunden noch zu leben habe. Mühlberg eilte Evelinen entgegen, der aufrichtigste Schmerz malte sich in seinen Zügen, sein Herzblut hätte er hingegeben, um dieser reinen Seele den Jammer zu ersparen, der ihrer wartete. Aber so gerne er sie wenigstens beruhigt hätte, er konnte ihr nichts Tröstliches sagen, die Zeit, die sie doch enttäuschen mußte, war zu nahe.

Eveline trat in das Krankenzimmer. Franz lag mit geschlossenen Augen da. Sie kniete an seinem Bette nieder. Todtenstille herrschte. Doch bald darauf schlug seine Stimme an ihr Ohr — er war im heftigsten Fieber. Wilde Phantasien schienen ihn zu beherrschen, dann wurde er wieder ruhiger und sie hörte ihn Henrietten rufen. Eveline empfand keine Bitterkeit in dieser furchtbaren Stunde. Wenn er genas, so wollte sie fort von ihm, sie wollte verborgen vor aller Welt leben — nur leben sollte er und glücklich sein. Was lag an ihr! — Sie kannte die Veranlassung seiner tödtlichen Lage nicht. — Im Begriffe, auf die Jagd zu gehen, habe sich durch ein unglückliches Ungefähr die Waffe in seiner Hand entladen — so sagte ihr Mühlberg. Franzens Zustand dauerte während der ganzen Nacht fast unverändert fort. Erst gegen Morgen wurde er ruhig; das Fieber hörte auf. Aber eine große Schwäche trat nun ein und seine Kraft nahm von Minute zu Minute ab.

Nachdem er lange mit geschlossenen Augen dagelegen hatte, schlug er sie plötzlich auf, groß, klar und freundlich, wie einst in seinen besten Tagen. Er richtete sich im Bette auf und sein Blick fiel auf Eveline, er lächelte ihr zu, er schien gar nicht erstaunt, sie an seinem Bette zu sehen.

„Ich wußte wol, daß ich Dich sehen würde, Eveline," sprach er, „wie könnte mir der sanfte Schutzengel meines Lebens, der mich umsonst zu retten versucht hat, in meiner letzten Stunde fehlen! — Eveline, reiche mir Deine Hand und sage, daß Du mir vergeben hast," fuhr er dann fort, „Dein junges Leben liegt noch frisch vor Dir! — Es mußte so kommen! Was sollte die zarte Blume aus dem Wiesenthale auf dem Felsen, der den Sommerabend liebt! — Und ich habe sie geliebt," sprach er wie träumend, „die glühend versengende Sonne! — Und doch habe ich auch um Dich gelitten, meine Blume! — Ach, Eveline, kannst Du mich verstehen? Siehst Du, mein Theil war nicht von dieser Welt! Und dann soll es Dir keinen Kummer machen, mich fallen zu sehen, wie die Eiche, die der Blitz trifft! — Ich wurde geliebt und gehaßt und oft bitter getadelt, doch verstanden hat mich Keiner, denn ich war nicht aus dem Stoffe, den diese Welt braucht!" — Eveline küßte die theure Hand, sie lag im Schmerz aufgelöst an seinem Bette. — Der Arzt, der mittlerweile hinzugekommen war, bat ihn, nicht zu sprechen — so lag er scheinbar ruhig da. Aber Eveline bemerkte, daß er oft wie suchend im Zimmer umherblickte und bei dem leisesten Geräusche erwartungsvoll nach der Thür sah. Da neigte sie sich zu ihm hin. „Henriette?" frug sie leise. „Sie wird nicht kommen!" erwiderte er, und sein Auge drückte die bange Angst aus, daß es zu spät werden könnte. — „Ich bringe sie Dir!" sprach Eveline und erhob sich. Sie ging und wußte kaum, wie ihre Füße sie trugen, sie fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken! — Sie hatte von Menschen gelesen, die von überirdischen Wesen geführt, über Berge und Thäler gingen und nicht wußten, wie es geschah. Und so war ihr zu Muthe, denn ihr Fuß berührte die Treppe kaum und im nächsten Augenblicke stand sie am Hausthor. Sie hatte dem Diener gewehrt, zu folgen.

Sie rief nach einem Wagen und stieg in denselben. Sie hielt vor Henriettens Hause und ging die Treppe hinauf — und das schwere Gefühl wich nicht von ihr. Da öffnete sich die Thür und Henriette stand vor ihr. — Wie hatte die schreckensvolle Nacht das Mädchen verändert. — Als sie Evelinen erblickte, stieß sie einen Schrei aus und wollte entfliehen. Von Evelinens Brust aber löste sich bei Henriettens Anblick die Schwere, die ihr Herz wie eine Eisenhand zusammengepreßt hatte; sie sah den ganzen gräßlichen, vorwurfsvollen Kummer des Mädchens und wußte, was sie gelitten hatte.

„Henriette, komm!" sprach sie, „er will Dich sehen!" Kein weiteres Wort wurde zwischen ihnen gewechselt und sie fuhren stumm dem Hause zu, in welchem der Sterbende lag.

Franz hatte die Secunden gezählt und sein Blick war fortwährend nach der Thür gerichtet gewesen. Da traten sie ein. Aus Franzens Blick und Mienen war all' die schmerzliche oder zornige Ungeduld gewichen, welche in letzterer Zeit von dem Sturme gezeigt hatte, der in seinem Inneren wüthete.

Die Nähe des Todes hatte die Kämpfe gelöst. Ein neues, unbekanntes Land erschloß sich vor seinen Blicken, ein lichtes Jenseits, in welchem die Schwesterseelen einander finden müssen, in welchem es keine Täuschung gibt – kein verfehltes Leben! Er blickte in sein vergangenes Leben zurück, er hatte geirrt und gefehlt, doch seine ungestüme Liebe, seine glühende Leidenschaft hatten ihn verwirrt und ihm konnte vergeben werden, denn er hatte so heiß geliebt und so schwer gelitten! Er blickte mitleidsvoll in Henriettens bleiches, verändertes Antlitz und seine Stirne umwölkte sich.

„Henriette," sprach er, „ich bin wie der sengende Blitz über ihr junges Leben hingegangen — können Sie mir vergeben?"

Henriette beugte sich über die Hand, die er ihr reichte, und ihre Thränen fielen heiß darauf. „Eveline hat mir versprochen, sie zu stützen, ihnen Schwester zu sein," fuhr er langsam fort; ich werde bald vergessen sein, und nur wenn Sie meine Lieder singen, taucht die Erinnerung an mich auf.

„Ich hatte gehofft, Vieles zu schaffen — das ist nun vorbei. Das Licht der Augen, die mich belebten, ihr Glanz, der mir leuchtete, fehlten zuletzt! Ton und Farbe, Licht und Glanz hatte sie allen Anderen genommen und in sich allein vereint. Darum war es finster um mich her geworden, ich sah nicht — und ich hatte die Töne nicht mehr in meiner Gewalt!"

Franzens Gedanken schienen wieder abzuschweifen und er erkannte die Anwesenden nicht mehr.

Nach langem Delirium hatte er vor seinem Tode noch einen lichten Augenblick. Sein Auge blickte befriedigt, als er Henriette zwischen Mühlberg und Eveline gleichsam in deren Schutze an seinem Bette sah.

Er ging ruhig hinüber. Das Räthsel seines unbefriedigten Lebens löste sich sanft mit dem Tode, diesem einzigen wahren Freunde jener Naturen, die ewig sehnen und ewig bangen.

Jener Menschen, von denen man wähnen könnte, sie hätten schon ein Mal auf einem anderen Sterne gelebt, und diese Erde nur betreten, um zu wünschen, sie wieder zu verlassen!

Man verwechsle sie ja nicht mit echten Künstlernaturen, voll Kraft und Ausdauer, voll Schaffenstrieb, bei klarer Erkenntniß ihres Zieles. — Sie sind wie Aeolsharfen, die nur erklingen, wenn der Hauch des Schmerzes sie berührt! Jenen ist das Schaffen in der Kunst Ziel und Zweck! Diesen ist es nur der Ausfluß einer unbefriedigten Seele, deren Aufschrei dem Klagen der verwundeten Nachtigall gleich die Herzen trifft.



An Friedrich Bodenstedt.

Von

Otto Braun.

Verzage nicht! — Wenn sich die Welt um Götzen und Pagoden dreht,
Und, fröhnend jedem Ungeschmack, im Schlepptau seichter Moden geht,
Da glimmt wohl manch' ein Flämmchen auf, und leicht bricht sich der Stümper Bahn,
Der buhlend um des Pöbels Gunst in schwulsterfülltem Oden fleht.
Der Augenblick trägt ihn empor, er selbst dünkt sich den Sternen nah',
Und freut sich des papier'nen Ruhm's, der morgen schon — im Boden weht.
Du aber, Freund, verzage nicht, sei stolz auf Deinen innern Werth:
Die Höh' erklimmt nur, wer, wie Du, auf festem Grund und Boden steht.

Gedichte.

Von

Friedrich Bodenstedt.

1.

Herz und Geist.

Wer nicht den tiefsten Sinn des Lebens
Im Herzen sucht, der forscht vergebens.

Kein Geist, und sei er noch so reich,
Kommt einem edlen Herzen gleich.

Willst du der Kunst Geheimniß wissen?
Es liegt im Herzen und Gewissen.

Wo nicht das Herz dem Geist verbündet,
Wird keine höh're Glut entzündet.

Der Geist schöpft aus des Herzens Bronne
Glut, wie der Weinstock aus der Sonne;

Doch unfruchtbar bleibt seine Kraft,
Kommt nicht vom Herzen, was er schafft.

Wohl löst er schwierige Probleme,
Baut philosophische Systeme,

Erhebt sich über Zeit und Schranke:
Doch auch der blendendste Gedanke

Spielt mit der Wahrheit nur Versteck,
Sitzt nicht das Herz am rechten Fleck.

2.

Mahnung.

Wie oft schuf dir in nächt'ger Stunde
Erinn'rung alter Zeiten Gram,
Wie mancher Hauch entfuhr dem Munde,
Der dir als Sturmwind wiederkam!

Doch kehr' nicht stets die Blicke rückwärts
Nach Mahnern längstverjährter Schuld —
Folgt dir das Unglück, steu're glückwärts,
Verlier' nicht Hoffnung und Geduld.

Tritt die Vergangenheit mit Füßen,
Wenn sie nicht kommt, dich zu erfreu'n!
Für schwaches Thun soll man nur büßen,
Um sich für stärk'res zu erneu'n.

Wem immerdar die schwere Kette
Der alten Schuld am Fuße klirrt,
Der findet nirgends eine Stätte,
Die ihm zum Hort des Segens wird.

3.

Abschied vom Rhein.

Der Wind vom Abendhimmel weht
Kühl mit des Rheines Lauf,
Und wie die Sonne untergeht,
Geht meine Seele auf.
Hier ließ ich alle Traurigkeit
Fortschwimmen mit dem Rhein —
Und denk' ich an die schöne Zeit,
Denk' ich auch, Toni, Dein!

Im Rheingau steht ein gastlich Haus
Mit lieben Menschen d'rin.
Froh zog ich ein, trüb' zieh' ich aus,
Die Zeit floh rasch dahin.
Doch lebt mir's im Gemüthe fort
Voll Lust und Sonnenschein,
Und denk' ich an den trauten Ort,
Denk ich auch, Toni, Dein!

Hell steigt mir aus dem Wellenflor
Und blühendem Gefild'
Manch freudenvoller Tag hervor
Und manches liebe Bild.
Begeisternd schlug in meine Brust
Die Rebenglut vom Rhein —
Und denk' ich an die Sommerlust,
Denk' ich auch, Toni, Dein!

Der schlanke Wuchs, das dunkle Haar,
Der kindlich frohe Sinn,
Das Grübchen in dem Wangenpaar,
Das Grübchen in dem Kinn —
So gingst Du auf, ein neuer Stern
Am Himmel über'm Rhein,
Und denk' ich des Entschwund'nen fern,
Denk' ich auch, Toni, Dein!

4.

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Wie kommt mir, was mich einst entzückte,
Durch Liebesglück so dürftig vor,
Seit ich mein Herz an Deines drückte
Und Dein's gewann und mein's verlor!
Mein ganzes Sein war umgewandelt,
Dein ward ich nun auf immerdar —
Ich weiß nicht, ob ich recht gehandelt,
Doch weiß ich, daß ich selig war.

O, süß' Vergessen, süß' Versinken,
Wenn Seele sich in Seele taucht,
Wenn Lippen Lebensodem trinken
Und Odem sich in Odem haucht:
Nicht in gemeiner Lust der Sinne,
Die flüchtig nur Genuß gewährt;
Es ward der Zauber uns'rer Minne
Durch alles Herrlichste verklärt.

Wir blickten in der Erde Tiefen
Und spähten in des Himmels Höh'n,
Wir weckten Wunder, welche schliefen,
Und lauschten seligstem Getön —
Und alles Schöne nah' und ferne:
Die linde Luft, des Mondes Pracht,
Der Blumenduft, der Glanz der Sterne,
Schien Alles nur für uns gemacht.

Ob auch im Zauber Deines Nahseins
Gefühl mehr als Gedanke spricht,
Ward mir das Räthsel meines Daseins
Doch klar bei Deiner Augen Licht;
Du bist die Blüthe alles Schönen,
Und was Dein Mund und Auge sprach, —
In weihevollen Liebestönen,
Durch Dich begeistert, sing ich's nach.

Die Gunst der Zeit ist nicht zu bannen,
Am schnellsten flieht das höchste Glück;
Ich kam, ward selig, zog von dannen,
Doch blieb ein Glanz von Dir zurück,
Der mir zu künft'gem Glück auf Erden
Die sonst verhüllten Pfade zeigt; —
Denn was einst war, kann wieder werden,
Wenn Dich auf's Neu' mein Arm erreicht!

Bis dahin mag die Zeit sich dehnen,
Als sei erlahmt ihr Flügelschwung;
Es liegt auch Glück in holdem Sehnen

Und leuchtender Erinnerung.
Kann Dich mein Arm nicht mehr erreichen,
Erreicht Dich mein Gedanke stets,
Und mir aus theuren Liebeszeichen
Wie Hauch aus Deinem Munde weht's.

Sieh': alle Sterne, die dort oben
Am Himmel kreisen milden Schein's,
Sind aus Erinnerung gewoben
An eine Zeit ureinigen Sein's.
Getrennt nun zittern ihre Flammen
In holdem Auf- und Niedergeh'n;
Einst fliegen sie auf's Neu' zusammen,
Wie wir, wenn wir uns wiederseh'n.

Da wird ein Glüh'n sein, ein Umarmen,
Ersatz für Alles, was uns härmt,
Von Herz zu Herzen ein Erwarmen,
Das alle Schöpfung mit erwärmt.
So küssen Himmel sich und Erde
Und neigen sich einander zu,
Daß selig Ein's durch's And're werde,
Die Erde ich, der Himmel Du.

Gedichte.

Von

Johann Arany.

(Aus dem Magyarischen von Ludwig Dóczy.)

1.

Zách Klara.

Ballade,*

gesungen von einem Spielmann im 14. Jahrhundert.

Im Garten der Frau Königin
Erblühen hinter'm Zaune
Rosen weiß und Rosen roth,
Blonde Mädchen, braune.

„Frau Königin, lieb' Schwester,
Um alle Himmelssterne,
Die eine Rose, rothe Rose,
Hätt' ich gar so gerne!

„Sie macht mich krank und elend,
Sie macht mir Herzepochen,
Wenn ich verblüh', bin ich zu früh'
Durch eine Blume gebrochen."

„O weh', mein Bruder Kasimir,
Die edelste der Reihe! —
Geh, schäme dich! .... Ich zürne dir ....
Gib acht, daß dich's nicht reue!

---

* Historisch.

„Ich muß nun gehen eilends,
Muß geh'n zur Morgenmette,
Und bist du krank, so leg' dich hin
Auf's sammt'ne Ruhebette!"

Frau Königin geht eilends,
Sie geht zur Morgenmette,
Die Rosen schön, die Jungfrau'n schön,
Geleiten sie zur Stätte.

Frau Königin will beten,
Es will ihr nicht gelingen,
Sie hat vergessen den Rosenkranz,
Wer geht, ihn herzubringen?

„Geh' du, mein Kind! Geh' du geschwind,
Geh', Klara, sei beflissen;
Und liegt er auf dem Betstuhl nicht,
So such ihn auf dem Kissen."

Die Klara ging ... Was kehrt sie spät,
So spät vom kurzen Gange?
Der Königin im Kirchenstuhl
Wird schier die Weile lange.

Die Klara sucht' und suchte
Wol eine Stunde lange;
Der Königin im Kirchenstuhle
Wird um die Klara bange.

Auch kommt die Klara nimmer
In holder Jungfrau'n Reigen,
Viel lieber möcht' sie tausendmal
Zum Kirchhof niedersteigen.

Viel lieber in den Kirchhof,
Viel lieber in die Erde,
Als in den herrlichen Palast,
Zu ihres Vaters Herde.

„Ei Tochter mein, so sag' mir,
Was drückt dich so zu Harme?
Sag's Tochter mein, lieb' Töchterlein
Und komm in meine Arme!"

„Nein, Vater — nein! — O Vater mein!
O weh', wie soll mir werden! —
O laß mich küssen deinen Staub! . . .
O tritt mich in die Erden!" . . . . .

Die Mittagsglocken läuten
Zum königlichen Male,
Da ging Felizian von Zách
Zum hohen Königs-Saale;

Zum hohen Königs-Saale,
Doch nicht zum Königsmale,
Er hat sein schrecklich Schwert gezückt,
Gezückt zum Racheſtrahle.

„Frau Königin Elisabeth,
Für's Kind will ich dein Leben!"
Ihr Glück, daß sie zum Lösegeld
Vier Finger durfte geben.

„So Kind um Kind! Prinz Ludwig
Und Andreas, ihr endet!"
Ihr Glück, daß zeitig Gyulafi
Den Todstreich abgewendet.

„Die Kinder! . . . Schnell! Ergreift ihn!
Cselényi, — faß' ihn schnelle!"
Und durch des Königs Knechte starb
Felizian zur Stelle.

„Blut fließt von deinem Finger,
Es darf umsonst nicht fließen,
Was fordert meine Frau Königin,
Den Schmerz ihr abzubüßen?"

„Für meinen Zeigefinger
Soll seine Klara sterben,
Für den Mittelfinger Erb' und Sohn
Ihn elendlich verderben;

„Für die zwei andern Finger,
Die Tochter in der Ehe,
Für mein vergossen rothes Blut
Sein ganz Geschlecht vergehe."

*

Die Zeit ist aus dem Bande,
Wir tragen Pein und Schande,
Behüte Gott vor großem Weh
Die armen Ungarlande!

2.

Die Nachtigall.

Dazumal, als noch um's Leben
Ohne förmlichen Proceß
Kein Magyar hätt' nachgegeben
(Was nicht gar zu lang indeß),
Lebten um die Theiß herum
Zween Nachbarn: Paul und Peter.
Wie sie lebten, zeigt sich später
Einem hohen Publikum.

Peter, Paul steh'n, wie bekannt,
Gut nachbarlich sich zur Seiten,
Wo kein Grund zu Streitigkeiten:
Im Kalender an der Wand.
Doch mit unserm Paul und Peter
Sieht's nicht so geruhig aus,
Alten Streit und neu Gezeter
Gibt es zwischen Hof und Haus.
Hund und Katz' und Christ und Heiden
Können sich halt nimmer leiden.

Steigt der Rauch aus Peters Essen,
Gleich verdirbt's dem Paul das Essen;
Wieder, wenn ein Huhn von Paul
An der Grenzwand wetzt das Maul,
Ringet Peter schon die Hände,
Man zerstöre ihm die Wände.
Und da gibt's ein Schmälen, Schrei'n,
Daß man's kann am Anger hören:
Er mich lehren? Er mir wehren?
Und die Sippe, groß und klein,
Schreit sich schier die Kehlen heiser.
Selbst die Hunde beider Häuser
Murren hin und knurren her;
Doch die Menschen noch viel mehr.

Nun, Paul's Hof — um zu beginnen —
Hegt' als größte Herrlichkeit
Lang, seit Menschen sich besinnen,
Einen Nußbaum, hoch und breit.
Auf des Peter Gartenwies'
Neigt' ein Ast sich von den vielen,
Den er, weil oft Nüsse fielen,
Weislich immer wachsen ließ.
Der nun war's, den sich die (oben
Schon benannte) Nachtigall
Eines Sonntags, Gott zu loben,
Ausgesucht mit kluger Wahl.
Herrlich bracht sie vor'm Altar
Laute Morgenlieder dar,
Dankte mit dem ersten Schlag
Für den schönen Feiertag,
Dann für Luft und Duft und Thau,
Für den Himmel, sanft und blau,
Für den Baum, der sie versteckt,
Wo ihr liebes Weibchen heckt,
Für die Wonne, die so mild
Ihr im vollen Herzchen schwillt,
Kurz für Alles, was da lebt,
In ihr, um sie prangt und webt,

Für die ganze Herrlichkeit
Weit und breit,
Deren Pracht
Zweifelsohne
Ihr zum Throne,
Ihr allein nur ward gemacht, —
So, daß Paul, der ganz verkläret
Hinter'm Zaun ihr zugehöret,
Ausrief in der Freude Schwall:
„Gott allmächtig!
Wie so prächtig
Schlägt doch meine Nachtigall!"

„Seine! Ihm gehört ein Quark!
Seine? Nein, das ist zu stark!"
Schallt es grob (denn drüben steht er)
Aus dem Mund von Vetter Peter.
„Was?" schreit Paul und hält sich kaum —
„Steht sie nicht auf meinem Baum?"
„Wol, doch inner meiner Thüren!
Wie möcht' ihm der Schlag gebühren?"
Paul behauptet's: er hat Recht.
Peter leugnet's: wär' nicht schlecht.
Und so gibt sich Red' auf Rede,
Flüche klingen, Pflöcke springen,
Bis sie müd' der Zungenfehde
Ueber'n Zaun zusammengingen.
Nun zur Weih' der Sabbatruh'
Deckten sie einander zu;
Ließen viel Haar' im Gefechte,
Doch — kein Haar von ihrem Rechte.

Paul jedoch lief, rachelüstern,
Wie er war, mit blut'gen Nüstern,
Den Herrn Richter plagen,
Und die Unbill klagen,
Mit dem „Corpus" im Gesicht.
Recht sei Recht — er lass' es nicht,
Sollt' er gleich auf knie'nden Füssen

Bis zum König rutschen müssen,
Doch den Pfiff vom Baum der Väter
Ließ' er nimmermehr dem Peter!
Und vor Themis, die gerechte,
Legt er einen Thaler blank,
Der gewichtig in die rechte
Von des Richters Taschen sank.

Gleichermaßen ließ Herrn Peter
Das gekränkte Recht nicht ruh'n,
Und zum weisen Richter geht er
Klage thun.
So und so war's, wie er's sag',
Ihm gebühr' der Vogelschlag,
Kein Gericht und Rath,
Und kein Comitat
Könn' ihm's nehmen, noch bestreiten,
Oder deuten.
Doch, um deutlicher zu sein,
Ließ er manche Prügel liegen,
Und zum Rechte wußt' er fein
Einen Thaler noch zu fügen.
Den der Richter, solchen Wink's
Kundig, in die Tasche links,
Nah' am Herzen ließ verschwinden.

Und erschienen ist der Tag,
Wo das Judicat zu künden,
Wem der Nachtigallenschlag
Eigentlich gebühren mag.
Doch den Richter fürchterlich
Läßt sein Wissen nun im Stich;
Ob auch zween Advocaten
Ihn berathen,
Ob er Fall mit Fall verglich,
Folianten auf und zuriß:
Solche Kniffe,
Vogelpfiffe
Find't er nicht im Corpus Juris.

Bis er endlich, zornentbrannt,
Sich auf beide Taschen schlug,
Und zu den Partei'n gewandt,
Rief: „Ihr Herr'n, nun ist's genug,
Hört den Spruch!
Und hiermit laßt Euch bescheiden:
Jene Nachtigall — von Beiden
Keinem singt sie schlechterdings,
Sondern mir!" (Hier schlug er links),
„Und nur mir — (nach rechts ein Schlag)
Guten Tag!"

Welches Glück, daß solche Klage
Unerhört ist heutzutage;
Alle Nachbarn hüben, drüben
Sich vertragen und sich lieben,
Jeder Ungar heut'
Wie den Tod Processe scheut,
Erb'- und Grundstreit allerorten
Bei sich legt mit Friedensworten,
Sich, zu streiten,
Brüder schämen,
Zwistigkeiten
All ein gütlich' Ende nehmen.
Wegen Nichts sich anzuklagen,
Auf sich fressen, todt sich schlagen
Wär' jetzt unerhörte That.
Wo auch fände sich indessen
Heut' zu Nachtigallprocessen
Irgend noch ein Advocat?

Ein Kindermärchen.

Von

Aglaia v. Enderes.

Draußen hinter dem Dorfe, wo die uralten Eichen und Fichten stehen, und das hohe, zerbröckelte Felsstück liegt, mit dem vielen weichen grünen Moos darauf, dort lag vor Jahren und Jahren ein großer, dunkler Wald. Das Dorf war damals noch viel kleiner als es jetzt ist, und viel stiller, und wenn des Abends die Glocke vom Kirchthurme läutete, dann hallte das von dem Felsstücke und dem Walde ganz tönend wieder, so daß man meinte, das Glockengeläute käme von dort herüber. Damals stand dort im Walde ein winziges, zausiges Häuschen. Es war nur aus Baumrinde, Erde und Holz gemacht; ganz nieder, braun und grün sah es aus; denn das langhalmige Waldgras wuchs in wehenden Büscheln aus allen Fugen hervor, die Schnecken krochen daran auf und nieder, und nicht selten huschten im Frühlinge und Sommer die Vögel zwischen den Gräsern ab und zu, und spielten Verstecken.

In diesem Häuschen aber wohnte ein kleines, uraltes, verhuzeltes Männchen; das war selbst so braun und so knorrig, als wäre es aus Baumrinde gemacht, mit einem langen, langen Barte und zwei funkelnden, blitzenden Augen, die ernst und klug aus dem verschrumpften Gesichte schauten. Es war eigentlich nicht heimlich anzusehen das Männlein, wenn es so leise aus seinem sonderbaren Häuschen hervortrat, mit den dunklen Augen forschend in den Wald hinausspähte, als sähe es dort etwas, wo eigentlich nichts Besonderes zu sehen war. Es scheute sich aber Niemand vor ihm; die Vögel blieben ruhig sitzen und sangen lustig fort, das Häschen hockte vor ihm nieder und schaute mit hochgespitzten Ohren das kleine, dunkle Männchen an, und naschte dann unbesorgt weiter von den Blattknospen am nächsten Busche. Wer sich aber am wenigsten vor ihm scheute, das waren die Kinder.

Allabendlich kam eine ganze Schaar mit dem Vesperbrod in der Tasche vom Dorfe zum Walde gezogen. Ueber die lange grüne Wiese, wo

im Frühlinge die vielen blauen Veilchen wachsen, und im Winter die schwarzen Krähen und Dohlen im funkelnden, weißen Schnee herumstolziren, kam das kleine Kindervolk hergepilgert. Aber nur im Frühlinge, Sommer und Herbst; im Winter war der Wald in Schnee begraben, und die Hütte und das Männchen wol auch; die Mütter und Väter sagten das und die Kinder blieben zu Hause. — Dafür aber, wenn die schöne, die warme Zeit kam, wenn der Wald im dunkelgrünen Kleide prangte, und der weiche Moosboden voll duftender Blüthchen stand, dann saß die ganze Kinderschaar draußen unter den uralten Bäumen kunterbunt durcheinander, und ihr gegenüber, auf einem alten, umgestürzten Weidenstamme saß das Männchen und erzählte. Keines der Kinder rührte sich, alle die bausbackigen, rothen Gesichter schauten unverwandt auf den kleinen Mann, keines der braunen und blonden Köpfchen bewegte sich, höchstens daß sie manchmal bejahend nickten, wenn ihnen der Alte ihre Zustimmung abverlangte.

Es war aber auch ganz merkwürdig, was das Männchen Alles wußte, und wie es von jedem Dinge eine lange, erstaunliche Geschichte zu sagen hatte. Es wußte, wie die Sonnenstrahlen fliegen, wie ihr herrliches, funkelndes Schloß aussieht, aus dem sie jeden Morgen in die Welt hinausziehen, wie lange die Schleppe ihres goldenen Gewandes, und wie viele blitzende Edelsteine darüber gestreut sind. Es hatte den Wind gesehen, die Nacht mit den dunklen Augen und dem bleichen Gesichte, und den Morgen, wie er lachend von einem Sterne zum anderen sprang, bis er der Sonne in die offenen Arme fiel. Vom Feuer, vom Wasser wußte es zu erzählen, von den kleinen Wurzeln unter der Erde, vom Würmchen, das unter der Baumrinde begraben lag, und von dem Fledermäuschen, das mit zuckenden Flügeln unter der alten Fichte auf und nieder flog. — Manchen Tag gab es ernste Geschichten, oder traurige, manchen Tag gab es so lustige, daß die ganze Kinderschaar in jubelndes Gelächter ausbrach, so daß es weit in den dunklen Wald hineinschallte. Das Männchen aber saß stille auf dem Baumstamme, und erzählte fort und fort, und fuhr mit den Händen durch die Lüfte, und schaute mit den blitzenden Augen rundum, und die Worte kamen eines um das andere; der Erzähler hatte nicht nachzusinnen, nichts zu bedenken; es war Alles so, wie er sagte, und die Kinder wußten das. Bei dem Erzählen war es den kleinen Horchern immer, als weinte und lachte der Alte mit ihnen, als jauchzte er mit ihnen oder könnte er vor Schluchzen nicht sprechen, aber dem war nicht so; das Jauchzen und Schluchzen lag nur in seinen Worten, er weinte und lachte nicht mit, sondern saß zusammengekauert, und schaute mit den dunklen Augen über die Kinderköpfe hinüber, tief, tief in den finsteren Wald hinein.

Und so saßen die Kinder; und wenn die Sonne unten war, und in irgend einem hohen Baumwipfel ein Stern sein Silberlämpchen hing, dann schwieg der Alte plötzlich stille, die Kinder krabbelten vom Boden auf und

flüsterten leise: „Gute Nacht.“ — Das Männchen aber regte sich nicht und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, als rüstete es sich zum Schlafe.

Die Kinder aber gingen Hand in Hand zwischen den Baumstämmen durch, bis sie draußen im Freien waren, auf der großen Wiese, auf der die Thautropfen im Mondlichte blitzten. Ueber die jagten sie dann dem Dorfe zu, immer schneller und schneller, während die Käuzchen vom Waldrande herüberschrieen und die Nachtschwalben, über den Büschen, ihre gaukelnden Tänze hielten.

Wenn man aber des Nachts nach dem Walde schaute, dort wo die winzige Hütte hinter den Eichen und Fichten verborgen stand, so sah man oft plötzlich hinter den Bäumen eine himmelhohe Feuergarbe aufsteigen, ein Funkenregen blitzte zwischen den Zweigen nieder, und ein Klingen und Klirren, ein Hämmern und Feilen, ein Pochen und Schlagen ertönte, wie von kleinen Silberhämmern, die auf einem silbernen Ambos niederfielen. Die Bäume standen dann wie in Verklärung, so roth und goldig angeleuchtet, und die Luft war voll von dem feinen Glockentone. Aber wer vom Dorfe das sah oder hörte, der schlich ganz leise nach Hause; denn er wußte, der Alte arbeite draußen im Walde, und es bringe Tod und Verderben, wollte man ihn dabei belauschen.

Und so ging es seit undenklichen Zeiten fort. Die Sage erzählte, daß einst draußen im Walde ein ganzes Volk solcher Männlein gehaust; fleißig und thätig, in Frieden mit dem Dorfe, einsam und vergnügt; bis man den Wald zu lichten begonnen, die sonnigen Felder ringsher immer breiter und größer wurden, und der Waldrand immer tiefer hineinrückte. Mit den fallenden Baumstämmen lichtete sich das Volk der Zwerge; immer Wenigere und Wenigere wurden von ihnen, und als man zuletzt den großen Eichenstamm umbrach, den man weit in das Thal hinaus sehen konnte, da waren sie Alle verschwunden, Alle, bis auf den Einen. Der tummelte sich einsam und trübselig zwischen den Zweigen des gefallenen Baumes herum, und trug Aestchen, Eicheln und Zweige zusammen, und sammelte die bemoosten Rindenstücke, die zerschmettert am Boden lagen, und baute die Hütte zwischen den Stämmen aus Holz und Erde auf. Dabei aber sah der kleine Mann so finster und traurig darein, und hob und senkte so verzweifelt die Arme, daß die Leute sich zu fürchten begannen und scheu und ängstlich den Zwerg gewähren ließen.

Seither steht der Waldtheil unberührt, die Erwachsenen meiden die Bäume und die Stelle, und nur die Kinder gehen hinaus und hocken dort nieder, und kommen mit glühenden Wangen und blitzenden Augen nach Hause. Und die Eltern lassen sie ruhig gewähren; denn auch sie sind als Kinder draußen gewesen, und haben die schönen, die wunderbaren Geschichten gehört, und auch ihre Eltern und Großeltern und Urgroßeltern; ja das war nun schon sehr lange her; kaum mehr zu denken.

Aber außer den Geschichten hatte der Alte noch andere Freuden, mit denen er die Kinder glücklich machte. Alle Jahre im Spätherbste, wenn das Laub zu fallen begann, und die Wildgänse langsam mit eintönigem Rufe über den Wald hinzogen, dann sagte der Alte Abends, wenn er mit seiner Erzählung zu Ende war, zu einem der Kinder: „Morgen Abends werde ich dir eine Freude machen.“ Und wenn er das sagte, dann sprang der kleine Beglückte himmelhoch, denn das war dann eine wirkliche Freude, die ihm bevorstand, und ein Beweis, daß der Alte mit ihm vor allen Anderen den ganzen Sommer über zufrieden gewesen.

Dieselbe Nacht aber sah man das Feuer zwischen den Bäumen lodern, und hörte das Hämmern und Pochen, und am nächsten Abende waren die Kinder nicht draußen im Walde, sondern liefen Alle zu dem kleinen Cameraden, dem der Alte gestern für heute eine Freude versprochen; und da fanden sie dann immer irgend eine Bescheerung, irgend ein Spielzeug, das ganz merkwürdig, ganz sonderbar war, so wie man es nirgends zu kaufen bekommt, selbst in der größten Stadt nicht.

So hatte einmal eines der Kinder einen Stein bekommen, ein rauhes Stückchen Fels, mit etwas Moos darauf, und einem kleinen Farrenbüschel. Das Felsstückchen lag auf dem Fenster, Niemand wußte, wie es dahin gekommen, und das Kind sah es trübselig an, und wendete es nach allen Seiten; es hatte sich eine glänzende Bescheerung erwartet, und nun hatte es nichts bekommen, als ein bemoostes, knorriges Stückchen Stein. Aber wie es das Ding so wendet und drehte, da sah es unter dem Moos einen schmalen kleinen Spalt, und aus dem kam ein eigenthümliches, zitterndes Licht hervor, und als das Kind neugierig besser hinsah, und den Stein ganz dicht an das Auge hielt, da sah es, zu seinem Erstaunen, in einen ungeheuren Raum hinein, in dem es fast ganz dunkel war, und nur von Zeit zu Zeit aufleuchtete. Und gleichzeitig hörte es ein Rauschen und Brausen, ein Zischen und Tosen, wie von stürzenden Wässern, und eine kühle, feuchte Luft drang aus dem Steine hervor.

Aber da wurde es plötzlich drinnen licht und helle, hohe Felsen wurden sichtbar, und tiefe Abgründe, grausige Steinzacken, die wie Berge hinausragten; und von hoch oben, von der höchsten Spitze, toste ein Wildbach in die Tiefe hinab; erst sprang er in einem weiten Bogen von der Höhe herab, dann zerschellte er bald rechts, bald links an den Steinen, fiel in glänzenden Strahlen und Tropfen auseinander, und stürzte dann brausend und blitzend in den Abgrund hinab. Zwischen den Steinzanken und Felsen glimmte aber plötzlich bald da, bald dort ein Fünkchen an, bald da, bald dort zitterte ein Lichtchen, und von allen Seiten kamen kleine, winzige Männlein hervor, die hatten jeder ein Lämpchen am Gürtel hängen, ein Schurzfell vorgebunden, und allerhand Werkzeug in den Händen, — Hammer und Spaten, Schiebkarren und Beile, Meißel und Aexte, Stemmeisen und Zangen und mit all' dem machten sie sich an's Werk.

Das war nun ein Klettern, ein Schieben, ein Hämmern und Pochen, bald hoch oben, bald tief unten an dem dunklen Gesteine. Und wo sie hinschlugen, begann es zu glänzen, wo sie den Fels spalteten, blitzte es wie eitel Gold und Silber und Edelstein hervor. Von Zeit zu Zeit löste sich ein oder das andere Stück glänzenden Metalles unversehens los, und fiel in die Tiefe; dann schlugen die Wellen hoch auf und hörte man das unten gurgeln und rollen, als wäre das Erz in's Endlose gefallen. Die Zwerge aber kümmerten sich nicht darum; sie kletterten und klopften, sie sammelten und schoben, sie bauten silberne Brückchen von einem Felsen zum anderen, und trugen die herrlichsten Edelsteine zusammen. Wo man hinsah, rührten und regten sie sich; bald schlüpften sie in ein Felsloch, bald kamen sie hinter einer Steinzacke hervor, bald ritten sie weit draußen auf einer Felsenkante und hämmerten daran herum.

So war es drinnen in dem kleinen Steine, den das Kind in den Händen hielt, und jauchzend seinen Cameraden zeigte.

Ein ander Mal wurde einem kleinen Mädchen ein wunderhübscher, winziger Apfelbaum bescheert. Er stand wie festgewurzelt auf dem Fenster, Grashälmchen wuchsen an dem Stamme, goldgrüne Blätter glänzten an den Zweigen, und zwischen diesen lugten die herrlichsten rothbackigen Aepfel hervor. Das war ein Jubeln und Lachen! alle Kinder des Dorfes kamen herzugelaufen, alle wollten die Aepfel sehen und berühren, und, wenn es anging, auch kosten; und sie wurden gekostet; das war ein köstliches Naschwerk. Sie waren wol nicht groß diese Aepfel, höchstens wie eine Erbse, aber so süß, so duftend, ja herrlich; Hunderte hingen an dem Bäumchen; einen durfte jedes Kind bekommen, mehr aber nicht; denn der Baum sah ja so wunderbar prächtig mit den rothen Früchtchen aus. Die Kinder konnten sich nicht sattsehen, und saßen bis zum Abende davor, und schauten in die grünen Zweige hinein. Aber da schüttelten sich plötzlich die Aeste, der Wipfel bebte, als wäre ein brausender Windstoß durch denselben gegangen, und eine Menge Aepfel fielen in das Gras unten am Baumstamme hinab. Die Kinder machten sich jauchzend darüber her, und begannen zu sammeln und zu schmausen, was von oben herunterfiel. Aber das kleine Mädchen jauchzte nicht mit, sondern schaute mit angstvollen Blicken auf sein liebes Bäumchen hin, von dem ein Apfel um den anderen herabfiel, während die Zweige zitternd bebten. Die schönen grünen Blättchen begannen sich zu entfärben, sie wurden roth, gelb und braun, und hingen endlich dürr und trocken an den Zweiglein, und fielen, wie vom Winde verweht, leise wirbelnd und zitternd in das Grab herab.

Die Kinder schauten verdutzt auf den dürren, kahlen Baum und gingen still nach Hause. Das kleine Mädchen saß bis spät Abends in einem Winkel der Stube und schluchzte und weinte, daß sein liebes Bäumchen gestorben sei. Und in der Nacht konnte es nicht schlafen; es war ihm gar zu weh' zu Muthe, und als der Mond so freundlich hereinschien, da stand es

ganz leise auf, um noch ein Mal nach seinem dürren Bäumchen zu sehen. Aber, was war mit dem vorgegangen? — Das war ja weiß überzuckert mit weichem, glänzendem Schnee, und feine winzige Flöckchen fielen noch immer darauf nieder und hüllten alle Aestlein ein und alle Zweige, und das Gras unten am Baumstamme. Und das glitzerte und flimmerte Alles wunderbar im Mondlichte; jede Flocke war ein Sternchen, und jedes Sternchen flunkerte wie ein Edelstein.

Das kleine Mädchen saß die ganze Nacht und schaute dem Schneefalle zu, und wie sich kleine weiße Hügel auf den Zweigen aufbauten, und wenn sie recht hoch und spitz waren, plötzlich herabfielen in das überschneite Gras. Aber nach und nach hörten die Flocken auf zu fallen, die Aeste zitterten und rüttelten sich, wie im Winde, oder als hätten sie geschlafen und wollten nun erwachen. Der Schnee fiel erst herab, dann begannen die Zweige zu tropfen, als regnete es hinein, und als es Morgen wurde, und die Sonne zum Fenster hereinleuchtete, da waren alle Flocken verschwunden, und statt der Schneesternchen glänzten grüne und weiße Knöspchen an den Zweigen; und die wuchsen, und wurden immer größer und größer, und nach einigen Stunden waren sie alle offen und aufgebrochen, und das ganze Bäumchen prangte und duftete in Blüthenschnee. Die Sonne leuchtete hinein, winzige Käferchen, wie Sandkörnchen so klein, kamen in grünen und goldenen Paraderöckchen angeflogen, niedliche Bienchen summten, und zwei Vöglein, jedes so groß wie eine Fliege, schlüpften zwischen den Zweigen auf und nieder, und zwitscherten und sangen sich leise Lieder vor.

Aber die Blüthenblättchen fielen ab, die Baumblätter wuchsen und die Fruchtknöspchen wurden größer und größer; erst waren sie grün, dann gelb, und endlich wurden sie rund, und glühten in purpurnem Roth als prächtige herrliche Aepfel zwischen dem grünen Laube hervor.

So fanden die Kinder vom Dorfe den Baum, als sie Nachmittags zum Besuche kamen. Das kleine Mädchen aber ließ sie pflücken und ernten nach Herzenslust; es wußte ja, daß für das Bäumchen der Herbst gekommen, und daß heute Nacht wieder Winter und morgen Früh wieder Frühling wird.

Nicht alle Kinder im Dorfe bekamen Geschenke; jedes Jahr nur Eines von ihnen, dasjenige, welches in der Schule am besten gelernt hatte, sich im Hause am artigsten und freundlichsten betrug, keine Blumen köpfte, keine Vogelnester ausnahm, draußen im Walde am aufmerksamsten zuhörte, und die Geschichten am besten im Gedächtnisse behielt. Der kleine Mann wußte genau, was drüben im Dorfe, auf der Wiese, im Felde und in der Schule geschah, und wenn er des Abends eines der Kinder finster ansah, oder ihm gar mit dem braunen, knochigen Finger drohte, dann wußte es jedesmal genau, warum das geschah, und schlich beschämt von dannen. —

Das war im letzten Jahre dem kleinen Hans gar oft geschehen. Hatte er die Schule gestürzt, die Hofhühner gejagt, seinen Cameraden irgend einen Schabernack gespielt, so suchten ihn am Abende die Blicke des Alten und

erhob sich drohend die hagere Hand. Hans mochte sich noch so weit hinten verkriechen, hinter dem letzten Kinde im Grase hocken, die zwei dunklen, forschenden Augen fanden ihn heraus und schauten ihn drohend an. Hans fürchtete den Alten, und er wäre vielleicht schon längst fortgeblieben, hätte ihn nicht immer wieder die Neugierde hinaus in den Wald gelockt. Erst waren da die schönen Geschichten, die so wunderbar klangen, und die Hütte des Alten, und die sonderbaren Werkzeuge, die ringsumher lagen, und die Niemand berühren durfte. Ein paar Mal hatte es Hans schon versucht, und war ganz nahe an das Häuschen herangeschlichen und hatte das sonderbare Mauerwerk betastet; aber da hatte sich eine Waldschnecke, die daran hinaufkroch, plötzlich aufgerichtet, wie ein Hase, der ein Männchen macht, und hatte ihn aus zwei großen Glotzaugen angestiert, und ein Grasbüschel, nach dem er griff, schoß feurige Strahlen hervor, so daß Hans verschüchtert sich wieder nach seinem Platze hinter den anderen Kindern schlich.

Da war ein anderer Knabe aus dem Dorfe, ein lustiges, fleißiges Kind, voll gutem Willen, freundlichem Sinne und einem lieben, treuherzigen Gesichte. Der sagte guten Morgen und guten Abend zu den Alten im Dorfe, mit den Jungen war er gut Freund. Wenn er plauderte, klang es fröhlich und freudig, und wenn er lachte, lachten alle Anderen mit; draußen im Walde aber saß er immer stille und machte große Augen, wenn etwas gar zu wunderbar klang, und daheim erzählte er der Mutter, was er gehört und erlebt. Und zu diesem Knaben sagte der Alte eines Abends im Spätherbste: „Gute Nacht, Fritz, morgen sollst Du eine große Freude haben.“

Der Kleine wurde über und über roth und riß die Mütze vom Kopfe und machte einen Kratzfuß, weil ihm im Augenblicke nichts Besseres einfiel; aber am Heimwege rannte er wie toll über die Wiese voran, dem Dorfe zu, und schoß wie ein Pfeil zu seiner Mutter in die Stube und fiel ihr um den Hals.

„Morgen bekomme ich eine Bescheerung, Mutter,“ jubelte er und rannte in den Hof, um es auch dem Vater zu sagen.

„Der Alte arbeitet draußen im Walde,“ sagten die Leute, welche des Abends vom Felde heimkehrten; der Himmel war schon dunkel; die helle Feuergarbe stand hochaufgerichtet über den Bäumen, und das laute, silberne Klingen tönte vom Walde herüber. Alles ging zur Ruhe, das kleine Fritzchen lag im Bette und horchte auf das Klopfen und Pochen und konnte kaum einschlafen vor Freude für den morgigen Tag.

Auch der kleine Hans konnte nicht schlafen, auch er hörte das Klingen und Hämmern und sah vom Fenster das Sprühen von Feuerfunken, die über dem Walde aufflogen. Was geschah jetzt dort? Niemand konnte das sagen, Niemand hatte je zugesehen. Wenn er jetzt so hinausschliche, ganz leise; Niemand wüßte, daß er dort gewesen, Niemand, selbst die Mutter nicht. Erst dachte er es bloß, dann stand er mit beiden Füßen außer Bette, dann schlüpfte er in seine Kleider, dann klinkte er die Thür auf und zu und dann flog er

wie der Sturmwind zum Dorfe hinaus. Draußen auf der Wiese lag kalter Thau und finstere Nacht. Aber Hans brauchte nicht zu tasten, er kannte seinen Weg. Die Käuzchen riefen rechts und links, der Herbstwind rüttelte die Bäume, und die Blätter fielen knisternd und rauschend zu Boden. Hans ging jetzt langsamer, die Feuergarbe leuchtete, das Hämmern klang immer näher und näher. Hans bückte sich zu Boden und schlich auf Händen und Füßen herzu.

Der Wald stand wie im Brande. Immer näher und näher kam Hans heran, hinter dem Brombeerbusche vorüber und hinter dem Eichbaume; dort wollte er bleiben, und dort blieb er auch, auf allen Vieren, mit weit offenen Augen und langgestrecktem Halse. Da gab es aber auch zu schauen.

Dicht neben der Hütte, mitten aus der Erde, schoß eine hohe, tanzende Flamme empor, und rings um sie her loderten Tausende von winzigen Flämmchen wie Glühwürmchen aus dem Boden. Jedes Moospflänzchen hatte ein Feuerhütchen auf, alle Schnecken hatten in ihren Häuschen ein Lichtchen angezündet und sahen ganz glänzend und durchsichtig aus; von jeder Tannennadel an den Bäumen leuchtete ein Lämpchen, von jedem Steine sprühte ein Fünkchen hervor. — Und mitten in diesem Feuermeere, das die Hütte des Alten umgab, stand ein silberner Ambos, und vor diesem Ambos sprang der Alte ab und zu und hämmerte und formte und pflückte bald da ein Pflänzchen und hob bald dort ein Steinchen und fügte und beguckte und schwang bald etwas durch die Lüfte und knetete es zwischen den Fingern und benetzte es mit dem Munde und drehte es im Kreise herum. Das ging Alles so schnell wie im Wirbel; Hans konnte nicht sehen, was der Alte eigentlich machte. Er kroch näher und näher, noch einen Schritt, und er konnte ihm genau auf die Hände sehen, noch einen Schritt ... da krachte ein Zweiglein unter Hansens Füßen; der Alte wandte sich wie ein Sturmwind um, seine zwei funkelnden Augen glühten wie zwei Flammen auf den Knaben nieder: dann hob er den Hammer und ließ ihn auf den Ambos niederfallen.

Ein furchtbarer Knall, wie ein Schuß, ging durch den Wald; die Flammen waren erloschen, die Nachtvögel flogen schreiend auf und schlugen mit den Flügeln, die Käuzchen kreischten draußen auf der Wiese, und dann war Alles stille, ganz stille, im Walde draußen.

Der kleine Hans aber floh mit bleichem Gesichte und fliegenden Haaren dem Dorfe zu.

Am anderen Morgen gab es ein Laufen und Rennen vom Dorfe zum Walde und wieder zurück. — „Er ist fort," sagten die Alten; „er ist fort," schluchzten die Kinder. —

Im Walde lag die Hütte umgestürzt, verkohlt, verbrannt. Etwas Asche lag am Boden, ein gebrochener Baumstamm darüber, das war Alles. Auf dem Baumstamme aber saß Fritzchen und weinte. Ihn hatte das doch am härtesten betroffen, wo blieb seine Freude für heute? Ach, er hatte vor Glück die ganze Nacht nicht schlafen können. —

„Ich weiß es, Du kommst nicht mehr zurück, Du guter Mann," sagte er, und hob ein wenig Asche auf, die er vor Thränen kaum sehen konnte. Mit dem Häuflein Asche in der Hand ging er des Abends heim. Ganz still und traurig ging er durch die Dorfgasse, alle Leute hatten die Thüren zu; denn der kalte Herbstwind wehte über die Dächer. Fritzchen ging in's Haus und tappte im Dunklen nach der Stubenthür und klinkte sie auf. Da kam ihm ein heller, glühender Lichtschein entgegen und ein Hämmern und Pochen klang an sein Ohr, und als er vollends in die Stube rannte, da stand auf dem Fenster eine kleine leibhaftige Schmiede mit Feueresse und Blasebalg, mit Hammer und Ambos, und zwei winzige schwarze Gestalten hantierten drinnen herum und schwangen die Hämmer und drehten die Zangen und schürten das Feuer. Und draußen vor der Schmiede hielten Wagen und Reiter, Pferde wurden beschlagen, Räder gebessert und das Fuhrwerk wieder zusammengeflickt. Und wenn die Leute weiter zogen, bis um die Ecke der Schmiede, dann waren Roß und Reiter und Wagen verschwunden, und von der anderen Seite kamen andere her. Das war ein Leben und Treiben; drinnen in der Schmiede das Hämmern und Klopfen, das Feuerlicht und das Funkensprühen, und draußen das Rasseln und Fahren, das Pferdewiehern; und Thiere und Menschen so nett und klein.

Fritzchen schrie vor Glück und Freude; alle Kinder im Dorfe mußten noch gerufen werden und schauten und staunten. Auch der kleine Hans trat herein, aber er stand bleich und still in der Ecke.

Und wie die Kinder so frohlockten und jubelten und sich nicht sattschauen konnten, da sah Fritzchen unter den vielen kleinen Leuten, die an der Schmiede hielten, plötzlich ein winziges braunes Männchen; es war viel kleiner, als die anderen, und hatte ein altes, verhuzeltes Gesicht. Es hielt sich nicht vor der Schmiede auf, sondern ging eilig seinen Weg; aber dabei sah es immerfort auf Fritzchen und winkte ihm leise mit seiner kleinen, braunen, knochigen Hand, wie zum Abschiede. Die anderen Kinder sahen es nicht. „Leb' wohl!" sagte Fritzchen flüsternd, und die Thränen kamen ihm in die Augen, und darum meinte er wol, er habe auch das Männchen weinen sehen; und als Fritz sich die Augen trocken wischte, da war die kleine, dunkle Gestalt hinter der Ecke der Schmiede verschwunden — auf Nimmerwiedersehen.



Intaglien.

Ghaselenreihe.

Von

Hermann Rollett.

Zur Tiefe geh' mit Reimen reich,
Und thu's dem Gemmoglyphen gleich,
Der kunstvoll gräbt sein Bildwerk ein
In geistbelebten Edelstein!

1.

Aeonenlang wol schlummerten die schaffenden Gewalten,
Die vor Aeonen sich geregt, die Welten zu gestalten.
Im Anbeginn schon wurden wach die zwingenden Gesetze,
Die beim Erwachen herrschend gleich auch für Aeonen galten.
Die Kraft, die fest zusammgedrängt in glüh'nde Riesenbälle
Den stofferfüllten Dunst im Raum, begann sich zu entfalten,
Sie wies in weiter Kreise Bahn die heißen Weltentropfen,
An welcher durch tief innern Drang sie willig müssen halten.
So glühten sie und kreisten sie, umbraust von Niederschlägen —
Die stürzten aus dem Raume rings bei steigendem Erkalten.
Im Innern wogten gährend fort die flüss'gen Gluthenmassen,
Und hoben aus den Fluthen — Land, in mächtigen Basalten.
Dann drängte sich der Zelle Kern im Schaffensdrang zusammen,
Und Zelle schloß an Zelle sich zu wechselnden Gestalten.
Wir Menschen selbst sind and'res nicht, als ein Gebild von Zellen, —
Die wir von eines Gottes Hand uns stolz geschaffen prahlten.
Doch sind wir darum minder nicht die geistbeseelten Wesen, —
Des Lebens unwerth, wenn wir nicht auch werth des Geistes schalten —;

Des Geistes werth — dem edlen Duft der Nerven des Gehirnes —
Was er allewig war und ist, trotz euerm Haarespalten.
Und so besteh'n die Welten fort, bis sie erkaltend stürzen; —
Erkennend beugt die Menschheit sich der Urkraft strengem Walten.

2.

Ein hold' Erinnern hält mich oft umfangen
An einen Traum, der mir — zu bald — vergangen.
Ihr Auge schwamm gar selig in dem meinen —
Wir liebten uns in sehnendem Verlangen.
So groß der Drang doch war, uns zu gehören,
So groß war's Mißgeschick, mit dem wir rangen.
Ich riß mich los von ihrem heißen Herzen,
Der ich so fest schon war an ihr gehangen.
O welch' ein Schmerz! doch ach — es mußt' geschehen —!
Noch seh' erbleichen ich die Rosenwangen;
Noch seh' die Blicke ich, die trauervollen,
Die mir untröstlich in die Seele drangen;
Noch hör' die Worte ich, die letzten, lauten,
Die still in unnennbarem Weh' verklangen. —
Ich ging; sah nochmal um, und sah sie stehen,
So wie erstarrt. Mich faßte tiefstes Bangen.
Ich stürmte fort. Lang fühlt' ich noch die Arme,
Die mich in keuschem Kuß entzückt umschlangen.
Und lang noch lag ich in dem Bann der Reize,
Die mich, den Unbesiegten, ganz bezwangen. —
Und jetzt noch zittert oft mir vor der Seele
Ihr schmerzlich Bild in voller Schönheit Prangen. —
Ob sie noch lebt? Ob sie noch denkt des Lenzes,
In welchem uns'rer Liebe Knospen sprangen?
Und ob sie manchmal noch in milder Wehmuth
Der Lieder denkt, die meine Lieb' ihr sangen?

3.

Du fragst mich: Sag', wie lang
Ertönt noch dein Gesang? —
So lang in tiefster Brust

Aufklinget süßer Klang!
So lang die Seele füllt
Der wunderbare Drang,
Der jede Knospe drängt,
Daß sie als Blüthe prang'.
So lang das inn're Aug'
Im Wald und Bergeshang
Verborgen sieht — gebannt —
Gestalten, froh und bang,
Die's zu befrei'n mich zwingt
Mit untilgbarem Zwang.
Ich sing', bis ich befreit
Sie mit erglühter Wang',
Und aus dem Zauberbann
Mit Klängen los sie rang!

4.

Getrost, du sehnend Herz, und klage nicht!
Nach vollem Glück des Lebens jage nicht!
In heiterer Entsagung nimm die Welt,
Wie sie nun einmal ist, und zage nicht!
Bescheide dich in stiller Fröhlichkeit,
Verdirb durch Qual dir deine Tage nicht!
Du änderst nichts an ihrem ew'gen Lauf,
Und dein Gemüth mit Kummerplage nicht! —
Wohl ruft dir eine Stimme oft mit Macht
Aus deinem Innersten: Entsage nicht!
Doch sei gewiß — das ist des Truges Ruf; —
Nach solcher Stimme Lockung frage nicht!
In engem Kreis such' fest und treu zu steh'n;
Was drüber ist, das such' und wage nicht!
Mit kühnem Wollen, heißem Drang und Muth
Verbesserst du dir deine Lage nicht!
Und über diese Ohnmacht deines Sein's
Verbitterung im Herzen trage nicht;
Der Wurm des Grames über dieß Geschick
Das Herz, das pulst noch, dir zernage nicht!
Mit gutem Muth zieh' hin durch's Schattenthal,

Als blitzbedrohte Tanne rage nicht! —
Das ist die Wahrheit. Nimm sie lächelnd hin,
Ob es dem Hochmuth auch behage nicht;
Wir sind nun einmal Traumeswesen hier;
Und wir entgeh'n dem Sarkophage nicht!

5.

Du darfst nicht ganz verzichten —
Bedroht dich auch Vernichten.
Dein dunkles Erdendasein
Wird sich oft freudig lichten;
Dein leidumwogtes Leben
Wird sich oft Wonne dichten,
Und oft wird im Verzagen
Die Hoffnung auf dich richten! —
Und wenn dein Leib vermodert —
Dein Geist darf nicht verzichten:
Das Schicksal wird, auf ewig,
Gemeines nur vernichten.
Des Edeln Geist wird leuchtend
Die Menschheit stets umlichten;
Befruchtend wird sein Weben
Stets neue Lenze dichten, —
Wird stets die Menschheit drängen,
An's Ziel den Schritt zu richten!

Die Hochzeit in den Vogesen.

Von

Leo Meißner.

Beauregard, Vogesenfeste,
Wie so bräutlich anzuschauen
Bist du heut im Kranz der Wälder,
Im Juwelenglanz der Lichter,
Strahlend hoch von Thurm und Zinne!
Durch den Glanz an deinen Fenstern
Wirbeln Tänzer, Pauken schallen
Und Drometten durch die Nachtluft
Und Karthaunenmund verkündet
Dröhnend durch die stillen Thäler:
Leonie Duroc hält Hochzeit!
Leonie, Comtesse „vom Felsen",
Wohl „vom Felsen" magst du heißen,
Die hier Hochzeit hält im Bergschloß,
Während Krieg heult durch die Lande,
Während Mord und Brand verheerend
Schreiten durch der Heimat Fluren,
Während deine stolzen Freier,
Edelherrn, Barone, Ritter,
Sterbend sinken auf die Wahlstatt! —
Leonie, Comtesse von Felsen,
Stand vor Monden dort im Saale,
Stand vor jenen Herrn und Rittern,
Prangend in der Väter Glanze:

„Wählen soll ich, edle Herren,
Mich verschenken, Land und Leute,
Meine Hand und meinen Namen?
Wohl, so hört, was ich beschlossen:
Leonie Duroc, die Gräfin,
Mag nur wählen, kann sie lieben
— Jener dort mit schwarzen Augen,
Mit der bleichen Denkerstirne
Ist's, den ihr den Letzten wähntet —
Aber lacht nicht, wehrt dem Trotze
Und dem Hohn in euern Mienen
Ob der „Bettelpair-Verwandtschaft“:
Leonie, Comtesse von Felsen,
Wird sein Weib nur, wird sie's fürstlich!
Kann er Hab und Gut zu Füßen
Legen ihr gleich ihrem Brautschatz,
Kann er in die Höh' sie schnellen
Dreifach mit der Last des Goldes!“
Sprach's und durch der Herren Reihen
Flog's wie Blitzschein und des Bleichen
Denkerstirn' loht' auf in Purpur
Und in Flammengluth sein Auge:
„„Leonie, Comtesse von Felsen,
Weib voll Hoheit, Weib voll Schöne —
Fürstlich leit' ich dich zum Brautbett,
Oder du mich todt zu Grabe!““ — —
Monde sind dahin geschwunden,
An des Landes Marken wälzte
Krieg und Noth sich, bis an's Bergschloß
Sich der Donnergruß der Schlachten
Und der Gluthschein ferner Brände,
Da erscheint vor seinen Thoren,
Mit Gefolge, prachtumgeben,
Fürstlich reich der bleiche Freier:
„„Leonie, Comtesse von Felsen,
Steig' hernieder, rüst' die Hochzeit!
Hab und Gut zu Füßen legen
Kann ich dir gleich deinem Brautschatz,
Kann dich in die Höhe schnellen

Dreifach mit der Last des Goldes!„“
Und die Gräfin steigt hernieder,
Und sie rüsten Prunk und Hochzeit;
Und es strahlt das Schloß von Lichtern
Und es klingen Pauk' und Cymbel
Und nun ladet der Karthaunen
Donnermund zu Ruh' und Brautnacht:
„Saint Marcel, du Finst'rer, Stolzer,
Auf zur Lust! Ei, glüht und wogt es
Dir nicht auch durch Brust und Busen?“
„„Ja, es wogt — doch von Gedanken
Und durch's Haupt: Das dunkle Räthsel
Quält mich jenes Götterkampfes
Der Titanen, jener Riesen
Gottentsprossen, die den Himmel
Stürmten und — die Hölle fanden.
Leonie, wenn Glück und Hölle —
Aber nein . . . hinweg, ihr Träume,
Tolle Blasen heißen Hirnes,
Die ihr martert, nimmer ändert!
Leonie, laß dich nicht schrecken,
Heißgeliebte, angstvoll starrend!
Reich' den Wein mir, nimm die Laute,
Laß uns schwelgen und berausche
Wonnig mich mit deinen Küßen!“„
Und sie schwelgen und sie küßen.
Liebeslieder tönt die Laute,
Gold'ner Wein blinkt aus den Bechern
Und das Silberlicht der Ampel
Taucht in Duft die Huldgestalten.
„Saint Marcel, du Düsterbleicher,
Schrickst du auf? Im Frührothscheine
Glüh'n die hohen Bogenfenster? . .“
„„Nicht im Frühschein, das ist Brandgluth!
Wie die Hölle flammt's vom Waldberg,
Steigt wie Blut und Fluch zum Himmel,
Und zum Himmel steigt — — ha, gräßlich!
Pfalzburg ist's und gräßlich, mein' ich,
Müßte Schuld die Brust durchwürgen

Dem Verräther“ “ — — „Dem Verräther!?“
„„Ja — nun freilich! Denn Verrath nur
Stürzt die unbezwung'ne Feste,
Offen liegt das Herz von Frankreich!..
Aber laß das — nicht so angstvoll
Starr' mich an, du Heißgeliebte!
Pfalzburg!? Frankreich!? Liebe sei uns
Hort und Heimat, Liebeslust uns
Vaterland und Luft und Sonne!
Auf, reich' Wein her! Nimm die Laute,
Liebchen, in der Küsse Glühen
Stirbt die Welt, erstirbt das Denken,
Stirbt das Unheil, schweigt die Reue!“ “
Und sie küssen und sie glühen.
Liebeslieder tönt die Laute,
Gold'ner Wein blinkt aus den Bechern
Und das Silberlicht der Ampel
Mischt sich mit der Gluth des Brandes.
„Saint Marcel — um Gott, Geliebter,
Hörst du's auch? Es naht wie Donner:
Menschenschrei und Schwertgeklirre!“
„„Menschenschrei —? Ja, ja, sie kommen!
— Laß mich los, hinweg die Arme —
Blut'ge Wölfe, rachelechzend
Wittern Beute!“ “ ... „Wie — die Feinde!?“ ..
„„Nein: Die Freunde, die verfluchten,
Die nach meinem Leben jagen,
Die mir noch das Brautlied heulen
Wollen, eh' sie selbst verrecken!
Reich' mein Schwert mir“ “ — —. Dumpfe Schläge,
Wuthgeschrei, der Thore Krachen
Ueberdröhnen hier sein Toben
Und die Flügelthür', die hohe,
Schmettert auf und reis'ge Krieger,
Wild umdrängend eine Bahre,
Stürmen ein und von der Bahre,
Todeswund und bleich, erhebt sich
Graf Arthur, der Gräfin Bruder:
„Saint Marcel ... Verräther ... nieder

Mit dem Schwert, das deine Hände
Nur besudeln — Schimpf des Hauses!"
„„Graf Arthur! Bei allen Heiligen""
— Ruft die Gräfin und sie wirft sich
Auf die Knie', indeß ihr Gatte
Saint Marcel, die Faust am Schwerte,
Stumm, dämonisch-düster lächelt —
„„Graf Arthur, bei allen Heiligen:
Häuf' nicht Schmach auf Haus und Namen!""
„Ich nicht Schmach!? Das mahnest du mich,
Die die Schuld trägt, deren Hoffart,
Deren sinnvergiftend Werben
Jenen fortriß? Sieh, dort drüben
Loht der Brand, die stärkste Feste
Sinkt in Schutt — sieh diese Wunden,
Frankreich's beste Krieger sinken
Sterbend hin: Des Feindes Schaaren
Ueberfielen uns, sie brachen
Ein durch unterird'sche Gänge
Und Verrath trug ihre Fackel
Und der's that für Gold und Mammon,
Für den Brautpreis, der dich aufwog,
Ist Marcel hier, ist dein Gatte
Gottverflucht — der Mann des Henkers!!" ..
Tobend stau'n sich hier die Krieger,
Wuth heischt Tod, doch ihr Gebieter,
Mit der letzten Kraft der Stimme
Donnert Halt. Die wild Erglühten
Steh'n gebannt, die nackten Schwerter
Bleiben starr, doch hoch geschwungen.
„Kampfgefährten, mir die Rache"
— Ruft der Graf — „bewahrt die Klinge
Rein vom Blut des Hochverräthers!
Hört Ihr's klirren? Hört Ihr wogen
Auf zum Schloß das Kampfgetöse?
Auf und flieht! Der Deutschen Schwerter
Tragen Tod durch uns're Reihen!
Auf und flieht und rettet Frankreich
In euch seine Heldensöhne!" —

Fort wie Sturm entführt's die Krieger,
Stöhnend auf sein hartes Lager
Sinkt der Graf — doch während stoßweis
Rothe Wellen sich entringen
Seiner Brust, mit letztem Odem,
Stoßweis, spricht er diese Worte:
„Leonie .. dir sei vergeben! ..
Qualerfüllt aus deinen Zügen
Spricht die Reue — — aber du hier,
Du, Marcel, Dämonenseele
Mit der Eisenstirn, dem Antlitz
Böser Engel ... dich beruf' ich
Drüben vor den Thron des Höchsten ..
Dich beruf' ich, lad' ich sterbend ..
Vor's Gericht .. der Ewigkeit!" —
Sterbend spricht er's, krampfig zuckend
Streckt er sich — und ist hinüber.
Auf die Leiche starrend, steinern
Ragt die Gräfin, endlich jählings,
Wie geschnellt von Gluthgedanken,
Fährt sie auf: „Marcel, vernahmst du
Meines Bruders Todesladung!?"
„„Ich vernahm sie. Ihr zu folgen
Schwör ich dir beim Ernst des Sterbens,
Wenn — du mitgehst!"" .. „Gleich!?" .. „„Zur Stelle!"" ..
„Habe Dank, hab' Dank, Geliebter,"
— Ruft sie jubelnd, wie entrückt schon
Nach den Räumen ew'ger Welten —
„Habe Dank, denn schuldentladen
Und entsühnt zieh'n wir zum Himmel!!" ..
Aus des Gatten Armen reißt sie
Sich, mit Feuerblick, befehlend
Ihn sie zu erwarten deutend.
Durch den Aufruhr, der zum Schloße
Dumpf heraufdringt, fern ersterbend,
Hört er's hallen, Thür um Thüre,
Trepp' um Trepp' von ihrem Laufe;
Thür um Thür und Trepp' um Treppe,
Kehrt sie wieder, wirft im Aufschrei,

Wonne halb und halb voll Qualen,
Sich an seine Brust und ehe
Noch den Schrei sein Kuß erstickte,
Eh' aus todestrunk'nem Auge
Gluth der Liebe noch ihn grüßt –
Donnert's auf, mit Bergeskrachen,
Ein Vulcan, schießt gold'ne Lohe
Rings empor, noch Ein Gedanke:
– „Ewigkeit!" – und Schloß und Brautpaar,
Qualmumwallt, von Riesenarmen
Höll'scher Tiefen hoch entwirbelt,
Fliegt zum Himmel, fliegt zerrissen,
Blut- und nachtgemischt, chaotisch-
Grausig dann zurück zum Abgrund. –
Beauregard, du bist verschwunden!
Als der Tag ersteht im Osten,
Findet er das hohe Bergschloß
Nicht mehr vor, nur Feuersäulen
Zucken hier und da aus Trümmern
Jäh noch auf und dumpf Getöse
Kündet durch die stillen Thäler:
Leonie Duroc hielt Hochzeit! –

Tief im Walde.

Episode.

Erzählt von **J. Florus Retland.**

1.

Studirstuben sind oft genug geschildert worden. Professor Sylvester Selbander's „Museum“, wie er sein Stübchen nicht ohne Absicht zu nennen pflegte, trug im Allgemeinen den Charakter ähnlicher Privatbrutstätten der Wissenschaft. Beobachtenden Blicken jedoch entging nicht eine gewisse einfache Zierlichkeit in der Auswahl und Anordnung der Einrichtungsstücke dieses Gemaches, ein wolberechneter Aufwand für Gegenstände der Behaglichkeit, zudem eine Reinlichkeit und Ordnung, wie solche in den Zufluchtsstätten des hastenden, gewerbsmäßigen Fleißes nicht angetroffen zu werden pflegen.

Daß Selbander's freundliche, stets wolgelüftete, in rauher Jahreszeit mild durchwärmte Stube Jedermann anheimelte, war nichtsweniger als sein Verdienst. Es waltete in seinem Hause ein liebevoller, alles verschönernder Genius, dem mit mehr Recht eine Ara zu erhöhen gewesen wäre, als manchem anderen Genius, dem der Professor opferte. Und dennoch hatte dieser Schutzgeist, der mit seinen Schwingen den als ehrwürdig in Verruf stehenden Staub von den Riolen, Atlanten, Folianten und Manuscripten, von dem Lehnstuhle und der Hauskappe des Professors hinwegwehte, des gebührenden Dankes sich nicht immer zu erfreuen. Daß die pedantischen Anachoreten solcher Studirklausen sich in der Wirrniß derselben gefallen, indem sie behaupten, es liege eine Methode in der Aufstauung der typographischen Schutthalden, ist eine bekannte Sache. Unser Professor war in dieser Richtung nicht minder verrannt, als viele seiner ehrenwerthen Collegen.

Wir finden ihn in mürrischer Laune. Seine vortreffliche Schwester hatte sich soeben in seinem Arbeitszimmer ohne Erlaubniß etwas zu thun gemacht, als er in seiner polternden Weise in laute Klagen ausbrach. Er

nannte ihr stilles vorsorgliches Walten ein unheimliches, schattenhaftes Herumgleiten, ein lautloses Unwesen hinter seinem Rücken. Er behauptete, das tägliche Vertriebenwerden aus seinem Paradiese während der gedankengesegneten Morgenstunde, für die Dauer von mindestens zehn Minuten, bringe ihn um ungemessene Reichthümer des Wissens, die Welt aber um manches werthvolle Werk, welches bisher ungeschrieben bleiben mußte. Das sei nun für die Dauer unerträglich. Seinem Geiste raube der täglich wiederkehrende Unmut jede Spannkraft; eine bedenkliche prückelnde Empfindung vom Cerebralorgane ausgehend, steigere stündlich seine Reizbarkeit, kurz, er gehe unter diesem Staubwedel-Regime rettungslos zu Grunde.

„So hätte ich denn die Aufgabe meines ganzen Lebens, Dich zufrieden zu stellen, verfehlt!“ erwiderte mit leiser, bewegter Stimme seine Schwester.

„Und nun vollends noch diese Empfindlichkeit“ murrte der Professor. „Zu meinem Troste lauft in wenigen Tagen das Schuljahr ab. Dann magst Du volle sechs Wochen hindurch in dieser Stube stauben, scheuern und ordnen lassen nach Herzenslust, vorausgesetzt, daß ich jedes Blättchen wieder auf der alten Stelle finde; ich aber werde alsbald mein Restchen Arbeitskraft in den tiefen, stillen Wald retten.“

Aus dem Hintergrunde des Zimmers wiederholte ein gar trauriges Echo die Worte: „In den tiefen, stillen Wald!“ Man vernahm noch einige schlarfende Tritte, eine Tapetenthür schloß sich kaum hörbar und Selbander war allein mit seinen großen Gedanken, mit seinem Unmut und vielleicht auch mit seiner Reue.

Wie Glut und Frost, wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod in einer und derselben Stunde auf Erden zu finden sind, so hat gewiß auch jede Meinung, jede Willensäußerung, jede keimende That ihr Gegenbild, ihren Gegensatz. Während in der Stadt, drei Treppen über dem Niveau des Straßenpflasters ein durch die opferwilligste Schwesterliebe verwöhnter Philolog nach der Ruheseligkeit eines Hochwaldes sich sehnte, saß Peregrin Weitaus der Förster von Sinwald vor seinem stattlichen, epheuumrankten Hause im Schatten einer majestätischen Eiche und blies verdrießlich den Tabakqualm in einzelnen starken Stößen in die laue, balsamische Waldluft. Die Wipfel der Bäume regten sich kaum. Aus der Ferne drangen wenig hörbar die Axtschläge der Holzhauer durch die Irrgewinde des weiten, dichten Waldes.

Der Förster starrte vor sich hin, hob zur Abwechslung den Blick wieder nach oben und ließ ihn auf dem Geweih eines Zwölfenders ruhen, das über einem durchschossenen Scheibenbrette, von dem mosigen Giebel des Hauses in das Blau hinausragte und in den Strahlen der Nachmittagssonne wie ein Gebild aus Erz glänzte. Dann sah er wieder nach der Taschenuhr und murmelte: „Erst eine halbe Stunde über drei! Die Zeit scheint in dieser Einsamkeit zu stauen. Es braucht eine Weile, bevor sie die hohen Dämme dieses Waldthales zu überströmen vermag. Nun heißt es

noch eine volle Glockenstunde warten, bis die alte Else die Zeitung bringt!“

Er pfiff seinem Hunde, der ängstlich zu ihm herangekrochen kam, doch freudig an ihn hinaufsprang, sobald des Försters Hand ihn streichelnd berührt hatte.

Endlich erhob sich Peregrin von der Rasenbank und schritt dem Hause zu, woselbst er in ein offenes Fenster hineinrief: „Wo bleibst Du, Walburga? Habe ich auch einmal ein freies Stündchen, so kann ich dessen gewiß sein, daß ich allein gelassen werde. Seit Wochen kein Besuch und Du bist auch überall, nur nicht an meiner Seite zu finden.“

Frau Burgai, eine stämmige Blondine in den Jahren der Sonnenwende, saß in der kühlen Stube auf einem Divan und blickte zuweilen in ein stark abgegriffenes Buch, dessen Aeußeres die Uniformirung einer altbegründeten Leihbibliothek erkennen ließ. Der weniger sorgfältige Anzug der Hausfrau und die schleißige Leibwäsche ihres Gatten ließen vermuthen, daß Frau Burgai bei sich auf eine weise Mäßigung des Arbeitseifers und auf ein strenges Einhalten der Rast- und Ruhestunden ein großes Gewicht lege. Sie ist, bevor Weitaus sie heimführte, eine Kammerzofe gewesen und paßte gerade nicht in ein einsames Forsthaus. Sie hatte jedoch in dem Maße, als sie weniger guten Willen zeigte zu gehorchen, ganz vortrefflich zu befehlen gelernt und wußte Mägde und Knechte in Thätigkeit zu erhalten, so daß der Haushalt eben nicht Schiffbruch litt.

Als Antwort auf ihres Mannes Frage sang Burgai mit auffällig ungeschulter Stimme: „Einsam bin ich nicht alleine u. s. w.“ Dem Förster klang dieses von Walburga ihrer früheren Gebieterin abgelauschte Fragment, als Nachklang einer besseren Zeit, wie Sphärenmusik, und als das schlaue Weib „des Geliebten theures Bild“ am hellen lichten Tage im Mondscheine um sich her schweben ließ, übersprang Peregrinus die Fensterbrüstung und saß an der Seite des Weibes seiner Wahl.

Während Selbander hinter Schloß und Riegel vergleichende Philologie trieb und seine tiefverletzte Schwester in der traurigen Einsamkeit ihrer düsteren Hofstube von den blauen Schleifen, welche sie um die einzelnen Sorten der tadellosen Leibwäsche des Professors knüpfte, manche Thräne wegzuwischen hatte, erschöpfte sich das Pärchen im Forsthause aus langer Weile im Austausche gewöhnlicher Zärtlichkeiten, so daß das Stündchen, welches sich der Förster früher so endlos dachte, ziemlich rasch verfloß und gerade, als er entzückt über das blühende Aussehen seiner Gattin diese versicherte, daß über sie die Zeit nichts vermöge, ließ sich ein heiserer Husten hören und zwischen den Gardinen des Fensters zeigte sich das alte, runzelige Gesicht der Botenfrau, die dem überraschten Förster ein Päckchen Zeitungen und einen Brief zuwarf.

Ein Brief war für Peregrinus ein seltenes Ereigniß. Daß ihm täglich die Bausteine der Geschichte, die Tagesbegebenheiten, in der Hülle eines

Zeitungsblattes ins Haus gebracht worden, daran hatte sich unser Waldmensch schon gewöhnt, so sehr er auch bei den letzten Worten des heutigen Blattes schon nach dem morgigen sich sehnte. Briefe jedoch erhielt er nicht oft. Er pflegte dann den langentbehrten Genuß dadurch zu steigern, daß er aus dem Siegel und der Schrift der Adresse den Schreiber des Briefes zu errathen suchte; dießmal ließ seine Ungeduld ihn diese Untersuchung nicht fortsetzen, und er erbrach den Brief. „Professor Sylvester Selbander!“ las er erstaunt. „Woher mag es kommen, daß er meiner sich erinnert? Und nun durchflog er den Brief. „Ei, das ist ja über alle Erwartung,“ rief er ein über das andere Mal — „der Professor will die herrliche Hauptstadt mit der Einsamkeit dieses Waldgrundes vertauschen. Er will hieher kommen, seine Ferien bei uns zubringen. Das ist ja ganz erfreulich! Soll kommen, soll kommen, der liebe, gute Doctor! Das gibt endlich eine Unterbrechung, eine Abwechslung; das bringt neues Leben unter unser Dach. Es ist ein ganz netter Mann der Herr Professor, weiß immer etwas Neues zu erzählen, habe ihn, als er noch Hofmeister im hochgräflichen Hause gewesen, nicht selten recht heiter gesehen, wenn gut getafelt wurde. Es soll ihm hier an guten Bissen nicht fehlen und für einen frischen Tropfen will ich auch sorgen.“

„Er ist wol schon bei Jahren und wird hier manche Bequemlichkeit entbehren müssen,“ fragte Frau Burgai mehr ausholend als theilnahmsvoll.

„Nichtsweniger als alt,“ antwortete der Förster. „Ein Mann kaum in meinen Jahren und von jugendlichem Aussehen.“ Diese Antwort schien Frau Walburga befriedigt zu haben. Sie bemerkte nur noch, daß es ihr Freude gewähre, ihr gutes Männchen über den bevorstehenden Besuch vergnügt zu wissen, wenn sie auch besorgen müsse, daß der Professor sie um manches Stündchen bringen werde, welches sie an der Seite ihres ungenügsamen und zerstreuungssüchtigen Gatten verdahlt haben würde. Peregrinus schloß ihr mit einem derben Kusse den Mund und machte sich sogleich daran, dem Professor zu antworten.

Die nächsten Tage vergingen mit Vorbereitungen. Der Förstergehilfe wurde in das Erdgeschoß des nahen Jagdschlosses verwiesen, seine freundliche Stube frisch getüncht, der Boden mit Teppichen belegt, das Fenster mit Gardinen versehen, kurz so gefällig und bequem eingerichtet, als es eben die Mittel der Hausfrau zuließen, die durch ihr ungewöhnliches Walten nicht im geringsten zu erkennen gab, daß ihr der angekündigte Gast unwillkommen sei.

Der Vorläufer desselben war ein umfangreicher Champagnerkorb mit Büchern, dem in einigen Tagen eine Lohnkutsche folgte, die den erwarteten Ruhesucher heranrollte.

Selbander hatte nicht leichten Sinnes den Reisewagen bestiegen, denn er liebte seine Schwester in seiner Weise innig, bei aller Unduldsamkeit gegen ihr allzuhäusliches Walten, das er nicht würdigte, weil er es nicht verstand. So sehr er auch nach dem Abschiedskusse und dem letzten Zuwinken sich bewegt fühlte, und so beklommen er während der Fahrt durch das düstere

Stadtthor und zwischen den Häuserreihen der verwahrlosten Vorstadt gewesen sein mochte, der erste Blick nach jahrelanger Haft im Weichbilde der Stadt, hinein in die lockende Ferne, das Weckende, das Belebende des ersten Reisetages, die wechselnden Eindrücke, denen er sich willig hingab, die immer glänzender hervortretende Schönheit des reichen, blühenden Landes, das er durchflog, endlich der Eintritt in die dämmerigen Säulengänge des stillen, ernsten Hochwaldes, der mit geheimnißvollem Zauber ihn umfing, ihm weihevolle Grüße zuwehend, das Alles steigerte die Stimmung Sylvesters nahezu bis zum Höhepunkte der Begeisterung und ihr Nachglühen leuchtete noch auf seinen Wangen, als er von dem Wagen herabsteigend in die Umarmung des laut aufjauchzenden Försters stürzte. Auch Frau Burgai, deren prüfender Blick eine schnelle Rundreise nach der ganzen Länge und Breite der neuen Erscheinung zurückgelegt hatte, schien durch den ersten Eindruck für den Ankömmling gewonnen worden zu sein. Sie reichte ihm ihre volle weiche Hand und hatte freundliche Worte aus dem Vorrathe, welchen sie in ihrer früheren Stellung zu sammeln Gelegenheit fand, für ihn in Bereitschaft.

2.

Tage waren seit Sylvesters Ankunft in Sinwald verflossen. Man wußte bereits wie man zu einander stand. Sorglosigkeit, Frohsinn und die kräftigende Waldluft übten eine wunderbare Wirkung auf die leicht erregbaren Nerven des Professors. Er gewann zunächst die Kraft sich zu beherrschen, er wurde rücksichtsvoller, nachsichtiger, endlich sogar bis zu einem Grade gefügig. Er, der Alleinherrscher im eigenen Hause, lernte in wenigen Stunden sich in die Ordnung eines fremden Haushaltes finden. Wann zu Bette zu gehen, wann bei dem Frühstücke und Mittagmahle zu erscheinen sei, bestimmte Frau Walburga, ohne die Einwendungen ihres Gemals oder die Wünsche ihres Gastes zu hören, der sie auf ihr Verlangen durch den Wald begleiten mußte, wenn sie dem heimkehrenden Förster entgegen zu gehen gelaunt war. Auch zwang sie den Philologen, den Hühnerhof, die Bienenstöcke, den Bleichplatz und die Selchküche zu besichtigen, was er zwar widerwillig duldete, immer aber den Erzählungen von Kämpfen und Triumphen aus der Zeit der Prüfungsjahre der ehemaligen hochgräflichen Zofe vorzog.

Doch auch der Förster wollte seinen vollen Antheil an dem Verkehre mit seinem Gaste haben. Dieser sollte den längst ersehnten Wald in seiner ganzen Größe und Erhabenheit kennen lernen, mit allen seinen reizenden Heimlichkeiten und seiner überwältigenden Herrlichkeit; mit den hervorragenderen Lichtblicken und der düsteren Pracht seiner schwermutweckenden Schatten; mit der unheimlichen Stille der Wildniß und wieder mit den flüsternden Wipfeln, den knarrenden Aesten, den rieselnden Quellen in kühlen Gründen und den brausenden Wildbächen, die durch die mächtige Schlucht sich drängen. Aus dem Nebel der Moorgründe leitete er den ermüdeten

Städter nach den sonnigen Höhen, den uralten Wartthürmen, von wo aus der trunkene Blick über dunkle Waldrücken, glitzernde Ströme, wogende Saaten, dampfende Städte bis zu den schneebedeckten Zinken der in röthlich-blaue Nebel gehüllten Gränzgebirge zu schweifen vermag. Auch sollte ihm nichts fremd bleiben, was unter dem grünen Blätterdache nistet und seine Lust am Leben in weithin schallenden Liedern hinaussingt, was in Klüften und Verstecken haust und vor seinem Mörder, dem Menschen, sich zu verbergen bemüht ist. Der mit Vorliebe an seinem Berufe hangende Gastfreund konnte seiner Eitelkeit den kleinen Triumph nicht versagen, sein Wirken und Walten dem wenig praktischen Gelehrten recht anschaulich zu machen, und so mußte ihm dieser auch von den Dörrstuben zu den Saatplätzen und den jungen Beständen, den üppig keimenden Nachpflanzungen folgen. Durch wildreiche Thiergärten führte er ihn zu den harzduftenden Plätzen, wo die gefällten Waldriesen im Sonnenstrahle bleichten und zu deren Leichenbränden den rauchumzogenen Kohlenmeilern.

Für den schlichten Sohn der Wälder war die überwältigende Wirkung, welche die Fülle der Naturschönheiten auf den Städter übte, eine Quelle der unbefangensten Freude. Es lag aber auch ein Humor in der Art und Weise, mit welcher der heitere Jägersmann den ernsten Gelehrten stückweise zum Weidmann umschuf. Die derbe Beschuhung und die ledernen Jagdstrümpfe wurden begehrlichst angenommen; auch vertauschte ohne offenen Widerspruch Sylvester seinen schwarz'en Amtsrock gegen einen Lodenrock mit grüner Verbrämung; allein weniger einleuchtend war ihm die Aufnöthigung des Jagdhutes mit dem Federschmucke und entschieden sträubte er sich gegen die Bewaffnung, angeblich aus Unkenntniß der Handhabung des Gewehres. Der energische Jäger veranlaßte jedoch sofort Schießübungen. Bis auf den heutigen Tag ist es ein unenthülltes Räthsel geblieben, ob der Zufall es gefügt, oder ob der Weidjunge hinter dem Kugelfange dazu beigetragen habe, daß schon auf den zweiten Schuß des Professors der Pöller losging. Von diesem Augenblicke an trug aber auch der Büchermann mit Stolz die Last des Gewehres auf seinen Schultern, sich in dem Gedanken wiegend, ein Gelehrter träfe gar bald Alles.

Diese Lebensweise hauchte den Wangen des Philologen eine frische Röthe an, gab seinen Nerven eine wohlthuende Spannung, seinem Geiste mehr Frische und Klarheit; sie förderte seinen Schlaf und seine Eßlust, nur nicht im gleichen Maße seine Arbeitslust, nicht sein großes, alles Dagewesene überbietendes Werk, die Bürgschaft seines Ruhmes und seiner Unsterblichkeit. Dieses Abziehen von seiner gewohnten Beschäftigung, diese Zerstreuungen entsprachen keineswegs den Absichten des Gelehrten; er tröstete sich jedoch mit der Annahme, daß die kurze Erholung, welche er sich in den ersten Tagen seines Waldlebens gönnte, der Hebung seiner Kraft und somit auch der um so rascheren Förderung seines Werkes zu Statten kommen werde. Im Verlaufe der nächsten Tage gelang es ihm, die wiederholten

Aufforderungen, den Jäger auf seinen Dienstgängen zu begleiten, abzulehnen, und einige Stunden der thätigen Zurückgezogenheit zu gewinnen.

So wenig es ihm schwer geworden war, dem Hausherrn aus der Schweite zu rücken, so sehr näherte er sich dagegen den Zauberkreisen der Hausfrau. Zwar störte sie ihn nicht durch das Betreten seiner Studirstube, er hatte nicht, wie er es, hart genug, seiner vorsorglichen Schwester gegen über gethan, über ein unheimliches, schattenhaftes Herumgleiten hinter seinem Rücken zu klagen. Frau Walburga war klug genug, um einzusehen, wie dieser verwöhnte Sonderling zu kirren sei. Sie zog sich vor ihm zurück und ließ ihn herankommen. Sie wußte ja, daß er ohne Frauenhilfe sich nicht zu rathen wisse und daß seine Unbeholfenheit bei den einfachsten Dingen des täglichen Lebens ihn ihr zuführen müsse. Und so geschah es auch. An einem Zwirnfädchen, dessen er bedurfte, hing das Damoklesschwert, das nach seinem Herzen zielte.

In der Siestastunde eines stillen, sonnigen Nachmittages verließ der Professor seine Zelle und trat schüchtern bei Frau Walburga ein. Der in seinen Revieren beschäftigte Förster hatte für diesen Tag sein längeres Ausbleiben angesagt. Seine zärtliche Lebensgenossin lag abermals nachlässig hingegossen auf dem Divan, ein Buch in den Händen haltend. Ihre halb gelösten Haarflechten reichten bis zu ihrer vollen Büste herab und wurden von tiefen Athemzügen gewiegt. Sie war über Sylvesters Besuch sichtlich erfreut und begrüßte ihn mit vielsagenden Wimpernschlägen, öffnete wie zu einer Frage die schwellenden Lippen, hinter welchen zwei Reihen untadelhafter Zähne sichtbar wurden, und zeigte sich sogleich bereitwillig, den bescheiden ausgesprochenen Wunsch des Gastes zu erfüllen.

Der Doctor, welcher unzählige ähnliche Dienste ganz gleichgiltig von seiner Schwester sich hat erweisen lassen, dankte für diese kleine Müheleistung in der verbindlichsten Weise und ließ es dabei an erlaubten Galanterien nicht fehlen. Als er bald darauf Miene machte, sich zurückzuziehen, hatte Frau Burgai ihm eben so viel Freundliches, ja noch mehr zu erwidern, als sie entgegengenommen zu haben glaubte, so viele Fragen an ihn zu richten, daß der in die Enge Gedrängte den geeigneten Moment, sich zu entfernen, nicht finden konnte. Er verwickelte sich in einen Austausch unbedachter Artigkeiten, die mehr vermuthen ließen, als er jemals beabsichtigt haben würde. Je befangener er sich diesem Weibe gegenüber fühlte, desto mehr bemühte er sich, den Unbefangenen zu spielen. Er wußte selbst kaum, wie es geschehen konnte, daß er an ihre Seite zu sitzen kam, daß ihre Blicke sich begegneten, wobei es sich Beide zur Aufgabe gemacht zu haben schienen, sich von den eindringendsten Blicken des Anderen nicht besiegen zu lassen, um wie, es im Volksmunde heißt, das gute Gewissen darzuthun. Noch unerklärbarer war es ihm, wie es gekommen sei, daß er an sie seine Hand gefangen gegeben sah, ohne den Muth gewonnen zu haben, sich aus diesen Banden zu befreien. Er fühlte es in der Stube immer schwüler werden. Die zugezogenen Gardinen bewegten

sich kaum merklich im Hauche eines lauen Luftzuges. Eine einschläfernde Stille umwehte das Gehöfte. Das Gesinde half bei der Heuernte; der Jagdhund war seinem Herrn gefolgt; der Haushahn und die Hühner saßen lautlos auf den umgestülpten Sitzpölstern einer alten Jagdkutsche im schattigen Schoppen; selbst die Enten vergaßen ihr Schnattern und lagerten an den kühlen Rändern des Pfuhles, den die glühenden Strahlen der Nachmittagssonne auszutrocknen drohten. Vom Walde her tönte auch nicht der leiseste Vogelsang: nur aus dem Erdgeschoße des nahen Jagdschlosses drangen die weichen bebenden Klänge einer volltönigen Zither herüber, die ganz nahe an Sylvesters Ohr ein lebhaftes Echo fanden. Es schien ihm, als hörte er den süßen Klang der Worte: „Kannst du noch widerstehen?“ Und der arme Professor hatte alle Kraft aufzubieten, um sich seiner großen philologischen Mission zu erinnern. Aber schon umschwirrten ihn abermals einschmeichelnde Klänge, und so leise auch der Text des Liedes geflüstert worden sein mochte, so blieb doch über die Worte: „O, bleib bei mir und geh nicht fort! An meinem Herzen ist der schönste Ort,“ kaum ein Zweifel übrig.

Selbander war ein Mann der Pflicht. Nichts lag ihm mehr ferne, als die Absicht, die Gunst dieses Augenblickes auszunützen. Die Ehre des Hauses seines Gastfreundes war ihm heilig. Gleichwol vermochte er es in diesem Augenblicke nicht, die Dornrosenhecke, welche ihn immer enger zu umflechten drohte, mit einem Male zu durchbrechen. Schmeichelte es doch auch seiner Eitelkeit, dieser Landschönen, deren ganz gewöhnliche Gefallsucht er für eine seltene Naivetät hielt, nicht gleichgiltig geblieben zu sein. Er fühlte sich aber auch anderseits nicht vollkommen sicher, ob er das Betragen Burgai's zu seinen Gunsten richtig deute. In ihren Augen lag mehr Schalkheit als Innigkeit; um ihren Mund zuckte nicht selten ein Lächeln der Ueberlegenheit, das die Wirkung der zärtlichsten Worte, welche die Lippen flüsterten, aufhob. Dazu wähnte er sich selbst nicht ganz außer Schuld, indem ihm sein allzu zartes Gewissen vorspiegelte, seine ungelenke Artigkeit könne, wenn auch unbeabsichtigt, eine herausfordernde Wirkung geäußert haben. Zu einer Erklärung müsse es kommen, so glaubte er, und sei es auch nur, um in annehmbarer Weise den Rückzug antreten zu können. Sylvester holte daher nach längerem Besinnen zu einer Ansprache aus. Die hellen Tropfen standen auf seiner glatten Stirne. Mit einem tiefen Athemzuge, den ein mildes Lächeln begleitete, welches bestimmt war, den Ernst seiner Rede minder herb erscheinen zu lassen, begann der Geängstigte: „Meine Zweifel, mit denen ich mich herumgetragen, ob ich nämlich Ihrem lieben Gatten und Ihnen, verehrte Freundin, nicht allzu lästig geworden, ja ob es mir gelungen sei, mich nicht unangenehm zu machen, scheint dieser bedeutungsvolle Augenblick gelöst zu haben. Lassen Sie dafür als Dankesgabe mich ein geflügeltes Freundeswort sagen, welches in diesem unbelauschten Momente von einem treuen Herzen sich losringt. Ja, verzeichnen will ich heute nicht nur einen schönen, auch einen guten Tag, einen —

„Einen schönen guten Tag mit einander“ — rief eine kreischende Stimme in das Fenster hinein. Ein Schatten fiel in die matt erhellte Stube; zwischen den Mussellin-Vorhängen drängte sich das Hekate-Antlitz der alten Else hindurch, und Zeitungen und Briefe flogen der erschrockenen Hausfrau in den Schoß.

Der Bann war zu Sylvesters vollster Zufriedenheit gelöst. Er raffte die an ihn gerichteten Briefschaften zusammen und enteilte in sein Cabinet. Das Schreiben seiner Schwester öffnete er vor allen anderen. Keiner der Briefe von ihr, er hatte schon deren mehrere erhalten, war ihm jemals so willkommen erschienen, wie dieser jüngste; traf er doch zur rechten Zeit in einem Augenblicke ein, der schwarze Schatten auf Sylvesters lauteren Charakter zu werfen drohte. Sein guter Genius setzte sich auch aus der Ferne mit ihm in Rapport und hieß ihn, statt dunkeln Räthseln in den Blicken eines unverläßlichen Weibes nachzuspähen, in dem engelreinen Herzen einer liebevollen Schwester lesen. Die klaren, schlichten, milden Worte, welche von Freude über die erhaltene heitere und zufriedenstellende Schilderung der gegenwärtigen Lebensweise ihres Bruders überströmten, athmeten zugleich unwillkürlich eine seinem Herzen wohlthuende Sehnsucht nach ihm, obgleich die Schreiberin von sich selbst gar nicht zu sprechen schien. Sie gedachte keiner Sorge; sie hatte für ihn keine Klage; sie wußte nur Gutes und Erfreuliches zu berichten. Ein nicht geringer Theil des Briefes war dazu gewidmet, den Bruder zu bewegen, die ganze freie Zeit auszunützen, um für seine Kräftigung das Möglichste zu thun, um sein Werk nach Wunsch zu fördern. Sie hatte für sich keinen Wunsch, als den, von ihm nicht vergessen zu werden. Es gab kein argloseres, wahrheitliebenderes Wesen als Marianne, und wenn wir von einer Zurückhaltung in ihrem Briefe sprechen, so war diese nur eine liebevolle Schonung der Schwächen ihres Bruders. Und dennoch glaubte derselbe, seine Schwester niemals besser verstanden zu haben, als eben dießmal. Es bedurfte einer Trennung, eines Dazwischentretens neuer, fremder Erscheinungen, die durch ihre Gegensätze den an seine Gedankenwelt hingegebenen Gelehrten das seltene häusliche Glück ahnen ließen, welches er unbewußt jahrelang genoß.

Wie gerne hätte er in dieser Stimmung die Schwester an sein Herz gedrückt und ihr manches Unrecht abgebeten, das niemals so lebhaft vor seiner Seele gestanden, als eben jetzt.

Wenn wir in solchen Momenten nicht in das seelenvolle Auge eines mitfühlenden Menschen blicken können, so suchen wir uns dafür durch einen Aufblick nach dem Himmel zu entschädigen. Selbander steckte die übrigen Briefe in seine Rocktasche, drückte sich, als wäre es seine Hauskappe, den Jägerhut aufs Ohr, hing das Gewehr um und eilte an dem Jagdschlosse vorüber dem Walde zu.

Dem Förster wollte er für jetzt noch nicht begegnen; er fühlte sich dazu nicht unbefangen genug. Deßhalb strebte er hastig einer einsamen

Gegend zu, in welcher häufiger als in den übrigen Revieren Windbrüche vorfielen und welche deßhalb auch der Bruch genannt wurde. Die Nord- und Weststürme fanden dort ihren Eingang durch eine von dem wilden Rollbache seit Jahrtausenden in die Mollasse immer tiefer gerissene Schlucht. Wer jemals einen Urwald durchschritten, kann die Bilder, die sich dort seiner Seele eingeprägt haben, in dieser kaum eine halbe Wegstunde langen Schlucht wieder finden. Die durch ihren Lauf über steil abfallende Berglehnen mit Gewalt heranstürzenden Wässer drängen sich mit einem weithin hörbaren Schrei durch eine enge Felsenspalte, zerschellen an einer hohlgespülten überhängenden Steinwand und stäuben ihren Gischt hochauf gegen die zitternden dunkelgrünen Zweige der Fichten und Tannen. Von Stufe zu Stufe einer riesigen Cascade rasen die schäumenden Wellen durch das Geschiebe thalab, Steine und Holzblöcke vor sich hinrollend und Dämme aufthürmend, die sie immer wieder durchbrechen oder überfluthen, bis ihnen eine schauerliche Tiefe die kurze Frist gönnt, sich zu sammeln, um abermals überfließend ihr tolles Spiel und das Werk der Zerstörung vom Neuen zu beginnen. Und alle diese Scenerien sind von einem dicht heranrückenden Hochwalde umstellt, der sie in seine Schatten hüllt und der, als wollte er bloß die mächtige Wirkung der überraschenden Einzelheiten erhöhen, hie und da einem Sonnenstrahle den Eingang in diese Wirrniß gestattet. Dieser vergoldet dann irgend eine röthliche Mooskrone eines gespenstigen Steinkolosses oder er steigert den Glanz einer Wellenflocke bis zum blendenden Silberblicke.

Sylvester, der schon früher an der Seite des Försters diese Schreckensschlucht kennen gelernt hatte, beachtete dießmal die Dinge um sich her so gut wie gar nicht. In seinem Inneren war es licht und sonnig, und er wandelte unbeirrt durch die unheimliche Dämmerung. Auch war er bei seiner Vorliebe für das Classisch-Schöne weit mehr empfänglich für Eindrücke des Erhabenen und Anmuthigen als für jene des Schauerlichen.

Die Besitzer dieses Waldgebietes legten von jeher einen größeren Werth auf die Romantik dieser Thalschlucht, als auf den geringen Nutzen, welchen das forstgemäße Aufarbeiten eines jeden alldort vom Sturme gebrochenen und entwurzelten Stammes gewährt haben würde, und so kam es, daß der schmale Pfad, der von seltenen Wanderern in den schwarzen Moorgrund getreten worden ist, an seltsamen Gestalten vorüberführt, welche die Baumleichen annehmen, je nachdem Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen sich in das Geschäft theilen, die ursprüngliche Form rasch und gewaltsam zu zerstören oder selbe nur zu verhüllen und das Werk der Vernichtung allmälig zu vollbringen. Vom Sturme geknickte, schräg über Bach und Weg geworfene dürre Baumgerippe neben den vom Blitze gespaltenen, halb verkohlten Hölzern, unterbrechen das gesättigte Grün des Waldes durch röthliche, metallgraue und tiefschwarze Farbentöne, während einige Stämme in feuchtes Schilfgras gebettet, mit Mooskissen bedeckt, von leichtgeschwungenen

Farrenkräutern und üppig emporschießenden Ranken und Doldengewächsen überwuchert, gefährliche Stege über verborgene Sumpftiefen bilden zu wollen scheinen. Andere ragen mit einem Theile ihres Schaftes über die kleinere Pflanzenwelt empor, stützen sich auf die nach unten gekrümmten Aeste wie auf dünne Füße, und sehen gewaltigen Lurchen nicht unähnlich, die sich triefend aus dem Moore erheben.

In der Hälfte der Schlucht verbindet ein bebender Balkensteg die zerklüfteten Ufer. Von da an beugt der schmale schlüpfrige Pfad aus der Nähe des Wildbaches gegen eine mäßige Anhöhe ab, auf welcher unter einer licht hervortretenden Hängebirke, von jungen Föhren umstellt, eine Steinbank zur Rast einladet. Diese Stelle ist minder feucht; das Tosen der Wasserfälle wird dahin nur noch als ein fernes Rauschen vernommen, und das Dickicht entzieht den Blicken die Scenen der Zerstörung.

Dort finden wir unseren Professor, vertieft im Durchlesen der Briefe und Kreuzbandsendungen. Daß er nun wieder mit einem Sprunge die Welt um sich her zu vergessen und nur seiner Neigung und seinem Berufe sich hinzugeben wußte, zeigt der Eifer, mit dem er Bleistift und Röthel handhabt, um Correcturen und Randglossen anzubringen. Doch selbst in dieser Einöde sollte er nicht ungestört bleiben.

Kaum eine halbe Stunde mochte er gelesen haben, als von dem Steinbruche hinter den Föhren einige Trümmer herabrollten. Alsbald knisterte es im Gebüsche, als bräche ein Stück Hochwild hervor. Sylvester war nun schon Jäger genug, um nicht zu versäumen, sich schußfertig zu machen; doch statt eines Rothwildes stand plötzlich eine Gestalt vor ihm, die selbst Jäger von Beruf einzuschüchtern geeignet gewesen wäre. Ein Mann, dessen Größe und kräftiger Bau ihm in jedem Garderegimente einen Ehrenplatz hätte sichern können, gekleidet und ausgerüstet nach Art der Bewohner der nahen Gränzgebirge, mit einem umfangreichen Tornister auf dem Rücken, durch dessen beschädigtes Fell ein Rehläufchen herausragte, stand dem erschrockenen Schulmanne gegenüber und hielt ein kurzes Feuerrohr in Anschlag gegen denselben. Was diese Erscheinung noch seltsamer und unheimlicher machte, war ein Mohrenantlitz, umrahmt von einem rothen Wolltuche. Offenbar hatte der Wilderer, um nicht erkannt zu werden, sein Gesicht mit einer tiefschwarzen Farbe eingerieben.

„Setzt ab! Gewehr bei Fuß!" rief der Fremde, „wenn wir friedlich unterhandeln sollen."

Der Professor verspürte weder die Lust, einen Meisterschuß nach einer solchen lebenden Scheibe zu thun, so leicht hier auch das Schwarze zu treffen gewesen wäre, noch weniger aber wollte er das eigene Sein oder Nichtsein von der früheren oder späteren Krümmung des Zeigefingers des Gegners abhängig machen. Er nahm den Vorschlag zur Güte mehr unbedacht als unbedenklich an und senkte den Gewehrlauf.

„Ich erwartete Frau Burgai hier zu finden. Ihr seid, wie mir bekannt, des Försters Gast, und so will ich Euch denn dieses Päckchen anvertrauen, das Ihr der Försterin zuzustecken habt, ohne daß ihr Mann etwas davon erfährt. Doch so werthvolles Zeug kann ich nicht ohne Pfand aus der Hand geben.“

Indem der Schleichhändler dieses sprach, hatte er auch schon die Feuerwaffe den Händen des Professors entwunden. „Ihr sollt das Ding spätestens morgen wieder haben. Und nun laßt den Rasen unter Eueren Füßen nicht länger warm werden. Macht, daß Ihr fortkommt und seht Euch ja nicht nach mir um, sonst könnte es mir beifallen, die Trefffähigkeit Euerer Vogelflinte und die Dichtigkeit Eueres Lodenrockes zu prüfen.“

Selbander hatte sich inzwischen gefaßt. Nicht ohne alle Einwendung wollte er eine so empörende Behandlung hinnehmen; allein schon war der unheimliche Geselle hinter den zusammenschlagenden Aesten der dichten Baumgruppe verschwunden, und dem grollenden Ritter des Geistes erübrigte nichts anderes, als gesenkten Hauptes den Rückzug nach dem Forsthause anzutreten. Er sah dabei gerade nicht wie ein Held aus und war mit der Beschwichtigung seiner Aufregung, mit der Entschuldigung seines Benehmens und mit dem Zurechtlegen seines Verhaltens für das Zusammentreffen mit der Försterin nur zu sehr beschäftigt, als daß es ihn gelüstet hätte, sich nach dem gewaltthätigen Manne umzusehen, vor welchem er, wie noch vor keinem anderen, so gedemütigt, so klein, so hilflos gestanden. Er verfolgte, versenkt in peinliche Erinnerungen und von sorgenweckenden Gedanken bedrängt, den trümmervollen Weg bergab mit hastenden Schritten, den Wald und dessen nie geahnte Geheimnisse verwünschend. Hoch über den Schatten der Schlucht aber, gelehnt an einen kesselähnlichen morschen Baumstock, der sammt seinen weit um sich greifenden, schlangenartigen Wurzeln durch Erdrutschung von der Kante des Steinbruches bis zu dem Geröllhügel herabgesunken war, stand der schwarze Verhöhner aller Gesetze, jede Bewegung des armen, entwaffneten Gelehrten mit Falkenblicken verfolgend. Die Abendsonne warf ihre Lichter auf die wettergrauen Wände des alten Bruches und umgab die riesige, dunkle Gestalt des Wilderers mit einem bläulich gelben Feuerscheine, der das Dämonenhafte der Erscheinung noch mehr hervorhob, welche ganz darnach angethan war, dem Aberglauben neue Nahrung zu geben und die alten Sagen vom wandernden Berggeiste und vom wilden Jäger wieder aufleben zu lassen.

Im Forsthause angelangt, übergab Sylvester der Försterin das Päckchen und theilte ihr mit trockenen Worten mit, daß er das Gewehr als Pfand zurückgelassen habe. Frau Burgai war darob nichts weniger als betroffen. Sie freute sich über die schönen Spitzen, die ihr der Schwärzer zu verschaffen gewußt und stand dafür ein, daß dieser ihr bekannte, wackere Mann das Pfand noch vor Einbruch der Nacht zurückstellen werde.

Der Professor hatte sich noch immer nicht von dem Drucke, den die Ereignisse der letzten Stunden auf ihn geübt, erholt, als der Förster die Schwelle seines Hauses erreichte, der er mit aller Sehnsucht eines arglosen Gemütes nach Weib und Freund entgegengeeilt war. Frau Burgai hing an seinem Halse mit einer Zärtlichkeit und schwatzte mit einer Unbefangenheit, die zur Bewunderung ihrer Verstellungskunst hinreißen mußte.

Der Professor zog sich unmutig zurück und näherte sich unabsichtlich einer Brunnstube, die, dem Jagdschlosse gegenüber, in einen mit Flieder- und Rosenhecken umbuschten Hügel eingebaut war. Er ließ sich dort auf eine Moosbank nieder und erwartete den Förster, der ihm dahin zu folgen nicht säumte. Der Tag war mit seinem Glanze und seiner Farbenpracht schon weithin nach Westen vorgedrungen. Eine einzige rosig angehauchte Wolkenflocke schwebte über dem Thale. Rings dunkelte der Wald, nur noch die Höhen waren von einem leuchtenden Dufte umzogen und in der obersten Fensterreihe der öden Gemächer des Jagdschlosses spiegelte sich verblassend die sinkende Abendröthe.

Sylvester wünschte dießmal ein Gespräch in Gang zu bringen, dessen Gegenstand er bestimmen und dessen Richtung er beherrschen konnte. Er fragte nach den Besitzern dieses Waldgutes und erfuhr, daß solches von einer Vormundschaft für unmündige Waisen verwaltet werde. „Ja, als noch der Vater dieser Kinder lebte," fuhr Weitaus fort, „da ging es lustig her auf diesem Wiesenplane. Das Schloß wimmelte von Gästen, Pferde wiherten in den Ställen, Diener in den verschiedensten Livréen standen in Gruppen oder trieben sich bei ihren Dienstgängen hin und her; hier um den Hubertusbrunnen aber versammelten sich täglich die Jäger mit den gekoppelten Hunden. Das war ein Leben nach meinem Sinne, das bestimmte mich, um diese Försterei mich zu bewerben, es verwöhnte mich auch und ließ mich die Stadt vergessen. Nun aber ertrage ich seit Jahr und Tag die Einsamkeit immer schwerer. Doch an der Seite eines so werthen Gastes will ich der still verlebten Stunden nicht weiter gedenken und mich freuen, daß sie angenehm für mich unterbrochen worden sind. Sie kommen doch künftigen Sommer wieder? Ja, das nehme ich als eine abgemachte Sache an. He! Holla Conrad! Bringt uns eine Flasche Hochheimer und Gläser, wir wollen mit den Bechern eine Zukunftsmusik erklingen lassen, in die Frau Burgai mit ihrem Gesange aus der Ferne einstimmen mag."

Der Wein wurde gebracht und beide Freunde sprachen dem köstlichen Trunke wacker zu. Sylvester trug Verlangen nach einem Schluck Wasser und wollte solches aus dem Hubertusbrunnen schöpfen.

„Ei beileibe nicht, lieber Doctor," wehrte Peregrinus, „diese Jauche ist nicht trinkbar und behagt selbst dem lieben Vieh nicht; wir holen unser Trinkwasser aus der Waldquelle."

Der Professor schöpfte dennoch etwas von diesem Wasser, um es zu kosten, fand alsbald, daß es mineralhältig sei und nahm eine Probe davon mit sich auf seine Stube.

Als der Abendthau empfindlich zu werden begann, kehrten die Freunde in das Wohnhaus zurück und Sylvester bemerkte zu seiner Beruhigung bei einem Blicke nach dem Gewehrrechen, daß sein Feuerrohr bei den übrigen Waffen hing. Auch der Förster musterte die Gewehre und entdeckte alsbald, daß im Piston der vielgeschmähten Vogelflinte des Professors eine abgebrochene Nadel stecke.

„Alle Wetter, lieber Doctor! Sie haben ja mit dem Piston in einer unglücklichen Weise operirt. Die Nadel wird wol erst der Büchsenmacher herauszubringen im Stande sein."

Bevor noch der betroffene Professor sich sammeln und den Vorwurf von sich abweisen konnte, ohne das beschämende Geständniß der Zusammenkunft mit dem Wilderer zu machen und das Geheimniß der Försterin preiszugeben, hatte Letztere schon unter vielem Lachen ihrem Gatten erzählt, wie sie sich den Scherz erlaubt habe, dem Professor einen Waidmann zu stellen.

Der Förster nahm dießmal die Sache etwas schief und betonte glühenden Gesichtes ganz ernstlich, daß er sich derlei Scherze mit Waffen, die sie als unantastbar zu achten habe, und mit seinem hochgeschätzten Freunde insbesondere, dem gegenüber eine solche Posse ganz unpassend sei, für alle Zukunft verbiete. Frau Burgai war bei den ersten Worten des Försters schon hinter den Coulissen und freute sich im Stillen der gelungenen List, wol wissend, daß es von ihrer Seite nur einer ihrer kleinen kunstmäßigen Zärtlichkeiten bedurfte, um den ihr ganz und gar ergebenen Gatten zu versöhnen. Bei Sylvester aber bedurfte es nicht noch dieses letzten Blickes in die Seele des arglistigen Weibes, um sich von ihm für immer entfernt zu halten. Jetzt erst erkannte er den Förster für recht einsam und entschuldigte seinen Wunsch nach Umgang mit anderen Menschen. So weit er einen Einfluß zu nehmen hoffen konnte, wolle er dahin wirken, Peregrinus Lieblingswunsch, den er nunmehr für keine Schwäche hielt, fördern zu helfen. Er zögerte auch nicht lange, und da sein Dichten und Sinnen in der Spitze seiner Feder, gleich einem elektrischen Funken, den Brennpunkt fand, und da seine zuverlässigste Waffe, allen vernagelten Schießgewehren zum Trotze, doch immer eben nur seine Feder blieb, so sehen wir ihn durch einige Tage mit besonderem Eifer an einem Aufsatze arbeiten, der nichts gemein hat mit seinem unsterblichen philologischen Werke, den er endlich nebst Briefen an einige seiner Collegen und nebst der versiegelten und gut verpackten Flasche mit der Wasserprobe ganz heimlich der alten Else anvertraut, die ihn zur nächsten Post befördert.

Die Ferienzeit neigte sich dem Ende zu. Selbander fand in den letzteren Wochen ohne äußere Störung die richtige Eintheilung seiner Stunden. Sein Werk wurde minder vernachlässigt, und dennoch hielt er sich viel an den Förster, der seinen Gast täglich mehr lieb gewann, und der mit einem rührenden Vorgefühle der unvermeidlichen baldigen Trennung entgegen bangte.

Eines Nachmittags sitzt abermals Peregrinus Weitaus vor seinem Häuschen im Schatten der dunkelblätterigen Eiche und durchfliegt die Zeitungen, die er jetzt minder genau zu lesen pflegt, seitdem der Professor sein lieber Hausgenosse geworden. Da zuckte plötzlich sein Haupt um einige Zoll nach rückwärts, die Lippen öffnen sich, wie zu einem Ausrufe der Ueberraschung, und seine Blicke haften länger und schärfer auf der Ueberschrift eines Feuilleton-Artikels: „Auf nach Sinwald!“ So steht es hier mit großer, fetter Schrift gedruckt. Und wie er weiter und immer weiter liest, so findet er sein ganzes grünes Waldthal bis auf den letzten Weg und Steg beschrieben. Niemals war ihm der Himmel über seinem Dache so heiter und durchsichtig erschienen, die Hütte selbst hatte ihn noch niemals so angeheimelt, der Wald noch nie so erhebend ihn umrauscht, der Bach ist ihm nie zuvor so munter entgegengehüpft, als seitdem er diese mit Vorliebe und mit aller Lebendigkeit geschriebene Schilderung gelesen. Und wie staunte er, als ihn dieser Aufsatz über die geographische Lage, über die geognostischen und klimatischen Verhältnisse dieser Gegend, über die Vortrefflichkeit der Luft und des Wassers und ganz besonders über die chemischen Bestandtheile des verachteten Hubertusbrunnens belehrte, der nun gar gegen viele Leibesgebrechen ein Heilquell sein sollte. Auch wurde der Thier- und Pflanzenwelt dieser weitschichtigen Forste gedacht und mit vielem Tacte des Mannes erwähnt, der mit Eifer und Umsicht in diesem schönen Waldgebiete wirkt und es verdient, der Freund eines jeden Biedermannes zu werden.

Es war vom Ueberflusse, daß unter der letzten Zeile dieses Aufsatzes zwei lateinische S standen. Das Herz hatte es längst dem Kopfe zugerufen, daß nur unser wackerer Sylvester Selbander, der gelehrte Doctor, der einflußreiche Professor und sein viellieber Freund und Gönner ihm, dem armen, vereinsamten Förster diese Ueberraschung bereitet haben könne. Er jauchzte laut auf, rannte auf das Filialmuseum Sylvesters zu, sprang über die Fensterbrüstung mitten in die Stube und herzte und küßte den aus seinen philologischen Combinationen aufgestörten Gelehrten halb zu Tode, der sich über seine glühenden Wangen und Ohrläppchen, über die zerzausten Haare und den zerknitterten Hemdkragen nur damit tröstete, daß ihm seine Ueberraschung vortrefflich gelungen war und daß die Wirkung derselben nichts zu wünschen übrig ließ.

Peregrinus hatte das vollste Verständniß für den Liebesdienst, den ihm der Professor erwiesen, und Frau Burgai, die auch diesem Ereignisse gegenüber ihre Gemütsruhe zu bewahren wußte, sah nichtsweniger als Unerfreuliches an sich herankommen. Und vollends, als dem Förster von der Gutsverwaltung die Ermächtigung ertheilt wurde, die Gemächer des Jagdschlosses für den nächsten Sommer an Gäste zu vermiethen und einige Badezimmer einzurichten, schwebte dem Ehepaare nur eine rosige Zukunft vor Augen.

3.

Der Professor war längst zu seinem Daheim und zur gewohnten Berufsthätigkeit zurückgekehrt. Er fühlte sich in seinem Museum weitaus behaglicher als früher und hatte beim Wiedersehen, ja selbst im Laufe der Tage, oft wenn es seine Schwester am wenigsten vermuthete, für sie ein liebevolles Wort. In dem Maße als sein Werk dem Abschlusse näher rückte, minderte sich seine Reizbarkeit und er trat aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Niemand hatte für diese Wendung ein aufmerksameres Auge, als Marianna, die diese Umstimmung nur für die Wirkung der kräftigenden Waldluft hielt; von der Heilkraft der Erfahrungen, welche Sylvester in Sinwald gewonnen, hatte die Gute keine Ahnung. Der niemals ernstlich gestörte Einklang zwischen ihr und ihrem Bruder war für immer hergestellt und befestigt, und ihr schien, als könne nichts mehr zu ihrem Glücke fehlen. Ihr erheiterter Sinn ließ sie auch leichter die Behandlungsweise, deren ihr Bruder bedurfte, erkennen und auch sie sah einer Reihe friedlicher und freudevoller Tage entgegen.

Sylvester hoffte ein Gleiches. Er förderte die häusliche Zufriedenheit durch Beachtung der bescheidenen Wünsche seiner Schwester, ja selbst manchmal durch eine kleine Nachgiebigkeit, welche wieder durch eine weit größere Opferwilligkeit ihrerseits aufgewogen wurde; war es doch ihr Glaube, das ganze Leben könne nur ein Opfer sein. Von seiner Seite aber wurde es später nicht nur ein Wettstreit der Liebe, ihn trieb dazu auch ein ernster Herold — die Sorge. Eine unverkennbare Abnahme der Kräfte seiner Schwester hieß ihn ihren Gesundheitszustand aufmerksamer beobachten, als er es bisher für nöthig erachtet hatte. Da sie stets ihre angeborne Schwäche zu bemeistern und zu verbergen verstand, gewöhnte sie sich und Andere daran zu glauben, daß auch bei einer verkümmerten körperlichen Entwickelung ausnahmsweise eine ausdauernde Thatkraft sich herausbilden könne. Nunmehr aber schien es ihr, als ob ihr ganzes Wesen von einer versagenden Macht beherrscht würde und eine peinliche Unruhe bemächtigte sich der Erschöpften. Besserung konnte während der rauhen Jahreszeit nicht gehofft werden, und beide Geschwister sahen mit unausgesprochener Sehnsucht dem Frühlinge entgegen. Als dieser herankam mit seinem weckenden Odem, seinen Lerchengrüßen und Blüthenspenden, fiel unvermuthet ein Lichtstrahl des Glückes in zwei Herzen, die weit mehr übereinstimmten, als es ihnen jemals klar geworden; nur das Gepräge ihrer Charaktere war bei sonst gleichem inneren Gehalte ein verschiedenes.

An einem der ersten Frühlingstage brachte der Postbote dem Professor ein Schreiben mit dem Siegel des Ministers.

Mit Spannung las Sylvester den Brief; mit Besorgniß hingen die Blicke der Schwester an den Mienen des Lesenden. Als sich aber diese immer mehr aufheiterten, als er lächelnd ihr das Blatt hinreichte, und sie

nach Durchlesung der wenigen, inhaltreichen Zeilen ihre Arme um den Nacken des freudig erregten Bruders schlang: da hätte man meinen mögen, die Arzenei für allen Kummer, für alles Weh sei auch für sie gefunden; denn sie lebte ja nur im Abglanze ihres Bruders und was sein geliebtes Antlitz in Freude aufleuchten ließ, hauchte auch ihre Wangen rosig an.

Das Schreiben enthielt die Berufung des Professors auf einen leitenden Posten im Unterrichtsfache. Sein Lieblingswunsch war hiemit in Erfüllung gegangen; es fand sein Ehrgeiz und sein Drang nach einem größeren Wirkungskreise das vollste Genügen, sein Mühen einen ausreichenden Lohn. Von jetzt an trug auch sein ganzes Wesen das Gepräge der Befriedigung. Der Frühlingsgruß des Glückes weckte bei ihm die anmuthigsten Blüthen des Frohsinnes und es schien, daß er bei seiner stillvergnügten Schwester gar keine andere Stimmung aufkommen lassen wollte, als eben die der Heiterkeit. Zu ihrem Troste wurde dem Haushalte nach Thunlichkeit nachgeholfen, und für die Zukunft trug man sich mit den weitgehendsten Plänen, unter welchen der Besuch des wunderthätigen Sinwaldes nicht der letze war. Und dennoch sollte es nicht dazu kommen. Sylvesters Amt machte ihm die Bereisung des Landes zur Pflicht. Nach solchen Fahrten brachte er jedesmal eine blühendere Gesichtsfarbe, eine rosigere Laune, eine immer lebhaftere Bewunderung der Reize des Hochgebirges mit. Für seine Schwester, welche die Trennung von ihm immer schwerer zu ertragen schien, waren diese beredten Schilderungen eben so viele Lockungen, bis sie sich endlich zu dem Entschlusse aufraffte, ihn zu begleiten.

Mit sichtlichem Behagen lehnte Marianne in der Wagenecke, in welche sie der sorgliche Bruder weich eingebettet hatte, und blickte zufrieden lächelnd in das weite offene Land hinaus, das wie ein Rollbild von Minute zu Minute neue, anmuthige Gegenden ihr vorführte. Der Himmel war so heiter, die Luft so erquickend, das Land so feierlich still, ihr Bruder so gut und fröhlich, und ihr Herz bar jeder Sorge, so voll von Dankgefühl und Zuversicht, daß selbst der düstere Genius, der schon recht nahe an sie herangetreten war, nunmehr, als er in dieser lichtesten Stunde ihres bescheidenen Glückes ihr in das leuchtende Auge geblickt, scheu entwich, um in irgend einer der engsten und finstersten Straßen des Armenviertels der Stadt ein anderes Opfer aufzufinden. Ihr Lebenswein schäumte noch einmal auf und ergoß sich kraftweckend durch ihre Adern.

Von Ort zu Ort steigerte sich ihre Reiselust und der Antheil, den sie an dem Wechsel des Schauplatzes und den unbedeutendsten Begebnissen dieser Tage zu nehmen sich gedungen fühlte. Der freundliche Empfang, mit dem man ihrem Bruder entgegen kam, das ungesuchte und gewinnende Benehmen der Landbewohner, die holdselige Natürlichkeit der blühenden Kinder, die anspruchslose Würde der Lehrer und Priester waren so sehr geeignet, die Erinnerungen an Gegensätze hervorzurufen, wie solche der Rückblick auf das Leben und Treiben in großen Städten so leicht finden läßt und welche um so

größer erscheinen, je flüchtiger der Einblick ist, dem man die Kenntniß des Landlebens verdanken zu können glaubt.

Sie waren in der Mittagsstation angelangt und hielten vor einer vielbesuchten Herberge, vor deren gastlichem Thore mehrere Wege sich vereinigen, von denen einer nach Sinwald führt.

Die freundliche Wirthin und ihr Gesinde umstanden bewillkommend den Reisewagen, als fast gleichzeitig ein leichtes, offenes Gefährte von einem flinken, nach arabischer Weise gezäumten Schecken gezogen, vom Walde herangerollt kam. Ein stattlicher Mann, in kleidsamer Jägertracht lenkte das schäumende Rößlein und hielt dicht an Selbanders Kutschenschlage. Ein Blick von beiden Seiten und dem lebhaftesten Ausrufe der Ueberraschung folgte die herzlichste Begrüßung. Ganz besonders freudig erregt geberdete sich der schmucke Jägersmann, Peregrinus Weitaus, der Förster von Sinwald. „Sie sind doch auf dem Wege zu uns?“ rief er ein über das andere Mal. „Längst schon wollte ich nach der Hauptstadt fahren, um dringend nothwendige Anschaffungen zu betreiben, konnte aber erst heute einen freien Tag dazu finden; und da mich mein erster Gang zu Ihnen, Hochverehrter, führen sollte, so unterblieb bisher die briefliche wiederholte Aufforderung uns zu besuchen und jede weitere Mittheilung.“ Und nun begann der gerne Erzählende die ausführliche Geschichte der ersten Schöpfungstage des neuen Curortes „Sinwald“ oder „Hubertusbrunn“, wie ihn nunmehr Peregrinus nicht anders und mit Stolz nannte. Von dem kleinen Tempel aus rohen Fichtenstämmen und bemoosten Baumrinden, den man über die Quelle gestülpt hat, erzählte er ebenso umständlich, wie von der kleinsten Mansarde, die zwischen die Dacherker des in ein Hôtel garni umgestalteten Jagdschlosses eingebaut worden ist, und von dem letzten Badekämmerchen, wozu selbst Frau Burgai's Selchküche umgestaltet werden mußte. Er beschrieb den prunkhaften Speisesaal und das gemütliche Rauchstübchen im Holzhause; sprach in überstürzender Weise von den neugetretenen Promenadewegen nach der Rollbachschlucht und dem grünbemalten Bänkchen an der Bruchwand, das die Aufschrift „Sylvesters Sitz“ erhalten hat; von der wahrhaft fürstlichen Einrichtung der Küche und des Speisegadens; von dem zahllosen Gesinde und dem schwierigen Regimente über dasselbe und von unzähligen anderen Dingen, die mehr oder weniger das Interesse der Zuhörenden in Anspruch nahmen.

Peregrinus hob mit Befriedigung hervor, wie täglich die Zahl der Gäste sich mehre, wie darunter anmuthige Frauen und lebenslustige Männer, mehrere sogar von hohem Range, sich befinden, denen kein Krankheitssymptom anzumerken, wie ihm in deren Gesellschaft Tage gleich Stunden verrinnen, wie ganz absonderlich Frau Walburga viel umworben, bewundert und gefeiert werde. Sie bilde den Mittelpunkt der Gesellschaft; auf ihren Wink vereinigen sich die fremdartigsten Elemente; auf Anordnungen, von ihr ausgehend, lege man volles Gewicht und leichter gibt man sich zufrieden, wenn

es gilt, Wünsche abzulehnen, sobald sie selbe verweigert. Kleine Geschenke und Blumenspenden erhalte sie täglich; kein Liedchen sei diese Zeit zur Zither gesungen worden, ohne daß eine Strophe dazu improvisirt worden wäre, mit welcher man Frau Burgai stets etwas Artiges zu sagen gewußt habe; kein Gast, kein Tourist, dem jemals ein Reim gelungen, verlasse Sinwald, ohne in dem aufliegenden Gedenkbuche der Krone aller Hausfrauen, der freundlichen Nymphe des Thales, der holden Dryade und wie sie sonst noch hochpoetisch gescholten werde, einen versificirten Nachruf zu widmen. „Aber warum spreche ich davon des Langen und Breiten; Sie werden ja das Alles in wenigen Stunden selbst kennen lernen."

Sylvester benahm ihm diesen Irrthum und entschuldigte sein Fernbleiben von Sinwald für diesen Sommer.

„Nein, das müssen sie mir nicht anthun, hochverehrtester Gönner. Ohnedieß fehlten Sie bei der Eröffnungsfeier, die tadellos, ja glänzend ausfiel, ein wahres Hoffest. Bei Tische brachte ich, unter Trompetengeschmetter und Pöllerknall, Ihnen einen Toast, der den allgemeinsten Beifall fand und in welchen alle Gäste jubelnd einstimmten. Ich habe es Ihnen ja brieflich gemeldet. Auch prankte Ihr Name neben den Namen der höchstgestellten Herren in brillantester Beleuchtung. Leider verließen uns die repräsentirenden Herren Kreis- und Oberforsträthe schon in den Nachmittagsstunden und ich mußte beim hellsten Sonnenschein die Lampen des Transparentes anzünden. Aber es war dennoch großartig, colossal, wahrhaft pompös! Die Buchstaben, zwei Fuß sechs Zoll lang, durchaus gothisch und alles in Oel, alles in Oel! Der Kreisrath bemerkte, da schon einmal dem Tage die Augen ausgebrannt worden sind, so brauche man nur selbst die Augen zu schließen, um sich in die venetianische Nacht hineinzuträumen. Und nun wollen Sie Ihre Schöpfung nicht eines Blickes würdigen! Nein, das geht nie und nimmermehr, das soll und darf nicht geschehen, das bringt mich um meine ganze Freude und um das projectirte Nachfest. Sie fahren da mit dem lieben Fräulein in der Welt herum, führen es in das rauhe Gebirge, von Ort zu Ort, ohne Rast und Bequemlichkeit. Wie wol würde der Dame der behagliche Aufenthalt in „Hubertusbrunn" bekommen; gewiß nicht minder gut als Ihnen im vorigen Sommer."

Es bedurfte aller Beredsamkeit Sylvesters und die Vertröstung auf die nächste Saison, um den für sein Zukunfts-Weltbad leidenschaftlich eingenommenen, herzensguten und treuherzigen Förster zu beschwichtigen.

Nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Mahle trennten sich die Freunde, um in entgegengesetzten Richtungen ihre Reise fortzusetzen.

Noch eine gute Weile gab diese Zusammenkunft ausreichenden Stoff zur Besprechung, bis die zunehmende Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die an den Blicken der plaudernden Geschwister vorüberglitten, ihre Aufmerksamkeit wieder zu fesseln begannen.

Die Straße verließ die gerade Richtung und wand sich sanft aufsteigend um bebuschte Hügel. Felder und bebaute Flächen in größerer Ausdehnung wurden immer seltener, die Halme immer kürzer. Die viel kleineren Dörfer, als jene im Flachlande, hielten sich näher aneinander; Steinbauten gab es fast keine mehr, und die zierlichen, rothbraunen Holzhäuschen, deren flache, hellgrau schillernde Dächer mit schweren Steinen belastet waren, unterbrachen anmuthig das viele Grün der Wiesenflächen, die an sanften Berglehnen bis zu den Waldrändern sich hinanzogen. Der Weg hielt sich meist in der Nähe der Bäche, deren Wellen zwischen Steinblöcken dem flachen Lande zueilten und immer lauter wurden. Die blauen Berge waren schon längst näher gerückt; zwischen den nächsten derselben rollte der Wagen einer Thalenge zu, aus der es kühl entgegenwehte. Felswände traten dicht an den Weg heran. Der Sonnenglanz ruhte nur noch auf den Wipfeln der höchsten Bäume oder auf Steinzinken, zu denen der hochgehobene Blick kaum hinanreichte. Noch wurde an einem Felsenvorsprunge vorbeigelenkt, auf dessen vortretender Platte die halbverfallenen Mauern eines Befestigungswerkes den Eindruck des tiefsten Ernstes vermehrten, den diese Oertlichkeit schon an sich im vollsten Maße zu üben geeignet war, als ganz unerwartet ein heiteres, farbenreiches Thal vor den staunenden Blicken der Reisenden sich ausbreitete, dessen eine Hälfte gegen den gebirgigen Hintergrund die flimmernde Wasserfläche eines weitgedehnten See's ausfüllte. Bewaldete Abhänge bildeten die größere Hälfte des Ufers, hie und da von lichten Felsplatten unterbrochen, welche in die schwarzgrüne Spiegelung weit hinabreichende, rothgelbe Streifen warfen, von zarten silberglänzenden Linien durchkreuzt. An dem linken, flacheren Ufer, dessen Senkung in dem kristallhellen Wasser bis zur dunklen Tiefe verfolgt werden konnte, zog sich die Straße über den Kies gegen ein alterthümliches Städtchen, dessen terrassenförmig aufsteigende Häusergruppen um den gothischen Bau einer Kirche sich zusammendrängten. Der goldene Thurmknopf glühte in der Abendsonne, wie ein Stern der Verheißung über diesem Bethlehem. Seekirchen, so hieß dieser Ort, versprach für die Zeit der drückenden Sommerschwüle einen angenehmen Aufenthalt. Von dort wollte Sylvester mehrere Schulen in den höher gelegenen Gebirgsdörfern besuchen, während seine Schwester einer genußvollen Ruhe sich erfreuen sollte, die ihr so dringend empfohlen worden ist.

Das reizende Thal gewährte, was es dem ersten Eindrucke nach versprochen hatte. Sylvester kehrte von seinen Ausflügen täglich mit einem frischen Strauß der seltensten Alpenblumen und mit einer Fülle von Lebensfreudigkeit heim.

Nicht immer gelingt es in den leitenden Kreisen die Thatkraft eines Mannes für den ihm zusagenden Beruf zur rechten Stunde zu wecken, wie es eben bei Sylvester so sehr geglückt ist. Der gekräftigte Mann erlangte alsbald das richtige Maß des Selbstvertrauens; er hatte es nicht mehr

nöthig, in der Einsamkeit seine Silbenwerkstätte aufzuschlagen. Nicht in der Haft der Stube, nicht im Verstecke des Waldes fand er den Schauplatz für seine Thätigkeit. Wo Menschen sich mit der Absicht vereinigten, die Bildung zu fördern, war sein angewiesener Platz, unter ihnen belebte sich sein Muth, und wenn es sein Beruf mit sich brachte, ohne zu zögern, zu belehren, zu rathen, zu entscheiden, stellte sich immer zur rechten Zeit der Gedanke und das durch einen wärmeren Herzschlag entflammte Wort ein.

Er horchte jetzt ebenso gierig auf die lauten Rufe des Lebens, als er früher den leisen, unsicheren Geisterstimmen gelauscht hatte, welche durch die Grabesstille seiner Studirstube ihm Entdeckungen von schwankendem Werthe zuflüsterten. Die raschen Erfolge seines unmittelbaren Wirkens in der Gesellschaft durch das Einsetzen seiner Persönlichkeit steigerten die Liebe für seinen Beruf; bei ruhigen Rückblicken auf seine frühere Thätigkeit erkannte er aber dankbar, daß die Weihe der Wissenschaft in der Abgeschlossenheit ihrer Tempel, Kräftigung für die Mission im Weltgetriebe gewähre. Er hatte nunmehr Vollbrachtes aufzuweisen, und das erfüllte ihn mit Zuversicht. Wir lieben unsere Schöpfungen, wir lieben diejenigen, welche an unseren Werken sich erfreuen, und wer wäre nicht fröhlich unter den Fröhlichen, deren Frohsinn er selbst zu wecken gewußt hat. In dieser Wechselwirkung reifte und erstarkte Sylvesters Gemüt, von dem die rauhe Fruchtschale sich losgelöst hatte.

Seine Schwester blieb von dieser Umstimmung nicht unberührt; sie, die ihren Liebling nur in der Beleuchtung der milden Glut ihres Herzens zu sehen gewöhnt war. Auch das schöne Stück Erde, welches sie umgab, war ihr nur eine große, farbenprächtige Folie für das vor ihren Blicken immer leuchtender sich heraushebende Bild ihres Bruders. Auch sie hatte jetzt einen von Freude geklärten Blick für Alles, was ihr nahe war.

Zu den wenigen Wochen, die den Geschwistern für den Aufenthalt in Seekirchen gegönnt waren, fehlten nur noch einige Tage, und noch immer hatte Marianne an der schönen Scenerie ihrer Umgebung sich nicht müde gesehen; noch immer fühlte sie sich gedrungen, ihre forschenden Blicke nach allen Seiten des sonnigen Thales zu versenden; noch immer mußte sie still beseligt hinüberschauen nach den dunkelblaugrünen Jochen der bewaldeten Berge, nach dem zitternden Spiegel des duftig überhauchten Sees, nach den Silberkronen der fernen Gletscher. Sie lauschte mit Vorliebe und Verständniß der zutraulichen Redeweise und den schalkhaften Liedern der biederen Gebirgsbewohner, Eindrücke und Wahrnehmungen sammelnd, wie solche dem gewöhnlichen Touristen fremd bleiben und die nur Reisende von Beruf, welche zu den riesigen Denkmalen gewaltiger Erdbildungsprocesse pietätsvoll pilgern, oder fahrende Maler, die, um ihre Mappen zu bereichern, durch das Land ziehen, zu ihrem besten Gewinne zählen. So sammelte sie reichen Stoff für einen nachzehrenden Genuß, der sie noch am häuslichen Herde zu erquicken versprach.

Nun aber mußte ernstlich an die Zurückreise gedacht werden. Auch schlug das Wetter um. Zwischen den Bäumen, welche den See umsäumten, dampften Nebelstreife empor, welche sich immer mehr verdichteten und mit dem die Waldwände umziehenden Höhenrauche sich zu vereinigen strebten. Weilenweise fuhr von der Landseite ein Windstoß dazwischen, das Werk der Einigung störend, und die zersprengten Massen rollten sich zu den sonderbarsten Gebilden auf, bevor sie, auf- und niederwogend, zu einer einförmigen Nebeldecke sich vereinigten; tiefgraue, schwere Wolken aber, welche die Gebirge verhüllten, ließen einen empfindlich kalten Sprühregen über das Thal schauern.

Wie war nun mit einem Male Alles so farblos, so unwirthlich und versagend! Es war, als drängte die Natur die Gäste des Thales zur Abreise. Solchen Winken mußte gefolgt werden, wenn auch das Scheiden von dem friedlichen Asyle und von den gastlichen Bewohnern der kleinen Seestadt nicht leicht fiel. Den Wagen besteigend, fanden die Reisenden diesen mit Blumengewinden geschmückt, und hie und da wurde ihnen noch aus den kleinen Fensterlucken der Erdgeschosse ein „Lebewohl“ zugewinkt, als sie den wogenden See entlang, dessen Wellen schäumend gegen das Ufer schlugen, dem Hohlwege zufuhren.

Unter den Mauern der alten, verödeten Bergveste angelangt, konnten sie von der Höhe der abschießigen Straße in die Tiefe des Passes sehen, in dessen Mitte sich aus den Schatten der überhängenden Gebüsche ein räthselhafter Gegenstand langsam näherte. Es schien in der Ferne ein belastetes Saumthier zu sein, später bekam es mehr Aehnlichkeit mit einem unbemannten Kahne, der, vom Winde getrieben, über die untersten Luftschichten bergauf glitt.

Möglich, daß auch auf die Thiere vor Sylvesters Wagen diese befremdende Erscheinung einen störenden Eindruck geübt habe, ihre Unruhe schien darauf hinzudeuten. Endlich scheuten sie vollends gerade an einer der gefährlichsten Stellen des schmalen, dem Felsen abgedrungenen Weges, indem sie im raschen Laufe den Wagen einem schadhaften Geländer zudrängten, welches die Festigkeit nicht zu haben schien, den unvermeidlichen Sturz in einen Abgrund zu hindern. Die Besorgniß der Reisenden mehrte sich mit jeder Minute. Marianne hielt ihren Bruder umklammert, der sich im Wagen aufgerichtet hatte, um den Kutscher bei seiner Bemühung zu unterstützen, die Pferde zu bändigen. Da fügte es sich glücklich, daß plötzlich eines der Thiere am äußersten Rande des Abgrundes zusammenbrach und den Wagen endlich zum Stehen brachte.

Sylvester hob seine auf das Aeußerste erschrockene Schwester aus dem Wagen und ging sodann dem Kutscher bei seinen Versuchen an die Hand, dem gestürzten Gaule auf die Beine zu helfen. Da kam langsam der gespenstige Kahn ganz nahe herangeschwommen, der nun nichts anderes war, als ein großer, roher Sarg, den ein Tischlerlehrjunge auf dem Kopfe trug.

Der Rosselenker war auf den armen Jungen nicht gut zu sprechen, weil dieser mit seinem Geräte, wenn auch ohne Verschulden, die Ursache des ganzen Unfalles gewesen sein mochte. Der Tischler mußte nun den Sarg hinter den Wagen niederstellen, damit der Gegenstand des Schreckens aus dem Gesichtskreise der Thiere gebracht werde, und wurde verhalten, das noch immer nicht aufgerichtete Pferd in die Höhe bringen zu helfen.

Marianne lehnte fröstelnd und von immer stärker strömendem Regen durchnäßt, an der Felswand, mit dem Winde kämpfend, der ihren Plaid zu entführen drohte. Zu ihren Füßen stand die verhängnißvolle Behausung des Todes.

Sie war von Nässe und Kälte durchschauert und es bebten die Eindrücke des Schreckens und des Entsetzens in der Kranken nach. Es fügte sich gerade noch zur rechten Zeit, um vor dem gänzlichen Nachlassen ihrer Kräfte das Gefährt in Ordnung und sie in den Wagen zu bringen.

Sylvester hüllte die Fiebernde in seinen Mantel und schloß sie mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, besorgten Blickes den auffallend veränderten Ausdruck ihres Gesichtes betrachtend. Bald wieder wärmte er ihre eisigkalten Hände in den seinigen, schlang ein trockenes Seidentuch um ihren Hals und strich ihr das lose, feuchte Haar aus der Stirne. Sie dankte ihm mit wenigen Worten, durch welche jedoch die tiefste Empfindung zitterte, und ihre müden Augen suchten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Innigkeit die seinen.

Im nächsten Dorfe wurde gehalten, der Anzug gewechselt und einige Tropfen Glühwein, welche Marianne schlürfte, um nur dem bekümmerten Bruder den Willen zu thun, noch mehr aber die Selbstverleugnung, deren sie in so hohem Grade fähig gewesen, ließen sie wieder frischer erscheinen, so daß sie selbst dringend auf der Fortsetzung der Reise bestand.

Sylvester war es zufrieden, auch hatte der Rosselenker längst schon gemeldet, daß der Zustand der Pferde und der aufgeheiterte Himmel für die weitere Fahrt alles Gute erwarten lassen. Und so kam es auch, daß unsere Reisenden in später Abendstunde ohne Störung wenn auch nicht heiteren Sinnes, immerhin aber ruhigeren Gemütes, die Stadt erreichten.

Marianne hatte sich bald bis zu dem Grade erholt, der über den Zustand einer Leidenden so oft zu täuschen pflegt. Ihre Rührigkeit im Hause glich jedoch dem Hasten der Kinder vor dem Schlafengehen. Das Herannahen der rauhen Jahreszeit wurde von ihr dießmal mehr empfunden, als jemals, und in dem Maße, als sie nach Wärme und hellem Sonnenschein sich sehnte, waren Sturm, Frost und trübe Tage ihr schon deßhalb peinlich, weil sie eine wunde Stelle in ihrem Gedächtnisse eisig berührten, die Erinnerung an den Unfall in der Seeschlucht. Dabei bildete sich allmälig eine lebhafte Sehnsucht nach der Wunderquelle in Sinwald heraus, welche durch lockende Schilderungen dieses neuen Curortes, die sie im Laufe des Winters

wiederholt zu hören bekam, immer lebhaft erhalten und höher gesteigert worden ist.

Die Zeit, in welcher sonst ihr Bruder sie mit den ersten Frühlingsveilchen zu beschenken pflegte, war herangekommen, doch lagen dießmal noch alle Pflanzenkeime im tiefen Schlafe unter einer hartgefrornen Schneedecke. Die Kranke schlich des Tages gar oft an das Fenster, um nach dem Wetter auszulugen, hob ihre Blicke mit schmerzlichem Ausdrucke zu den Wolken und kehrte immer gebeugter zu ihrem Sorgenstuhle zurück. Um ihre Hoffnung zu beleben, theilte ihr Sylvester eines Tages mit, daß er an den Förster Weitaus einen Brief abgeschickt habe, um bei Zeiten der besten und freundlichsten Wohnung in Hubertusbrunn sich zu versichern. Marianne dankte mit einem matten Händedrucke, und ihre eingesunkenen Wangen überflog eine zarte Röthe.

Weitaus ließ lange auf Antwort warten. Sylvester bedauerte schon, eine voreilige Mittheilung gemacht zu haben, denn die Ungeduld der Kranken wuchs mit jedem Tage und sprach sich in ahnungsvoller Weise aus. Da riß eines Tages der Postbote ungestüm an der Klingel und reichte durch das Gitter einen Brief, dessen grünes Siegel die Abzeichen eines Jägers, vor Allem ein Hirschgeweih nicht verkennen ließ.

Sylvester, nunmehr vorsichtig geworden, zumal als sich an diesem Tage Marianne weit unwohler fühlte, als je zuvor, zog sich mit dem Briefe in die Studirstube zurück und war nicht wenig verwundert, als er das umfangreiche Schreiben durchflog, dessen voller Inhalt hier mitgetheilt wird:

„Hochvermögender Herr Doctor!

„Hochverehrter Freund und Gönner!

„Es währte eine gute Weile, bevor mir Ihr hochschätzbares Schreiben ddo. — von Hubertusbrunn in die Eremitage nach Waldrast, die ich seit einigen Wochen bewohne, nachgeschickt worden ist. Sie erfahren diesen Wechsel meines Aufenthaltes spät und sogar nur gelegenheitlich der Erwiderung ihrer brieflichen Anfrage; dennoch glaube ich Ihres Pardons und Ihrer Theilnahme gewiß sein zu können. Ja, wenn ich Ihren werthen Brief nicht beantworten müßte, würden sie vielleicht noch lange keinen Rapport von mir erhalten, und ich würde es der böszüngigen Fama überlassen haben, Ihnen die neuesten Nachrichten von Sinwald zu colportiren, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, Ihnen, dem Columbus von Hubertusbrunn, das schöne Bewußtsein zu trüben, mich beglückt zu haben.

„Als ich Ihnen im verflossenen Sommer begegnete, da stand ich noch vor einer verheißenden Zukunft, und die heuchlerische Gesellschaft hatte vorerst nur ihre Sonntagsgewänder und ihre wenigen guten Manieren ausgepackt. Doch nur zu bald sollte ich auch ihre Negligé-Toiletten kennen lernen. Unannehmlichkeiten aller Art drangen wie eine Wolke von Hornissen auf mich ein, bis sie mich in die Flucht jagten.

„Das Erste, was ich bemerkte, war, daß die Kinder die Bäume anbohrten. Aber auch die reifere Jugend schnitt Namenszüge in die Rinden der Stämme. Lagerungen in ganzen Schaaren traf ich auf den Saatplätzen, und ein einziges Gesellschaftsspiel im Freien brachte mich um Hunderte junger Pflanzen, die von den Feentritten der Damen geknickt worden sind. Für ihre Verehrer aber konnte ich nicht genug Plätze auffinden, um Bänke, als „Louisens-Ruhe, Gabrielens-Sitz und Amaliens-Rast“, anzubringen. An Geburts- und Namensfesten mußte alle Mal das obligate Feuerwerk abgebrannt werden, was oft in einer so unvorsichtigen Weise geschah, daß ich mit meinem Gesinde vollauf zu thun hatte, um einen Waldbrand zu verhüten. Vom Schießstande aus knallte es den ganzen Tag über, und das Wild zog sich eine gute halbe Meile weit von Sinwald zurück. Auch debutirten mitunter einige Herrchen als Wilderer. Dazwischen geigten und flöteten die böhmischen Musikanten mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und brachten mich mit ihrem täglich wiederkehrenden Repertoir zur Verzweiflung. Maler, Botaniker und Mineralogen machten die Gegend unsicher, und Hausirer, Orgeldreher und Bettler zogen den Spuren der Curgäste nach, wie Roßkäfer den Huftritten der Pferde.

„Da fiel es eines Tages der hohen Administration ein, eine Inspectionsreise nach Hubertusbrunn zu unternehmen. An einem gebührenden Empfange ließ ich es nicht fehlen. Die ganze Commission wäre auch befriedigt wieder abgefahren, wenn sie nicht im letzten Augenblicke, bei Besichtigung eines der herrschaftlichen Zimmer, welches von einer Gouvernante bewohnt war, arge Beschädigungen der Möbeln und Tintenflecke auf dem Holzmosaikboden entdeckt hätte. Mademoiselle hatte die Effronterie, zu behaupten, die Wohnung in diesem Zustande übernommen zu haben, welche Lüge ich als solche mit etwas starker Betonung kennzeichnete. Da übergoß mich die Dame mit einer Fluth von Anklagen, als hätte sie eigens ein Beschwerdebuch geführt. Ich wurde beschuldigt, für die Sicherheit der Gäste nicht die geringste Sorge zu tragen, an gefährlichen Stellen des Bachufers fehle es an Geländern; jüngst sei nach einem Gewitter ein Felsenstück herabgerollt, das unfehlbar einen Menschen getödtet haben würde, wenn das Unwetter nicht Jedermann bei Hause festgehalten hätte. Ja, sogar der Decenz würden arge Wunden geschlagen, denn diese Dame habe jüngst bemerkt, daß die Thür ihrer Badestube gesprungen sei und das Hineinsehen möglich mache.

„Die exotische Dame war hübsch und einige Herren benützten diese Gelegenheit, um sich zu Rittern dieser fahrenden Unschuld aufzuwerfen und um ihren Dank zu gewinnen. Der eine, ein angehender Arzt, beschuldigte mich sogar der Kurpfuscherei, weil ich jüngst bei einem Ohnmachtsfalle nicht ihn zur Hilfe herbeigerufen, sondern in eigenmächtiger Weise eine angebrannte Rebhuhnfeder der Bewußtlosen unter die Nase gehalten habe. Nun riß mir die Geduld und ich kann nicht behaupten, daß ich ganz sanft geblieben

sei. Meine Vorgesetzten forderten mir eine Rechtfertigung ab und ich ersuchte sie, Jemand anderen mit dem Wirthsgeschäfte in Sinwald, das eines holz- und hirschgerechten Jägers und eines Forstmannes meiner Qualität unwürdig sei, zu beglücken. Niemand war darüber mehr betroffen, als meine Frau, die sich in den Wirkungskreis hineingelebt hatte, oder vielmehr, die mich sorgen, die Köchin wirthschaften und den Marqueur mich und die Gäste betrügen ließ, wenn es ihr nur nicht an Huldigungen fehlte.

„Als die Herbstnebel endlich den letzten und hartnäckigsten Gast aus dem Thale von Sinwald verscheucht hatten, war auch Frau Walburga verschwunden. Man will sie seitdem in der Hauptstadt gesehen haben, wo sie an der Seite eines reichen Pferdehändlers ihr elegantes Fahrzeug durch die Straßen lenkt. Ich habe beschlossen, sie nicht zu reclamiren.

„Der von jedem Verkehre fernab liegende Forstbezirk „Waldrast“ wurde mir anvertraut und seit den Erlebnissen in Sinwald empfinde ich das Trostlose der Einsamkeit des Waldes weit weniger als früher, ja, sie ist mir nahezu ein Bedürfniß geworden. Nach der Stadt sehne ich mich nun vollends gar nicht und werde sie und ihre Gesellschaft nicht so bald wieder aufsuchen, um nicht Gefahr zu laufen, der ehrsamen Frau Burgai zu begegnen.

„Bei Ihrer Vorliebe für den stillen Forst hoffe ich Sie doch auch ein Mal in Waldrast beherbergen zu können, wenn auch nur in der einfachsten Weise, wie solches ein Regarçonirter zu thun vermag. Lassen Sie mir den Trost, daß Sie mir Ihre Zuneigung nicht entziehen und genehmigen Sie u. s. w.“

Peregrinus, der übergesellige, war sonach den Kreisen entflohen, die er früher so begehrlich gesucht hatte; er trug seine Enttäuschung und seinen Unmut noch tiefer in den Wald. Wenn er aber darauf rechnete, daß ihm dahin Sylvester folgen werde, so war er von einem großen Irrthume befangen. Hatte Peregrinus schon früher nicht das richtige Verständniß für die Bestimmungsgründe, welche ihm in Sylvester scheinbar einen Freund der Einsamkeit und des Waldfriedens finden ließen, so konnte er es jetzt noch weniger ahnen, daß eine gesunde, frische und mächtige Triebkraft den auf eine ungewöhnliche Lebensbethätigung, auf ein erhabenes Ziel, auf die Sicherung der höchsten Güter der Menschheit angewiesenen Mann lichten Bahnen zugedrängt habe, die von den stillen, unbetretenen und dämmerigen Waldpfaden weitab führten, und daß er nunmehr der Mann war, um selbst der schmerzlichsten Bewegung seines Herzens nur im Anpralle gegen die Wogen des Lebens Herr zu werden. Nur seiner Schwester zu lieb, dem einzigen Wesen, das mit Recht von ihm Opfer fordern durfte, wollte er gerne noch einmal die weiten Forste durchschreiten, die ihn früher mächtig, doch ohne Hingebung an ihre Romantik angezogen haben, und denen er Eindrücke zu verdanken hatte, welche nicht ohne Einfluß auf die Klärung seines Gemütes geblieben sind.

Allein Marianne sollte scheiden mit der ungestillten Sehnsucht nach dem tiefen, stillen Walde. Ihr letzter Lebensfunke erlosch an dem Tage, an welchem, vom ersten warmen Strahle der Frühlingssonne geweckt, Anemonen, Schlüsselblumen, Ehrenpreis und Märzviolen ihre Blüthenknospen öffneten, um zum Kranze vereint, als Selam auf das treueste Schwesterherz, das jemals geschlagen, gelegt zu werden.



Sterben!

Von

Johann Gabriel Seidl.

Dem Sohn ist sein Vater gestorben heut,
Drum ist der Sohn gar seltsam zerstreut;
Wohl ist er schon über die Kindheit nun,
Und weint doch und lacht doch, wie Kinder thun.

Jetzt wankt er, wie träumend in's Beinhaus hinein,
Wo sein Vater ruht im geblumten Schrein,
Und pocht, als wär's eine Pforte, daran,
Bis ihm würde vom Hausherrn aufgethan:

„Mach' auf, mein Vater, dein Sohn ist hier,
Mach' auf, ich habe zu sprechen mit dir!" —
Der aber verhält sich im Hause so still,
Wie einer, der nicht hören will.

„Mach' auf, dein Weib zerrauft sich das Haar
Am leeren Platz, wo dein Siechbett war!" —
Der Vater ruht im geblumten Schrein:
Es muß nicht zu ihm gedrungen sein.

„Mein Vater, ich trau' mich allein nicht nach Haus,
An der Schwelle lauert Jammer und Graus!" —
Der Vater liegt behaglich und schweigt,
Dem Sohne der Wahnsinn zum Herzen steigt.

„Brich durch, mein Vater, die Wände sind dünn,
Wir eilen zur sterbenden Mutter hin!“ —
Kein Laut! — Da wird es dem Sohne zu arg,
Da rüttelt, da reißt er den Deckel vom Sarg.

Ja — ja — das ist sein Vater, fürwahr!
Sein liebes Antlitz, sein Silberhaar,
Der Mund, die Stirne, — nur schlief er ein:
Und zu wecken muß ja, wer schläft, doch sein!

So glaubt der Sohn noch immer und faßt
Die Hand und küßt sie mit heißer Hast,
Und streicht ihm die Wangen und spricht ihn an, —
Doch reglos liegt der schlafende Mann.

Und neben dem Todten in Todesnoth
Noch immer ruft er: „Er ist nicht todt!“ —
So weiß noch im Tod der lebendige Geist
Es nicht zu begreifen, was „sterben“ heißt.

Ein Kranz für das Jahr.

Von

Julius Rodenberg.

Eisblume.

(Januar.)

Ah, wie traulich hier im Stübchen
Mit den Mädchen und den Bübchen —
Mutter, Vater — rings im Kreis;
Draußen stürmt es, Flocken treiben,
Und an unseren Fensterscheiben
Wachsen Blumen silberweiß —
Doch Ihr dürft es nicht vergessen,
Daß der Erdenschooß, indessen
Ihn der dichte Schnee verhüllt,
Sich mit neuen Kräften füllt.
Daran denket, und im Ruh'n
Rüstet Euch zu neuem Thun!

Schneeglöckchen.

(Februar.)

Froher Jubel, bunter Reigen,
Maskenscherz und Stöpselknall!
Bei dem lust'gen Klang der Geigen
Sei gegrüßt, Prinz Carneval!
Während er mit seinem Schaaren
Fröhlich durch die Gassen lärmt,
Oder mit verliebten Paaren

Lachend bis zum Morgen schwärmt:
Seh' ich, wie der Wind ein Flöcklein
Dort im Schnee beweget sein;
Hör' ich, hör' ich Dich, Schneeglöcklein,
Das den Frühling läutet ein!

Veilchen.

(März.)

Wenn des Eises starre Decke
Sanft sich löst am feuchten Wind,
Blühst du schüchtern an der Hecke,
Liebes Veilchen, Frühlingskind!

Still und fromm und voll Vertrauen
Blickst du in die düstre Welt,
Hörst des Sturmes nächtig Grauen
Und den Bach, der hochgeschwellt.

Allen Zauber ferner Tage
Weckt dein süßer Duft auf's Neu:
Sonder Vorwurf, sonder Klage
Stehst du da, dir selber treu.

Lehr' mich denn in Lust und Leiden
Freudig in mir selbst zu ruh'n,
Und so treu und so bescheiden
Ruhig meine Pflicht zu thun.

Aus des Winters dumpfen Banden
Lösest du die Seele mild;
Du, wenn ich dich recht verstanden,
Des Erwachens lieblich Bild!

Baumblüthe.

(April.)

Freilich, freilich geht's nicht Allen
Und nicht immer nach Gefallen!

Gestern sonnig, lind und lau,
Heute trübe, naß und rauh —
Hell im warmen Frühlingswetter
Strahlten gestern noch die Blätter,
Heut' in kalten Regenschauern
Scheint die ganze Welt zu trauern.
Und was weiter Herz? — Nur still!
Dafür ist es auch April.

Und im April ist das Osterfest,
Da kommen die Vögel mit dem Südwest,
Sie kommen wohl über das weite Meer,
Aus allen den schönen Ländern daher,
Die Schwalbe fliegt ein und baut das Nest,
Und sieht, ob Alles in Ordnung — denn horch!
Da klappert ja schon am Bach der Storch.
Der kommt wohl von Jerusalem
Nun aber macht er sich's bequem —
Er richtet auf unserem Dach sich ein ...
Was mag er wohl bringen? Was mag es sein?
O, davon spricht man noch nicht! — Still, still ...
Heute ist ja erst April!

Flieder.

(Mai.)

Liebesfrühling! — Erdenwärts
Scheint der Himmel nun zu blauen
Und sein Schimmer füllt die Auen,
Füllt die Tage, füllt das Herz.
Freudig prangen Wald und Wiese,
Glüht die Schöpfung rein und klar —
Also sah im Paradiese
Sie das erste Menschenpaar!
In der tiefsten Seele wirken
Holde Mächte für und für —
Maienreiser, grüne Birken
Schmücken duftig Dach und Thür.
Und den Höchsten wie Geringsten

Faßt ein schaudernd süßer Graus —
Denn der Geist, am Fest der Pfingsten,
Gießet seine Flammen aus.
Und das Feuer kommt von Oben —
Selig, wer an Wunder glaubt! —
Und von seinem Licht umwoben
Seh' ich nun Dein lieblich Haupt!
Wenn sich dann verschämt im Schleier
Birgt des Tages üpp'ge Pracht,
Steigt zu einer anderen Feier
Still herauf die Frühlingsnacht.
Durch die bläulich dunklen Fernen
Strömt ein Schall und Widerhall
Der von Blüthen und von Sternen
Liebestrunk'nen Nachtigall —
Komm denn, schönster Sohn des Jahres,
Mit dem Kranz noch frischbethaut;
Lächle hold dem Glück des Paares,
Das sich Dir allein vertraut!

Rose.

(Juni.)

Was ich gehofft, erfüllt sich. — Purpurn glüht
Die Königin des Sommers schon im Garten;
Und leise wallt, wie Zauber, durch's Gemüth
Ein ungeduldig Sehnen und Erwarten.

Euch Rosen brech' ich hier, Euch flecht' ich gern
In's Haar der Liebsten, in das blond-entwirrte;
Schon steht darüber, leuchtend wie ein Stern,
Das ernste Grün und keusche Weiß der Myrthe!

Kornblume.

(Juli.)

Welch' ein Segen rings gebreitet,
Welch' ein goldner Ueberfluß!
Aber nur durch Mühe schreitet
Man durch Arbeit zum Genuß.
Manche Sense muß noch klingen,

Eh' wir's in die Scheune bringen;
Und die Sonne — wie sie brennt
Scheitelrecht vom Firmament!
Gluth und Hitze — nirgends Schatten …
Aber Freund, Du wirst doch nicht ermatten,
Wo schon unter dunklen Zweigen
Sich die ersten Früchte zeigen?

Aster.

(August.)

Nun, wo Dir in reifen Farben
Herrlich das Gelände blinkt,
Und gebunden schon zu Garben
Hoch im Feld die Ernte winkt;
Wo der Abend durch's Gefilde
Dämmrig wandelt, leis und und kühl:
Nun, genieß' es ganz, dies milde
Wundersame Herbstgefühl —
Dies Empfinden des Gelung'nen,
Das kein Zufall mehr zerstört;
Die Gewißheit des Errung'nen,
Das Dir sicher angehört.

Reseda.

(September.)

In sanfter Herbstesbläue
Ruht sonnig Flur und Hain,
Da die Natur auf's Neue
Sich angehört allein.

Nun darf sie wieder rasten —
Ihr Leben, voll und hehr,
Stört nicht der Menschen Hasten
Und nicht ihr Sorgen mehr.

Da ist nur Licht und Frieden,
So weit man schauen mag:
Als ob der Welt beschieden
Ein langer Feiertag.

Nur vor dem bunten Zuge,
Im heit'ren Sonnenglanz,
Bewegt vom Windesfluge,
Schwankt dort ein Erntekranz.

Nur aus dem Kirchlein dorten
Schallt Orgel und Choral —
Nun Schweigen allerorten,
Nun Still' in Berg und Thal.

Weinlaub.

(October.)

Noch einmal wird es laut — es klingt
Den Strom entlang, vom Rebenhügel.
O Laut der Freude, der bis hieher dringt,
Dir gab der lustige Herbstwind Flügel!
Und wenn dem Himmel Sonnenschein,
Der Erde Grün und Blumen fehlen:
Dann quillt der Wein,
Der Wein wie neuer Lenz durch unſ're Seelen!

Sei tausendmal gegrüßt mit Spruch und Reim,
Mit trunk'nem Antlitz und bekränztem Becher!
Mit Sang und Klang, so führen wir Dich heim,
Du Freudenspender, Sorgenbrecher;
Du Zaubertrank, der Dichtermund
Oftmals berauscht mit Flammenküssen —
Du Sohn des Lichtes, der der Freiheit Grund
Mit grünem Bollwerk schützt an Deutschlands Flüssen!

Immortellen.

(November.)

Ja, Vaterland, auch Dein gedenken wir,
So oft wir durch die Haide schweifen;
So oft wir in dem lauten Jagdrevier
Nach unserer Büchse greifen!
Daß Jeder auf gewohnten Pfaden
Der Arbeit und Erholung pflegt:
Euch danken wir's, ihr Kameraden,

Die still wir in das Grab gelegt!
Daß jedem Deutschen nun geboten,
Was hoch er wie das Leben hielt:
Euch danken wir's, ihr treuen Todten,
Die ihr im heil'gen Kampfe fielt.
Ja, daß nunmehr zum höchsten Ruhme
Deutschland, zur Herrlichkeit erwacht:
Wir danken's Eurem Heldenthume,
Das sterbend uns den Sieg vermacht!
Und still am Allerseelentage
Steht am bekränzten Hügelrand —
Das ewig Euch im Herzen trage —
Dankbar ein freies Vaterland!
Schlaft wohl! Wir aber ziehen in den Wald,
In welchem schon die Rüden munter kläffen;
Gottlob, es gilt, wenn heut' die Büchse knallt,
Im andern Feld ein and'res Wild zu treffen!

Tannengrün.

(December.)

Still seinem Ziele geht das Jahr entgegen,
Mit seinen Freuden, Leiden, seinem Segen —
Ob heiter Ihr, ob schmerzlich es verlebt:
Es winkt zum Abschied — es entschwebt.
Und auf den ahnungsvollen Gränzen
Der Zukunft und Vergangenheit,
Laßt Ihr den Baum von hundert Lichtern glänzen —
O Kinderfest! O Weihnachtszeit!
Bist Du als leuchtend Sinnbild nicht entglommen
Des Wortes: „Laßt die Kindlein zu mir kommen"?
So kommt denn, kommt, die Ihr in Eurer Brust
Die Zukunft tragt, Euch selbst noch unbewußt,
„Denn solcher ist das Reich" — mög' es auf Erden
Ein Reich des Friedens und der Liebe werden!

Gedichte.

Von

Dr. Carl Julius Schröer.

1.

In der letzten Stunde.

(Den 13. Oct. 1871.)

Ein Flüstern geht durch Oest'reichs weite Gauen,
Durch unser großes mächt'ges Oesterreich,
Ein Paradies war es noch erst zu schauen,
Aufstrebend jüngst noch, jenem Adler gleich!
Die Städte wuchsen in den schönen Auen,
Verjüngt vom Hauch der Freiheit schien das Reich:
„Des Wahnsinns Arm, entfesselt, will es wagen
Oest'reich's Panier, den Adler zu zerschlagen!"

„Noch eine Stunde und es ist gescheh'n,
„Dann werden lösen sich der Völker Bande,
„Dann soll das stolze Reich in Trümmer geh'n,
„Das große Reich in viele kleine Lande!
„Wird dann ihr Heer auch noch zusammensteh'n?
„Dem Adler treu, der Einheit Unterpfande!?"
Schon macht das Wort im Kreis die Runde,
In stummer Spannung harrt die Welt der Stunde.

Uns aber stockt der Athem in der Brust.
Nicht um des deutschen Volksthum kann uns bangen
Um Oest'reich bangt uns, einstens uns're Lust,
Das uns're Seele hielt mit Lieb' umfangen.

Der Rohheit Schauplatz, wilder Selbstsucht Wust
Soll hier ersteh'n, wo uns're Städte prangen?
Ihr wißt, „wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich nimmer ein Gebild gestalten!“

Der Kaiser naht; auf ihn hernieder schaut
Die lange Reihe seiner mächt'gen Ahnen,
Die dieses Reich allmächtig aufgebaut,
Sie werden um ihn sein, ihn schirmen, mahnen.
Noch ist das Schicksal seiner Hand vertraut,
Ein Wort und — haltlos zieht es seine Bahnen! —
Das Wort, es fiel, Heil uns, nicht das der Spaltung,
Es war der Einheit Wort, der Kraftentfaltung! —

2.

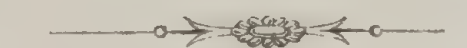
Wie sie mich verließ.

(Aus dem Magyarischen.)

Brach der Zweig, da flüchtet fern das Vöglein sich:
Braune Kleine, o, wie du verließest mich!
Wie der Vogel ließ das Zweiglein, das ihn trug,
Als der Blitz so plötzlich es in Stücke schlug.

Würde d'rüber ja nicht klagen, sicherlich!
Fände ja noch sonst für mich ein Liebchen sich;
Könnt' ich dich, ach könnt' ich dich vergessen nur!
Eine and're, außer dich, ach, lieben nur!

Gottes Strafe traf mich schwer, ja schwer durch dich,
Daß ich gar so unermeßlich liebe dich!
Wilde Rose blüht im Wald am stillen Ort
Wie verschmähte Lieb' im Herzen fort und fort!



Früher Tod.

Novellette.

Von

L. Anzengruber.

Mittag war's und die Maiensonne schien in's Land, die Schatten schwanden aus dem Thale, auch dort wo zwei Bergabhänge schmal aneinander rücken und wo sonst der Schatten früh kam und am spätesten ging; dort rieselte in der Mitte ein klarer Bach dahin, jeder Kiesel war zu sehen am Grunde, das Gras senkte seine Halme in die Feuchte und das Kraut stand üppig, große Steine, auf Schrittweite gelegt, dienten als Brücke. Gegen den einen Bergabhang auf einem Ufer stand ein kleines Häuschen, hatte nach dem Hofe zu einen Zaun aus einer Dornhecke, welche an ein paar Flecken Gartenerde hinlief, eine große Sonnenblumenstaude nickte darüber und gegen den Wald zu war das Haus offen, die Inwohner der Hütte fürchteten wol nicht, daß Jemand käme und ihnen etwas enttrage, vermuthlich hatten sie nichts, was des Nehmens werth.

Drüben am anderen Ufer des Baches stand ein stattlicheres Häuschen mit einem Vorgarten, vier Stufen führten zur Hausthür und rückwärts war ein Garten mit Breterzaun umgeben, über den neugierig und stolz die ersten Bäume des Waldes hereinblickten auf die fremden Ansiedler.

Ein Knabe in fraglicher Kleidung mit nackten Füßen mühte sich von einem Steine auf den anderen über den Bach zu setzen und sein Schwesterchen, ein kleines Mädel, dem das Röckchen, das einzige Kleidungsstück, das es am Leibe hatte, im Winde flatterte, hielt die kleine Hand als Schirm über die Augen und sah lachend dem Bruder zu, — jetzt glitt der Knabe ab und mit einem Aufschrei des Schreckens stand er bis über die Knie im klaren Wasser, das Mädchen klaschte in die Hände und lachte laut auf, der im Wasser stimmte übermütig darin ein und kletterte wie ein Frosch auf den Stein hinauf, da trat ein rothbackiges Weib, mit blitzenden Augen und reichem Haare in die Thür des kleinen Häuschens.

„Werdet ihr Ruhe geben! Wißt ihr nit, daß da drüben der Niederreitner Leopold krank liegt?"

Der Knabe war rasch über die Steine zurückgehüpft und faßte das Mädchen bei der Hand, verschüchtert gingen die beiden Kinder nach dem Hause, wo die Mutter schon wieder am Herde hantierte. „Müßt's brav sein", sagte sie, „daß die Nachbarsleut' nit klagen, ein Krankes leidet unter'm Lärm, — geht nach dem Wald zu, wenn ihr spielen wollt."

Die Kinder aber gingen durch die rückwärtige Thür nach dem Hofe und setzten sich neben dem Zaune hin und dachten nach und besprachen sich, was wol ein Krankes sein möge — und spielten Kranker und Doctor.

Drüben aber war's Ernst. Nach dem Garten zu lag der Kranke, ein bleicher, junger Mensch, im Bette und hüstelte aus tiefer Brust. Das Erdgeschoß lag etwas hoch, eine Linde fächelte mit den Aesten zum Fenster herein, die Sonnenstrahlen schossen spielend durch das junge Grün und dahinter lag aufragend der Berg, ein Stück weiter sah man noch aus der Enge in das weite Thal, darüber lag der Himmel in freundlicher Bläue und in einem weißen Florkleide, das sich aus den senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen gewoben hatte, verloren sich Baum und Strauch und Hütten, die tiefer im Thale lagen.

Friede rings! Nur der Kranke hört schärfer, er hört das Knirschen der Freßzangen des Gewürmes, er hört die Blätter abgenagt fallen und er hat das Gefühl, als ob sie leise auf seine Bettdecke sänken, er hört die Made im Holze, und von dem schönen Stamme verbleibt nichts als Gerispel, Staub und faule Späne, er hört das Uhrwerk des Vergehens in der Natur, der Tod will als treuer Gevattersmann den Scheidenden langsam entwöhnen der Freude und der Hoffnung und zeigt ihm die Natur krank, verlöschend, wie er selbst. Ein großes Sterben, heute mir und morgen dir. Um so unendlicher sehnt sich der Kranke nach dem Auge des Gesunden, dem die ganze Natur gesund erscheint, nach dem Ohre des Gesunden, dem ein fröhliches Rauschen durch die ganze Natur geht, wie in einem Werkhause, wo fort und fort die Maschinen rastlos schaffen, und da bimmelts in der Mühle — kling, kling, — „der Stein hat leer gemahlen, holt das Brot und schüttet neues Korn auf", und da rennt die Säge schnurrend um sich „wo ist der neue Stamm: hab' ausgesägt" — und der Hammer hebt sich stolz und sagt zur Eisenesse: „gib, gib, daß ich weiter hämmern mag!"

Der Kranke hörte das gerne wie vormal, aber zernagte Blätter sinken ihm immer auf die Bettdecke; hätte er nach Außen hingelauscht, er hätte es leise unter seinem Fenster heranschleichen hören, er hätte ein stilles, unterdrücktes zitterndes Weinen gehört. Aber die Sorge um ihn schlich so leise und weinte so stille, daß er es nicht merken sollte; unter seinem Fenster stand gebückt, so daß kein Laut, kein Seufzer zu ihm dringe, das Weib, das ihm das Leben gegeben, ein einfach Weib, das Gattin und Mutter ward, weil es so hergebracht, das ledig geblieben wäre, wenn es sich getroffen

hätte, das Alles hinnahm, als müßte es so sein, wie es kam, ein Geschöpf, dem Liebe und Pflicht Alles war, das den Genuß wie Dank hinnahm und alles Leid als Prüfung.

Er hatte des Genusses willen gelebt, er hatte Lust gesucht und gefunden.

„Werde doch so jung nicht sterben sollen?“ hüstelte er.

Nebenan im Zimmer hörte er zwei Stimmen leise sich besprechen, die eine zitternde war die seines Vaters, die andere, die vorsichtig jedes Wort betonte, das war der Doctor, — was sie wol miteinander hatten? Sprechen werden sie über ihn.

Er hob sich mühselig aus dem Bette und schlich leise nach der Thür und legte sein Ohr an die Breter.

Draußen sagte die zitternde Stimme: „Herr Doctor, Gewißheit, wenn man sie haben kann, ist gewiß immer besser als die Unruh', die uns aufzehrt, mein armes Weib geht im Wachen und Warten zu Grunde, es frißt ihr das Herz ab. Glaubt Ihr's nicht, Herr Doctor, daß unser Leopold wieder gesund werden könnt.“

„Ich glaub's nicht, Niederreitner, nehmt Euch zusammen, seid ein Mann.“

„Und wie lange . . .“ fragte die zitternde Stimme, er sprach's nicht aus, was er dachte.

„Erschreckt mir nicht, Niederreitner, setzt Euch nieder, besser Gewißheit, habt Ihr selbst gesagt; — macht die Sach' in Ordnung, laßt den Geistlichen kommen, man kann nicht wissen was geschieht; ich fürchte, er erlebt den nächsten Monat nimmer . . . . . .“

Ein schwerer Fall in der Krankenstube unterbrach den Redner. Erbleichend sahen die beiden Männer einen Augenblick sich an. Da flog schon schreiend die Mutter herbei. Sie öffneten die Thür, wie leblos lag der Kranke hinter ihr.

Sie hoben ihn auf und trugen ihn in's Bett.

„Er hat sein Todesurtheil gehört,“ sagte der Arzt für sich, „das ist ein schlimmer Fall, die Leute werden meinen, er hätte vielleicht leben können, wenn ich nichts vorher gesagt hätte, gewiß ist, die Erschütterung kann ihn noch früher tödten. Aergerlich, — ärgerlich,“ — kopfschüttelnd entfernte er sich.

Abend war es geworden, Licht brannte in der Krankenstube, Leopold hatte sich wieder erholt und saß aufgerichtet in den Pölstern, seine Mutter saß neben ihm, das Gebetbuch im Schoße, der Vater saß bei dem Fenster und starrte hinaus, draußen zogen Wolken rasch über die Sterne, ein Rauschen ging durch den Wald, die Tannen nickten, im Garten spielte der Wind mit den Zweigen.

Der Kranke hüstelte.

Es schnürte ihm die Brust zusammen, er gedachte, wie sein Vater und der Doctor so gleichgiltig davon sprachen, ja wie sie es nur ausdenken, wie sie es nur sprechen konnten, daß er sterben müsse — so jung — und sterben müsse!

Gleichgiltig, ob er lebe und sterbe.

Er hat es ja auch gethan, — auch er hatte es gethan, geredet von Lebenden und Sterbenden, gleichgiltig, wie sie leben und sterben mochten, wenn nur er lebe; und Viele hatten ihn lieb und Viele gingen ihm nahe an, die Stimme der Natur sollte für sie sprechen, sie schwieg, sie sprach nur für ihn, für seine Ruhe und Bequemlichkeit.

Es fröstelte ihn.

„Es hätte Alles gut werden können," sagte er leise, „hättet Ihr mich die Hanne heiraten lassen, die ich von Kind auf gern sah (es war das das Weib mit den blitzenden Augen und dem reichen Haare, die Mutter der beiden Kinder drüben in dem kleinen Häuschen). Ich wär' da verblieben, so bin ich Euer Einziger zum Militär gegangen, da war freilich ein lustig Leben, nun ich hab's davon. Ich hätt' hier hausen mögen in Gesundheit und Frieden wie Ihr, und alt werden, wie Ihr; so ist's jetzt am End'!"

„Wer hätt' auch gedacht, es nimmt so eins," weinte das Weib.

Der Mann am Fenster senkte den Kopf. „Wir haben Dich halt als zu gut gehalten für so eine arme Dirn."

„Jetzt bin ich für Jede zu schlecht — ja, das Militär, hätt's nicht gedacht, wie es dort ist, war zu Haus gewohnt das Schaffen, dort gab es viel freie Zeit und ein Mal dort und wieder da sein, müssige Zeit und Unstät sein macht lüstern Blut. Haha, und das Frauenzimmer in den Städten hat das auch, hat über sein bischen Arbeit immer den Kopf frei und simulirt und liest Lieb'sgeschichten. Gute Zeit das, für den, der's versteht. Vater, Ihr seid ja auch beim Militär gewesen, haha" — — das Lachen erstickte ihm im Hustenanfalle. „Hättet's wissen können, daß das nicht taugt für mich."

„Mach' Deinen alten Leuten keine Vorwürf'!"

„Mach' ich Euch die? Ich sag', es hätt' anders kommen können."

Damit versank der Kranke in tiefes Nachdenken.

Er ist müde, todtmüde, er hält die Augen geschlossen, weiß Gott, was das ist, es ist ihm, als säh' er nach innen hinein und säh' bekannte Bilder aufsteigen. Erst sieht er sich in seinen Pölstern liegen — ein halbes Jahr dauert das schon — ein Tag war hell, der andere grau — jetzt ist der Lindenast grün, damals war er beeist, damals, als er den Tannenwald hinter dem Elternhause herabkam, als Urlauber, da rieselte es flockig von den hohen Aesten auf seine Mütze herab, weit lag der Schnee, auch auf dem Dache, nur um den Schornstein herum vertrieb ihn der Rauch, der lustig daraus hervorwirbelte — er jauchzte nicht auf, als er das Thal sah, dazu war ihm die Brust zu weh und die Seele zu unruhig.

Aus der nächsten Kreisstadt war er früh Morgens gezogen, die Straße wanderte er entlang, es war schön, die Sonne ging eben auf und färbte die

weiten Schneefelder rosenroth, er war heiter; da kam langsam ein Gefährt vorbei, Gendarmen saßen darauf und ein paar Männer und ein paar Frauenzimmer, die fuhren der Strafanstalt zu, und Eine weinte sehr — jetzt ließ sie die Hände sinken, da kannte er sie, sie mußte fünf Jahre aus der Freiheit. Ei ja, sie hat Wort gehalten!

Dort außer der Stadt am Flusse liegt eine kleine Au, dort ging er zum letzten Male mit ihr, schön grün war's und der Himmel blau — sie hatte nichts mehr zu verbergen. Da sagte sie ihm: „Leopold, allein bekenn' ich mich nicht dazu.“ Da biß er sich in die Lippen und sprach nichts mehr. Sie aber sagte bei ihrem Hausthore: „Ich weiß, was ich thue!“

Vor dem Thore stand ein Brunnen, der plätscherte lustig, an dem ging's vorbei mit klingender Musik an dem Tage, wo sie sich kennen lernten. Man sieht sich doch unter den Mädchen um, er sah nach allen Fenstern, da stieß ihn sein Nebenmann an und nickte gegen den Brunnen zu, da stand sie, groß, schlank, mit rabenschwarzem Haare und blitzenden Augen, auf ihren Krug aufgestützt und sah den vorbeimarschirenden Soldaten nach und da blickte er hinüber und sie lachte. Das taugte ihm.

Sie wechselten gerade Garnison. Im anderen Städtchen war er noch Tags zuvor bei einem Taufschmaus gewesen, dort stand er am Fenster und sah bald zwischen den Vorhängen hinaus auf den mondhellen Marktplatz — der verschwiegene Gesell' am Himmel hat ihn oft spät Nachts aus diesem Hause schleichen sehen — bald sah er seitwärts nach dem anderen Zimmer, wo die Wöchnerin im Bette aufrecht saß, sie hatte feuchte Augen — ein Spaß ist's, daß sie, selbst nicht treu, doch Treue verlangen. Rückwärts an der Tafel freute sich ein kleines, schwaches Männchen über ein bleiches, skrophulöses Kind — haha — o die Weiber! . . . .

Der Husten erschütterte ihn tief — wie das in die Brust stach!

In diesem Städtchen lag er zum ersten Male in der Provinz in Garnison. Den Tag darauf, nachdem sie eingerückt, ging er über den Marktplatz, dort bei der Dreifaltigkeitssäule, auf deren breiten Stufen an Markttagen alte Landweiber mit Vogelfutter und anderen kleinlichen Kram saßen, dort stand sie, die dralle, schmucke Frau mit den reichen, blonden Haarwellen und den feuchten blauen Augen; sie hatte eingekauft und ihr alter Mann mußte den Korb nach Hause tragen, denn sie wollte noch in die Kirche gehen. Der Alte mit dem Korbe drängte sich durch und verschwand unter den Leuten und er trat näher und grüßte höflich und sagte: „Der alte Herr ist wol Ihr Vater, schönes Kind?“ Und sie lachte und schämte sich und sagte: „Es ist mein Mann!“ Ja, wie gerne lassen sie sich bereden, daß ihnen Unrecht geschehen sei, wenn sie Lust haben, selbst eines zu begehen! Und was die blauen Augen zu reden wußten, als er plaudernd neben ihr bis zur Kirche ging. Sage doch Keiner, die Blondinen wären kälter.

Ja, es gibt schon auch schene Vögelchen. Als sein Regiment noch in der Hauptstadt lag, da kam es gerade zur rechten Zeit, daß die Trompeten

zum Abmarsche bliesen, und daß es vom Himmel goß, wie aus Kannen, an dem Tage, wo sie fortzogen! Der Oberst nahm plötzlich eine andere Gasse, die dem Bahnhofe näher lag; in dem schmalen Gäßchen, durch das sie sonst hätten marschiren müssen, da standen Etliche unter einem Hausthore, denen er nicht gerne begegnet wäre, ein alter, zorniger Mann, neben ihm ein weinendes Weib und seitab trotzig ein Mädel mit großen, trockenen Augen — husch vorbei — Ihr wartet mir lange gut — müßt Ihr denn Alles für Ernst nehmen, was man Euren Aeffchen vorplaudert? Hätt' er sich überhaupt um sie angesetzt, wenn es nicht eine Wette gegolten hätte?

Im Regen ist auch das gekommen. Ach, was war das für ein heit'rer, warmer, schöner Sommertag, als es mit mehreren Cameraden und deren Mädeln über Land ging, das trotzige Ding ging ihren Freundinen zu Lieb mit, hielt sich aber von den Soldaten ferne. Da kam ein leichter Regenschauer und das trieb sie in das Gartenhäuschen einer Bauernschänke, sie schäckerten und lachten durcheinander, und im tiefsten Winkel stand das stolze Mädel und sah hinaus in die Gegend und ein Führer trat herzu und meinte: „Die wäre was Apartes und keinem Soldaten hold." Es galt die Wette.

Ja, bis man's zum Wetten und Wagen bei den Weibsleuten bringt, hat man sich umgethan.

Die Lise, mit der er schon ein halb Jahr ging, stand daneben und lachte zu der Wette, sie war es zufrieden, sie hielt nichts auf ihren Ruf, was sollten Andere einen besseren haben?!

Ein sonderbar Volk! Er konnte sich sagen, daß er es kannte, das machte ihn so wettlustig, als sie da oben im Gartenhäuschen standen. Eine Wolke lief rasch über die Sonne hin und von der fiel der Regen in großen Tropfen. Da lag die Welt licht und hell und in klaren Schnüren fiel der Regen darüber. Dort seitwärts, tief im Thale lag eine Villa auf einer Wiese, mitten im Tannengrün — ein junges Ehepaar wohnt jetzt dort. — Huscht nicht ein helles Seidenkleid über den falben Kreis der Gartenwege und wie ein Käfer folgt ein dunkler Schatten nach. Unschuldig Spiel — hasche sie nur — ich weiß besser, was Du hast.... Sie wird wol die Briefe verbrannt haben, wo in schlechter Orthographie von ihrem Jetzigen, als er noch ihr Bräutigam gewesen, die Rede war....

Gerade über sind die Hügel mit Weinreben von oben bis unten bepflanzt. Bei einem Weinlesefeste war er ja auch dort — ist's nicht der Weingarten dort, der tiefer liegt wie alle anderen, dem Walde zu, wo dort aus dem Gebüsche eine Mariensäule hervorragt? Wer wol die kleine, junge Dame aus reichem Hause war — die eben aus einer frommen Erziehungsanstalt kam — die so viel Most getrunken hatte — wer sich's von der gedacht hätte? Je nun, er hat Wort gehalten und ihr nicht nachgefragt.

Und weiter dort führten die Wege nach der Stadt — da mag er sich kaum mehr erinnern, was er dort Alles erlebt — vor welchen Kirchen er gewartet — welche Straßen er auf- und abgeschritten, stundenlang — welche

Treppen er auf- und abgeklettert — bis auf das erste Haus, das er in lustiger Gesellschaft besuchte — das war keine lautere Wirthschaft dort — und er lief davon ....

Haha ....

Mein Gott, wie die Brust arbeitet .... will es ihm das Lachen darüber verleiden!!

Ja, er ist davongelaufen, damals war er gerade vom Lande in die Großstadt gekommen, ein stämmiger, gesunder Bursche. Sechs Tage war es erst, daß er vom Hause weg war. Als er von dort wegging, war es früh Morgens, ein leichter Nebel lag über dem Bache, das Gras am Rande schüttelte sich, als möchte es frieren, die alten Leute begleiteten ihn ein gut Stück Weges. Was mußten sie auch mitgehen? Gerne hätte er noch an der Hanne ihrer Hütte gepocht und ihr gesagt: „Denk' nicht an das, was ich gestern gesagt hab', bleib' mir treu, wart' auf mich!“ ....

Gestern hatte er Streit ihretwegen mit seinen alten Leuten und er ist im Trotz hinübergegangen, sie jätete gerade in der Gartenerde Unkraut aus, er lehnte sich über den Zaun und sagte: „Hanne, sie wollen nicht, daß wir zusammen kommen; ich geh' morgen fort, zum Militär geh' ich, daß Ruh' wird, brauchst nicht auf mich zu warten, wenn Einer kommt, der Dir taugt. Ich komm', weiß Gott wann, wieder, ich hab' die Einschicht da satt.“ — Sie sagte nichts und weinte.

Freilich da oben am Berge, wo man so weit in's Land sieht, da hatte sie auch geweint, aber anders war's damit gemeint. Er hatte sie an der Hand gefaßt und hatte gesagt: „Schau, Hanne, wie ich Dich so anseh', Du bist doch ein aufrechtes Dirndl geworden, und ich weiß Einen und den Andern da herum, der Dir gut ist, so gut mag Dir aber Keiner sein, als ich, und denk' mir, Du könntest es mit mir versuchen. Als Nachbarskinder sind wir aufgewachsen, wir kennen uns von klein auf, jedes Schritterl im Leben wissen wir Eins vom Andern, und 's ist doch schön, Eines zu haben, mit dem man reden kann, bis in die früh'sten Tag' zurück; weißt noch, wie das so war und das so? Und nicht erst lang erzählen muß. Muß doch schön sein, wenn zwei Leut' so ein Leben aus Einem Stück führen, und es gibt gar keine Zeit, bevor sie sich 'kennt haben und sie mögen sich vertrauen bis in's Grab!“

Das war ihm oben durch den Kopf geschossen, als sie hinunter sahen auf das Dorf im weiten Thale, wo sie neulich auf dem Tanzboden waren und er das erste Mal daran gedacht hat, daß die Hanne ein mordsauber's Dirndel geworden, als die anderen Burschen sich herzudrängten und sie doch mit keinem Anderen tanzte, als mit ihm.

Ja, bis dahin war er ohne allen Arg und andere Gedanken neben ihr hergelaufen, das ganze Thal ab und zu, da gab es kein Fleckchen rundum, wo sie nicht gewesen wären — da hatte er ihr im Walde Holz klauben geholfen — den schmalen Steig gingen sie, o wie oft, hinüber in's Dorf in die Schule — dort auf der Wiese machten sie Jagd auf Grillen, Schmetterlinge und

Frösche — dort, wo der Bach so seicht war, badeten sie und dort, wo es den Sand an das Ufer getrieben hatte, saßen sie oft und spielten mit bunten Steinen. Es ist ihm so sonderbar wohl in der Sonne, auf dem bunten Kies — die Hanne hatte die Schürze voll Steine und stand auf und die Schürze war zerrissen und die Steine rollten immer schneller und schneller durch — und sie weinte und er lachte wie toll.

Daß es ihm wehe that und nach hinten über warf.

Da faßte es ihn unter den beiden Armen und zog ihn in die Höhe — ei ja — das kannte er — das ist das Tuch — an dem gängeln sie ihn — gehen sollte er lernen — die Arme hängen so possirlich in die Luft — die Füße setzen sich so langsam und so schwerfällig in Bewegung — und da geht's zur Hausthür hinaus — und da drüben aus der kleinen Hütte tritt auch eine Frau und die hat vor sich gerade so ein kleines zappelndes Ding und das sieht mit großen braunen Augen herüber, wie er hinüber sieht, und da patschen sie unbeholfen die Hände zusammen und lachen, und wissen nicht, warum.

Aber das Tuch verschnürt ihm die Brust. — Das ist doch toll — die Welt tanzt und die Berge fallen in's Thal — Luft! — Die großen, braunen Augen schauen noch treuherzig nach ihm . . . Hanni!

Da streicht ihm eine Hand die Haare von der Sitrne — er kennt die Hand — so hat sie oft gethan — das ist dieselbe Hand, die ihn gegängelt . . . . Mutter!

Da gleitet das Tuch langsam unter seinen Armen herab — er taumelt ein paar Schritte in's Dunkle hinein — und steht plötzlich losgelassen . . . . Wo? . . . .

Draußen murmelt der Bach, die Bäume rauschen, der Lindenast pocht an das Fenster: „Komm' in die Elemente!"

Ein Mann, der eine Axt über die Achsel geworfen trägt, schreitet über den Bach weg, dem kleinen Häuschen zu, die Kinder springen ihm lärmend entgegen. Er nimmt das kleinere Mädel auf den Arm und den Buben an die Hand und geht nach der Küche, wo die Hanne beim Herdfeuer steht.

„Grüß' Dich Gott, Hanne!" sagte er, „erschrecke mir nicht, ich weiß, Du hast ihn gut leiden mögen. Der Niederreitner Leopold ist gerad' vor einer Minute, wie ich vorüber bin, gestorben, s'geht ein Jammer durch das Haus."

Das Weib führt in der rechten Hand einen Kochlöffel und rührt eifrig in dem Sterz, der über dem Feuer steht, mit der Linken hebt sie den Schürzenzipfel und wischt sich die feuchtgewordenen Augen.

„Gott tröst' ihn!"

„Amen!"

Die Kinder sind still geworden und sehen auf Vater und Mutter.

Der Mann preßt das Kind fester in den Arm, zieht den Buben mit der anderen Hand an sich und sagt mit einem treuherzigen Blicke auf sein Weib: „So gut hätt' er's auch haben können!"

Heimkehr.

Von

Adolph Wilbrandt.

Heimat! Heimat!
Die Seen blauen,
Die Wälder dunkeln,
Ueber das Kornfeld
Singt die Lerche dahin.
Stille verglüht der lange Tag!
Bald blinkt im Silberlicht
Der müde Fluß,
Seine Wasser wallen
Zum alten Strand,
Sein Silberfaden führt
Zur alten Schwelle,
Zum Haus der Deinen.

Ach, du verlangend
Sehnsuchtsvolles Herz!
Wo ist Heimat? — Wohin?
Dort den Fluß hinab?
Oder zum Herzen heim,
Das Du verließest,
Dem Deine Seele winkt,
Deine Brust erglüht —
Deines Lebens Leben? —
Liebste, Liebste,
Ach, errief' ich Dich

In diesen Arm!
Führte Dich Hand in Hand
Den Fluß hinab,
Meiner Schwelle zu,
An die erwartenden Herzen!
Führte Heimat zur Heimat,
Hielt in den Armen beiden
All' meine Welt!

Aber der Götter Neid —
Still, still, o Herz! —
Und sie gaben Dir doch
Des Segens Fülle:
Heimat dort und hier
An treuer Brust.
Gaben Dir lautes Glück
Und unaussprechlich
Seliges Geheimniß! —
Wand're hinab,
Geliebter Fluß!
Dem Vaterhause zu!
Freude, flatt're voran!
Und mit unhörbar'n Schwingen
Umschmeichelt mich,
Hoffender Sehnsucht
Flüsternde Gedanken!

Ländliche Stimmungsbilder.

Von

Marie von Najmájer.

1.

Morgengang.

Vorüber ist die Wetternacht
In schwerem Flug gezogen;
Es grüßt des Tages junge Pracht,
Der Morgenlüfte Wogen.

Die Wolken zieh'n im Windeslauf
An Felsenhöh'n von dannen;
Zum wunderblauen Himmel auf
Wie ragen stolz die Tannen!

Auf ihren Zweigen dunkelgrün
Viel tausend Tropfen hangen,
Die hell im Sonnenstrahl erglüh'n —
Die feuchten Gräser prangen.

Wie ein beglücktes Menschenkind
Nach schwer empfund'nem Leide
Sich mälig auf sich selbst besinnt
Noch stumm vor sel'ger Freude. —

So schaut, vom Thränenglanz verschönt,
Den neuen Tag die Erde,
Als wär' von Neuem ihr ertönt
Das Schöpfungswort: „Es werde!"

2.

Am Wasserfalle.

Entstürze krystallklar, mit schäumender Lust
Dem Felsen, durchbreche die Schranke,
Wie sieghaft sich ringt aus der menschlichen Brust
Ein mächtiger, schöner Gedanke!

Erwecke die Erde, befruchte das Land,
Laß lächelnde Blumen erstehen,
Umschlinge als segensreich fließendes Band
Die Welt, um im All zu vergehen!

Ein Hoch dir, du edles, du herrliches Naß,
Gegrüßt sei dein freudiges Rauschen!
Enteile in schimmernden Wellen, und laß
Mein Herz und die Bäume Dir lauschen.

3.

Begegnung.

Enge schließt des Hauses Terrasse Menschen
Fremd, und vielverschied'nen Gemüth's, zusammen;
Eng auch ist ihr Sinn, die durch Zufall's Laune
Hier sind versammelt,

Denn sie brachten Anderes nicht mit sich, als
Ihres eig'nen Wesens Alltäglichkeit und
Ach! wie bang wird bald mir zu Muth, gleichviel, ob
Stetig sie plaudern

Solches, was von selbst sich versteht, und Solches,
Was sie leider selbst nicht verstehen, oder
Ob sie kalt — neugierige Blicke schweigsam
Ringsum entsenden.

Mächtig drängt mein Herz mich hinaus, zur Freiheit,
Wo das Hochland ladet zu weiter Aussicht. —
Scheidend ziehen über den dunklen Waldgrund
Hellweiße Nebel,

Und die Sonne lächelt auf Römergräber,
Wo behaglich weiden jetzt braune Kühe;
Lebensfreudig tummeln herum sich Rosse
Hin auf der Wiese,

Auf dem Bergweg, dessen uraltes Felswerk
Spuren allwärts trägt von antiken Rädern,
Wo einst machtvoll rollten der Römer Wagen,
Klettern die Ziegen. —

Einsam bist allhier Du und frei, und dennoch
Unbefriedigt, wogendes Herz, noch immer!
Denn hier athmest Du nur allein, kein lebend
Sein, das Dich anspricht.

Berge, habt Ihr keine Erinn'rung? wär' sie
Fern und traumhaft auch, wie des Wölkchens Schatten,
Flüchtig gleitend über den Fels wie dort, gleich
Einer Erscheinung.

Ist dieß wirklich eine Gestalt? wie schwebend
Leicht ihr Gang, wie edel ist auch die Haltung,
Wie so zwanglos wallt ihr Gewand, als hätten
Immer auf Erden

Schönheit nur, Gesittung und Maß geherrschet!
Wie ein holder Traum der Antike kommt sie
Näher über felsige Höh'n herab, voll
Blumen die Hände.

Wen'ge blüh'n hier, aber sie fand sie Alle:
Disteln, Gräser ordnete sie zu Zierath,
Und es ist, als lächelten sie bei ihrer
Hände Berührung.

Ja, sie ist es, die mit der Stimme Wohlklang
Süß und machtvoll, gestern schon mich bestrickte,
Und der Landsmann glitt, der Accent von Ungarn
Durch ihre Sprache.

Kam dieß Weltkind her in die halbe Wildniß,
Wieder Freiheit völlig und rein zu athmen,
Also wie sein Wesen sie fordert, wie sie
Bot sein Geburtsland?

Nicht vermocht' der glatteste Schliff zu hemmen,
Was ursprünglich eigen ist diesem Wesen!
Immer herzerquickend in seiner Ganzheit
Ist es geblieben.

Off'nes, hundertblättriges Buch, Du Antlitz,
Schalkhaft freundlich, königlich stolz, und wild und
Lieblich, warm und kalt — ach, wie Vieles gibst Du
Mir zu durchlesen!

Sieh! schon kommt sie nahe; weßhalb bleibt lächelnd
Dicht vor mir sie stehen? erräth sie, was ich
Fühle — weiß sie, was ich ja selbst nicht wußte —
Daß ich sie suchte?

4.

Scheiden.

An Camilla.

Stille Luft läßt wunderklar
Alle Fernen sehen;
Schöner, als es jemals war,
Will das Land erstehen.

Hörbar ist der fernste Laut,
Alle Winde schweigen,
Weit Getrenntes will sich traut
Zu einander neigen.

Wo die Sonne ging zu Thal,
Schwarze Wolken hangen,
Fernhin zuckt ein Blitzesstrahl —
Rings Gewitterbangen.

Also sind, wie nie so waren,
Herz an Herz gedrungen,
Halten uns in stillem Harm
Schweigend lang umschlungen.

Und jedweder Seelenlaut
Einigt sich uns Beiden
Süß und bang und schmerzlich traut —
Denn wir müssen scheiden.

Meines Schmerzes Wiederschein
Liegt in Deinen Zügen,
Innig will Dein stolzes Sein
Sich zu meinem schmiegen.

Nimmer werd' ich, holdgesinnt
So Dich wiedersehen,
Nimmer wirst Du, Elfenkind,
Dieses Herz verstehen.

Wenn sein ungestümer Schlag
Nicht mehr Dir erzählet,
Was es selber leiden mag,
Wenn es And're quälet.

Wie in's Haar ein Röselein,
Das Du hier gefunden,
Flechtest Du Erinn'rung ein
An verfloss'ne Stunden.

Doch in meinem schweren Sinn
Wird sie Wurzel schlagen,
Und ich werd' durch's Leben hin
Dein Gedenken tragen.

Zwei Söhne.

Aus den „Volkserzählungen"

des

M. Wowtschyk (Eugen Markowicz).

I.

Mein Mann ist gestorben, und hat mir zwei Kinder zurückgelassen, zwei Söhne. Ich mußte nun fest arbeiten, um meine Kinder zu ernähren. Mit meiner Händearbeit allein werde ich nicht aufkommen. Ich habe dieß, ich habe jenes verkauft — ich habe Alles schon verkauft. Für die Armuth ist es so schwer, seine Habe zu verkaufen, denn sie ist im Schweiße des Angesichtes erworben und uns an's Herz gewachsen.

Die Armuth verkauft . . . sie sorgt, plagt sich Tag und Nacht über — und doch kein Segen und keine Freude für die Kinder . .

Die Kinder aber wachsen heran, sie springen und laufen um mich herum, und schwatzen — meine theuren Lerchen!

II.

Mein Andrejko war voll, weiß, mit krausen Locken. Er war ein heiterer Knabe, frisch und rasch. Tag über pflegte er mir tüchtig zuzusetzen mit seiner Ausgelassenheit und mich zu ärgern, trotzdem aber mich noch mehr zu erfreuen. Ich zankte ihn brav aus, und gab ihm dann einen Kuß. Er war der ältere von Beiden.

Und was soll ich erst von meinem Wasylko sagen — er war still, nachdenklich, bescheiden. Man hörte ihn nicht in der Hütte, und sah ihn auch nicht auf der Straße. Er war immer, von Kindesbeinen an, ein wenig tiefsinnig.

Möglich deßhalb, weil er zu einer schweren Stunde geboren wurde, kurz nach dem Verscheiden meines Mannes oder weil ihm Gott eine solche Natur gegeben.

Andrejko lief im ganzen Dorfe herum — und pflegte dann zurückzukehren mit rothen Backen, lachend und scherzend wie der lebendige Muthwille; — der andere aber — blickte man nach ihm — blieb wo immer neben der Hütte sitzen, und siebte die Erde zwischen den Fingerchen, oder suchte Kräuter aus, scharte etwas hervor, einen Wurm oder einen Käfer, und besah ihn genau und staunend; dann sann er wieder und wieder. Jauchzte Andrejko auf, dann bebte der Kleine zusammen, und wenn es warm wurde, und er in den Obstgarten gelangte, dann blieb er den ganzen Tag unbeweglich liegen; es schien als horche er auf irgend etwas.

— „Was bist du so nachsinnend? mein Sohn," fragte ich ihn.

— „Wie groß ist doch die Welt — ! wie groß!"

Er war noch ein kleines Knäblein, das man kaum über der Erde bemerkte, und schon kannte er alle Kräuter, wie sie heißen, wann und wo sie blühen, und wie sie blühen; und wann die Vöglein von uns fortziehen, und wieder mit der Jahreszeit zurückkehren. Alles das wußte er schon dazumal genau.

— „So hat es Gott bei ihm geschaffen" pflegten mir die Leute zu sagen.

— „Laßt ihn nur so sein — denn Gott hat es ihm so gegeben."

III.

Zur Herbstzeit, an den Abenden, wenn mich die Arbeit abgemüdet, pflegte ich Beide auf meine Knie zu nehmen und ihnen in guter Weise zuzusprechen; nun, so gut ich es verstand, suchte ich sie zu belehren .... Ich erzählte ihnen von Diesem und Jenem, und erklärte es ihnen nach Möglichkeit. Andrejko, bald von der Langweile ergriffen, wurde dann unruhig, rieb sich die Augen, gähnte und stöhnte.

— „Laßt mich nun gehen, Mutter!" pflegte er dann zu bitten. Und wenn ich ihn entließ, was fiel ihm da nicht Alles bei! er schwatzte und tobte dann erst recht und so lange, bis ihn der Schlaf überwältigte. Wasylko dagegen wäre die ganze Nacht hindurch mit mir sitzen geblieben, um mir zuzuhören, und mit seinen kleinen Aeuglein in meine Augen zu blicken.

In der Nacht, wenn ich aufwachte, und nach ihm blickte ....

Mein Wasylko schlief nicht!

— „Warum schläfst du nicht, mein Söhnchen?"

— „„So! — ich will nicht schlafen. Warum ist, Mütterchen, die Nacht so finster? Warum sieht man nicht?"" — „So hat es Gott gemacht, liebes Kind, daß es bei der Nacht finster ist. Schlafe," sagte ich „schlaf'!" ..

Er schwieg dann, aber noch längere Zeit hindurch konnte man sein Herumwälzen hören.

Schien der Vollmond zur Nachtzeit hell herab, so starrte ihn Wasylko an, und wendete keinen Blick von ihm ab. Ich habe aber von den Leuten vernommen, daß es nicht gut ist, wenn der Vollmond seine Strahlen auf die schlafenden Kinder niedersenkt; ich deckte meine Kinder gut zu, und sagte strenge zu Wasylko: „Sieh nicht hin, Wasylko, sieh mir den Mond nicht an — dieß ist nicht erlaubt!" Er seufzte. Selten kommt im Jahre eine Nacht vor, welche er in ruhigem Schlafe zubringen würde; entweder hat er gar keinen Schlaf, oder er schläft, jedoch mit beunruhigenden Träumen.

Andrejko ist anders. Mag die Morgenröthe anbrechen und die Sonne auch schon aufgehen — er liegt noch immer in tiefem Schlafe, wirft sich umher, und erhitzt sich. Wie es am Abende schwer war, ihn zur Ruhe zu bringen, so schwer war es ihm, sich am Morgen aufzuraffen. Steht er aber auf, mein kleines Tollbübchen, dann ist wieder ein Johlen in der Hütte, daß die Balken ächzen. Jetzt beginnt das Laufen, Springen, Schreien, Schwatzen, und so dauert es bis zum Essen. Dabei ist mein Herz so froh, so lustig, so liebefühlend, so glücklich!

Tobte er mir allzu sehr, so mußte ich wol — ob ich wollte oder nicht — ihn zur Ruhe weisen, ihm sogar drohen, ja, ihn manches Mal selbst anschreien.

Wasylko, obgleich der Kleinere, pflegte dem älteren Bruder Vorstellungen zu machen. Andrejko war rasch und z o r n i g wie ein Funke; er hatte bald einen Zank mit den Nachbarskindern auf der Straße; ja dann und wann raufte er sich mit ihnen aus purem Muthwillen.

— „Andrejko!" — pflegte dann Wasylko zu sagen, „warum bist du nicht gut aufgelegt?"

— „„Ich habe mich gerauft, und nichts weiter!""

— „Nun siehst du, Andrejko, daß dein Muthwille gestraft wurde; hättest du nicht angefangen, so würdest du nicht nöthig gehabt haben, dich zu ärgern und brauchtest dich jetzt nicht zu schämen, daß man dich abgeprügelt hat."

Andrejko antwortete ihm jedoch: „Hier zu sitzen ist noch langweiliger." Und wieder huschte er aus der Hütte, und keine Spur blieb weiter von ihm.

Wasylko aber blieb schweigend und nachsinnend. Wer ihm alle die guten Gedanken einflüsterte, dieß weiß Gott allein! Ob er die Nachbarbuben besuchte oder nicht, immer kehrte er bald nach Hause zurück, und verweilte gerne zu Hause. Er blieb niemals lange aus und nahm niemals lange an den Knabenspielen Theil. So wuchs er in der Einsamkeit heran, ganz allein und nur mit sich selbst beschäftigt.

Er war nicht gesprächig und nicht zum Scherzen aufgelegt. Nach wem mag er s o gerathen sein? Andrejko! — d e r kennt alle Mädchen im Dorfe! Er verrichtet seine Arbeit redlich, herzlich redlich; aber er erspart sich auch ein Stündchen zum Schlendern mit den Bauernburschen. Jener, wenn er eine Arbeit begonnen, hat er für nichts anderes mehr einen Blick und für

nichts anderes mehr einen Gedanken. Seine ganze Seele ist dann bei seiner Arbeit.

IV.

Ach, meine Kinder! Meine lieben Kinder!

Es verlautete bei uns, daß dieses Jahr noch die Recrutirung sein werde. Wie ich dieß vernahm, da schüttelte mich der kalte Frost. Ich blickte auf meine Kleinen: was für Prachtbursche sie doch sind, wie schön, wie jung! Ach, du mein Gott!

Eines Morgens — möchte doch Niemand sonst einen solchen erleben! — sagten mir die Leute, daß auf der Recrutenliste mein Andrejko . . .

Ich raffte das Letzte zusammen und rüstete ihn zur Reise aus . . . Wie das ist, sein Kind zum Gange in das Elend, in das Unglück auszurüsten. Ach, wer dieß nicht kennt, der soll mich fragen! . . . . Und er, mein Kind! . . . in meinen Augen ist es schon für immer verloren. Wo ist nun seine kühne Haltung, wo ist sein freudiger Blick!

Kann ich denn erzählen, was dazumal dem jungen Knaben sein nun altes Mütterchen weinend und jammernd wünschte? Meine jungen Augen weinten um ihn, und nach ihm weinen heute noch meine halberblindeten alten Augen. Wie herrlich sang er seine Lieder bei anbrechender Morgenröthe! Seine Stimme drang mit Glockentönen durch das ganze Dorf. Ja, ein theures, gutes schönes Liebchen hatte er sich ersungen. Zur Sommerszeit, bei warmen Nächten, lag ich schlaflos in der Stube — ich dachte und horchte — ja ich horchte ihrem stillen und lieben Geflüster; ich hoffte eine Schwiegertochter zu bekommen, lieb' wie eine Schwalbe, einen Engel für mein Alter . . . Sie ging meine Schwalbe, meine Hoffnung der Spur der . . . Recruten nach!

V.

Mittwoch Nachmittags sollten die Neueingereihten abgehen. Ich saß, und erwartete die schreckliche Stunde — als plötzlich mein Wasylko ganz außer Athem herangestürzt kam; er war blaß. Mit ihm kamen noch zwei Männer.

— „Gutes Mütterchen“ — sagten Beide — „der Grundherr befiehlt, auch Wasylko zu nehmen.

Ich schenkte ihnen keinen Glauben.

— „„Nein, nein, es ist nicht möglich““ — antwortete ich — „„Ist doch der Grundherr selbst ein menschliches Geschöpf Gottes!““

— „Nein Mutter,“ versetzte Wasylko, „es ist wirklich so, wie sie Dir sagten.“

Sie sprachen mir alle zu, und mein Herz war gebrochen. Ich hörte kaum, was sie und ihre Weiber zu mir sprachen; mein Herz blieb für Alles unzugänglich.

VI.

— — — —

Es fuhren drei Trojken aus dem Dorfe.

Auf denselben waren die Assentirten. Ihnen nach folgte die Menge, sie zu begleiten. Auch ich ging mit meinen Kindern; die Häuser schwanden, die Felder jagten wie toll mir vor den Augen vorüber!

Ach, warum ist mir das widerfahren? Wozu hatte ich Kinder? Ich war wirre, ich verstand nichts, ich erinnere mich an nichts mehr, was dazumal vorging. Nur wenn ich meine Kinder anblickte, da war es mir fürchterlich.

Wir langten in einem Städtchen an — dort nahm man sie und führte sie in das Assentirungshaus; wir standen da und warteten. Es scheint, daß mich der Schlaf bewältigt hat, denn man weckte mich — ich hörte weinen, klagen.

Die ersten, welche man als Recruten herausführte, waren meine Kinder. Großer, erhabener Gott, Du bist ja allmächtig, allbarmherzig. Lieber hätte ich sie beide in die Erde eingescharrt . . . ach!

VII.

Man hatte mich in irgend eine dunkle Hütte gebracht, in eine Erdhütte oder in einen Keller; ich weiß es nicht mehr. Ein Moskowite saß da, ein großköpfiger, ungeschlachter Mann, auf dessen Schädel die dicken Haare wie die Stacheln eines Igels emporstanden. Das wird ihr Vorgesetzter sein . . .

Ich verneigte mich bis zur Erde tief und bat: „Ach mögen Eure Gnaden meine Kinder nicht verlassen, mächtiger Herr!“

Ich gab ihm, was ich hatte, all' mein Geld; auch Leinwand und anderes noch für meine Kinder.

— „Sorget nicht, Mütterchen“ — antwortete er — „Eure Söhne werden anfänglich etwas Heimweh haben — ohne das geht es schon einmal in der Welt nicht — doch bald werden sie es gewöhnen; sie werden ganz feste Kerle werden — so wie ich zum Beispiele.“

Ich blickte ihn erst jetzt besser an: sein Antlitz war blauroth, dick und unförmig, seine Augen blutrünstig. Gerechter Gott! Und meine Söhne, meine weißen Täubchen! Ihnen war eine reine, keusche Seele eigen, und ihr Blick war so hell und ihr liebliches Antlitz strahlte in Blüthenfrische . . . ach!

VIII.

Ich blieb allein — ganz mutterseelen allein. Seit der Zeit kannte ich weder Schlaf noch Ruhe. Ich arbeitete über meine Kräfte; ich wußte von nichts mehr, ich hörte nichts mehr.

So ging ein Jahr vorüber, ein zweites, und später ein f ü n f t e s! Um mich wurde es finstere Nacht; nur zwei Blumen allein leuchteten mir vor den Augen, wie zwei Sternlein in Mitte finsterer Nacht: es waren meine zwei theuren Kinder!

Eines Abends saß ich still und spann noch spät Flachs. Draußen raste das Stöberwetter, daß die Fenster klirrten, und mein Lämpchen flackerte.

Da klopfte es; puck! puck! — Ich öffnete . . . Wasylko! — „Wasylchen, mein Söhnchen, mein Kind! wo ist Andrejko . . . ?"

— „„Er ist nicht mehr, der Andrejko! Er fiel, Mütterchen, und wird nicht mehr erstehen.""

Ich aber wußte es schon früher; hatte ich doch Tag um Tag für ihn zu Gott gebetet, Nacht für Nacht um ihn geweint! Und ich sollte da noch leben . . . noch leben! Dem Wuchse, dem Antlitze nach, und an Kraft war er das Abbild seines Vaters –– und dem Vater war er in die andere Welt nachgefolgt!

— — — —

— „Ihr seid alt geworden, Mütterchen! Wie habt Ihr die Zeit hindurch gelebt? Ihr habt Noth gelitten?"

—„„Ja wol; ich habe gelebt, und zwar so gelebt: ich stand auf vom Lager, und weinte; ich ging und weinte; so habe ich gelebt.""

— „Und ich! ich komme zu Euch, Mütterchen, um zu sterben . . ."

Ich starrte ihn an — schlecht steht es mit ihm. Noch so jung, und schon gebrochen!

— „Mein Kind! möchte ich doch nicht erleben, das dein Wort zur Wahrheit werde."

Ach! er hatte leider, leider nur die volle Wahrheit gesprochen.

Er schwand von nun an dahin, mein theurer Wasylko, wie eine brennende Kerze. Er legte sich nieder, siechte . . . und im Frühjahre, da ging er heim . . . zum Vater und zum Bruder!

Wie hätte er auch leben sollen! Er wuchs heran, daß man Gott dafür danken mußte; allein die Kriege und Märsche hatten seine Kräfte überwältigt.

— „Nicht deßhalb bin ich geboren worden, Mütterchen," pflegte er mir zu sagen, „daß ich Menschen im Kriege tödten sollte! Nicht für solche, wie ich bin, ist der Krieg geschaffen; aus mir war und wird nie ein guter Soldat werden!"

Als er schon in schweren Qualen lag, da dachte und dachte er noch an Vieles.

„O Gott! Mein Gott" — rief er dann — „wie schön ist deine Welt! und ich habe darin noch nicht leben können; ich habe noch nichts gelernt und ich weiß von Allem nichts, nichts!"

Und in der letzten Stunde, da sprach er:

„Ich habe nicht gelebt, lieb Mütterchen, auf dieser Welt! Ich habe mich für das Leben erst vorbereitet . . .!"

Die Jugend, sie fiel wie unter der Sense das Gras . . . und ich, ich bleib zurück . . !

X.

Ich weiß nur noch insoweit etwas von Freude, als der Traum mir die Kinder wieder vor die Augen führt. Ich träume immer, wie sie noch klein waren; als erwachsene Burschen erscheinen sie mir nimmer während des Traumes.

Wie lebendig stehen sie vor den Augen meiner Seele; Andrejko, voll, weiß, mit krausen Locken, lauft in der Hütte umher, schwatzend und lachend. In der Stube wird es licht — licht! Wasylko aber sitzt zwischen Blumen und Kräutern und ist in Nachdenken versunken . . .

Wache ich auf — so ist es wieder leer um mich! . . . Die Arbeit wartet. Man muß leben, man muß sein Tagwerk verrichten, man muß seine bitt're Qual ertragen! . . .

Ich lebe . . . und sehe, wie die Hütte einsinkt; ich fühle, daß auch ich hinfällig werde — O Tod! erlöse mich, sonst sinke ich noch lebend in die Erde!



Hausbackenes.

Von

Hans Grasberger.

Wo stille, klare Wasser gehn,
Siehst du gebeugt die Weiden stehn:
Weil sie darin sich selbst beschauen,
Bescheiden sie sich nicht getrauen
Mit stolzem Haupt hochaus zu sehn.

Tag und Nacht sinds, Beide,
Die bei dem Gevatter stehn,
Der bei Glück und Leide
Soll in Zucht und Lehre gehn.
Allem Reiz auf Erden
Leuchtet Sonne auf den Grund,
Doch, wenn's nachtet, werden
Uns die Sternenwunder kund.

Monarchin ist die Sonne,
Ein Licht, schier mindrem Licht feind,
Verdunkelt sie die Sterne,
Wenn ihres Kleids ein Saum erscheint.
Ihr heischt von Wahrheit Duldung
Für jeden irrwischhellen Wahn?
Die Sonn' erkennt selbst Sterne
Nicht als sich ebenbürtig an!

Verkündet endlich Hahnenschrei,
Daß auch die längste Nacht vorbei,
Wer hätt' es freudig nicht vernommen?
Doch währt in hellen Tag hinein,
Was nur Prophetenruf soll sein,
Dann darf man's füglich satt bekommen.

Man liebt, zu Trunk und Schmaus zu wandern
Und kehrt zurück zum heim'schen Topfe,
Man holt sich Raths bei dir und Andern
Und folgt zuletzt dem eignen Kopfe.

Wär' weit und breit im Lande nur,
Statt vieler tausend, Eine Uhr,
Sie wäre größter Wallfahrt Ziel
Und wirkte tiefer Wunder viel —
Daß selten Eins sich fühlt betreten,
Das macht die Menge der Propheten.

Nach oben Speichellecker,
Nach unten Zähneblecker:
Nichts ärger, als wenn Knechte
Handhaben Herrenrechte!

Wie er hell-lächelnd um die Erde kreist
Und immer ihr dasselbe Antlitz weist
Und immer hinterm Rücken hält
Die andre Hälfte seiner Welt:
Der runde, gute Mond — ob ich's errathe? —
Ein Schmeichler ist er oder Diplomate.

Du wähnst dir zu erjagen Ruh'
Im weiter und weiter schweifen?
Du läufst dem Regenbogen zu,
Sein Farbenband zu greifen.

Der Erde Grenzen stürmst du zu
Und wirst nach jahrelangem Rennen
Errungenschaften nennen:
Ein kleines Heim und große Ruh'.

Wie viele Weisheit liegt in Büchern aufgespeichert!
Wie viele Menschen hat in Wahrheit sie bereichert?
Die magern Kühe fraßen, also steht geschrieben,
Die sieben fetten, doch sind mager sie geblieben.

Was Zeitgeist? — Geistesepidemie!
Was zünft'ger Modegeister Einung?
Nicht beug' ich Tagesgötzen mein Knie,
Ich liebe die wackere Sondermeinung.

Wenn längst das Dampfroß, licht,
Auf freier Bahn entflieht,
Der Rauch noch schwer und dicht
Aus finstrem Tunnel zieht.
Und sind wir endlich los
Der drückendsten Misere,
So spukt noch stets ein Troß
Von Sorgen hinterher.

Warum der Schein trügt?
Weil er ein Sein lügt.
Die Pfütze lügt ein Sonnenbild,
Das kaum die Augen minder blendet
Als das Gestirn, das hehr und mild
Dem Weltall Licht und Leben spendet.

Wenig dich den Menschen zeige,
Geht dein Glück getrennte Bahn,
Willst du, daß der Tadel schweige,
Alles sei verkehrt gethan,
Wenn die Sonne geht zur Neige,
Wächst der Schatten riesig an.

Grau und widrig qualmt der Rauch
Aus der Dampfmaschine Bauch;
In der Sonne Strahlengarben
Glänzt er silbern, irisfarben —
Glanz gewinnt, was noch fahl,
Von des Glückes Silberstrahl

In die Höhe mußt du steigen,
Willst du dich uns herrlich zeigen,
In der Höhe wächst Verlangen,
Streben, Geltung auch und Prangen.
Wolken, Götterheer zu schauen,
Schweben licht und farbenprächtig,
Drohen mit den Zornesbrauen,
Sind mit Blitz und Donner trächtig —
Nebel bleibt ein trüb Gewebe,
Nie durchglüht vom Freudenstrahle,
Ob's an Bergeshängen klebe,
Fröstelnd schleiche durch die Thale.

Cometengeister, Dust ist euer Licht
Trotz keckem Brausekopf und Besenschwanz,
Der Schönheit Reich ist eure Heimat nicht,
Ihr jagt hindurch in wüstem Blocksbergtanz;
Mit ries'gem Blendwerk könnt ihr doch nicht trüben,
Verdrängen nicht der Sterne klaren Schein,
Und euer Fluch ist's, irrend drüben, hüben,
Vom Sonnenborn stets abgewandt zu sein.

Gekaufte Veilchen — Prosabrauch!
Warum nicht selber pflücken?
Ich liebe grade Rücken,
Doch Veilchenblau und Veilchenhauch
Verdient submissestes Sichbücken.

Die Quelle springt aus Felsenbrust
Und hüpft in Jugendlust
Grundklar ein heller Strahl
Hinab ins grüne Thal.
So quill auch du, mein Liederquell,
Aus starker Brust so hell,
So freudig und gesund
Und klar zum tiefsten Grund!

Auf dem Strome.

Liederkreis.

Von

Ludwig Foglar.

1.

Warum so schnell, du brausend Boot,
Warum so schnell von dannen?
Erbarmt dich nicht des Scheidens Not,
Von keinem Trost zu bannen?
Vorbei, vorbei an Berg und Wald,
An all den lieben Pfaden,
Der Quellenschlucht, der grünen Hald'
Von Lichtglanz überladen:
Vorbei und unerbittlich fort
Vielleicht auf Nimmerwieder —
Zurück du allzu herbes Wort,
Zum Herzensschachte nieder!
Und fällt ein Thränlein in den Strom,
Soll's Niemand sehn und hören,
Soll in der Flut den goldnen Dom,
Das Uferbild nicht stören;
Nicht stören deine heil'ge Ruh,
Goldliebchen in der Ferne,
In selger Stille träume du
Bis zum Verglühn der Sterne!

2.

Ja, trennten uns die Meilen nur
Und Strom und Thal und Hügel,

Ich fänd' des rechten Weges Spur
Dennoch, denn Lieb' hat Flügel —
Uns aber trennt was schlimmer gar
Als alle Erdenschranken,
Ja, was uns trennt ist unsichtbar,
Uns trennen die Gedanken.

3.

Ich hab' um dich gestritten
Manch jahrelangen Tag,
Ich hab' um dich gelitten
Was nur ein Mann vermag;

Mein Leiden und mein Streiten
Fürs Leben uns erzog
Und mehr als Seligkeiten
Auf Goldeswage wog.

Ein Anrecht ist mir worden,
Damit auf höchstes Glück —
Du kannst nur mich ermorden,
Doch nimmer „frei“ zurück.

Und ist dir so zu Mute,
Dann führe nur den Streich —
Ich kauf mit meinem Blute
Dir gern das Himmelreich.

4.

Der Anker sinkt, wir sind am Ziel,
War es ein Traum, war es ein Spiel?
O müß'ge Frage! Lebst du's doch,
Und lebst es in Gedanken noch.
Und sei getrost, derselbe Kiel,
Der uns getrennt, so Meilen viel,
Zusammen führt er uns aufs Neu'
Wenn wir uns blieben selber treu.
Und liegt vor Anker einst das Boot
Im Hafen „Tod“ voll Morgenrot,

Dann Heil dem Weibe, Heil dem Mann,
Wer sich befriedigt sagen kann:
Wir sind am heißersehnten Ziel —
Es war kein Traum, es war kein Spiel!

5.

Am gold'nen Horn.

Ich stand versenkt am „gold'nen Horn"
In träumerisches Schauen
In's Meer, den tiefen Wunderborn,
Den unergründlich blauen.

Und vor mir lag im Morgenglanz
Die Stadt der Glaubenssiege,
Das kuppelprangende Bisanz,
Die schönste Märchenwiege.

Ja, wären die Ruinen nicht,
Die trauernden Cypressen,
Man möchte ob dem Fabellicht
Fast den Zerfall vergessen.

Verweilst du dran mit offnem Sinn,
Aus trügerischer Ferne,
So glaubst du, hold gebannt darin,
Unsterblichkeit wol gerne.

Mir aber ward es offenbar,
Wie tief die Wunden bluten —
Mein Senkblei rings gefallen war
In diese dunklen Fluten:

Wer ahnt, ob all dem Zauberlicht,
Was hier der Glanz verhele?
Ein Himmel, der zusammenbricht,
Beim Aufschrei einer Seele!

Adelaide.

Novellette.

Von

Theodor Reinwald (Therese Hansgirg).

I.

— — — — — — — — —
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert:
Adelaide!
Matthissons Adelaide.

Die Mittagssonne lag glühend über einem kleinen Bahnhofe, und tiefe Stille brütete auf den schwarzen Kolossen, die, auf den erhitzten Schienen ruhend, ihren wilden, dämonischen Athemzügen gleichsam Schweigen geboten hatten.

Der menschenleere Perron schien durch seine Schattenlosigkeit der Bestimmung des Wartens zu spotten, und da die Säle bis zur Ankunft des nächsten Zuges abgesperrt, nur eine dumpfe, ermattende Wärme gegen die atmosphärische Hitze boten, so blieben sie gemieden von den wenigen Reisenden. Diese hatten es vorgezogen, an der Rückfronte des Bahnhofgebäudes den spärlichen Schatten einer jugendlichen Gartenanlage zu genießen, deren Schutz der Zukunft angehörte.

Mit unwilligem Schütteln der Mähnen und Scharren der Hufe erduldeten zwei edle Raçepferde an einer eleganten Equipage die Qual des Wartens, während ihr Lenker gemütlich nickte und ein Diener in reicher Livrée mit allen Zeichen des Unbehagens in der Wagenthür lehnend seine Zeit zwischen Gähnen und Schlummern, Rauchen und verschiedenen grollenden Blicken nach der Uhr theilte. Endlich ließ sich der ferne Signalpfiff hören und gleich darauf als Antwort ein zweiter, der Todte erweckt haben würde, und auch das glückliche Resultat hatte, daß die dienstthuenden

Stationsbeamten wie Spinnen aus ihren Ecken aufgescheucht hervorstürzten.

Der heranbrausende Zug brachte nur auf Minuten Leben in die kleine Station; es gab da kein Drängen und Hasten, Stoßen und Rufen; es blieben auch weiter keine Reisenden da, als ein einzelner, stattlicher Herr, der von dem Diener in Livrée erfurchtsvoll begrüßt wurde.

„Alles in Ordnung auf Elzburg?"

„Alles, Herr Graf!"

Frage und Antwort hatte einen seltsam schweren Tonfall. So fragt nur ein schwermütig Resignirter nach traurigen Zuständen, und so antwortet nur Einer, der diese Zustände kennt und über keinerlei günstige Veränderung zu berichten hat.

Graf Elzburg trat in den Wartesaal, um, denselben durchschreitend, zu seinem Wagen zu gelangen. Da fiel sein Blick auf einen in der kühlsten, fernsten Ecke etablirten Passagier, der, auf zwei Stühlen ausgestreckt, seinen gerollten Plaid als Kopfkissen, schlief, als wäre er daheim in seinem Bette. Die Müdigkeit, der er erlegen, milderte den frappanten Ausdruck seiner Züge. Diese tiefbeschatteten Augen ließen scharfe Blitze ahnen, und feuriges Leben pulste ohne Zweifel unter dieser Stirn, deren schöne Linien mit üppigem schwarzen Haare bedeckt wurden. Die lässig herabhängende Hand des jungen Mannes, weiß und formschön wie die einer Frau, ruhte wie liebkosend und schirmend auf einem jener sargartig aussehenden Kästchen, die man als Behälter einer Geige erkennt.

„Ein Künstler," dachte der Graf interessirt, „dieß Instrument mag wol sein höchster Schatz sein."

Die Magie des Blickes mußte gewirkt haben. Der Schläfer öffnete erstaunt die dunklen Augen und erhob sich heftig, wie unwillkürlich erschreckt.

„Der Zug — ist er schon fort?"

„Nein, erschrecken Sie darum nicht," versetzte Graf Elzburg lächelnd, „aber Ihr Schlaf im Geräusche eines Bahnhofes hat etwas Beneidenswerthes."

„O! — Ich habe also schon die höchste Zeit! Wenn ich mit diesem Zuge die nächste Haltstation nicht erreiche, komme ich heute nicht mehr bis Schloß Elzburg."

„Nach Elzburg gelangen Sie viel schneller und einfacher," entgegnete der Graf überrascht, mit seinem gütigen Lächeln den Fremden ermuthigend. „Ich selbst fahre nach dem Schlosse und benütze die Haltstation nicht, denn sie ladet mich auf offenem Felde aus; dasselbe erwartet *Sie*. Nehmen Sie daher einen Platz in meinem Wagen."

„Aber mein Herr — Ihre Güte —"

Der Ruf des Schaffners „Einsteigen!" unterbrach sein Zögern. „Sie sehen, es ist für *mich* entschieden," sagte der Graf; „nun kommen Sie doch

zu spät und bleiben somit mein Gefährte; diese Begleiterin dort findet ebenfalls Raum."

Er hatte lächelnd auf die Geige gedeutet.

„Ihre Güte ist so groß, mein Herr — aber ich führe außerdem noch Gepäck mit mir; dieß ist nur meine treue Freundin, von der ich mich niemals trenne, allein ich bin eigentlich Maler, und meine Gerätschaften bilden umfangreicheres Gepäck, als hier mein Schatzkästchen."

„Alles soll besorgt werden," versetzte der Graf lebhaft; „denn rathe ich recht, so sind Sie ganz eigentlich mein Gast, der Gast, den ich erwarte, Herr —"

„Reginald Randon!"

„Ganz recht. Das war der Name, der mir mit den wärmsten Empfehlungen genannt wurde. Seien Sie mir willkommen, als mein Reisegefährte und bald auch Hausgenosse!"

Sie reichten sich die Hände in sympathischer Hinneigung. Mit einem Gefühle geistiger Verwandtschaft betrachtete der feine, edle Aristokrat den freien, offen sich hingebenden Künstler. Graf Elzburg verstand es, Kunst und Künstler zu fördern; sein Einfluß demütigte nicht, seine Gönnerschaft erhob und würdigte.

Im Hinblicke auf sein gegenwärtiges Ziel empfand Reginald Randon eine seltene Befriedigung, denn Schloß Elzburg stand in dem Rufe, eine Heimatsstätte der Kunst zu sein. Als der Graf sich in der Hauptstadt um einen Künstler bewarb, der den großen Saal seines Schlosses mit Fresken schmücken sollte, wetteiferten seine Freunde, ihm den für diese Aufgabe Fähigsten zu empfehlen.

Der junge Maler, an der Seite des Grafen die reichen Anpflanzungen durchfliegend, welche schon das Schloßgebiet bezeichneten, überließ sich stillen Betrachtungen und dem steigenden Interesse an seinem Gefährten. Von dieser mächtigen, stolzen Stirne fiel das Haar noch reich, aber schon graugemengt herab, in diesen adelvollen Zügen mit den milden, blauen Augen stand aber, wie auf eherne Tafel geschrieben, ein Kummer, tief, stetig, wie verwachsen mit dem Manne. Nicht von gestern oder heute, nicht von Jahr und Tag konnte es sein, was so schmerzliche Linien dort gegraben und den geistvollen Blick so trüb umflort hatte.

Vor einer breiten Auffahrt hielt der Wagen, und in der unbewegten Luft des heißen Sommertages durchschritten sie den kühlen, köstlich durchschatteten Park. Imposante Alleen von alten Linden und Ulmen zweigten nach verschiedenen Seiten aus, und eine derselben wies in sonniger Perspective das Schloß mit seinen Thürmen und Terrassen, Balconen und reichen Stuccaturen.

Im Inneren endlich umfing den Ankömmling jene unsagbare Atmosphäre gediegenen Glanzes und selbstredender Macht des Besitzes, wie sie gerade auf Künstlernaturen den stärksten Einfluß ausübt. Für sich selbst dem

Luxus und der Feinheit entsagend, fühlt sich der Künstler um so befangener gegenüber diesen bezwingenden Einflüssen. Seit undenkbaren Zeiten hatte hier kein anderer Wechsel geherrscht, als der durch die Sterblichkeit hervorgerufene; Generationen erbten fort, und nichts hemmte oder störte die großartige Ruhe und Vornehmheit dieses Haushaltes, der einen fürstlichen Anstrich offenbarte.

Reginald Randon fühlte sich gefesselt durch die Aussicht, dieses Hauses Gast zu sein, und es war ihm an diesem Abende, als müsse er etwas ganz Besonderes hier erleben.

Unter diesem Eindrucke stand er noch zu später Stunde auf dem vor seinen Fenstern sich hinziehenden Söller, wo die Ranken duftender Nachtschatten, durch die alte Sandsteingallerie geschlungen, seine Hand berührten, von schwirrenden Faltern gesucht, die das süße Gift tranken und wie ruhelose Geister im ungewissen Mondlicht hin- und herhuschten.

Da — trafen sein Ohr Töne, die seine Bezauberung vollenden mußten. Ein Flügel von prachtvoller Tonfülle erklang unter Händen, die wie mit Geisterhauch darüberglitten. Voll, weich, berückend, süß schauernd, zart verklingend und wieder wildaufstürmend klang es in die Nacht hinaus und athemlos lauschte Reginald wie unter einem unerklärlichen Bann.

Beinahe mit Trauer hörte er das Ende, und dann — kein Ton mehr!

Da faßte es ihn unwiderstehlich. Seine Geige ergreifend, diese liebliche, sangreiche Geige von Cremona, ließ er wie im Echo ihre Töne dahinzittern. Und so wie vorhin auf jenem starken, herrlich rauschenden Flügel, so jetzt auf der zartbesaiteten Geige säuselten, brausten und verhauchten die Accorde von Beethovens wundervoller Cis-moll-Sonate, die der Meister selbst am treffendsten bezeichnet hatte als:

„Mondscheinsonate.“

II.

— — Abendlüftchen im zarten Laube flüstern
— — — — — — — — —
Wellen rauschen, Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Die laue, würzige Sommernacht war für Reginald Randon nur ein kurzer, sozusagen wacher Traum. Seine Phantasie hatte ihm Bilder voll Reiz und Schönheit vorgegaukelt, seine Sinne umschmeichelt, den Schlaf traumlos gemacht und den Traum vom Schlafe getrennt. Ueber all' den neuen köstlichen Eindrücken schien ihm gleichwol ein Schatten zu schweben, halb Ahnung, halb Verlangen. Noch war ihm die gewohnte Klarheit des Denkens und Fühlens nicht zurückgekehrt, als der frühe Tag anbrach, um endlich die Visionen der monddurchleuchteten Nacht zu verscheuchen.

Die Töne von gestern Abends wieder zu hören, war Reginalds uneingestandener Wunsch; zu wissen, wer sie dem Instrumente entlockt, ein Sehnen, das sein Herz unwillkürlich schneller schlagen ließ.

Da — was war das?

Eine Frauenstimme von schmelzender Lieblichkeit sendete dem lichtbeglänzten Morgen einen Hymnus entgegen. Die Worte drangen klar zu dem athemlos Lauschenden; er würde sie verstanden haben, auch wenn das Lied des von ihm über Alles verehrten Meisters seinem Ohre nicht so vertraut gewesen wäre. Welch' unsichtbare Genien beherbergte dieses Schloß? Wie unwiderstehlich klang der gesteigerte Affect im Refrain von Beethovens „Adelaide!" Wer war die Sängerin? War sie identisch mit der Spielenden von gestern? War es, ja mußte es nicht Eine und Dieselbe sein?

Reginald wurde seiner Verzückung durch eine Botschaft des Grafen entrissen. Künstlertoilette ist meist rasch und genial und so stand er trotz seiner Verspätung jetzt vor seinem Gönner, der ihn mit freundlichem Lächeln empfing. Ein noch tieferer Ernst furchte indeß bald das Antlitz des Grafen, als Reginald dort schon gestern wahrgenommen.

„Wir wollen den Saal besehen, junger Freund," sagte er, voranschreitend durch die großartigen Gänge, die, aus der Glanzepoche der Renaissancezeit stammend, mit reicher Ornamentik ohne Ueberladung, den Blick des Künstlers anzogen.

„Eile hat Ihre Arbeit eben nicht," bemerkte der Graf, „denn es ist vollkommen ungewiß, wann mein Sohn, der soeben eine große Reisetour angetreten hat, zurückkehrt. Da er mich indeß als Geschmacksrath bevollmächtigt, so werden wir Muße haben, über die Vorwürfe sowol, als die Zeit der Ausführung einig zu werden."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Graf," entgegnete Reginald freudig angeregt, „nur muß ich offen bekennen, es ist eine große Versuchung für mich, über die Zeit unumschränkt Herr zu sein; ich könnte länger malen, nur um eines so herrlichen Aufenthaltes willen."

„Ei! Erst eine Nacht unter meinem Dache und schon so begeistert! Sie kennen ja Ihr Gefängniß noch gar nicht, und gefangen werden Sie in der That sein!"

„O ja, Herr Graf! Gefangen von Zauberbanden. Noch habe ich nicht viel gesehen, dafür aber gehört — gehört, was mir noch selten zu hören vergönnt war. Schloß Elzburg ist von Sphärenmusik erfüllt und Feenhände scheinen ganz gewöhnliche Tasten in Aeolsharfen zu umwandeln."

Der Graf lächelte trübe und schwieg.

Reginald betrachtete indeß mit unsichtbarem Maßstabe die weiten Flächen des in seinen Verhältnissen wahrhaft königlichen Saales, denen sein Pinsel Farbe und Leben anhauchen sollte; aber er fühlte sich heute nur mit getheiltem Sinne der Berufsaufgabe hingegeben. In seinem Ohre rauschten und brausten die Accorde der Mondscheinsonate und dazwischen die lieblichen

Weisen der „Adelaide," — sie nahmen ihm jeden Gedanken an die bildende Kunst, um seine Seele auf den Schwingen der Töne fortzutragen.

Da war er wieder — der Zwiespalt seiner zweifachen Kunstrichtung, wie schon so oft, nur heute noch mächtiger, überfluthender.

„Künstlerschaffen ist zu schön, um irgend welche Fessel ertragen zu müssen," sagte der Graf, „Sie sollen jede Freiheit genießen, die Sie wünschen. Für heute will ich Sie in dem kleinen Kreise bekannt machen, den ich meine Familie nenne. Ich werde Sie meiner Tochter Adelaide vorstellen."

Adelaide!

War es dieser Name, der wie der zauberhafte Schlüssel zu einem wunderbaren Geheimniß schien?

Eine gewisse Feierlichkeit lag in dem Tone, womit der Graf ihn aussprach; für Reginald war er Musik. Sein Blut wallte auf in einer Erwartung, die ihm selbst räthselhaft vorkam. Sein elastischer Schritt wurde gehemmt, als der Graf, leise seinen Arm berührend, sagte: „Warten wir einen Moment — ich muß Sie erst vorbereiten."

Die schmerzlich zusammengezogene Stirne, der düstere Blick befremdete den jungen Mann, der plötzlich stehen blieb.

„Verrathen Sie keinerlei Ueberraschung, mein junger Freund; Sie lernen das Unglück meines Hauses kennen — meine Tochter ist blind!"

Mit diesem einen Worte war es gesagt, was der Fluch dieses sonnigen Hauses war. In banger Scheu stand er nun vor der hohen Flügelthür, als wär' es eine geheiligte Pforte, und wie in einer Capelle wehte es ihn an, als er in dieses alterthümliche Zimmer trat, wo tiefe Stille herrschte.

Auf einem beweglichen Fauteuil saß eine junge Dame, dem Grafen ähnlich im edlen Ausdrucke, aber um viel zarter, ätherischer. In langen Locken fiel ihr überaus reiches Haar von hellem Blond auf ihren Hals, der, verhüllt bis oben durch ein anliegendes graues Seidenkleid, die übrigen herrlichen Formen nur ahnen ließ. Ihr gegenüber auf einem Tabouret saß eine zweite, noch jüngere Dame, schlank, frisch, dunkeläugig, mit dem rosigen Incarnat der Brünetten; sie hatte augenscheinlich vorgelesen und war durch die Meldung der Eingetretenen unterbrochen worden.

„Mein Kind, ich bringe Dir unseren Gast und Hausgenossen, Herrn Reginald Randon, um ihn Deiner Fürsorge zu empfehlen. Meine Nichte, Baronesse Flora Walden, wird ebenfalls das Ihrige thun, es unserem Gaste an Nichts mangeln zu lassen."

Reginald fand für das reizende Mädchen nur eine stumme Verbeugung; seine Sinne waren gänzlich durch die fast hehre Schönheit der jungen Gräfin gefesselt. Sie lächelte mild und sprach fast immer mit gesenktem Blicke, diesem lichtlosen Blicke aus nachtschwarzen Augen, von denen man behauptet, sie seien dem Erblinden am häufigsten unterworfen. Welch' merkwürdiger Contrast zwischen ihrem goldblonden Haare und diesen Augen, die noch ihren gleichsam erstarrten Blick besaßen und doch in hoffnungslose

Dunkelheit sahen! Auf ihrer klaren Stirne prägte sich die heiligste Ergebung aus. Das Leben mußte für sie in diesen vier Wänden abschließen, die einfach und ohne den blendenden Schmuck mädchenhafter, jugendfroher Staffagen gleichsam die Zelle dieser vom Geschicke Verurtheilten zu versinnlichen schienen. In seiner Erregung sah Reginald nur die Wand ohne Gemälde, die Tische ohne Luxusspielereien — er sah nur den düsteren Betschemel aus kunstvoll geschnitztem Eichenholze und darüber die Madonna von Murillo. Zu ihr also hob sich der ohne Zweifel aus tiefer Seele sich losringende Hilferuf dieser Dulderin in einsamer Nacht. Was ihn sein befangener Sinn übersehen ließ, das war der prachtvolle Londoner Flügel in der entgegengesetzten Ecke und eine in Goldverzierungen blitzende Pedalharfe. In der Exaltation des Augenblickes würde er es auch nicht für möglich gehalten haben, daß die Blinde dieser beiden Instrumente vollkommen Meisterin sei. Er sah in ihr die Sängerin der Adelaide und wurde durch ihr klangreiches Sprechorgan darin bestärkt.

„Wie kommt es doch," bemerkte die junge Gräfin, „daß Sie auf doppelte Weise den Musen huldigen? Solch' ein Fall ist zu selten — Sie spielen die Geige meisterhaft."

„Gnädige Gräfin, meine Kühnheit von gestern Abend habe ich selbst mir noch nicht verziehen," versetzte Reginald verwirrt; „aber ich war so entzückt, so hingerissen —."

Er blickte unwillkürlich nach der Baronesse, die er für die Pianistin hielt und ihr munteres Gesicht ließ ihn ohne jeden Aufschluß.

„Gerathen Sie niemals in Zwiespalt bei dieser zweifachen Kunstrichtung?" frug Gräfin Adelaide weiter.

„Ich kann es nicht leugnen," gestand er offen. „Ich bin Maler von Beruf, aber Musiker mit ganzer Seele; ich würde meinen Pinsel in das Feuer schleudern, um meine Geige zu retten — sie spricht für mich meine Muttersprache."

„Ihr Name klingt englisch und dazu Ihr vollkommen südlicher Typus," sagte Graf Elzburg lächelnd; „da ist in Ihnen selbst schon ein gewisser Dualismus verkörpert."

„Es ist so, Herr Graf. Mein Vater kam aus England, erst nur Tourist, Kunstenthusiast, müssiger Beschauer der weltberühmten florentinischen Bilder, und blieb endlich, gefesselt von Florenz selbst, für immer da. Er stand allein, seine Gesundheit wies ihn an ein milderes als das heimatliche Klima, und endlich wurde aus dem Beschauer ein Kunstjünger. Er ergriff den Pinsel und führte ihn mit Talent — dieß pflanzte in mir die Neigung für die Malerei fest."

„Nun, und Ihre zweite Gabe?"

„Ist das Erbtheil meiner Mutter. Mein Großvater besaß nur diese Tochter und erzog sie zur Gesangskünstlerin, während seine Geige, in ganz Florenz berühmt, mir schon als Knaben Thränen zu entlocken pflegte. Er

hinterließ sie mir, aber ich zog es vor, ihr nur weihevolle Momente der Erhebung zu verdanken, ohne sie zum Broterwerb auszunützen."

„Sie haben Recht, junger Freund," sagte der Graf; „mit ihrer Geige müßten sie sich erst den Weg durch die Menge bahnen, zu Ihren Bildern wird man sich ihn selbst suchen!"

Reginald fühlte sich gehoben durch dieses Wort; es bildete den Hebel, dessen er in Wahrheit zu bedürfen glaubte, um im gegenwärtigen Momente seines eigentlichen Berufes eingedenk zu sein. Ab von seinen Farben, seinen Cartons, zog es ihn jetzt hin zur Musik. Der Abend fand ihn weit entfernt von jedem Gedanken an den Saal, wo man tagsüber für ihn Gerüste gebaut. Er stand am grünumrankten Balcon und harrte der Töne, die es ihm gestern angethan. Heute blieb die Nacht still; der Flügel drüben ertönte nicht. Da ergriff Reginald seine Geige, und wie mächtiger Orgelton fuhr es über die Saiten; Sturmesschwellen und Geisterflüstern wechselte mit dem feierlichen Choralsatze der überwältigenden Sonate Beethovens

„Appassionata."

III.

In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne, strahlt dein Bildniß
Adelaide!

Die Tage vergingen dem jungen Künstler so traumhaft schnell, daß er sie zu zählen vergaß, vielleicht, weil er sie mehr nach Abenden rechnete, wo allein es ihm schien, als lebte er. Auf seinen Gerüsten stehend, warf er mit kühner Hand Gestalten hin, wie sie anmuthiger, lebendiger, farbenschöner nicht gedacht werden konnten. Homer's Ilias trat allmälig auf den mächtigen Wandflächen hervor, eine Wahrheit gewordene Dichtung; die stolzen Helden in Kampf und Ruhe, die Gruppen der Kämpfer in lebensvoller Bewegung, die Frauen voll Reiz und die Götter voll Hoheit — alle schuf sie sein Pinsel, vom Genius geführt — und doch war seine Seele nicht dabei. Weßhalb erschien ihm seine Kunst mit einem Male todt, ohne Zweck, ohne Erfolg? Warum konnte er sich des gelungenen Werkes nicht freuen wie sonst? Vergeblich zeigte Graf Elzburg seine offene Befriedigung — sie schmeichelte dem Künstler nicht; Baronesse Flora erschien ab und zu im Saale und bewunderte mit naivem, aber richtigem und jedes Mal anerkennendem Verständnisse; es belohnte ihn nicht.

In unbewachten Augenblicken sank die Hand mit dem Pinsel nieder, und in sich versunken starrte der Maler hinaus über die grünen Wellenlinien der Parkbäume. Dort gab es einen stillen Platz unter alten, breitästigen Eichen, so still, daß es war, als athmeten die Vögel leiser und flüsterten die Blätter nur noch heimlicher. Dort saß Gräfin Adelaide. Ihr Auge schweifte

ziellos in's Leere, ohne Blick, ohne das göttliche Licht, das die Natur, die Kunst, alles Bestehende in sich aufnehmen und wiederspiegeln darf.

Was hätte er gegeben, dieses Auge auf seinen Farbenschöpfungen ruhen zu sehen! Darum war's, daß ihm sein Streben so schal, sein Eifer so vergeblich vorkam. Sie sah nicht, was ihn Stunden und Tage mühevoller Arbeit kostete. Und doch brach sein Tag erst mit dem Abend an. Da durfte er ihr Spiel hören und darüber Alles vergessen. Sie war es ja, die schon am ersten Abende seine Seele auf den Flügeln der Töne fortgetragen. „Auf Flügeln des Gesanges" trug sie sie auch jetzt empor zu ungeahnten Höhen. Sie, die Sängerin der „Adelaide", sang jenes reizende Lied Mendelsohn's zur Pedalharfe und mit bewunderungswürdiger Meisterschaft spielte sie Beethoven aus dem Gedächtnisse. Diese Stunden berauschten Reginald's Sinne. Er hörte nicht nur, nein, er sah auch den keuschen, süßen Reiz dieser lieblichen Mädchenblume. Heilige Scheu und glühende Verehrung stritt in seinem Inneren um den Sieg; der Drang, stumm zu ihr aufzuschauen, wie im Gebet, wich dem heißen Verlangen, sie feurig an sich zu pressen und mit warmen Küssen diese Augen zu öffnen, denen der Schöpfer grausam das Licht entzogen.

Und Adelaide?

Für sie erschloß sich neues Licht, wenn auch nach Innen.

Während Reginald seine Farben glanzlos und seine Gestalten gleichgiltig fand, bekam die Musik für Adelaide neue Töne und höheren Klang. Ihr Ohr nahm die Schmeicheltöne der Cremoneser Geige zuerst entzückt auf und immer unentbehrlicher wurden sie ihr; dann aber drangen Töne, noch einschmeichelnder, weicher, voll neuer, seelenerfrischender Klangfarbe an ihr Ohr — Reginald's Stimme. Seine volle, innige, herzenstiefe Sprache nahm das Gemüt des jungen Mädchens gefangen. Frischer Thau für ihre einsame, entsagungsschwere Seele wurden seine Worte; Duft und Leben umschwebte das Herz, das bis jetzt schlafbefangen in ihrer Brust gepocht, als ein Mechanismus bloß, nicht als warmer Verkünder des Frühlings in ihrer Seele.

Aber in den Stunden, wo Reginald malte, sank die helle Jubelflamme wieder zusammen. Da wußte ihn Adelaide ferne, erfüllt von einem Eifer für eine ihr fremde Kunstrichtung. Der Gedanke, daß seine Schöpfungen von ihr allein ungekannt, ungewürdigt bleiben mußten, wurde ihr zur tiefen Qual. Zum ersten Male seit ihrem zwölften Jahre, wo unheilbare Erblindung ihr Los geworden, empfand sie es als ein grausames Geschick. Mit entsetzlicher Klarheit erkannte ihr von innerem Lichte erleuchtetes Seelenauge den Umfang ihres Unglückes. Die Gewohnheit hatte sie gelehrt, im väterlichen Schlosse, im Parke, über Treppen und Gänge auch ohne leitenden Arm ihren Weg zu finden; ihr Gedankenflug führte nicht zu jenen Polen, wo geistiges Schauen nicht mehr genügt. Musik, die Bücher, die man ihr vorlas, die Blumen, die durch den Duft zu ihr redeten, machten ihre Welt

aus und sie fand ihr ruhiges Genügen darin. Der Friede, der von ihrer reinen Stirne strahlte, war nicht gestört worden.

Jetzt aber wankte der festaufgebaute Tempel stiller Entsagung; ein Schmerz, so scharf und gewaltig, ein Glück, so neu und räthselhaft, durchzitterte ihr ganzes Sein, daß sie sich selbst nicht mehr verstand. O wie haßte sie jetzt diese Kunst, um derentwillen Reginald tagüber ferne blieb, um dann am Abende ermüdet, einsilbig und verstimmt herabzukommen, nur noch als Zuhörer ihrer Lieder oder ihres Spieles, wo sie vergebens auf sein früheres begeistertes Lob wartete.

War er denn noch derselbe Reginald Randon, der an jenen lieblichen Sommerabenden mit seiner Geige das Echo zu ihr hinübergesandt und am Morgen darauf durch seinen feurigen Dank für ihr Spiel sie immer auf's Neue anzueifern wußte?

Die Wolken auf seiner Stirne, den düsteren Glanz in seinen Augen — sie sah sie nicht, aber sie fühlte Beides; sein Schweigen sprach. Und wenn er, aufgeschreckt aus seinem trüben Sinnen, zerstreut und flüchtig an der Unterhaltung theilnahm, verrieth der matte Klang seiner Stimme, was sie ihm nicht sagen durfte: Ich weiß, daß Du leidest!

Drückende Schwüle belastete die sonst köstlichen Stunden ihres Zusammenseins. Mit gramvoller Erkenntniß begann Graf Elzburg an seiner Tochter die gleichmäßig friedvolle Gemütsverfassung zu vermissen, die bis dahin sein einziger Trost gewesen.

Baronesse Flora sandte scharfe Blicke nach dem Maler aus, dessen verlorne Unbefangenheit ihr längst kein Räthsel war, denn selbst ihr munterer Ton verfing nicht mehr.

„Signore pittore“, sagte sie eines Tages neckend, „Ihr arbeitet zu viel. Gebt Eurem Pinsel etwas Ruhe und geht in's Freie. Bald ist's ohnedieß mit aller Schönheit vorbei.“

Ja, vorbei!

Dieser Gedanke machte Reginald erbleichen und erröthen in raschem Wechsel; daß Flora ihn durchschaute, beugte seinen Muth ebenso tief, als die Vorstellung, Schloß Elzburg verlassen zu müssen.

Seine Aufgabe war nahezu vollendet, und die Sonne, die bei Beginn derselben in ihrem Zenithe leuchtend durch die Glaseindachung des Freskensaales hereinfiel auf die goldblitzenden Helme der Trojer mit den gewaltigen Schildern, erhellte jetzt nur noch mit blassen, schrägen Lichtern die Sockel der Säulen und die Füße der „schöngeschienten Achäer“.

Draußen röthete die herbstliche Luft die lose flatternden Blätter — Alles drängte zum Scheiden.

Wenn auch Gräfin Adelaide, durch die rauhen Mahnungen in der Natur von ihrem Lieblingssitze unter den Eichen vertrieben, in ihrem Wintergarten Ersatz fand — er mußte doch gehen, um diesen Raum voll heiliger Dämmerung nicht wieder zu betreten, wo zahllose Tropenblumen

ihre stille Gestalt umdufteten, zarte Springbrunnen reiche Perlengarben versprühten und anmuthige Palmen ihr Haupt überwölbten!

Es hätte der Bemerkung von Seite der Baronesse nicht bedurft, um den Grafen aufmerksam zu machen: sein Gast sah übermüdet und angegriffen aus.

„In der That, Sie sollten eine Pause eintreten lassen," sagte der Schloßherr wie in Hast die Idee ergreifend, „der Rest des Saales könnte ja im Frühjahre vollendet werden."

„Verzeihung, Herr Graf, meine Aufgabe muß jetzt zu Ende geführt werden," entgegnete Reginald, „denn nach diesem Winter denke ich eine Kunstreise nach Italien anzutreten, die mich zwei bis drei Jahre fernehalten dürfte."

Was es ihn kostete, dieß so förmlich auszusprechen — Vater und Tochter sahen und hörten es an dem Zittern seiner Lippen, an dem Schwanken seiner Stimme.

„Nun denn — enden Sie nach Ihrem eigenen Ermessen."

Reginald glaubte einen leisen Doppelsinn aus diesen Worten herauszuhören, vielleicht, weil er der eigenen Schwäche, des eigenen Ringens nach Festigkeit sich bewußt, ein Mißtrauen voraussetzte, das in des Grafen Geist noch nicht aufgedämmert war.

Er sah nur sein Kind gefährdet. Adelaidens Herz war erwacht; die Wunderblume eines Mädchendaseins erblüht so rasch — ihr konnte sie nur zum Unheile sprießen!

Nicht einen Tag gönnte Reginald sich Rast. Hatte Graf Elzburg sein Inneres erkannt, so sollte er auch sehen, daß er, fähig die unselige Leidenschaft zu bemeistern, den Schauplatz zu fliehen entschlossen sei, wo ihr nur neue Nahrung wurde.

Bei dem spärlichen Lichte der kurzen Herbsttage, bei der fröstelnden Temperatur malte er seine Fresken, bis der früh einbrechende Abend ihn entschädigte. Im Wintergarten, wo man öfter auch das Souper einnahm, sang Adelaide zur Harfe das Lied, dem sie zu Folge einer besonderen Vorliebe ihrer frühverstorbenen Mutter ihren gleichlautenden Namen verdankte. Hängende Lampen warfen unsichere Lichter auf die dunkelgrünen Blätter und widerstrahlten tausendfältig in dem Perlregen der kleinen Cascaden. Da träumte Reginald in Qual und Entzücken gleichsam den Schluß seines Märchens und zwischen den Blüthen, hinter den Fächerpalmen, im Gewinde des Ephen's überall schien es zu rauschen, zu flüstern, zu seufzen: „Adelaide".

Dann kamen düstere, von schwerem Pendelschlage bezeichnete Stunden im Schlosse, während draußen feuchte Nebel lagerten; da bat Reginald noch um eine Sonate. Traurig, ahnungsschwer, alles Heitere ausschließend, wählte Adelaide das melancholische Adagio aus der „Pastoralsonate", so leise wie Seufzer verklingend, oder den weihevollen Mittelsatz der „Pathétique" mit seiner rührenden Einfachheit des Thema's.

Und endlich kam der letzte Abend heran — den nächsten Tag schon sollte Reginald Elzburg verlassen.

Bleich wie eine Lilie betrat Adelaide das Musikzimmer. Sie wußte sich allein. Vom inneren Kampfe ermüdet, ließ sie ihre Stirne auf die Hände fallen und Thränen wie glühendes Blei netzten ihre Finger. Zum geöffneten Flügel war sie mechanisch getreten; es galt den unwiderruflichen Abschied.

Die kaum gekeimten Blüthen einzusargen, der jungen, schüchternen Hoffnung eine Grabhymne zu weihen, ihr herbes Geschick in tiefen Trauertönen zu beklagen, spielte sie den prachtvollen, von erhabenen Schauern durchwehten

„marsche funebre“.

IV.

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!

Reginald wagte kaum zu athmen, bis der letzte Ton dieser feierlichen Melodie verklungen. Dann verließ er langsam seinen Platz an der Thür und nahte dem jungen Mädchen, das ihm anbetungswürdig wie eine Heilige und doch auch entzückend, wie ein irdisches Kleinod erschien.

„Gräfin Adelaide!“

Der kaum hingehauchte Ton weckte sie aus ihrer Versunkenheit.

„O!“ sagte sie leise, mit mädchenhafter Scheu die Lider über die lichtlosen Augen senkend, „Sie hätten nicht mehr kommen sollen! Ersparen Sie uns jedes Wort. Schweigen allein begräbt vergangenes Glück und künftigen Schmerz.“

„Schweigen, nichts als Schweigen — mein Herzblut geht damit hin,“ versetzte er leidenschaftlich. „Ich schwieg all’ diese lange Zeit und es hat mich fast getödtet. O, Gräfin! Eine thörichte, wahnsinnige Hoffnung erfaßt mich in dieser Stunde. Sie sprechen von Glück und Schmerz — war ich Ihnen etwas, kann ich Ihnen jemals etwas sein, o sprechen Sie, bin ich zu kühn so zu hoffen?“

Sie schüttelte ihr lockiges Haupt und flocht die bleichen schlanken Finger fest ineinander.

„Sie wußten es nicht?“ fragte sie mit der reinen Offenheit ihres Herzens, das wie ein frischer Blüthenkelch erschlossen, vor ihm allein sich zu entfalten keine Scheu empfand. „Ich fühlte, daß Sie mich lieben, und Sie sahen nicht, was in mir vorging?“

Sie war so groß und klar, so einfach erhaben in diesem Bekenntnisse; Reginald sank in die Knie vor ihr und flüsterte: „Madonna!“

Der leise Kuß, den er auf ihre Hand drückte, erschreckte sie. „Still, still,“ sagte sie, „es wird darum nicht anders: wir müssen scheiden.“

„Scheiden — also doch!“ rief er erbleichend, „Sie zeigen mir die Hoffnung so nahe und auf ihre Erfüllung soll ich verzichten?“

„Sie sollen es, Reginald! Entsage ich nicht auch? Niemals kann ich einem Manne angehören, nie will ich Einem angehören, seit ich durch ein Seelenband Ihnen verbunden bin. Treten Sie hinaus in das Leben und nehmen Sie die Erinnerung an mich mit sich als ein Palladium. Seien Sie Künstler mit dem Geiste und mit dem Herzen, im Reiche der Töne werden sich unsere Seelen immer begegnen!“

„O, es kann nicht sein, es ist nicht möglich! Haben Sie Mitleid mit dem, was irdische Leidenschaft in meinem Inneren zum Streite mit meiner reinen Anbetung bringt. Lassen sie mich Ihren Führer, Ihren Schützer durch das Leben sein!“

„Die Welt würde den Maler verlachen, der ein blindes Weib in seine Werkstatt einführt — o Reginald, versuchen Sie mich nicht. Mein Entschluß ist unantastbar, nur lassen Sie mich nicht bereuen, offen gewesen zu sein!“

Sein Flehen blieb vergeblich. Er stürzte hinaus in wilder Auflehnung gegen solche Festigkeit eines schwachen Weibes. In seiner Weise lag es nicht, sich zu fügen, wo er ein Recht zu haben meinte. Solange er unerwidert zu lieben glaubte, fühlte er sich entsagungsfähig; wo er noch eine Kluft sah, achtete er sie. Aber die Kluft überbrückt, das Ziel möglich zu sehen und an der Schwelle umwenden zu müssen, das ertrug sein heißblütiges Naturell nicht.

Zu seinem Erstaunen hörte Graf Elzburg von den Lippen des aufgeregten Malers das Vorgefallene. Er dachte zu edel, um rein aristokratische Bedenken zu äußern. So objectiv, als er gewohnt war, das Lebensglück seiner Tochter zu betrachten, nahm er auch jetzt die Dinge.

„Junger Freund,“ mahnte er in seiner würdigen Art, „übereilen Sie nichts. Adelaide ist kein weibliches Wesen nach dem gewöhnlichen Maßstabe. Ich fürchte mit Bezug auf Ihr ungestümes Hoffen, daß der Entschluß meiner Tochter wirklich unumstößlich ist. Die Zeit wird Sie belehren, ob es edler von ihr ist, zu entsagen, als Ihnen angehören zu wollen. Der Künstler soll unbedingt frei sein; die Muse seines häuslichen Glückes darf das Unglück nicht als Morgengabe mitbringen.“

„Das Unglück, Herr Graf, kann auch Gatten treffen, die sich im Glücke zusammenfanden, es ist dann eine gemeinsame Last. Warum soll ein so herrlich begabtes Wesen um dieses Einen Mangels willen der weiblichen Vollendung entbehren? Ich will ihr Auge sein; ich allein will sie behüten, stützen und leiten, erheitern und beglücken!“

Graf Elzburg lächelte melancholich und schaute tief in das von Seelenfeuer sprühende Auge des Malers.

„Ein schöner, edler Enthusiasmus!" sagte er die Hand auf die Schulter des aufgeregten jungen Mannes legend; „wohlan denn! Ich kann die Zukunft meiner Tochter nicht gestalten. Ich bin alt und werde sie einsam zurücklassen. Wohl ihr und mir, wenn Sie der Mann sind, Reginald, der ihr trauriges Geschick durch edle Liebesopfer zu erleichtern vermag. Adelaide ist die Ihre — wenn sie es selbst so bestimmt."

Diese Nacht dachte Reginald nicht an Schlaf, nicht an seine Abreise. Die gepackten Effecten umstanden ihn chaotisch, während er ruhelos, unter wildem Herzpochen den engen Raum seines Zimmers durchmaß. Der Morgen, wo der Würfel fallen sollte, wollte nicht anbrechen, und als eine bloße Schattirung von Grau den Antritt des nebelumdüsterten Tages andeutete, fiel er, völlig ermattet, in dumpfen Schlummer. Die Erwartung hat ihr Uebermaß; sie wird nur stumpfer, wo sie sich schärfen sollte.

Indeß fand Graf Elzburg seine Tochter bereits im Frühstückzimmer. Bleich und schwer athmend empfing sie seinen Kuß.

„Mein Kind!" sagte er, sie sanft an sich ziehend; „Warst Du nicht zu hart gegen Reginald? Rührt Dich seine edle Neigung nicht? Kannst Du seinen reinen Vorsätzen nicht vertrauen?"

„Wie, Vater, auch Du glaubst, ich könnte diese Liebe und die Größe seines Opfermuthes annehmen? Ich liebe ihn — und eben darum darf ich ihn nicht elend machen. Du weißt es, wie ich selbst es weiß, Vater! es gibt kein Erdenglück für mich. Es wäre Frevel, sein zu wollen, wie Andere, wenn Gott selbst uns so grausam zeichnet!"

Graf Elzburg litt unsäglich. Sein blasses Gesicht verhüllend wandte er sich ab und seufzte schwer.

Da wurde Reginald gemeldet.

Zu Adelaidens Füßen niedersinkend bat er mit stockendem Athem:

„Nehmen Sie diese marternden Zweifel von mir, Adelaide!"

Sie nahm seine glühende Hand in die ihre und strich über sein wirres Haar und sagte leise: „Armer Reginald!"

Aber sie widerstand nicht länger. Ihres Vaters Hand lag segnend auf ihrem blonden Scheitel und Reginald nannte sie seine Braut. — War das nicht Glück genug, um niemals mehr zu begehren? Es war ihr, als schließe Alles hier ab und ihre weitere Zukunft sei nur ein weißes Blatt, ein unendlicher Raum ohne Gestalten.

Eine seltsame Verklärung lag über ihr. Ein Traum, ein Märchen dünkten Reginald diese Stunden, wo er mit ihr allein blieb, eine Vision diese bleiche Braut, die doch voll tiefer Innigkeit an seinem Herzen ruhte, während sie ihre Wonne wie einen Schmerz zu empfinden schien, wo sie träumerisch seinen sonnigen Zukunftsplänen horchte.

Eine flüchtige Mahlzeit und dann trennten sie sich für einige Stunden, wo Adelaide im Wintergarten ausruhen wollte.

Als Reginald gegen Abend an die Thür des Wintergartens kam, fand er sie verschlossen. Er eilte zurück in's Schloß, in den Musiksaal, er sandte hinauf in Adelaidens Zimmer — sie war nicht da! —

Der Graf theilte die Annahme seiner Leute nicht, daß die Gräfin den Weg verfehlt haben könnte. Ein tiefes Erschrecken lähmte seine Glieder; aber er ermannte sich und befahl Fackeln, mit denen man zum Wintergarten eilte.

Die Thür fand sich von Innen verschlossen.

Sie wich geringer Gewalt und Reginald wollte Allen voranstürzen. Eine stumm abwehrende Bewegung des Grafen hielt ihn zurück.

„Ich allein," sagte er dumpf.

Die Luft im Vorraum, dem eigentlichen Gewächshause, drang ihm schwül, duftbeschwert, vermischt mit eigenthümlichem Rauchgeruch, entgegen, der den Athem fast benahm. Die qualmende Fackel warf grell und schaurig ihr Licht dorthin, wo auf der chaise longue Adelaide hingestreckt lag — Adelaidens Leiche!

Reginald hatte schon Alles überblickt. Verzweiflung und Entsetzen entrangen ihm den Ausruf: „Ich habe sie getödtet mit meiner Liebe!"

„Sie starb für ihre Liebe," sagte der Graf tief gebeugt, das kalte Lockenhaupt an seine Brust bettend.

Er hatte keinen Vorwurf für den jungen Mann, der ohne sein Wollen dieses Leben gebrochen; hochgesinnt und seelengroß nahm der beraubte Vater sich Desjenigen an, ohne dessen Erscheinen in seinem Hause diese Katastrophe niemals sich ereignet haben würde. Das Verhängniß waltete. Adelaide selbst hatte die einzige Fessel abgestreift, die ihren freien Geist gebunden — das Leben! Dort, dort war Licht, unwandelbares Glück, auf keinen Trug gebaut, ohne Zusatz von Qual. Dort sollte ihr Reginald's Geist begegnen, ohne daß jemals ein Wanken ihn versucht hätte. Sie hatte an ein Erdenglück nicht geglaubt; vielleicht weil sie das Auge nicht sah, aus dessen Spiegel die Liebe ihr entgegenstrahlte. Der Moment, wo sie an seinem Herzen ruhte, gab ihr die höchste Seligkeit, ihr schwärmerischer Flug drängte sie nach Oben.

Die Zeilen, die sie an ihren Vater und Bräutigam hinterließ, sprachen es klar aus; sie entlasteten Reginald's Brust nicht, aber sie versüßten seinen verzweiflungsvollen Schmerz, denn sie athmeten heilige, reine überirdische Liebe.

Ihr Andenken sollte sein Palladium sein!

Graf Elzburg stand so geachtet da, daß Jedermann die Unantastbarkeit seines Schmerzes ehrte. Gräfin Adelaide war einem Nervenschlage erlegen. — Daß sie selbst die verderbliche Kohlenglut angefacht, und, nachdem sie einen Schlaftrunk genommen, die Ventilation geschlossen hatte — es blieb das Geheimniß des Hauses.

Reginald Randon blieb so lange in Elzburg, bis seine Braut in die Gruft bestattet wurde. Dann floh er dieses Haus mit all' den Märchen-

träumen voll wonniger Schauer- und trügerischer Glücksvisionen, die ihn vom ersten Abende an umfangen hielten.

Jahre vergingen und er kehrte aus Italien nicht heim.

Die Kunst hat ihn hoch getragen, das Leben ihm nach langer Frist schöne Ziele geboten. Ein liebliches Weib waltet in seinem Hause und zarte Kinder umspielen ihn — aber die Cremoneser Geige hat er nicht wieder berührt. Sie ruht in ihrem sargartigen Kästchen und bei ihrem Anblicke denkt Reginald der fernen, stillen Gruft und des myrthenbekränzten Schreines mit dem verklärten Bilde seiner Jünglingsliebe und dem süßen Namen

„Adelaide“.



Evangelien des Lebens*.

Von

Cajetan Cerri.

Das Leben ist des Lebens bester Lehrer;
Sein Herzblut klebt an Dem, was er enthüllt.
Silvio Pellico.

. . . .

. . . .

„Spät treff' ich, Anna, ein zum Abschiedsgruße;
Doch wollt' ich meinem liebsten Schülerkinde
Erst mit dem Abendroth, das dir, am Schlusse
Der Kindheit, Rosen streut zum Angebinde,
Am Scheideweg begegnen. Drum, nicht grollen,

---

* Aus dem Vorspiele zu einer didaktisch-novellistischen Arbeit, welche an des Verfassers „Gottlieb" (Leipzig, Engelmann, 1871) anknüpfend, den dort angedeuteten Grundgedanken weiter entwickeln und zu einem Ganzen abschließen soll. Zum näheren Verständnisse des obigen Fragmentes diene vorläufig nur Folgendes aus dem Gesammtentwurfe. Als Gottlieb gestorben war, zog sich dessen Witwe zur Heimatstätte, einem größeren Dorfe, zurück, wo sie ein einfaches Häuschen erwarb, und nach besten Kräften für die Erziehung und Ausbildung ihrer beiden Kinder sorgte. Von diesen zeichnete sich Anna, die, gleich vom Anfange an, sich der Arbeit, der Lectüre und dem Nachsinnen mit Vorliebe geneigt erwies, durch ungewöhnliche Resultate — und zwar nicht bloß auf dem Gebiete der eigentlichen Frauenbildung — ganz besonders aus. Dadurch errang sie sich auch das höhere Interesse Walter's, eines begeisterten Humanisten von ideal angelegtem Charakter, eines ernsten, denkenden Mannes, welcher, nach mancherlei Erlebnissen und Erfahrungen in der sogenannten großen Welt, sich „ohne Haß", aber im tiefsten Herzen enttäuscht und betrübt, zu einem stillen Leben der Forschung und des Studiums in dieses Dorf geflüchtet hatte. Hier schuf er sich eine neue Existenz auf Grund seiner Ersparnisse, literarischen Erzeugnisse, und der Lectionen, die er in einigen achtungswerthen Familien, und bei intelligenteren Kindern, darunter Anna, ertheilte. Zwischen Walter und dieser indessen zur blühenden Jungfrau herangewachsenen Schülerin entspinnt sich nun am Vorabende der Vermälung und Abreise Annas mit einem von seinen Besitzungen zurückerwarteten distinguirten Herren aus der Fremde, der hier mitgetheilte Dialog. Noch dürfte hier die Angabe nachstehender Details nothwendig erscheinen: Wir befinden uns bei heranbrechender Abendstunde in der Wirthschaftsstube des mütterlichen Hauses. Den ganzen Tag hindurch hatte Anna Abschiedsbesuche erstattet und empfangen. Nur Walter war nicht erschienen. Von einem letzten Gange durch das Dorf bewegt nach Hause zurückkommend, findet sie — den auf sie harrenden Lehrer, dessen mitgebrachten Blumenstrauß sie übrigens in der ersten Erregung nicht bemerkt. Ueber den Stühlen, auf welchen die beiden Sprechenden sitzend gedacht werden, befindet sich an der Wand das von Blumen und Epheukränzen umrankte Porträt Gottliebs, des Vaters Annas; an der Mauer gegenüber hängt ein Käfig, der einen Fink beherbergt, sowie seitwärts eine größere Schweizeruhr mit Schlagwerk. Im Hintergrunde der Stube ist die nun zur alten Frau gewordene Mutter Annas mit dem letzten Packen und Ordnen der Reisegegenstände für die Tochter beschäftigt, und hört theilnahmsvoll, wenn auch schweigend, den zwei Conversirenden zu. — Schließlich ein Wort bezüglich der Publicirung selbst. Die hier mitgetheilte Arbeit ist formell allerdings ein „Fragment"; kann aber dennoch in dem Sinne als ein Ganzes aus einem Ganzen angesehen werden, als sie die ethische Basis des Gesammtaufbaues und die Summe jener Principien, Maximen und Lebenssätze bietet, deren angestrebte stricte Einhaltung unter den gegebenen Verhältnissen der Gegenwart die in den folgenden Theilen des Gedichtes vorzuführenden Geschehnisse, Conflicte und Lösungen veranlaßt.

Der Verfasser

Komm' ich zuletzt."

„Es heißt: Die Letzten sollen
Die Ersten sein, Herr Walter. Und fürwahr,
Ihr wart, und seid, in meinem Geistesleben
Der Erste und der Letzte immerdar;
Und immerdar bleibt Euch mit Dank ergeben
Mein Herz."

„Oh, daß es hätt' von Allem Kunde,
Was meines tief bewegt in dieser Stunde!
Nun, Vieles sagen jene Frühlingsblätter,
Die ich gebracht."

„Ach Blumen! Laßt doch . . ."

„Später.
Erst wenn der Freund — der Lehrer weggegangen,
Magst du der Flora Schwester-Gruß empfangen.
Dann denk': auch Blumen leben, und sie ahnen,
Vielleicht wohl Manches selbst von Schicksalswendung;
Du aber lausche da, ob sie gar mahnen,
Daß Frauen-Sendung Schmerz heißt —"

„Meine Sendung!
Doch will ja Alles heut' das Weib entrücken
Dem harten Los —"

„Zu dem es langsam sank.
Laß' Das, mein Kind! gut dünkt die Frucht den Blicken,
Und ist im inn'ren Kern doch faul und krank.
Maschinen dreh'n, telegrafiren sollen,
Und was sonst Muskelkraft bedingt, die Frauen;
Dafür, vielleicht, die Männer: Wäsche rollen,
Bei Kindern wachen, nach der Küche schauen —
Oh, Wahn! heißt doch, das Weib brutalisiren
So viel, als seines Zaubers Glück verlieren.
Wie völlig anders schildern die Gebilde
Von Schiller's, Goethe's Griffel unsre Sendung:
Der Mann — die Kraft, das Weib — die Anmuth, Milde;
Als Bindeglied: das Kind. Hier die Vollendung,
Hier die Familie, und in ihrem Schooße
Der Stoff, das Bild fürs Staatensein, das große.
Doch, was auch bringe die sociale Frage,
Stets heißt des Weibes Schicksal leider: Trage!

Man nennt das Weib des Lebensgartens Rose;
Glaub': selten nur erfährt es deren Lose,
Und blos der Mann, der Träger einer Kraft,
Die er, als Knabe schon, darf frei entfalten,
Genießet, unbeengt vom Formenwalten,
Die Lust des Daseins, das er selbst sich schafft.
Das Frauenleben ist ein Märtyrthum
Vom Mädchentraum oft bis zu dem in Sorgen
Ergrauten Haar der Greisin. Still, verborgen
Vollzieh'n sich Opfer da, die, ohne Ruhm,
Der Menschheit Baum mit Thränen klaglos tränken,
Werth, daß einst Enkeln segnend ihrer denken."

Bei diesen Worten — horch! — tönt schwer verhalten
Ein Seufzer. Wer doch klagt so bang, so hohl?
Die alte Mutter ist's; beim stillen Walten
Dort, in des Zimmers Ecke, hat sie wohl
Erinnrungstrüb erfaßt der Rede Sinn.
Bewegt, bestürzt eilt Anna zu ihr hin:
„Lieb' Mütterchen, so traurig? und gar Thränen?
Nicht so! nicht so! denk' nicht vergang'ner Qual . . ."
Dabei läßt sie an ihre Brust sich lehnen
Der Mutter Haupt, und küßt es tausend Mal.
Die Mutter schweigt; doch klingt wie Dankgebet
Was jetzt durch ihr Gemüth erlösend geht.
Und Walter? traumverloren, sinnbefangen!
Auch er sah einst der Mutter Herzensweh,
Und denkt nun an dies Herz, das heimgegangen —
Wie Alles, was ersteht, kommt, daß es geh'.
Doch faßt sich Walter bald; er schaut umher,
Tritt zu der Greisin, schüttelt ihre Hände:
„Daß Kraft und Trost ein güt'ger Gott Euch sende!"
Sie lächelt, nickt, und schafft fort, wie vorher;
Und wie vorher, am früh'ren Plätzchen dort,
Führt Walter sein Gespräch mit Anna fort.

„Du mußt mein ernstes Wort auch richtig deuten;
Kommt Sturm — kommt Sonnenschein! Was ist die Welt?
Zuletzt doch Alles, wofür man sie hält,

Und wir, wir sind es, die das Glücksrad leiten.
Zwar sagt man Dir, daß nur der Zufall wähle
Für uns, hier den Erfolg, dort die Gefahr;
Nicht doch. Es lebt in deiner starken Seele
Ein Etwas, das da ruft: es ist nicht wahr!
Nimm dies Bewußtsein mit auf Deiner Bahn,
Und mit ihm die Erinn'rung. Ist ja Dies
— Ein Weiser sprach es aus — das Paradies,
Aus dem kein Cherub uns vertreiben kann.
Nimm die Erinn'rung an die Kindheit mit,
An's Heim — vor Allem an der Mutter Lieb'.
Die Mutterliebe ist das hohe Lied,
Das Gott ob seiner Schöpfung selbst sich schrieb;
Und dieses Liedes Echo, sein Gedenken,
Sie werden einst als Segen Dich umwehen,
Dich trösten, schützen, deine Richtung lenken,
Gilt's: Stürme auf des Lebens Meer bestehen;
Denn sturmbewegt ist diese Fluth."
„Wie sehr
Beängstigt mich das Wort: des Lebens Meer!
Oh, lehrt mich, der Ihr kundig und erfahren,
Lehrt mich des Abgrunds Klüfte früh gewahren,
Und nennt noch einmal mir die hellen Sterne,
Die mild zum sich'ren Hafen winken!"
„Gerne.
Komm', rücke näher, Mädchen; laß' uns Beide
Im großen Buch des Lebens nochmals blättern.
Ein Evangelium ist's für Leid und Freude,
Was mahnend, klärend spricht aus diesen Lettern,
Die, gleich dem Demant, unzerstörbar sind.
Leih' deiner Seele Flügel — höre, Kind!"

Wie magisch angezogen rückt ihm näher
Erröthend Anna, deren großes Auge
Auf Walter ruht, als ob's am Lichtmeer sauge.
Er aber spricht, begeistert wie ein Seher:

„Sei zwar nicht ungerecht mit Menschen; richte
Nach Einzelnen Gesammtes nicht: das Lichte

Wird überall vom Dunklen erst gehoben —
So auch der Trieb zum Edlen vom Gemeinen;
D'rum sollst Du tadeln nicht, und auch nicht loben,
Nicht hassen, achten nicht im Allgemeinen.
Am Seelandstrand, in Helsingör, der Ferne,
Wo einst erschollen Hamlets Spott und Klagen,
Wo blaß, und klein, und spärlich nur die Sterne,
Wo kühl das Blut, wo still die Pulse schlagen;
Gleichwie im Arno-Athen, genannt Florenz,
Mit all' den Märchen seiner Sternennächte,
Mit seinem heit'ren Volk, und ew'gen Lenz —
Allüberall gibt's Gutes, Gute, gibt es Schlechtes, Schlechte,
Und Licht und Schatten."
„Sagt: wenn überall
Mit Gutem Böses bald sich mengt, bald ringt,
Wer bürgt dafür, daß einst das Ideal,
Das zarte, scheue, doch zum Siege dringt?
Daß . . ."
„Etwas lebt — wohl in der Form verschieden —
Das überall für's Schöne wirkt und wacht,
Das niemals frägt, ob Norden, oder Süden:
Der Zauber ist's der Kunst und ihrer Macht.
D'rum pfleg' die Kunst. „„Der Künste treue Pflege
Macht sittenmild, bannt Rohheit aus dem Wege.""
Wem Mozart's, Schubert's, wem Bellini's Töne
Aus sel'ger Brust erpreßt noch keine Thräne;
Wem Rafael's, Tizian's und Correggio's Farben,
Canova's, Rauch's, Dannecker's Marmorbilder,
Wem gar Thorwaldsen's „„Engel""* froher, milder

---

* Unter den mir durch Autopsie bekannt gewordenen Schöpfungen der neueren Sculptur waren jene, die auf mein Gemüt und auf meine Phantasie am Lebhaftesten wirkten: Canova's „Christinen-Denkmal" (Wien); Rietschel's Erzgruppe „Goethe und Schiller" (Weimar); Rauch's „Königin Luise" (Charlottenburg); Dannecker's „Ariadne" (Frankfurt); Bartolini's „Resignation" (Mailand, im Palaste Poldi-Pezzoli); Fedi's „Raub der Polirena" (Florenz) und Imhoff's „Eva" (Bern). Als ich aber Thorwaldsen's „Tauf-Engel" in der Frauenkirche in Kopenhagen erblickte, mußte ich mir gestehen, daß die Wirkung dieser so einfach edlen und doch so unendlich ergreifenden Arbeit eine bei Weitem noch mächtigere war, und sogar die der vielen anderen Meisterwerke übertraf, mit welchen jenes außerordentlich productive Kunstgenie die Frauenkirche selbst, das Thorwaldsen-Museum und ganz Kopenhagen bereicherte. Gedanke, Composition, Technik, und ein wahrhaft seraphischer Ausdruck des Ganzen wirken so überwältigend, daß man unwillkürlich vor diesem knieenden Engel selbst das Knie beugen möchte. Kunstkritiker mögen übrigens das Richtige in der Sache feststellen. Mich aber drängt es, in Erinnerung an den empfangenen künstlerischen Genuß auszusprechen: daß, meiner Ansicht nach, für empfängliche Geister schon der Anblick dieses Kunstwerkes allein die Reise nach dem schönen, kunstsinnigen und gesitteten Kopenhagen lohnt.

Der Verfasser.

Das Herz nicht stimmt, der krankt an ew'gen Narben.
Wie klein ist, gegenüber dieser Welt,
Die Welt der Schwätzer, die für groß sich hält!
Doch wär' die Macht der Kunst nicht allgewaltig,
Stünd' ihr im Menschenleben nicht zur Seite
Die Schwester, schöpferisch und vielgestaltig:
Natur, und ihre Wunderwelt."

„Ins Weite,
Und in die kalte Fremde führt jedoch
Ihr kühner Schritt: bald tief hinab, bald hoch
Hinauf — "

„Glaub' mir: die Schönheit der Natur,
Wir tragen sie in uns, in uns'rer Brust,
Und schließlich wurzelt ihres Zaubers Lust
In uns'rem eignen Empfinden nur.
In Interlakens ird'schem Paradies,
Im Wunderlande der Comenser Villen,
In Chambery's romant'schem Bergverließ,
Am Rhein, am Genfer See, dem himmlisch stillen —
Allüberall wirst Du vor Räthseln stehen,
Fehlt Dir das inn're Aug', der Schönheit Höhen
Auch in dem tiefsten, kleinsten Ding zu sehen;
Indessen Du mit jenem Seelenblicke
Die Harmonie des Ganzen in der Mücke
So finden wirst, wie an dem Felsenstücke.
Dir ward der Blick."

„Meint Ihr? wohl denk' ich, ach!
Gar oft der Worte, die mein Vater sprach:
„„Ein grünes Blatt, ein Lichtstrahl, eine Wolke,
Wie wenig braucht das Herz zum stillen Glücke — ""
Doch heut': wie viel Begehrlichkeit beim Volke
Der Prassenden . . . "

„Vom Tantalus-Geschicke!
Ja wohl: nur wenig braucht's zum Glück; es sind
So viel der Wonnen, die wir blind verpassen:
Ein rechter Mann, ein echtes Weib, ein Kind —
Da läßt das Glück sich mit dem Arm umfassen!
So aber sieh' die protzigen Gesellen,
Mit vollen Backen, und mit leeren Herzen,

Im Schmutz getaucht von „„geistreich““ lock'ren „„Scherzen —““
O, bleibe fern Du diesen sumpf'gen Quellen!
Nein; deinen Geist leih' ernstem, deutschem Denken,
Ist doch dies deutsche Reich der Denker Reich;
Nur mag auch hier ein guter Stern Dich lenken,
Wo Triebkraft, Ziel und Bahn nicht immer gleich.
An Goethe, Schiller, Herder, Klopstock, Richter,
An Wilhelm Humboldt, Rückert, Schefer, Sallet —
An Diese halte Dich, und an die Dichter,
Die nicht ein Lob erfleht, das bald verhallet,
Die nicht vorerst in flacher Lust gelebt,
Und dann, berufslos, nach dem Kranz gestrebt.
Und wahr' den Glauben Dir, das heil'ge Feuer
Auf dem Altar der Menschheit; laß' den Spott
Der Welt sich aufbläh'n — sie bezahlt ihn theuer!
Doch Du (nenn' Urkraft, Adonai, nenn' Gott
Was Dir ein höh'res Gesetz scheint) glaube;
Wirf ab den Stolz, und beuge Dich im Staube
Vor dem Gewaltigen.“

„Doch frägt es sich:
Vor diesem weltumfassenden Gesetze,
Bei solchem grenzenlosen Schöpfungsnetze,
Was gilt der Einzelne? und was bin ich?
Ich, arme Creatur — ?“

„Im kosm'schen Ganzen
Bist Du, gleichwie die kleinste aller Pflanzen,
Ein Kosmos selbst. Ob nun auch Dein der Geist
Gedenkt, der über Alles wacht und kreist . . . ?“

Da, plötzlich — sieh! — fällt ein vergilbtes Blatt
Herab vom Kranze um dem Gottlieb-Bilde,
Küßt Anna's Stirn' zuerst, und sinkt dann matt
Zu Füßen ihr. Gerührt sieht's Walter. Milde
Spricht er, d'rauf deutend:

„Hier die Antwort, Mädchen;
Sie kommt vom guten Vater Dir, und sagt:
„„Die Hand, die durch das All' Kometen jagt,
Und Welten lenkt, sie lenkte auch dies Blättchen.““
Vertraue dieser Hand nur, was auch komm',

Wie einer festen Burg. Sei, Anna, fromm;
Vor Allem aber sei stets wahr — und d'rum
Verachte Frömmelei, Zelotenthum.
Des Dichterworts gedenke, das von böser
Geschäftigkeit ein edles Streben trennt:
„„Jedweder gute Mensch ist ein Erlöser,
Und jede gute That ein Sacrament.““
Ein guter Mensch und eine gute That —
Wie einfach, und wie groß doch, diese Norm.
Oh, daß im Dienste der sophist'schen Form
Der Mensch heut' kein Verständniß für sie hat!
D'rum nochmals: richte mild die Menschen — nur
Laß' Dich vom heut'gen Menschenthun nicht blenden;
Denn, bleibt auch rein die menschliche Natur,
Wird doch ihr Werk entstellt von Fälscher-Händen.
Zur Fratze nun gefälscht, entstellt, entweiht
Ward es vom neuen Geiste dieser Zeit,
Die, wenn sie, Adel heuchelnd, Schanden rügt,
Die sie ja selbst erzeugt, ganz einfach — lügt;
Die, jede Scham des Herzens abgethan,
Auf Shylock weist, als Muster-Ehrenmann;
Die Dank, Moral dem Einzelnen vergibt,
Doch nimmer will, daß auch der Staat sie übt;
Die, Alles uns geraubt, was werth und lieb,
Uns dann hinaus in's dunkle Allnichts trieb.
Krank ist die Zeit. Denn krankhaft ist die Sucht,
Im Häßlichen und in der Unnatur
Zu seh'n des Schönen und der Wahrheit Frucht,
Und uns zu lehren: geht auf jener Spur;
Zu lehren: Dissonanzen sind Musik,
Und schmutz'ge Farbentöne Colorit,
Ein loses Ding sei ein dramat'sches Stück,
Und schlecht zerhackte Prosa sei ein Lied,
Ein echtes!“

„Wie? vom neuen Geist? o Herr,
Bleibt denn nicht Jener, der den Zeitgeist schafft,
Ein fert'ger Schöpfungsact in stät'ger Kraft,
Der Mensch?“

„Er wohl; die Menschheit nimmermehr!

Sie wächst und sinkt mit ihren Zwecken, Thaten.
Ob sie nun einst erreicht was ihr gebricht,
Und doch allein birgt Heil: Das Gleichgewicht
Von Geist, Gemüth und Kraft — wer kann's errathen?
Heut' bändigt nur der Geist, der stets negirt,
Als Dämon — oder Genius — die Gesellschaft;
Er ist's, der sie zum Chaos schließlich führt,
Da die Verneinung weder zeugt, noch schafft.
Doch Das, was dumpf sich hüllt in ihre Schatten,
— Die Schuld der bösen Saat — zeugt fort und fort:
Den Dünkel, die Begierde, das Verrathen,
Die feile Lüge, das gebroch'ne Wort.
Das aber sind nun unsrer Zeit Factoren;
Hör' einmal zu den Geist-Monopolisten,
Sophisten, Atheisten, Nihilisten,
Den Cliquen-Autoren und Rethoren!
Sie lehren Freiheit, und sind selbst Tyrannen,
Wo's leicht gelingt: bei ihrem Weib und Kinde;
Sie preisen Stärke, und ins Joch sie bannen
Ein Blick, ein Haarnetz, eine Schleifenbinde;
Man nennt sich „„Schöngeist““, und ist nur Verbreiter,
Des Schlamms aus Kneipen, Buden .... und so weiter;
Man heißt gar Denker, schreibt „„für's Volk““ Tiraden,
Und kniet vor Mächtigen um Gunst und Gnaden;
Man brüstet sich mit eitlem Adelsflitter,
Und wirkt, hier als Croupier, dort Actien-Ritter.
Schlag' immer fort nur auf im Lebensbuch —
Stets triffst Du auf das Merkmal: Widerspruch!
Durch was auch fristen Staaten heut' ihr Leben?
Die Republik durch strammes Regiment,
Die Monarchie durch's Freiheitelement —
Hier, dort, die That im Widerspruch zum Streben.
Wir fordern Gleichheit, und verläugnen Gott,
Ob Fürst, und Knecht, auch gleich vor ihm allein;
Wir schwören ew'ge Treu' uns; doch, wenn todt
Die ird'sche Form, soll's auch das Wesen sein;
Man will vom Weib, vom Kind geliebt, vom Mann
Geachtet sein; man lechzt nach Trost im Schmerz —
Doch was in Wahrheit uns Das schaffen kann:

Ein gläubiges Gemüth, ein reines Herz,
Der Menschenwürde Hort, die Religion —
Man gibt es als Chimäre Preis dem Hohn.
Die Männer weibisch launenhaft und eitel,
Die Frauen prunkend stolz mit Mannes-Zwecken,
Die Jungen greisenhaft vom Fuß zum Scheitel,
Die Alten junggeschmückte, putz'ge Gecken;
Die Kinder selbst — fürwahr, es ist zum Weinen:
Erbarm' sich Gott der Zukunft dieser Kleinen!
Wie anders auch? Hofmeister sind's, und Bonnen,
Nur nicht die Mutter, die das Kind erziehen;
Und nicht die Mutter ist's, die sich den Wonnen,
Ihr Kind zu nähren, weiht — die Last! die Mühen!
So, von der Amme an, sind's allerwegen
Nur Fremde, die die Menschenblüthe pflegen.
Man schafft? — ja, Banken für die tollsten Sachen,
Und Comités mit prahlenden Adressen;
Ein stetes sich „„für Arme““ Wichtigmachen,
„„Für Arme““ Mimen, Tanzen, Trinken, Essen . . .
Doch was — gar oft — der Trieb zu all' dem „„Schaffen““,
Zu all' der humanist'schen mise-en-scene?
Der Drang hier, sich zum „„Helden““ aufzuraffen,
Die Sucht dort, daß man sag': „„die Frau, wie schön!““
Und diese Zeit-Vertheid'ger! — „„Keine Sitten““,
Klagt man — d'rauf sie: „„Die herrlichen Paläste!““
„„Kein Rechtsgefühl; ein Wirrwarr nur, inmitten
Von Schulden, Schuld““ — d'rauf sie: „„die prächt'gen Feste!““
„„Kein Maß““ — d'rauf sie: „„die Börsencoups, die kühnen!““
„„Kein Ernst““ — d'rauf sie: „„seht: Reit-Rad, Flugmaschinen!““
Das nennt man: pract'sche Köpfe. Doch noch klüger,
Noch schlauer sind die überleg'nen Geister.
„„Es ist nun einmal so““, spricht solch' ein Meister,
„„Doch laßt; dafür wird einst das Gute Sieger;
Der Knabe, der heut' tobt, und droht mit Schlägen,
Den lob' ich sehr — er wird ein tücht'ger Degen.““
Oh, Wahnsinn mit Methode!“

„Doch die Großen,
Die reich an Würden, Ehren sind, und so
Vorleuchten können ihren Zeitgenossen,

Die wirken wohl ..."

„Es sagt Dir Mirabeau:

„„Von äuß'rer Größe lasse Dich nicht blenden;
Wiß': diese Großen, Hohen scheinen bloß,
Weil wir vor ihnen knieen, hoch und groß —
Erhebe Dich! steh' auf! der Schein wird enden!""
Wohl gibt es Große — doch in and'rem Sinne;
Auf Diese hör', werd' ihres Werthes inne.
Auf Schiller hör', deß' Wort nie geh' verloren:
„„Zu Etwas Bess'rem ist der Mensch geboren;""
Auf Dahlmann hör', den Cato seiner Zeit:
„„Wollt frei Ihr sein, so übt Gerechtigkeit;""
Auf Franklin hör', das edelste der Herzen:
„„Nur nicht mit Dem, woran ein Volk glaubt, scherzen;""
Mamiani hör': „„Auf der Entwicklungsleiter
Wird jener Stamm nur, der Moral ehrt, siegen;""
Hör' selbst Mazzini's Wort an die Arbeiter:
„„Ein Volk, das glaubenslos, muß unterliegen.""
Wie wahrhaft groß das Alles!"

„Ohne Mackel
Bleibt dann die Wissenschaft, die Edles eint,
Und, nach dem Höchsten ringend, uns die Fackel
Der Wahrheit reicht — "

„Wenn sie es ehrlich meint.
Doch, Anna, glaube mir: das eitle Streben,
Sich als „„genial"", „„originell"" zu geben,
Läßt Manchen nicht den Blick zum Lichte heben.
Man lehrt: bloß Furcht schuf alle Religionen;
Wer aber schuf die Furcht? „„Urnebel"" wäre
Der Ursprung, sagt man, dieser Erd-Regionen,
Nur sagt man nicht, woher der kam ins Leere;
„„Schleimklümpchen"" gelten als des Menschen Keim —
Doch bildet etwa sich aus Nichts der Schleim?
Das Glauben sei nur Schwäche, schwört man Dir,
Und doch sollst Du Das glauben; sollst als „„Thier""
Auch stets befried'gen was Bedürfniß heißt;
Doch des Gemüths Bedürfniß: die Verehrung,
Das ist ein Wahn im Lichte der Erklärung,
Die das Gehirn als Menschenseele preist,

Und wohl von einem Weltgesetze spricht,
Vom Geber aber des Gesetzes nicht!
Der Skeptis fröhnt die Wissenschaft."

"Ihr eigen
Mag Zweifeln sein, weil sie pflegt zu beweisen
— Wie Ihr mir oft gesagt — was sie uns zeigen
Will als Errungenschaft aus ihren Kreisen."

Hier stockt das Zweigespräch: Ein Etwas dringt
Durch Anna's Antwort, das wie Vorwurf klingt,
Und Walter fremd und schwer berührt. Er neigt
Die Stirne, flüsternd vor sich hin: "Beweise — !"
Und starrt zum Boden sinnend. Alles schweigt;
Nur Beider Athemzug tönt leise, leise.
Da wird's im Käfig laut. Vielleicht geneckt
Aus seiner Ruh' von Mücken, schwirrt der Fink
Im Käfig hin und her, gar hastig, flink.
Das Mädchen blickt, und — vom Geräusch geweckt —
Auch Walter auf. Nun zuckt's in ihm. Er spricht:

"Was, Anna, stört den Fink?"

"Ich weiß es nicht,
O Herr!"

"Doch glaubst Du — ja, bist überzeugt,
Daß ihn ein Etwas plötzlich aufgescheucht,
Das unbekannt ist. Hast Du da Beweise?
Oh, folge mir! laß' niemals von den Bahnen,
Die glücklich einst gewandelt Deine Ahnen,
Bis sie einschliefen als zufried'ne Greise.
Und wär's ein Märchen — sie hat es beglückt,
Und könnt' die Welt beglücken, die, erdrückt
Von Zweifeln, stöhnt. Denn darauf kommt's nicht an,
Ob Dieser, Jener, glaube Dieses, Jenes;
Doch d'rauf, daß ein Symbol für Gutes, Schönes
Der Blick nach Oben Allen bieten kann.
Und ein Symbol braucht ja die Sehnsucht, glaube,
Und ein Symbol die Menschenlieb'. Sie müssen
Daran sich klammern in den Nachtverließen
Des Zweifels, dieser Seelen-Folterschraube.

Denk' nun: was will die neue Zeit zumal?
Ausrotten, nach und nach, definitiv
Den religiösen Glauben, die Moral,
Den kathegorischen Imperativ.
Was dann die Folge dieser letzten Wendung?
Dann drängt sich der bestial'sche Instinkt
Im Menschen vor; die eth'sche Schutzwehr sinkt —
Die Menschensendung wird zur Affenschändung.
Im bess'ren Fall bleibt der Verstand Herr; dann:
Der größten Schlauheit dann die Preis-Medaille!
Der Fuchs, die Schlange herrscht, der Ich-Tyrann,
Der egocentr'sche Mensch — dann die Canaille.
Hart klingt's, doch logisch."

"Und so ist die Welt
Ein Pfad am Abgrund! Da, so will's mir scheinen,
Mag's leicht gescheh'n, daß zwischen Dornen, Steinen,
Der Fuß oft strauchelt, und der Beste fällt.
Was dann?"

"Ein menschlich' Fallen! wer wird richten?
Nur, daß die Schwinge nicht den Schmutz berühre
Des Staubs am Weg; nur daß sie zu den lichten
Regionen der Erkenntniß wieder führe.
Du weißt: „„Es irrt der Mensch, so lang er strebt"",
Und strebt doch fort und fort, so lang er lebt.
Genug schon, daß auf dem von Gott und Leben
Ihm zugewies'nen Posten, treu und echt,
Gält's auch zu unterliegen, Jeder eben
Im Kampf und Streit ausharre für das Recht —
Genug!"

"Doch was ist Recht?"

"Das meldet dir
Der inn're Gott, der es geschrieben hat
In deines Herzens Bibel. Blatt um Blatt
Lies dort: Das Seine Jedem für und für!
Daß diese Schrift vergeh', sei dir nicht bange;
Ein Spruch bezeugt's, d'rauf alle Hoffnung fußt:
„„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.""
Und weißt du noch, was uns auf stürm'scher Bahn

Schutz beut und Hort? vernimm's mit einem Worte:
Die Pflichterfüllung ist's. Sie weist uns an,
Als Pharus-Leuchte, nach dem sich'ren Porte.
Die Pflicht sei Offenbarung uns, es sei
Gesetzestafel ihr Gebot. Das spricht:
Geht's auch zum Kampf ums Leben, bleib Dir treu;
Nicht rechts, nicht links — g'rad aus! thu' deine Pflicht!
Und also wirke für das Recht auch Jeder,
Wie er's vermag, mit Schwert und Wort und Feder,
Als für's Palladium der Humanität,
Die mit ihm siegt einst, die mit ihm besteht,
Bis daß . . . ."
„Humanität? Ihr habt gesprochen
Vom Werth oft dieser höchsten, tiefsten Lehre,
Und ich — ich lauschte Euch mit Herzenspochen.
Doch, was ihr Wesen, was ihr Sinn . . . ."
„So höre:
Wenn Moses lehrt, daß man am heil'gen Tage
Versöhnt des Jahres Hassen von sich werfe;
Wenn Christus vor der Richter Urtheilsschärfe
Schützt die Gefall'ne, daß sie nicht verzage;
Wenn er die Schwachen zu sich ruft, die Kleinen,
Wie Alle, die da leiden, die da weinen;
Wenn von des großen Dulders Schultern ab
Das Kreuz auf sich nimmt Simon von Cyrene;
Wenn dem bedrängten Wand'rer, nah dem Grab,
Der Samariter Wunden stillt und Thräne;
Wenn Seneca, gedrängt von Nero's Hand
Zum Selbstmord, dem Tyrannen mild vergibt,
Und voll Begeist'rung, noch im Sterbgewand,
Lichtahnend ausruft: Ewig lebt wer liebt!
Wenn Numa will, daß auf des Wohlthuns Bahnen
Der Sohn das Unrecht sühne seiner Ahnen;
Wenn Curtius, Micca, Körner, Winkelried
Dem Heile And'rer freudig weih'n ihr Leben,
Und mehr als Dies: dem Undank preis sich geben,
Dem ewig thätigen Verderbens-Schmied*;

* Die geradezu antik heroische That (1706) des einfachen, piemontesischen Artillerie-Soldaten Pietro Micca aus Andorno kann hier wol als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Weniger

Wenn Geleon, in finst'rer Zeiten Mitte,
Von den Besiegten auf den Schlachtgefilden
Das Ende nur verlangt — ein Held der Sitte —
Des Menschenopfer-Cultus jener Wilden*;
Wenn, hartbekämpft vom großen Filangeri,
— Zu früh wohl! — Beccaria niederringt
Die Todesstrafe; wenn Filippo Neri
Pestkranken auf der Straße Rettung bringt;
Wenn Stein, in schwerer Zeit, dem Vaterlande
Zum Heil, entsagen will den Adelsrechten;
Wenn Sonnenfels, geschmäht vom Troß der Schlechten,
Der Welt das Brandmal nimmt der Folterschande;
Wenn — um allüberall die Spur zu suchen —
Confucius untersagt, dem Feind zu fluchen;
Wenn Buhda selbst Die segnet, die auf Erden
Geirrt, und nicht geglaubt; wenn der Prophet
Mit Knechten theilt die knechtischen Beschwerden —
So ist Das Blüthe der Humanität.
Und dann auch ist's, wenn einst, in schwerer Stunde,
Wo Alles Dich verrathen, und verlassen,
Mild eine Hand sich legt auf deine Wunde,
Ein Blick sich senkt in deinen Blick, den nassen,
Und deinem Herzen, tödtlich schmerzgetroffen,
Zuruft ein zweites Herz: noch mög' es hoffen!
So nimm die Hoffnung mit ins neue Land;

---

dürfte die Kenntniß der quantitativen und qualitativen Art des Dankes verbreitet sein, den das durch ihn allein gerettete Turin seiner heldenmütigen Lebensaufopferung zollte. Durch neue, auf unwiderlegbare Documente, deren Einsicht auch mir ermöglicht wurde, sich stützende Forschungen ist nun hierüber festgestellt: Alles habe darin bestanden, daß die Stadtgemeinde Micca als Retter des Vaterlandes erklärte, und hierauf, nach langem Conferiren und Debattiren, seinen Nachfolgern für ewige Zeiten die Verabreichung, auf Kosten der Gemeinde, von täglich drei Pfund Brot zuerkannte! Der letzte Nachkomme der Familie starb, 1834, arm und vergessen, als Artillerie-Fourier, und es wird dessen Degen im königl. Waffen-Arsenal allen Fremden gezeigt. Dem Andenken Pietro Micca's wurde erst vor Kurzem — also fast nach zweihundert Jahren seit dem historischen Ereignisse — auf dem Platze, wo ehemals die Citadelle sich befand, eine lebensvolle Bronce-Statue (von Giuseppe Cassano, einem Schüler Vela's) errichtet.

Der Verfasser.

* .... „Als die Africaner die erlittene Niederlage erfuhren, bemächtigte sich ihrer Trauer und Schrecken; bei jedem Segel, dessen man am Meere ansichtig wurde, fürchteten sie das Herannahen der sicilianischen Armee, die da käme, das Land zu erobern, und Rache zu üben. Allsogleich wurden Boten abgesendet, um Friede um jeden Preis zu erbitten; als diese Legaten ankamen, und es nicht wagten, selbst vor Geleon hinzutreten, beschworen sie dessen Gattin, Demaretha, für Carthago ein Wort einzulegen. Geleon, der ein ebenso gewandter und tapferer Heerführer, als tiefblickender Politiker war, gab bald nach. Er gewährte den Frieden unter der einzigen, doch bedeutsamen Bedingung, daß die Besiegten aus ihrem Götter-Cultus den Menschenopfer-Brauch ausmärzen sollten."

Aus den Anmerkungen des Prof.
S. Chindemi zu Prati's
„Schlacht von Imera."

Sie ist die Fee, die stets uns treu begleitet,
Und ablenkt uns'ren Schritt vom Abgrund-Rand,
Wenn ungeheures Weh ihn dahin leitet.
Muth denn und Hoffnung, Anna — Hoffnung, Muth!
Des Lenkers Auge, das die Sonnen mißt,
Und doch des Wurms im Staube nicht vergißt,
Wacht auch für Dich. Vertraue seiner Huth;
Zieh' hin mit Gott!"
„Doch ohne Euch. Wie kann
Mein lichtverlaß'ner Geist da Hoffnung fassen?
Wo Rath und Halt?"
„Bei dem — Gemahl! und dann:
„„Nur wer sich selbst verläßt, der ist verlassen — ""
Du kennst das Wort. Auch gilt's nicht: brechen. Nein;
Unlösbar zieht ein Band sich um die Pole,
Das alle Guten eint. Denk' der Parole:
„„Zusammensein heißt nicht beisammen sein.""
So laß' uns scheiden, gleich zwei milden Sternen,
Die ungetrübt, still von einander gehen;
Sie wissen ja, daß es in lichten Fernen
Ein Wiederfinden gibt, ein — Wiedersehen.
Und so — "
„Gönnt noch ein Wort zur ernsten Stunde:
In einer Welt der Wirrniß und der Lüge,
Die heute mit der Kunst selbst steh'n im Bunde,
Wollt Ihr — allein, wie man Euch läßt — im Kriege
Ausharren gegen Schlechtes für das Gute?
Der Dank dafür? verhöhnt von einer Meute
Bornirter und gewissensloser Leute,
„„Die Gott, und seinen Feinden, gleich verhaßt,""
Wie Dante rief, von Abscheu einst erfaßt.
Was bleibt da, als Impuls zum heil'gen Muthe
Für einen Kampf, der Euch am Leben zehrt?
Und ist die Zeit auch dieses Opfers werth?"

Die Frage rührt ihn tief. In milder Weise
Naht er dem Mädchen sich, und sagt dann leise:
„Einst sah ein Bild ich, wunderbar ersonnen
Vom Genius Ary Scheffers. Dante blickt

Empor zu Beatrice, die, entrückt
Dem Staub der Erde, schwebt zu höh'ren Sonnen,
Und auszurufen scheint: „„Auf reiner Spur
Folg' mir, mein Freund — hinauf! zum Lichtazur!““
Mir winkt sie auch solch' eine Lichterscheinung,
Und macht die Wange blaß, das Herzblut heiß —
Es ist: Der Menschenwürde höh're Meinung.
Ihr folg' ich; ob zum Licht? wer weiß — wer weiß!“

Hier bricht ab Walter. Mit der Hand bedeckt
Gedankenvoll und ernst er sein Gesicht.
Da schlägt es acht Mal an der Uhr. Dies weckt
Den Träumer auf. Er hebt das Haupt und spricht:

„Du meinst: Was sollen Idealisten wir,
Ein überwundenes Geschlecht, erkoren
Zum Untergang? und dennoch schwör' ich Dir:
Auch wir geh'n nicht für die Cultur verloren.
Warum verzagen? wenn auch nur ein Herz
Geklärt ich, und gestärkt zum Kampf des Lebens —
Genug! es wird mich segnen, wenn der Schmerz
Ihm prüfend naht — dann lebt' ich nicht vergebens.
Dein Herz, o Anna, möge für mich zeugen;
Und wenn Du einst, von Kindern hold umgeben,
Mein stilles Grab schmückst mit Cypressenzweigen,
Lohn' eine Thräne dies mein Märth'rer-Leben!“

Er schweigt und sinnet. Da, von Weitem, klingt
Ein Mollaccord. Es ist das Abendläuten,
Das — „Ave“ rufend — aus dem Dorfe dringt,
So sanft, wie Wellen, die vorüber gleiten.
Bewegt steht Walter auf; auch Anna. Mild
Neigt sich ihr Haupt. Er streckt nach Priesterweise
Die Hände d'rüber aus, und betet leise.
So ragt er da im Abendroth, ein Bild,
Wie das Aufleuchten einer Eigenart,
Die ruhig glänzt in dieser Welt des Schwankens,
Wie die Verkörp'rung eines Gottgedankens,
Der sich im Flammenbusche offenbart.

Und also ruft er:
„Ave Dir, und Allen,
Die Frieden suchen auf dem Erdenreich!
Und nun (er spricht's, und seine Thränen fallen)
Nun . . . Anna . . . und Ihr, Mutter . . . Gott mit Euch!"

Er geht — als ginge aus der Stube Räumen
Ein Lichtprofet. Durch Anna's junge Seele
Zieht, ungewohnt, gar wunderliches Träumen,
Wie wenn ihr Herz ein dunkles Ahnen quäle.
Sie träumt — und träumt. Im Hofe jetzt beginnt
Ein Knecht zu singen; Anna's Traum zerrinnt.
Zum hellen Fenster rasch herbei sie holt
Nun Walter's Strauß, dem seine Worte galten.
Sieh': aus den Blättern winkt, fein zugerollt,
Ein Blatt Papier. Was mag es wohl enthalten?
Sie öffnet's . . . .
. . . .
Wien, November 1872.

Edith.

Blumenstück aus Neapel.

Von

E. v. Dincklage.

Kein reizenderer Versteck als die italienischen Balcons. Sie bilden die Privatlogen für das große Welttheater, von denen aus man (suspendu) hinter den grünen Holz-Jalousien das Spiel des Lebens unbemerkt und als beschaulicher Klausner betrachten kann, oder man tritt hervor aus dem Gewölk einer alten Mullgardine, mit Blumen spielend, Orangen essend, oder, was das Gebräuchlichste ist — nichtsthuend. Während des Carnevals ist der Balcon ein Kampfplatz aller Gefühle, die jemals durch Blumen und Confetti „verselamt" wurden; bei Kirchenfesten und Paraden aber eine nicht zu verachtende Schaubühne und im täglichen Leben ein Platz für Alles, für Katzen und Kinder, für Blumen und Kücheningredienzien. Der zweite Balcon von dem meinigen, Albergo del Globo, piazza Medina, Napoli — war von Zeit zu Zeit mit einer seltenen nordischen Blume geschmückt, einem schlanken schottischen Mädchen, deren offenes blondes Haar im Winde flatterte. Die jungen Italiener, welche über die Piazza gingen, blickten gerne zu seinem Balcone empor, aber die Dame stand da, unnahbar, wie das Edelweiß auf hohem Felsgrat, ja ihre rothen Lippen schienen verächtlich zu zucken, wenn die Söhne der italienischen Aristokratie zur Corsozeit, Nachmittags von drei bis Sonnenuntergang, unermüdlich über den Platz fuhren, ihre hübschen Gespanne vor dem leichten, offenen Fuhrwerke selbst lenkend, einen statuenhaften Livréemann auf dem Bänkchen hinter sich.

Ich hatte den schwierig zu buchstabirenden Namen der Bewohnerinen von Nr. 14, Mutter und Tochter, an der Thür des Portiers unten gelesen, wenn ich aber meine Blonde auf ihrem Balcone, lesend, schreibend oder arbeitend sah, dann nannte ich sie vor mir selbst: Edelweiß! und, da man

doch nur ein Mal, und zwar sehr kurze Zeit jung ist, so bedauerte ich es, daß sie so kalt und theilnahmslos im warmen, regen Neapel lebte. Eines Tages sitze ich, Baedeker in der Hand, auf meinem Balcone und mache die immensesten Fortschritte in der landesüblichen Kunst, nichts zu denken, als etwas an meinem Kleide vorüberflatterte und an der Balustrade des Altans hängen bleibt — ein Briefbogen jenes starken englischen Papieres, das zumeist einen violetten Anflug hat, wie die eben in voller Blüthe stehenden Glycinien und einen besonderen Parfüm, mir scheint „Sandal-wood" aushaucht. Ich erfaßte das Papier und gewahrte, umschauend noch einen Zipfel des im Zimmer Nr. 14 verschwindenden lebhaft gefärbten Balmoral-Unterkleides, das die schöne Miß Morgens zu tragen pflegte. Das flüchtig gewordene Blatt war ein Brief — ich griff sofort zu meinen Handschuhen und klopfte, drei Secunden später, an die Thür Nr. 14. — Die unaussprechliche Mama hieß mich eintreten, musterte mich mißtrauischer, als ich es gerade höflich fand und streckte die Hand nach dem Briefe aus, nachdem ich, ziemlich verlegen, meine Vermuthung kund gegeben hatte, derselbe sei durch einen Windstoß von ihrem Balcone zu dem meinigen geweht.

„Meine Tochter schrieb nicht — sie zeichnete!" sagte die Dame laut und hart, zugleich bemerkte ich, daß zwischen Sonne und Balconthür draußen wieder die Gestalt der Blonden stand. Ich näherte mich der Thür. „Ohne Zweifel hat die Miß diesen Brief — —!"

Mama's Blicke prüften denselben: „Dearest Gaëtano" las sie mit drohend lauter Stimme „Nehmen Sie den Brief zurück, Madame" fuhr sie befehlend fort, „meine Tochter kennt keinen Gaëtano und schreibt keine Briefe an fremde Männer!"

Ich nahm den Brief, als wäre er meine rechtsgiltige Verurtheilung zu irgend welcher Poenitenz und verschwand vor dem Antlitze der Gewaltigen. Es ist, wie ich erkannte, nicht immer gut, discret zu sein, trotzdem war, in mein Domicil zurückgekehrt, meine erste Bewegung die, das violette Papier in ein Couvert zu schieben und ungelesen zu versiegeln.

Abends, von einem Ausfluge heimgekehrt, trat der alte Giuseppe, der mein Bett macht und in meinem Zimmer die Arbeit eines Stubenmädchens versieht, mir mit einer so wichtigen Miene entgegen, daß sie selbst in diesem unbeweglichen Gesichte auffiel. Er beeiferte sich mit mir ein gar mühseliges Deutsch zu reden, das unseren Verkehr ungemein erschwerte, und sprach jetzt: „Nr. 14 abgereist — Zettel dagelassen!" wobei er mir ein violettes, nach Sandal-wood duftendes Blatt überreichte, es enthielt in englischer Sprache die Worte: „Madame! Beurtheilen Sie mich nicht zu hart, lesen Sie jenen Brief und vernichten Sie ihn dann. Ihre sehr unglückliche Edith."

Der Mond schien durch mein Balconfenster in's Zimmer, ich nahm jene verhängnißvollen Zeilen, welche Gaëtano nie erhalten sollte, in die Hand und wagte nicht das Siegel zu brechen, mit welchem ich selbst sie

verschlossen hatte. Alle unglücklichen berühmten und unberühmten Liebespaare meiner Bekanntschaft wandelten in langsamer Geisterprocession, wie in der Allerseelentags-Tragödie: „Der Müller und sein Kind!" an mir vorüber. Ich erkannte die Meisten sofort, da war Titus und die jüdische Prinzessin Berenice, der er seinem Volke zu Liebe entsagte, da waren — aber nein, man soll das begrabene Leid ruhen lassen, so lange ein lebendiges, heilbares an unser Herz klopft. Entschlossen mache ich, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege mit einem Streichholz über die grell geblumte Tapete zu fahren, Licht und lese: „Dearest Gaëtano — !" das klingt weich und hold, dennoch lief es mir in der Erinnerung an den Ton der Mutter kalt über den Rücken. Es thut mir leid, daß der nun folgende Brief nicht italienisch oder auch deutsch war, ich habe die englische Sprache nie als die Sprache des Gefühles anerkannt, dennoch ist meine Uebersetzung kühl neben der wasserhellen Tiefe des ursprünglichen englischen Textes.

„Theurer Gaëtano! Ich athme die Luft Deiner Vaterstadt Neapel, sie berührt mich wie segnender, berauschender Geistergruß und ich möchte den Boden küssen, wo Deine Wiege gestanden hat. Neapel — doppelt schön, weil es Dich für mich geboren werden ließ, doppelt ein Wort süßen Lohnens, weil Du da bist — und doch nicht da bist, weil Du mein bist und wir doch für immer getrennt sein sollten, weil die Fülle aller Naturschönheit mit der Fülle aller des entsagenden Schmerzes zusammenströmt, wie die Flüsse und Bäche in dieses wiegende Meer, auf dessen Pulsschlag ich stundenlang lausche. Rom in seinem Ernste kommt mir vor wie der Mond, ein ausgebranntes Gestirn, das die Riesenwundmale der Vergangenheit zeigt und doch keinen Schmerz empfindet, denn sie sind versteint. Die Gemächer, wo Caracalla seinen Bruder in den Armen ihrer gemeinsamen Mutter morden ließ, sind nur noch moderige Keller, die stolzen Söller, von denen Augustus rief: „Varus, Varus, wo sind meine Legionen?" sie haben kein Echo mehr für Freud' und Leid, kein Cinna schleicht sich, Mordgedanken unter der über die Schulter geworfenen Toga, auf das Capitol um, vor seinem edlen Opfer entlarvt zu vernehmen: „Cinna laß uns Freunde sein?" Die Vestalinen und die Gladiatoren, die Prätorianer und die gefesselten Barbaren, unsere Väter — man sieht Alles nur noch wie das Mondlicht, einiges wird tiefer beschattet, anderes gemildert. Aus diesem Mondesglanze tratest Du an mich heran, Gaëtano, meine Seele erwachte unter dem Blicke Deiner dunklen Augen, wie der Nachtwandler, wenn ihn der Mondenstrahl berührt! Als ich die edlen Züge Deines Angesichtes, Dein dunkles, volles, glänzend schwarzes Haupthaar, Deine schlanke und doch so kräftige Gestalt und die Würde und Sicherheit Deiner Haltung sah, da kam mir nicht der Gedanke: „Für diesen Mann möchte ich leben!" Nein, ich griff zurück in die große Vergangenheit, sie beugte ihre Riesenglieder unter der Mondscheinhülle und ich vernahm eine Stimme, welche mir zurief: Ein großes Volk stirbt nicht! — Es mag gewöhnlich sein, daß Frauen

eine Nation des Individuums wegen lieben, ich liebte Deine Nation, Deine Tradition, Dein ewiges Rom vor Dir mit dem tiefsten Interesse meines Geistes. Die Marmorzüge der Büsten und Statuen waren mir ein Buch, in welchem ich voll Pietät und Hingebung las, Hohes und Niederes, Ideales und rohe Kraft. Ich hatte nie über die Schönheit des Mannes nachgedacht, bis meine strenge Mutter vor dem Apollo sagte: Wie schön! — Bis dahin war mir das Antlitz des Gottes weich, fast weibisch vorgekommen, je länger ich aber hinsah, desto mehr Kraft und Energie gewann dasselbe, desto mehr Licht schien aus dem blendenden Marmor auszuströmen, mir war in der Gallerie des Vatican, als wenn ein großer Accord von hallenden Glockentönen durch dieses Volk mehr tausendjähriger Statuen klänge und die Räume füllte, von der gewölbten Decke bis auf den Fußboden aus antiker Mosaik hernieder — ich ahnte die harmonische Gewalt der Plastik. Mir schwindelte. Ich sehnte mich, meinen Kopf auf die Füße der gebietenden Marmor-Juno, neben welcher ich mich wieder fand, zu legen, mich hatten Gedanken erfaßt, die zu mächtig für mein kleines Alltagsgehirn waren. Ich blickte wie verloren auf Juno, es war jene im Vatican mit Tigerfell und Lanze und finsterem Ausdrucke, wie sie in den Tempeln verehrt wurde; ich dachte an die Lieblichkeit der Venus und auf einmal brach ein zweiter Mondstrahl durch die Wolken meiner Schwerfälligkeit in mein Inneres, ich begriff die unaussprechliche Reinheit der Antike. — Diese Gedanken wuchsen in mir wie ein Korallenbaum unter den Wogen — ich bin ja in Neapel, der Heimat des Korallenschmuckes! — und je mehr ich dachte, desto tiefer schmerzte es mich, daß ich zu einer Zeit leben mußte, wo man im Schatten der einstigen Größe verkümmerte, weil man vergaß, wie viel Streben die Gegenwart einer großen Vergangenheit schuldet. Ich fing an, das heutige Rom zu verachten und rief wie einst Jugurtha: O feiles Rom, du würdest dich dem verkaufen, der reich genug wäre, dich zu bezahlen! — Und dann, Gaëtano, kamst Du, Dein Land, Dein Volk, den Genius Italiens zu vertheidigen. Ich lernte Dich lieben, weil die Züge Deines Antlitzes, der Flug Deines genialen Geistes mir mein Ideal verwirklichten. Dennoch verstand ich dich nicht immer ganz, es glühte, bebte — ja lachte etwas aus Dir, das mich erschreckte, das nicht zu den Statuen, nicht zu den antiken Trümmern, nicht zu den prachtvollen Basiliken Roms paßte. Als ich am ersten Morgen in Neapel auf den Balcon hinaustrat, um den Golf, den Vesuv, die ganze Märchenherrlichkeit Deiner Vaterstadt zu sehen — da Gaëtano, trat ich in das volle Sonnenlicht Deines Wesens, da streckte ich die bebenden Arme nach Dir aus, dem herrlichsten Sohne seines Volkes, dem würdigen Enkel der großen Ahnen! — An dem Tage, wo ich Dich mit Auge und Seele gefunden und verstanden hatte, verbot mir meine Mutter Deinen Namen zu nennen, zu denken! Bei der ersten sichtbaren Uebertretung dieses Gebotes, verlassen wir Italien. Ich liebe Dich so über alle irdischen Gränzen hinaus, daß ich selbst bei diesem Todesstoße in das Herz

meiner Hoffnungen, meine Liebe unerschüttert, unverändert fühle, Land und Meer trennen nicht, Tod und Grab lösen nicht — was Du auch von mir hörst, glaube, ich habe es wie eine Römerin getragen und noch sterbend gleich Arrio gerufen: Es schmerzt nicht — denn ich bin Deiner Liebe gewiß.

Edith."

Ich verbrannte den Brief, die Funken liefen rasch, wie in Todesangst über die verkohlten Seiten und dann lag ein Häufchen schwarzer Asche auf der weißen Marmorplatte meines Tisches. Mir war, als hätte ich den Scheiterhaufen unter einer Leiche angezündet, wie dieß bei den alten Römern Sitte war, aber keine enge Urne, kein gemauertes Columbarium sollte die Worte einer großen Liebe umfassen, ich trat auf den Balcon (über dem Golfe lag Mondenlicht) und streute die Asche in die Luft.

Ich blieb bis zum späten Frühling in Italien, suchte sodann ein Bad im Salzkammergute und kam im Herbste nach München. Nachsichtige Menschen hatten mich um meine Photographie gebeten und ich begab mich in das Atelier des Herrn Albert. Ich mußte warten und nach mir trat ein junges Ehepaar ein, dem eine noch längere Geduldsprobe bevorstand. Die jungen Leute waren Italiener, er ein schöner, genial blickender Mann, sie ein kleines, unbedeutendes Frauchen. Während ihres unaufhörlichen Geplauders hörte ich, daß sie ihn „Gaëtano" nannte. Gott weiß, wie ich dazu kam, aber ich blickte auf die Gasse und sagte laut: Edith! — Plötzlich stand der junge Mann an meiner Seite, er war sehr bleich oder eigentlich lichtgelb geworden und sah mich mit großen, dunklen Augen an: „Sie ist nicht hier" sagte ich leise, „aber sie ist vergessen!"

„Pah, eine kleine Liaison!" sagte er achselzuckend und wandte sich seiner Gefährtin wieder zu. Ich sah beide noch öfters in München, sie mußten reich sein, denn sie lebten im großen Style. Einmal war ich ganz in seiner Nähe — er erkannte mich nicht wieder.

Gedichte.

Von

Julie Gräfin Oldofredi-Hager.

1.

„Wie so kahl die Bäume stehen!"

Wie so kahl die Bäume stehen!
Oed' und bleiern ist der Tag:
Wie die weißen Flocken wehen --
Dichte, wer da dichten mag!

Dichterglück ist zu erträumen,
Wenn des Lebens Lenz erwacht,
Rosenwölkchen ihn umsäumen,
Freude ihm entgegenlacht!

Doch wenn Scherz und Lust verklungen,
Alles rings im Froste bleicht,
Alle Vöglein ausgesungen —
Heimwärts auch der Sänger schleicht.

D'rum, wenn kahl die Bäume stehen,
Und so bleiern ist der Tag,
Wenn schon weiße Flocken wehen,
Dichte, wer da dichten mag!

2.

„Du schiedst von mir!"

Du schiedst von mir, so wie der Sommer scheidet,
Der in des Herbstes Nebelgrau zerfließt,

Der Blick sich an der letzten Blüte weidet,
Und plötzlich merkt, daß rings es Herbst schon ist!

Ein Tropfen Wehmuth, der am Aug' gehangen,
Ein leises Zucken, das den Mund umzog,
So bist zuletzt von mir Du weggegangen,
Als all mein Sehnen stürmisch nach Dir flog!

So seh' ich ewig noch Dich vor mir stehen,
Die Thrän' im Aug', den stillen Wehmuthsthau,
So hoff' ich jenseits wieder Dich zu sehen,
Wenn dort noch traurig in Dein Aug' ich schau!

3.

„Schlaf! Du Schutzgeist aller Müden!"

Schlaf! Du holder Schutzgeist aller Müden,
Der den Kranken in Vergessen wiegt,
Und durch welchen jede Qual hiernieden
Still entwaffnet ohne Stachel liegt.

Schenkest den Entschlummerten, den Armen
Nicht nur Ruh', auch neue Lebenskraft;
Du nur hast für jedes Weh' Erbarmen,
Stärkst die Seele in des Körpers Haft.

Lassest Bilder süßen Glück's erscheinen,
Aus dem Schattenspiele beſſ'rer Zeit,
Freuden, die verloren wir beweinen,
Zauberst Du aus der Vergangenheit.

Menschen, die uns unaussprechlich theuer,
Zeigst im Glanze Du des Traumgesichts;
Und entflammst das alte Himmelfeuer,
Neu, am Reig geliebten Angesichts!

Gedichte.

Von

Faust Pachler.

1.

Trinkspruch auf einen Freund.

Hoch ließ ich, lieber Freund, schon Vieles leben,
Das schön und edel ist;
Nun will ich einmal den Pokal erheben
Auf das, was Du mir bist.

Zwar Du, der nach des eignen Wesens Einheit
Die aller Andern mißt,
Zwar Du kannst niemals ahnen, was die Reinheit
Mir Deiner Stimmung ist.

Du kannst nicht ahnen, wie Dein Blick, Dein Reden
In mir versöhnt den Zwist,
Durch den in Hälften, die sich stets befehden,
Mein Ich gespalten ist.

Auch könnt' ich nicht in Monden auserzählen,
Nicht binnen Jahresfrist,
Was Du, wenn Unmut oder Gram mich quälen,
Für meine Seele bist!

Für Dich genügt's, zu wissen, daß Dein Wesen
Mir lieb und theuer ist,
Und daß ich fühle langsam mich genesen
An dem, was Du mir bist.

Für Dich genügt's, daß Dein Gemüt, das warme,
Es nimmerdar vergißt,
Was Du in meinem Groll, in meinem Harme
Mir für ein Tröster bist.

Doch ich weiß mehr, und wenn an meinem Leben
Des Zweifels Geier frißt,
So will ich den Pokal auf das erheben,
Mein Freund, was Du mir bist!

2.

Lied.

Wohin du kommst mit deiner Seele,
Wohin du triffst mit deinem Blick,
Enthüllt sich dir ein Bild, ein Wesen,
Ein ganzes Leben, ein Geschick.

Du brauchst zu schaun nur, zu empfinden,
Und Alles wird dir offenbar,
Was ist, was war, und was gewesen —
Du selbst nur wirst dir niemals klar.

3.

Verstummen.

Sie weiß es wohl und soll's auch wissen,
Von welchem Leid mein Herz zerrissen;
Nur wenig Liebe würd' ich zeigen,
Wollt' ich's verschweigen!

Sie weiß es nicht, noch soll sie's wissen,
Wie breit und tief mein Herz zerrissen;
Ich wär' ihr nicht in Liebe eigen,
Wollt' ich's ihr zeigen.



Gedichte aus dem Magyarischen.

Von

Adolph Dux.

1.

Der Lieutenant.

Von Paul Gyulai.

Herr Lieutenant! Herr Lieutenant!
Was gibt's? Was starrst Du schreckgebannt?
Es ist Ihr Rock so roth von Blut!
Ich bin gestreift, es ist schon gut.

Herr Lieutenant! Herr Lieutenant,
Bald stürzen hin Sie in den Sand!
Ich stieß mich nur an einen Stein,
Nur vorwärts Bursch', laß mich allein.

Der Honvéd geht, der Lieutenant weilt,
Die Wunde klafft, sein Blut enteilt;
Herr Lieutenant! Herr Lieutenant!
Nur vorwärts, — für's Vaterland.

2.

Herbst.

Von Coloman Tóth.

Nebel wallen, düster steigt der Tag empor,
Fortgezogen ist der Vögel heit'rer Chor; —
Glücklich, wer mit seinen Lieben schied von hier,
Doch verlassen da zu bleiben! — wehe mir!
Wehe mir!

Rastlos wall' ich auf und nieder im Gemach,
Hallend ruft mein Schritt des Hauses Echo wach,
Im Kamin die Asche wächst, die Gluth verloht,
So ergrau' ich, so erlischt mein Lebensroth!
Lebensroth!

Meine Jugend, Alles, Alles ist dahin,
Wo ich Trost auch suche, nirgends find' ich ihn;
Was von Freuden mich ans Leben jemals band,
Welk ist Alles oder nichtig eitler Tand,
Eitler Tand!

Durch das Fenster blickt der Himmel grau herein,
Und ich frag ihn: Werd ich je noch glücklich sein?
Herbstlich frostig fällt der Regen bleiern schwer,
Und es flüstert jeder Tropfen: Nimmermehr!
Nimmermehr!

3.

Bei Világos.

Von Paul Gyulai.

Bei Világos, bei Világos
Weinen die Hußaren,
Ihre Trauer gilt dem schweren
Sturze der Magyaren.
Seufzer wallen, und die Fahnen
Siehst gesenkt du wehen,
Rößlein wiehern nach den Reitern,
Die zu Fuß nun gehen.

Nur ein einz'ger greiser Kriegsmann
Sitzt noch hoch zu Pferde,
Regungslos, mit wunder Stirne,
Mit des Grams Geberde;
Nur der einz'ge greise Kriegsmann
Schwingt noch die Standarte,
Gleich, als ob er das Signal zu
Blut'gem Kampf erwarte.

Greiser Kriegsmann, greiser Kriegsmann,
Steig' herab vom Pferde,
Warte nicht, daß Hörner schallen,
Daß dir Sieg noch werde;
Reiß' in Stücke jetzt dein Banner,
Ungarn liegt im Sterben,
Der Kosaken Horden wüthen,
Einbrach das Verderben.

Endlich blickt er voll Verzweiflung
Auf zum Himmelsthrone,
Gleichsam fragend, ob dort oben
Noch die Gottheit throne;
Hierauf zieht er aus dem Halfter
Eine der Pistolen,
Wie zum Kampfe mit dem Schicksal
Muthig auszuholen.

„Nimmer kann ich Knechtschaft sehen
In des Ungars Hallen,
Und mit meinem Banner muß ich
Siegen oder fallen;
Ihre Fetzen sollen jetzund
Decken diese Wunde ....
Gott mit dir, mein armes Ungarn,
Heut' und jede Stunde!“

Schießt und blutet und die Fahne
Senkt er langsam, schaurig,
Sterbend gleitet er vom Rößlein,
Und es wiehert traurig. —
An der Schmerzensstätte liegt er
Neben seinem Pferde,
Todt, mit blutumstarrten Gliedern
Auf der kalten Erde.



Das Mahl auf der Weide.

Eine kleine Hirtengeschichte.

Von

P. K. Rosegger.

Conrad und Julchen — barhaupt und barfuß waren sie alle beide. Der Knabe hatte sogar sein Zwilchjäcklein ausgezogen und hupfte in bloßen Hemdärmeln durch das Dickicht und trug mit seinen kleinen Armen große Bündel dürren Reisigs zusammen auf einen freien Platz im Walde. Das Mädchen hatte Rock und Schürze hoch aufgebunden, daß es nicht überall hängen blieb im Heidekraut; aber die langen losen Locken zu binden hatte es nicht Zeit, und so schlangen sich die schier goldig schimmernden Seidensträhne um jedes Aestchen und Zweiglein, und da konnte das Julchen völlig nicht weiter. Die Locken sorgsam loslösen, dazu war keine Zeit, die Zweiglein brechen und hängen lassen in den Haaren, das ging schneller. Und so hatte das Julchen bald eine ganze Krone von dürren Aestchen und grünen Zweigen um das Haupt. Es war emsig wie der Knabe und sammelte Holz und trug es auf den freien Platz im Walde.

Und als ein großer Vorrath beisammen war, ging der Knabe und brachte in einem Thonscherben glühende Kohlen. Es ist nicht zu ermessen, wo er sie genommen hatte mitten im Walde. Und als das Reisig brannte, lustig knisternd, völlig dröhnend hell auflohte, daß die Lüfte darüber zu zittern anhuben, eilte das Mädchen hinter ein Gebüsch und brachte hastig ein Bündelchen und eine Blechpfanne hervor. Das hatte es heimlich von der Mutter bekommen und mit in den Wald genommen. Es wollte kochen. Alle beide waren überrascht, daß das Feuer, just noch in einigen grauen Kohlen glimmend, plötzlich so mächtig das ganze Holz ergriff. Sie hatten vielleicht gedacht, es verbrenne sparsam jedes Aestchen zu einzeln, und erst, sobald das eine verzehrt, ergriffe die Flamme das nächste. Sie waren ja noch wie die Kinder und kannten das Feuer nur von dem Herde aus, auf dem es ihre Mutter täglich hegte.

Als eine gleichmäßigere Glut geworden war, stellte das Mädchen die Pfanne darüber und that Mehl und Wasser hinein und rührte es mit einem Aestlein um und that später auch Schmalz dazu und meinte, so müsse es gut sein. Der Knabe stand daneben und hüpfte und jubelte. Wer sie in diesem Augenblicke um ihre Ziegen und Schafe gefragt hätte — sie würden nur verblüfft drein geschaut und es gar nicht begriffen haben, daß sie die Ziegen und die Schafe hüten sollten. Aber die Heerde graste und hielt ihr ruhiges Mahl auf der nahen Haide.

Mit den Kindern ist es so überaus wundersam. Wie sie da emsig waren; es schien, als vereinte sich ihr ganzes Leben auf dieses Kochen und auf das nahe Essen. Hunger hatten sie nicht gehabt, sie waren die Kinder zweier reicher Bauern im Thale; Conrad war des Bürschhofer's Sohn, Julchen des Brachschlager's Tochter. Sie freuten sich so sehr auf das Mahl, das sie sich hier bereiteten.

Julchen war unendlich geschäftig; es brach Aeste über das Knie ab, es streifte die Aermel auf und rührte in der Pfanne, ganz wie es daheim die Mutter that. Es fühlte sich wie eine Hausfrau und zankte mit dem Knaben, weil die Mutter ja auch zuweilen mit ihm zankte.

Die Glöcklein der abseits weidenden Thiere hatten sie längst nicht mehr gehört.

Endlich berichtete Julchen, das Essen sei fertig. Sie schlug die Schürze um ihre Händchen und hob die Pfanne vom Feuer.

Der Knabe saß schon im Moose und rückte hin und her und wußte nicht, wie er sitzen sollte, daß es am behaglichsten sei.

Da sie keine Löffel hatten, that Conrad den Vorschlag, die Finger zusammenzubinden; das Mädchen sagte, er möge lieber mit seinen Fingern ein Kreuz machen und nicht so kindische Reden thun.

Als sie hierauf anhuben, richtig mit den Fingern zu essen, da — zuerst sagten sie, der Sterz sei sehr gut, aber sie sagten es nur ein einziges Mal. Sie aßen sehr sachte und hörten endlich ganz auf. Zuerst Conrad und er sagte, er habe heut' keinen Hunger, und bald hörte auch Julchen auf und meinte, man müsse auch was übrig lassen.

Sie wollten es sich nicht gestehen, daß der Sterz ungenießbar war; aber Julchen war ganz kleinlaut und forschte in ihrem Inneren, was denn die Schuld sein mochte, daß das Essen gar so bitterlich bitter war. Endlich ahnte sie es wol. Das harzige Aestchen, mit dem sie das Mehlgericht umgerührt, hatte ihnen den Possen gethan.

Durch denselben Wald und über dieselbige Heide huschte ein Schwarm Zigeuner. Kinder schaukelten in den Bündeln der Weiber, Knaben ritten auf den braunen Nacken der Männer. Man merkte es ihnen nicht an, daß sie schon viele Stunden nichts genossen hatten, daß sie mit Hunden und Stöcken aus dem Thale vertrieben worden waren. Finstere Flüche oder schwermütige Lieder brummend huschten sie zwischen den Baumstämmen;

Mädchen lasen Beeren und Tannenzapfen auf; ein Junge hatte es gar versucht, aus den Wunden der Fichten den Saft zu saugen, wie er das draußen im Lande bei den Birken und Ahornen gerne gethan hatte, aber bitter war dieses Blut und fremder als überall waren sie im Bergwalde. So kamen sie, und so verloren sie sich zwischen den Stämmen.

Ein sehr brauner, hagerer Mann mit schneeweißen Zähnen und kohlschwarzen Haaren kam durch das Dickicht geschlichen und stand vor dem Waldfeuer und den zwei Kindern, die ein wenig verstimmt bei ihrem mißlungenen Gerichte saßen und an den Fingern kauten, weil der Sterz nicht zu kauen war.

Als sie den Mann sahen, wollte Conrad fort, aber Julchen sagte: „Du guck, das ist gewiß ein Hungeriger, vielleicht steht ihm der Sterz an, weil wir, Gott vergelt's, schon satt sind." Und in dem Tone, in welchem ihre Mutter gerne zu armen Leuten sprach, rief Julchen dem Schwarzen zu: „Möget was zu essen?"

Hastig griff der Mann nach der Pfanne und mit der Hand faßte er den Mehlkuchen in den Mund, bis das letzte Stäubchen verzehrt war. Das Mädchen strahlte im Gesichte, glückselig war es, daß sich doch Jemand gefunden, der seine Kochkunst anerkannte. „Siehst du, sagte es zum Knaben, daß gar kein Pech dabei gewesen ist!" — Und er hatte ja doch nicht das Gegentheil behauptet; es war ein vorlautes Eingeständniß von dem Mädchen.

Als der braune Mann mit dem Gerichte fertig war, leckte er gar noch die Pfanne aus, und kam dabei in solch' innige Berührung mit dem Ruß des Gefäßes, daß sein Gesicht noch weit schwärzer wurde, als es so schon war.

Hernach blickte er in der Runde um sich, brummte etwas und zog aus einer der vielen Oeffnungen seines Beinkleides ein Instrument, eine Art Flöte, hervor und begann damit gemächlich zu spielen. Er blies, daß es herrlich klang und wüst schrillte. Es war, als ob auch die Tannen und Fichten in ihre Aeste bliesen, so hallten sie die Musik nach.

Die Kinder spitzten zuerst nur die Ohren und schmunzelten ein wenig und der Knabe begann nach und nach mit einem Fuße den Tact zu treten. Julchen zupfte an einer Schürzenecke auch schier im Tacte und blinzelte zuweilen dem Conrad zu. So dauerte es lange mit der lauten Musik und mit dem stillen Minnen. Plötzlich aber fuhr der Knabe wie aus sich heraus, packte das Mädchen um die Mitte und hub mit ihm flink an zu hopsen und zu tanzen.

Sie tanzten um das Feuer. Die hohen, finsteren Waldbäume starrten nur so verwundert nieder auf das fremdartige Treiben des jungen, gar zu jungen Hirtenpärchens, und die Vögel hatten sich alle in ihre Nester versteckt und guckten auch halb erschrocken und halb schalkhaft hervor, und das Feuer knisterte und die verkohlten Aeste bröckelten immer mehr zusammen, und der blaue Rauch stieg langsam empor, und das Pärchen tanzte und tanzte.

Das Lied, das er blies, der schwarze Mann, wurde nicht aus, und mit aller Kraft seiner Lunge und seiner Finger spielte er — so dankbar war er für den Sterz.

Schon war es tief dunkel unter den Bäumen und das Feuer röthete die Stämme und sandte Funken empor zu den Wipfeln; schon waren hoch oben die Wolkenwangen züchtig roth von dem letzten Kusse der scheidenden Sonne, aber immer noch glimmte das Feuer, klang die Pfeife und tanzte das Pärchen.

Rascher und rascher ging der Tact; sie berührten den Moosboden kaum; das lose Röcklein des Mädchens flatterte hin über das Feuer. Da riß der Rauch und wogte hin nach allen Seiten und deckte die rasenden Kinder ein in seinen wirbelnden Schleier.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Schatten lang wurden und die Kinder mit der Ziegen- und Schafheerde nicht vom Walde kamen, da wunderten sie sich baß im Bürschhofer- und im Brachschlager-Hofe. Als die Sonne unterging und es zu dunkeln begann, machte sich der Brachschlager auf, um die Säumigen heimzuholen.

Als er hinaufkam auf die Heide, raste die Schafheerde wild, scheu an ihm vorüber. Die Thiere waren doch sonst so zahm. Die Ziegen blöckten ihm entgegen, sie kamen mit leeren, eingeschrumpften Eutern. Weiter oben fand er Blut und Eingeweide.

Was war heute geschehen!

Angstvoll rief er nach den Kindern. Ein schriller Pfiff gellte durch den Wald, wunderliche Wesen huschten hin zwischen den Bäumen.

Endlich sah er durch das Geäste ein Licht; er kam auf den Platz und zum Feuer. Neben demselben auf dem Moose lagen erschöpft im Halbschlummer die zwei Kinder.

Am anderen Tage war große Zigeunerjagd. Allein keiner wurde aufgegriffen — noch heute ziehen sie auf den Haiden und bethören die Hirten und rauben die Heerde.

Conrad und Julchen aber durften nicht mehr zusammen in den Wald, bis —

Julchen ist heute ja Hausfrau im Bürschhofer-Hofe und kocht den Sterz auf trautem Herdgrunde, und nicht mehr verbittert dem Pärchen ein harziges Aestlein das Mahl.

Abendruhe.

Von

Carl Ziegler (Carlopago).

Heiligernste Abendfeier!
Milde Blütendüfte wehn,
Unbewegt die Bäume stehn
In der Dämmrung leichtem Schleier.

Und doch sind's nur wenig Stunden,
Daß empört durch die Natur
Donnernd ein Gewitter fuhr,
Sturmumnachtet, blitzdurchwunden.

Wenig Stunden sind verflogen,
Daß mein Herz in wilder Schlacht
Pocht', umhüllt von Wetternacht;
Tief noch fluten seine Wogen.

Sieh, dort zuckt noch in der Ferne
Wetterlicht; doch nächt'ge Ruh
Deckt die letzten Blitze zu,
Zündet an ringsum die Sterne.

Wie nun Ruhe sich verbreitet
Weit umher und allerwärts
Zieht auch Ruhe mir ins Herz —
Und die Abendglocke läutet.

Vision.

Von

Ferdinand von Saar.

Horch! Welch' ein Rauschen durch die Nacht!?
Es ist der Sturm,
Der mit Riesenfittigen
Ueber die Erde hinbraust
Und die Gestirne auslöscht. —
Wie schaurig ist die Nacht!
Der Regen strömt
Und die Natur
Schaudert unter den todkalten Tropfen zusammen.
Ich lausche.
Bang schlägt mein Herz;
Es wird mir,
Als stünd' ich allein,
Ganz allein
Auf der rastlos treibenden Kugel.
Mein Auge übersieht sie!
Gigantisch,
Schwarz in Schwarz,
Ragen ihre Formen,
Verwittert,
Zerklüftet
Durch Aeonen.
Ich höre die Wälder ächzen,
Die Ströme brausen —
Und das Meer donnert auf.

Und ringsum
Heult der Sturm.
Er faßt mich am Haar,
Er drängt an meinen Gliedern,
Als wollt er mich hinausschleudern
In das leere
Grause Nichts.
Ich aber
Klamm're mich
An's feuchte Felsgestein
Und schreie hinaus
In die Nacht
Mit der ganzen Angst
Eines zitternden Menschenherzens
Um Hilfe — Hilfe! —
Doch umsonst;
Mein Ruf verhallt —
Verhallt — —
Und so fort —
Fort
Die schwindelnde Kreisbahn,
Ohne Rast —
Ohne Ruh' —
In alle Ewigkeit — —
Endlos!!

Sinngedichte.

Von

F. J. Schaffer.

Warum zurück ich blieb?

„Hinter Andern bliebst Du weit zurück!“ —
Kann's nicht ändern, s'ist ein Mißgeschick;
Sieh, dort keucht ein Roß den Berg empor
Unter schwerer Last,
Während ihm, in Hast,
Eilt ein — unbelad'ner Esel vor.

Du und ich.

Mit jedem Titel, jedem Orden,
Bist Du ein And'rer stets geworden;
Mir ward kein Titel und kein Orden,
Bin kein Chamäleon geworden.

Wie kam's hinauf?

„Wie kam hinauf so hoch
Das Wurmgezücht?“ — Es kroch.

Alt oder neu?

Altkatholisch, neukatholisch!
Ist das jetz'ge Feldgeschrei.
Meint' ich doch, daß Christi Satzung
Eine nur und ewig sei!

Rosen und Dornen.

Keine Rose ohne Dornen, —
Traurig ist es eben;
Mehr noch, daß so viele Dornen
Ohne Rosen hat das Leben.

Form und Inhalt.

Wenn Du mir schenkst vom Besten ein,
Laß im geschliff'nen Kelch ihn blinken;
Im schönsten Glase schlechten Wein, —
Ei pfui! Der Teufel mag ihn trinken.

Schlimm, schlimmer.

Schlimm, erwirbst Du nicht das Lob der Weisen,
Schlimmer doch noch, wenn Dich Thoren preisen.

Commendatoren.

Schiller, Goethe wollt Ihr commendiren!
Ei, wie kann man Zeit und Müh' verlieren!
Daß die Sonn' wir sehen, — wollt' Ihr nicht
Etwa zünden noch ein Kerzenlicht?

Darwinismus.

Bleibt mir vom Leib' mit Eurer neuen Lehre!
Noch rechn' ich mir's zu einer größern Ehre,
Von Gott zu sein nach seinem Bild geschaffen,
Als meinen Ahn zu nennen einen Affen.

Laß es.

Zum Wurf nach mir seh' ich um Koth Dich bücken?
Ei sieh, Du krümmst dabei vor mir den Rücken,
Und eh'bevor Du kannst das Kleid mir flecken,
Mußt in den Koth die eig'ne Hand Du stecken.

Marie.

Eine Geschichte aus der Wiener Gesellschaft.

Von

Ludwig Ritter von Polzer.

I.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Wien, am 12. April 1838.

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit Du kein Lebenszeichen von mir erhieltst. Die unerwartete Veränderung unseres Aufenthaltes und unserer Verhältnisse machte mir so viel zu schaffen und zu sorgen, daß ich lange keinen freien Augenblick, keinen Augenblick beschaulicher Ruhe finden konnte, mich in geistigen Rapport mit meiner geliebten Amalie zu setzen.

Die Berufung meines Gatten in die Residenz, seine glänzende Beförderung wird Dir die Stimme des Gerüchtes verkündet haben, aber wie Vieles habe ich noch beizufügen! Du weißt es nur zu gut, meine theure Freundin, wir Frauen beschäftigen uns weit mehr mit dem, was wir empfunden, als mit dem, was wir erlebt, die äußeren Eindrücke berühren nur flüchtig unseren Sinn und dringen selten bis an's Herz. Unser inneres Leben ist unsere Welt, und seine Geschichte ist unsere Weltgeschichte. Selten verkündet ein flüchtiges Lächeln, ein Seufzer oder eine zerdrückte Thräne die wechselvollen Regungen dieses stillen Seins, und nur große Stürme des Schicksals treiben uns sozusagen aus uns selbst heraus, und stellen unsere Empfindungen an's Licht. Wie das leuchtende Tagesgestirn gehen wir oft ruhig und bewundert im Leben auf und unter, doch Niemand denkt, wie viele Freude und Jammer hinter diesem Strahlenglanze wohnt, wie viele Millionen Empfindungen dahinter aufzucken und erkalten.

In der Stille der Provinz, in welcher ich seit meiner Verheiratung fast sechs Jahre lebte, konnte ich meinem Hange zur Zurückgezogenheit mehr

nachgeben als hier in der Residenz, wo der Wiederhall des bewegten Lebens mich selbst im einsamen Winkel meines Zimmers oft aufschreckt und beängstigt. Auch will sich ein gänzliches Zurückbleiben mit der jetzigen Stellung Bohlberg's nicht vertragen, und er selbst, der bisher nur den Geschäften zu leben schien, gefällt sich in seinen neuen Verhältnissen, die vielfache Berührungen mit der Gesellschaft mit sich bringen, so sehr, daß es sein dringender Wunsch, sein unablässiges Bestreben war, mich aus meinen einsamen Träumen zu wecken und in eine geräuschvolle Welt einzuführen.

Sonst freilich lag meine Person außer dem Bereiche seiner Sorgen, in gleichmäßiger Ruhe gingen die Tage vorüber, er in den Bestrebungen seines bureaukratischen Ehrgeizes, ich in meinen stillen Träumen glücklich. Nie kreuzten sich unsere Wege, sie liefen wol gar auseinander. Wir fühlten, was uns beiden noth that: Achtung unserer divergirenden Individualitäten, und was wir fühlten, gewährten wir uns schweigend, jedes mehr aus Rücksicht für sich selbst als für das Andere.

Nun zum ersten Male griff sein Verlangen in das stille Reich meines inneren Lebens, und nun zum ersten Male galt es, dem Anderen ein Opfer zu bringen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wer das Opfer brachte; wir Frauen bringen ja gerne jedes, wenn es erkannt und geachtet wird.

So sehe ich mich denn plötzlich in eine Welt versetzt, der ich kein Herz entgegen bringen kann! Nicht die zuvorkommend freundliche Weise, mit der man in allen Kreisen mich aufnahm, nicht der Glanz des Ranges und des Reichthumes, der mich umgibt, nicht die unverdiente Anerkennung, die meinen schwachen Talenten gezollt wird, sammt all' den schmeichelnden Huldigungen der jungen Männerwelt sind mir Ersatz für mein friedliches Stillleben, und ich bleibe in den erleuchteten Salons oft überrascht vor den hohen Spiegeln stehen, die mir meine Gestalt im festlichen Schmucke zurückwerfen, mir die Ueberzeugung aufzwingend, daß es kein Trugbild der Phantasie, sondern Wirklichkeit ist, die mich umgibt. Dabei mache ich an mir selbst die für unsere Fraueneitelkeit höchst demütigende Erfahrung, daß auch jene äußeren Vorzüge, mit welchen uns Natur flüchtig bekleidet, in der großen Welt nur dann gelten, wenn auch der Rahmen glänzt, in dem das Bild gefaßt ist.

Als ich vor acht Jahren in vollster Jugendblüthe, aber ohne Vermögen, und einer ausländischen Familie angehörend, diese glänzenden Räume zum ersten Male betrat, kaum daß ein junger Anfänger im Leben mir seine Erstlingshuldigungen brachte, oder ein alter Roué mich mit unheimlichen Blicken verfolgte, während nun dieselben, welche mich damals kaum zu bemerken schienen, sich überstürzen in Verherrlichung. Bin ich eine Andere, vielleicht eine Schönere oder Geistreichere geworden? Hat nicht vielmehr die Zeit mit luftigem Flügel den Reif von meinen Wangen geweht? Haben diese Augen, die damals das junge Grün des Lebens einsogen, nicht freundlicher und schöner geglänzt als jetzt, wo der Nachtfrost der Täuschungen den

Blüthenglanz der Jugend versengte? Noch weiter, hat mein Geist, meine Empfindung an Frische, an Empfänglichkeit gewonnen? Und ist es nicht gerade jene Empfänglichkeit, jene Elasticität der Seele, die anregt und gefällt? So sollte man wenigstens glauben; aber nein, es ist anders! Nicht um einer klaren Lebensanschauung, nicht um einer nachhaltigen Empfindung willen kann man in der großen Welt zur Geltung gelangen; man will nicht Licht, nur Blitze. Wo liegt also der Unterschied zwischen damals und jetzt? Ich war ein armes, ungekanntes Mädchen, und bin jetzt die Gattin eines reichen Mannes in hervorragender Lebensstellung; da hast Du Dir die ganze Erbärmlichkeit!

Da die brillante Saison des Residenzlebens ihrem Ende näher rückt, darf ich einer baldigen Erlösung aus den Fesseln der Convenienz mindestens für mehrere Monate entgegen sehen, und hoffe während des Sommers in ländlicher Ruhe mich von dem Zwange zu erholen, der mit Centnergewicht meine Brust belastet.

Bohlberg's Gesundheit ist noch immer schwankend, und die fieberhafte Hast, mit der er zugleich seine Geschäfte betreibt und den Anforderungen der großen Welt genügt, trägt wol nicht dazu bei, sie zu befestigen. Große Mühe hat es gekostet, ihn zu vermögen, ein unter günstigen Bedingungen verkäufliches Landgut in der Nähe der Stadt zu erwerben, wo er einige Stunden des Tages geschäftsfrei zubringen kann, da er durchaus nicht zu bestimmen war, auf einem seiner entfernteren Güter sich völlige Ruhe für mehrere Monate zu gönnen.

Auch einen Bekannten aus unserer Mädchenzeit fand ich hier wieder, den Grafen Béla Warbek. Ich brauche nicht zu fürchten, bei Nennung dieses Namens Dein Herz lauter pochend zu machen, denn das flüchtige Interesse, welches Béla Dir damals einflößte, ist den schöneren und erhebenderen Empfindungen einer glücklichen Frau und Mutter längst gewichen, und Du blickst wol auf jene entfernten Tage zurück, wie man sich auf einen verworrenen Traum besinnt, wenn die Fensterläden weit geöffnet und die erwärmende Frühlingssonne unser Lager vergoldet.

Warbek lebte in den letzten Jahren fast immer auf seinen Gütern in Ungarn und ist erst seit einigen Wochen in der Residenz. Ich traf ihn im Salon der Fürstin M., wo er, wie es scheint, sehr gerne gesehen ist. Er hörte mit sichtbarem Interesse meine Schilderung Deines glücklichen Familienlebens auf dem Lande, und erinnerte sich mit einer Wärme, die ich ihm nimmer zugetraut hatte, der stillen Abende im Hause unserer unvergeßlichen alten Tante, unter deren Schutz wir beide als junge Mädchen die ersten schüchternen Schritte in's Leben thaten. Diese vortreffliche Frau! ja, wäre sie uns nicht durch den Tod entrissen worden, wie ganz anders hätte sich das Schicksal Deiner verwaisten Marie gestaltet.

Mein Mann erzählte mir, daß Warbek, der sich gestern in unserem Hause vorstellte, im letzten ungarischen Landtage als Mitglied der Opposition

eine hervorragende Rolle spielte, und daß die Regierung mit dem Plane umgehe, ihn für ihre Interessen zu gewinnen.

Ich hoffe, daß Du mich für mein langes Stillschweigen nicht strafen werdest, und sehe mit freudiger Erwartung einer baldigen Antwort entgegen.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Wien, am 26. April 1838.

Vor einer Stunde erhielt ich Deine Zeilen vom 23. und schon sitze ich da, sie zu beantworten.

Du Theure, Beneidenswerthe! — Geliebt von dem Gatten Deiner Wahl, umgeben von zwei herrlichen Kindern, in sorgenfreien Verhältnissen, genießest Du ein Glück in ländlicher Zurückgezogenheit, wie es Wenigen gegönnt ist, und hältst mir, der Kinderloseinsamen, eine scharfe Predigt über das Thema, daß man zufrieden sein und sich zurecht finden soll in seiner Lage. So ist es also doch wahr, daß Glück unempfänglich macht für die Außenwelt, sowie der im Paradiese Lebende keine Vorstellung hat von den Schrecknissen der Wüste. Du sprichst von krankhafter Exaltation, der ich schon als junges Mädchen unterworfen war, und die mich nun zu abenteuerlichen Ansprüchen an Welt und Menschen verleitet, von meinen glänzenden äußeren Verhältnissen, von den Zerstreuungen der Residenz und endlich auch von dem geachteten Charakter Bohlberg's, dem ich zu Dank verpflichtet sei. — Alles, was Du da sagst, ist wahr — aber die volle Wahrheit hast Du nicht gesagt. — Es ist möglich, daß jene krankhafte Exaltation, die Du mir zumuthest und die ich nicht ganz in Abrede stellen will, mich in kleine Irrthümer verfallen läßt, aber darin habe ich ganz gewiß Recht, wenn ich behaupte, daß wahres Glück nur bei völliger Uebereinstimmung des inneren Menschen mit seinen äußeren Verhältnissen denkbar ist; und wo wäre bei mir diese so nothwendige Uebereinstimmung?

Vor Allem muß ich mich aber gegen den unverdienten Vorwurf verwahren, daß ich es an Rücksicht gegen Bohlberg fehlen lasse; ich gebe ihm, was er zu seiner vollen Zufriedenheit braucht, und was ich ihm nicht geben kann, entbehrt er auch nicht. — Als ich vor sechs Jahren, nach dem Tode der Tante vollständig verwaist, ein neunzehnjähriges Mädchen, Bohlberg die Hand reichte, war er über die Zeit der Jugendillusionen hinaus, die, wie ich glaube, in seinem Leben nie eine Rolle spielten. Mit Glücksgütern gesegnet, also nicht auf die Beamten-Carrière angewiesen, war er Beamter aus Neigung, fast möchte ich sagen aus Leidenschaft. Gerade damals in eine höhere Stellung gekommen, wo ihm eine Frau zur Führung seines Hauses nothwendig wurde, warb er um meine Hand, ohne mich darüber in Zweifel zu lassen, daß es nur Ueberlegung sei, die ihn zu diesem Schritte bestimmte. Ich stand allein und rathlos. Du, die einzige Vertraute meines Herzens,

warst eben auf Deiner Hochzeitsreise entfernt, Bohlberg drängte auf Entscheidung, und so wurde ich seine Frau. Seitdem ist nie ein Augenblick gekommen, wo ich es an Sorgfalt für ihn und sein Haus fehlen ließ, wo er es auch nur bemerkt hätte, daß ich nicht so ganz glücklich bin, wie ich nach den äußeren Lebensbedingungen es sein könnte und nach Deiner Anschauung auch sein sollte. Wir sahen uns wenig, doch ohne uns zu vermissen, und während ich mich seinen Interessen nie entfremdete, lebte er in Geschäften ganz versunken oft wochenlang, ohne auch nur daran zu denken, daß neben ihm noch ein zweites Wesen athmet, das eigene, und ganz andere Wünsche und Hoffnungen an's Leben stellt. Dennoch war ich — wie Dir mein letzter Brief verkündete — in meiner häuslichen Zurückgezogenheit zufrieden, fast möchte ich sagen glücklich. Erst, seit ich hier in der Welt lebe und von den rauschenden Unterhaltungen zurückkehre in mein stilles Zimmer, fühle ich mich beklommen und einsam. Da steigen sie auf die unheilvollen Gespenster meiner — wie Du ganz richtig sagtest — krankhaften Einbildungskraft, unklar und nebelhaft, aber drohend, wie das böse Gewissen.

Wenn ich hier abbreche, bin ich mit der Schilderung meines Gemütslebens noch lange nicht zu Ende, stehe wol erst am Anfange, und beschwöre Dich, bei unserer bewährten alten Freundschaft Geduld zu haben und mir zu erlauben, daß ich nächstens den Faden da auffasse, wo ich ihn heute fallen ließ.

Ich öffne den bereits geschlossenen Brief, um Dir noch zu sagen, daß unser junger geistreicher Freund Warbek zum zweiten ungarischen Hofkanzler ernannt wurde; ein Ereigniß, welches hier großes Aufsehen erregt, weil der Fall noch nie vorkam, daß ein Mann in so jugendlichem Alter in diese hohe Stellung gelangte.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Wien, am 2. Mai 1838.

Du wünschest mir Glück zu meinem raschen Aufsteigen. Ich danke Dir herzlich, obgleich ich Deine Freude nicht theile. Wäre ich eitel, ich könnte glücklich sein. Die Stellung, die ich im zweiunddreißigsten Jahre errang, der Einfluß, den sie mir in Aussicht stellt, könnte einem Eiteln genügen, oder doch Ruhe lassen für den Augenblick. Aber mich hält der Ehrgeiz gefangen, der mich rastlos antreibt, und nur im Fortschritte liegt Befriedigung für ihn.

Wie glücklich sind doch Andere, die auf auf halbem Wege gemächlich ausruhen, und die zurückgelegte Strecke mit dem bunten Gewühle hinter sich behaglich überschauen können, während ich ruheloser Wanderer nur vorwärts blicke in die Ferne einer spärlich erhellten Zukunft, aus der das Ziel in unklaren Umrissen hervordämmert.

Du schilderst mit bezaubernden Farben Dein neuaufgeblühtes eheliges Glück, den herrlichen Charakter Deiner liebenswürdigen Gattin, und die Vorempfindung werdender Vaterfreuden. Meinem Wesen, so scheint es, fehlen die Vorbedingungen einer behaglichen Existenz, und doch verweile ich oft im Geiste mit der herzlichsten Theilnahme vor dem Bilde Deiner Häuslichkeit, das mich anlacht gleich einer auftauchenden Erinnerung aus früher Jugendzeit, mich freundlich anregt, doch ohne mich zu reizen. — Was aber ist der Gewinn dieses rastlosen Strebens, das mich gleichmäßig anzieht und abstößt? Ein momentaner Aufschwung gönnt uns kaum einen flüchtigen Blick über die wogende Menge, und nur Wenige erreichen einen festen Standpunkt auf den Höhen des Lebens.

Wie beklagenswerth ist doch der Mensch, ein ewiger Sclave seiner Seelenkräfte und Anlagen, seiner Neigungen und Wünsche, nichts sein Eigen! Alles ihn und um ihn, Alter, Tages- und Jahreszeit, Sitten und Gewohnheiten, ja oft ganz zufällige Umstände, die in sein Leben hineinfallen, wirken tyrannisch auf Gedanken und Entschlüsse, und stimmen ihn zum Barometer des Tages.

Der Mai ist nun auch wieder erschienen mit seinen bunten Blüthengewändern, mit seinem Sonnenschein und Nachtfrost, mit seinem ewigen Wechsel! Ich hasse diese Jahreszeit, denn sie erinnert mich an meine dahinschwindende Jugend.

Deiner gastlichen Einladung werde ich auch im Laufe dieses Jahres nicht folgen können, da meine jetzige Stellung und vielleicht auch noch andere Umstände eine längere Entfernung unmöglich machen. Ich spare mir die Freude für den nächsten Sommer und erlange durch diese Verzögerung den Vortheil, Dein stilles Familienglück durch die endliche Erfüllung Deiner schönsten Hoffnung noch vermehrt zu sehen. Dabei denke ich auch für mich — der Mensch ist doch ewig Egoist — eine frohe Empfindung, eine wohlthätige Erinnerung zu gewinnen, Deine Nähe wirkte ja immer sänftigend auf mein Gemüt, und nur weil Du mir wieder seit drei Jahren entrückt bist, geht es so kraus und bunt zu in diesem Kopfe.

Ich lebte in letzterer Zeit fast ausschließend den Plänen meines politischen Ehrgeizes und legte so ein Jahr nach dem anderen in den großen Schatz der Vergangenheit zurück, ohne überzeugt zu sein, daß mir die Zukunft noch Ersatz bringen könne für das Verlorene. Wüßte man es gewiß, wie lange es noch dauert, dann stünde es übel mit unseren verkünstelten Staatseinrichtungen, wo man für die bare Münze seiner jugendlichen Leistungen nur Aussichten und Hoffnungen einhandelt, realisirbar im späteren Alter. Doch der Betrug ist gegenseitig; arbeiten wir etwa ernstlich für das große Ganze, für das Gemeinwohl? — Ich glaube, daß es in diesem zusammengerafften Staate, den man Oesterreich nennt, nicht drei Menschen gibt, die das nur kennen.

Der Ehrgeizige schafft und wirkt für sich selbst, der gutmütige Thor, der sich meist für einen überaus redlichen Mann hält — und deren gibt es hier

sehr viele -- versicht oft mit lächerlicher Aufopferung das einseitige Interesse seines Geburtsstandes, seiner Gemeinde oder Nationalität ohne Rücksicht auf die ganze übrige Welt. Solche Leute werden hoch gehalten, aber schaden oft mehr, als der Selbstling, weil sie nicht wie dieser sich dem rivalisirenden Individuum gegenüber stellen, sondern der großen Gesammtheit. Ist es aber zu wundern, daß da, wo ein gemeinsamer mächtiger Gedanke fehlt, der Mensch Egoist wird, und die Idee des Staates darüber verloren geht, dessen morsche Formen mühsam zusammengehalten, doch nur für die nächste Generation noch ausreichen können? Gewiß die kräftige Sonne des zwanzigsten Jahrhunderts wird hier nur Trümmer bescheinen.

In der Residenz geboren, von einer deutschen Familie abstammend, die seit einem Jahrhundert in Ungarn durch Besitz nationalisirt ist, war ich der Regierung als thätiges Mitglied der Opposition im letzten Landtage besonders unangenehm geworden, weil ich durch langen Aufenthalt und vielfache Verbindungen in Wien mehr als Andere in der Lage bin, ihr in die Karten zu sehen. Mit meiner Ernennung zum Kanzler verband sie den doppelten Zweck, die Opposition eines ihrer Führer zu berauben und eine Kraft möglichst für sich selbst auszunützen, die ihr als Gegner gefährlich werden konnte.

Dunkel sind die Wege des Schicksales; sehr oft waren die Apostel der Freiheit Vorboten der Tyrannei, während unter den Fußtritten dieser stille und ungeahnt die junge Blüthe der Freiheit emporschoß. So läßt vielleicht — und ich will es auch so hoffen — eine segensreiche Vorsehung auch mich zum Beförderer dessen werden, zu dessen Unterdrückung man mich gebrauchen will.

Doch fort mit diesen alten, trübseligen Weisen, die ich Dir mit mancherlei Variationen schon seit Jahren vorleiere; auch das junge Leben hat seine Berechtigung, und ich fühle eben wieder seine wärmsten Pulsschläge.

Du weißt es, wie ich über das andere Geschlecht dachte, daß ich auf jenen Muskel, den man Herz nennt und für allmächtig ausgibt, weil er unser ganzes Blut in Bewegung setzt, nie sonderlich viel gehalten habe. Er war mir nichts mehr als ein Organ wie jedes andere, und ich behauptete immer, daß ein selbstbewußter, kräftiger Wille auch die eigenen Organe beherrschen könne. — Sollte es aber doch anders sein, sollte es wirklich ein selbstständiges Gemütsleben geben, das eigene Wege geht, auf denen der Verstand ihm zu folgen gezwungen wird?

Ich sehe im Geiste Dein freudiges Lächeln über meine Zweifel, hinter denen wol etwas anderes versteckt sein möchte, über meine mögliche Einkehr zu rein menschlichen Anschauungen, die Du mir gegenüber immer vertratest, ja Du erwartest sogar die Erzählung einer gewöhnlichen Herzensangelegenheit, denn auch mir werde — so pflegtest Du immer zu sagen — das Schicksal der Sterblichkeit nicht erspart bleiben; aber so weit sind wir noch nicht.

Ich bekenne offen, daß mein geistiges Leben in diesem Augenblicke in eine Richtung gebannt ist, die mit meinen bisherigen Bestrebungen nichts gemein hat, daß ein weibliches Wesen, eigenartig und seltsam — ich enthalte mich jeder näheren Schilderung — mein regstes Interesse in Anspruch nimmt, aber das sind nur Anwandlungen, kleine Abirrungen vom Wege, und im nächsten Briefe schon hoffe ich Dir sagen zu können, daß Alles vorüber, daß ich eigenwillig und besonnen fortwandle auf dem Wege des Ehrgeizes.

Wenn es aber nicht so kommt, wenn Du doch Recht behältst! — dann, theurer Freund, beklage mich, denn es ist die Frau eines Anderen.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Wien, am 14. Mai 1838.

Ich begreife Dein gerechtfertigtes Erstaunen, statt der angekündigten Fortsetzung meiner trübseligen Betrachtungen nun durch längere Zeit ganz ohne Nachricht von mir geblieben zu sein. Noch mehr wirst Du aber erstaunen, wenn ich Dir sage, daß zwei Briefe an Dich geschrieben waren, die ich abzuschicken mich nicht entschließen konnte. Diese Briefe enthielten zwar keine Ungeheuerlichkeiten, aber doch die Schilderung eines Seelenzustandes, der ein leises Roth auf meine Wangen lockt, wenn ich denke, daß Deine freundlich klugen Augen eben auf jenen Zeilen ruhen, welche ihn Dir verkünden.

Du weißt, daß ich schon in früher Mädchenzeit ganz im Widerspruche mit Deinem heiteren, practischen Sinne meine Gedanken und Erlebnisse in ein Tagebuch niederschrieb, was Dir viel zu umständlich und langweilig erschien. Für uns Protestanten, die wir die Ohrenbeichte nicht kennen, ist das Tagebuch oft Ersatz für diese. Wir schreiben, was uns die momentane Stimmung eingibt, und können später, wenn die bewegten Saiten ausgeklungen haben, Irrthümer und Schwächen herauslesen, die wir vor uns selbst nicht wegzuleugnen vermögen, weil die eigene Hand uns Lügen straft. Freilich befinde ich mich gerade jetzt im umgekehrten Falle, denn ich fühle es nur zu deutlich, daß ich bei Durchlesung meiner Aufschreibungen mich immer mehr vertiefe in meine Schwäche. So ist Alles in der Welt nur bis zu einem gewissen Grade wahr — ist der überschritten, dann hört jede Vernunft auf.

So schwer es mir auch fallen mag, vor der bewährten Freundin und Verwandten, deren heller Geist mir schon in früher Jugend vorleuchtete, soll kein Gedanke verborgen bleiben, und so sende ich Dir denn die ausgeschnittenen Blätter aus meinem Tagebuche, die Dir besser, als ich es jetzt im Stande wäre, Alles sagen werden, was in den letzten fünf Wochen in mir vorging.

Lese und richte!

Aus dem Tagebuche Mariens.

Am 10. April.

Es ist wirklich unerklärlich, daß Jemand, dem die Formen der großen Welt nicht ganz geläufig sind, diese doch aufsucht, und dieß ist der Fall Bohlberg's.

Der gute Max nimmt den Salon als Fortsetzung seines Arbeitscabinets, dabei fehlt ihm aber jene echt diplomatische Leichtigkeit, scharf anzudeuten und das flüchtig Angedeutete rasch aufzufassen, er wird breit und umständlich, ganz gewöhnlicher Geschäftsmann und bringt den Zuhörer zur Verzweiflung.

Aber dagegen gibt es keine Mittel; Gewohnheiten, die aus dem eigenen Naturell hervorwachsen, lassen sich nicht bekämpfen, und es wird noch eher gelingen, einen Gefangenen aus dem tiefsten Kerker zu erlösen, als Menschen aus jenen Netzen zu befreien, in die sie sich unbewußt selbst einspinnen.

Am 11. April.

Der gestrige Abend im Salon der Fürstin Melanie war unbestreitbar der glänzendste in dieser Saison und wird mit den mancherlei Eindrücken, die ich empfangen, noch lange fortleben in meiner Erinnerung.

Ich freute mich, meinen alten Protector T. wieder zu finden, der als Freund und Landsmann meiner verklärten Mutter mir eine doppelt interessante Persönlichkeit ist; so ganz deutscher Mann und kühner Recke aus der großen Zeit des Befreiungskampfes. Mächtig angelegt in seinen Fehlern und Tugenden, konnte nur diese Zeit solche Charaktere großziehen.

Im Verlaufe des Abends stellte mir der Schweizer Gesandte, Baron E., den Fürsten Felix L. vor, der dem Bilde nicht entsprach, das ich nach der Stimme des Gerüchtes mir entworfen hatte. Eine jugendlich kräftige Erscheinung mit großer Begabung und noch größerem Selbstbewußtsein, ist er mehr brillant als angenehm, und wenn ich auch zugebe, daß er die meisten Leute seines Alters in geistiger Beziehung um die volle Kopfhöhe überragt, so sind doch die Mittel, die er anwendet, sein Talent zur Geltung zu bringen, oft sehr drastisch. Zudem hat er als Kämpfer für das Legitimitätsprincip seine jugendliche Kraft einer Sache geweiht, die in meinen Augen eine verlorne ist.

Ich machte ihm kein Geheimniß aus meiner Ansicht und gerieth darüber in eine lebhafte Debatte, in der er das ganze Feuerwerk seines brillanten Witzes gegen mich spielen ließ.

Aus dieser allerdings etwas bedrängten Lage wurde ich endlich durch die unerwartete Dazwischenkunft eines alten, halbvergessenen Bekannten erlöst, der sich als Bundesgenosse mir zugesellte.

Graf Béla Warbek, ein Ritter der Tafelrunde im Hause der verstorbenen Tante, obgleich wie es scheint, mit dem Fürsten innig befreundet, leistete mir mächtigen Beistand und führte den Kampf für Fortschritt und Freiheit mit allem Aufgebote seiner überlegenen Geisteskraft auf das Glänzendste, wobei freilich, wie es in solchen Fällen fast immer zu geschehen pflegt, jeder der Kämpfer sich selbst den Sieg zuschreibt.

In früherer Zeit war mir Béla eine nicht gerade sympathische Persönlichkeit, und, wenn ich mein Gewissen erforsche, vielleicht gerade deßhalb, weil er die kleine Marie keiner sonderlichen Beachtung würdigte. Er schien sich damals für meine ältere Cousine Amalie zu interessiren, und ich glaube, das Interesse war gegenseitig.

Zu jung, um mir ein selbstständiges Urtheil über diesen Mann zu bilden, der in der Gesellschaft als ebenso bizarr wie geistreich galt, weiß ich nur, daß er ohne jede Veranlassung in unserem Salon seltener wurde, später auf Reisen ging und so meinem Gesichtskreise entschwand.

Durch die lebhafte Conversation mit dem Fürsten aufmerksam gemacht, hatte er nach meinem Namen gefragt und sich als alter Bekannter und neuer Bundesgenosse mir vorgestellt. Ferne von dem Tone gewöhnlicher Schmeichelei, sagte er mir viel Verbindliches und versicherte, daß in meiner jetzigen Erscheinung die kleine Comtesse Marie nicht wieder zu entdecken sei.

Ich hatte ihn augenblicklich erkannt, noch ehe er sich nannte. Diese so ganz originelle geistreiche Gesichtsbildung kann man nicht vergessen, hat man sie auch nur ein Mal gesehen.

Ein großer Theil der Gesellschaft hatte sich bereits entfernt, und auch ich wollte mich eben erheben, als Fürstin Melanie — liebenswürdig, wie sie nicht immer sein soll — mir zuflüsterte, noch zu bleiben, weil Baron Schönstein mit großer Gefälligkeit sich bereit erklärt habe, für einen Kreis von Auserwählten, unter denen er auch mich nannte, einige Lieder vorzutragen. Ich war doppelt erfreut, diesen Sänger, der schon das junge Mädchen entzückt hatte, wieder zu hören und von ihm nicht vergessen zu sein.

Etwas genirt fühlte ich mich, daß Béla während des Liedervortrages an meiner Seite blieb, weil ich diesem Verstandesmenschen nicht zutraute, dem herrlichen Gesange Schönstein's, der auf das tiefsinnigste Gefühlsleben berechnet ist, folgen zu können, und eine Störung meiner gehobenen Gemütsstimmung mich unangenehm berührt haben würde. Glücklicherweise that ich ihm Unrecht.

Wie gewöhnlich, sang Schönstein nur Compositionen von Schubert und brachte zum Schlusse in seiner unnachahmlichen Weise jene mächtigen Lieder wie „Doppelgänger“ und „Atlas“, die, getragen von Heine's Worten, alle verborgensten Schmerzen der Seele zu Tage bringen.

Bei den Worten:

Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich.
Oder unendlich elend, stolzes Herz!
Und jetzo bist Du elend!

Worte, die man erst ganz versteht, wenn man sie von Schönstein gehört hat, trafen meine Blicke jene Bélas, und ich wußte, daß auch er dem ewigen Räthsel in der Menschenbrust verfallen sei, auf dessen Lösung wir vergebens hoffen.

Am 13. April.

Béla scheint der Mann des Tages zu sein und in der Politik eine bedeutende Rolle zu spielen, wie ich aus Bohlberg's Aeußerungen entnehme, denn obgleich den Ideen der Neuerung abhold, hat er ihn gestern mit großer Zuvorkommenheit empfangen und dringend aufgefordert, unser Haus als das seine zu betrachten. Bohlberg liebt es, mit politischen Celebritäten auf gutem Fuße zu stehen und glaubt die eigene Stellung damit zu befestigen. Béla beantwortete die Einladung mit einem fragenden Blicke, den er mir zuwarf. Ich schwieg, ohne seinen Blick zu erwidern.

Am 15. April.

Gestern wurde die italienische Opern-Saison mit Rossini's „Mosé" eröffnet. Marini in der Titelrolle und die Tadolini waren vortrefflich, die Vorstellung eine glänzende. Da Max kein Freund der Oper ist, war ich mit der Comtesse Alexandrine H. allein in der Loge, Béla uns gegenüber bei Gräfin P. — Vor Beginn des letzten Actes kam er zu uns und gab mir den Arm, mich zum Wagen zu führen. Alexandrine wurde von ihrem Bruder geführt.

Fürst Felix, an dem wir im Vestibule vorüber gingen, lächelte höhnisch, als er uns grüßte.

Am 16. April.

Das kindliche Gemüt ist dem Spiegel nicht unähnlich; ein leiser Hauch trübt seine glänzende Fläche, und mit flüchtigem Finger zeichnet man leicht wunderliche Figuren in's Trübe. — Aber schnell verschwindet der Hauch sammt dem Bilde, und die Fläche glänzt wieder so rein wie zuvor.

Spätere Bilder verwischen sich nicht so leicht.

Am 19. April Abends.

In der letzten Nacht trug mich der mächtige Traumgott in mein fernes Heimatland, mein geliebtes Thüringen. Das stille Haus, in dem meine

Wiege stand, der Garten, in dem das kleine Mädchen spielte, die längst verlorne theure Mutter, und Bruder Oscar, dessen Ungestüm mir manchmal Kummer verursachte, das Alles stand so lebhaft vor mir, wie ich es wachend nicht festhalten kann. Dabei ging mir das Bewußtsein der Gegenwart nicht ganz verloren, ich war dieselbe, die ich jetzt bin und doch auch eine Andere. Max erschien strahlend wie ein Verklärter; er stellte mir Béla vor, der aber nicht verweilen wollte und sich gewaltsam losriß. Dann führte mich der Traum durch unbekannte, reizende Gegenden; überall war Sonnenschein, Freude und Lust, und überall, wo ich einkehren wollte, stand Max an der Hausthür, freundlich lächelnd und Béla am Arme festhaltend.

Allmälig wurden die Bilder verworren, und als ich plötzlich — wie durch einen Schlag aufgeschreckt — erwachte, war es heller Tag, und Louise eben beschäftigt, die Fensterläden zu öffnen und ein Stück blauen Himmels in mein Zimmer einzulassen.

Reine, fast sommerliche Luft strömte durch das geöffnete Fenster und weckte in mir den unwiderstehlichen Drang in's Freie.

Ich war noch nicht dazu gekommen, unser neues Landhaus, kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, zu besuchen. Bohlberg hatte Gegend und Haus aus seiner Studienzeit in angenehmer Erinnerung und kaufte vor einigen Wochen den Besitz, ohne ihn neuerlich zu besehen, wie er überhaupt seinen eigenen Interessen geringere Beachtung schenkt, als seinen ämtlichen.

Schnell entschlossen, diesen ersten heiteren Frühlingstag zu benützen, um mich mit einem Orte bekannt zu machen, der mir als reizend geschildert wurde, mit einem Orte, wo ich bald stille Tage ländlicher Ruhe verleben soll, war ich eben im Begriffe, in den Wagen zu steigen, als ein Billet Bohlberg's erschien, wodurch Alles verändert wurde. Verlockt durch das herrliche Wetter, drückte dieser den Wunsch aus, die Praterfahrt im offenen Wagen zur eleganten Stunde mitzumachen, und ersuchte mich dringend, ihm Gesellschaft zu leisten. Der gute Max gönnt sich so selten ein Stündchen in freier Luft, daß ich durch sein Vorhaben erfreut, auf mein erstes schöneres Project gerne verzichtete.

Wir hatten schon ein Mal die Runde gemacht, so ziemlich Alles gesehen, was Wien an brillanten Toiletten aufzuweisen vermag, und bogen eben rechtsab, als Béla zu Pferde uns entgegen kam, der schnell wendete und einige Augenblicke neben unseren Wagen ritt.

Etwas überrascht war ich, als er, sich verabschiedend, an mich die Frage richtete, ob sein Besuch mir morgen gelegen sei. Konnte ich anders, als mit einem freundlichen „Ja“ antworten, da Max, noch ehe ich zu Worte kam, ihm sein Befremden darüber ausdrückte, daß er seit dem ersten Besuche so lange auf sich warten ließ.

Am 20. April.

Alle die früheren Tage wäre mir Bélas Erscheinen sehr willkommen gewesen, ich hatte ihn ja erwartet; heute, wo er sich feierlich ankündigte, machte mir sein Besuch, in dem eine gewisse Absichtlichkeit lag, einen fast peinlichen Eindruck, und es kam mir sehr gelegen, daß zufällig Alexandrine anwesend war, als er eintrat. Was bedeutete aber dieses förmliche Benehmen, und warum kam er nicht früher?

Dieser Mann mit dem durchdringenden Blicke ist doch ganz anders, als alle Uebrigen, oft unberechenbar in der Auffassung eines Gegenstandes, in seinen feinen Wendungen und Repliken. Er geht in die kleinsten Nüancen des weiblichen Denkens und Fühlens ein, antwortet oft, ehe man noch fragt, und versteht auch das, was man nicht sagt, ja kaum sich zu denken erlaubte. Wie war mein Empfinden, bevor er kam, und wie ganz anders ist es nun, nachdem er mich verließ! Er mochte wol nahe an zwei Stunden da gewesen sein, wie ich nachher entdeckte; sie vergingen wie Augenblicke.

Als er sich zum Abschiede erhob — Alexandrine hatte uns schon früher verlassen — sagte er mit merklich erregter Stimme:

„Kaum darf ich auf die Vergangenheit mich berufen; sie gibt mir noch kein Recht. Dennoch wage ich es, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, die ich als ein Geschenk Ihrer Huld empfangen und doppelt hoch halten werde, weil ich sie erst verdienen muß.“

Er hielt inne, faßte meine Hand, die ich ihm schweigend gereicht hatte, einen kurzen Moment, während seine dunkeln Augen sich fragend in die meinen versenkten, und verließ mich mit einer stummen Verbeugung.

Indem ich dieß niederschreibe, fürchte ich fast, daß mein Schweigen beredter war, als seine Worte. Was aber brachte mein Wesen in einen solchen Aufruhr? Die einfach loyale Rede dieses Mannes, der mich um meine Freundschaft bat, gewiß nicht, denn keines seiner Worte deutete auf eine Empfindung, die über die Gränze der Freundschaft hinausreicht. War es der Ton, in dem er zu mir sprach oder das eigene Herz, das sich befreien will aus der engen Haft, in der es gefangen liegt?

Am 22. April.

Ich war gestern mit meiner Toilette länger beschäftigt als gewöhnlich. Alexandrine, die mich abzuholen kam, und noch geraume Zeit auf deren Beendigung warten mußte, fand sie reizend.

Man versprach sich viel von diesem letzten Balle bei Gräfin P., mit dem die Wintersaison ihren Abschluß finden sollte, daher sich auch die ganze Gesellschaft vor ihrem Scheiden aus der Residenz dort vereinigte. Nie große Freundin der Ballfreuden, habe ich seit meiner Verheiratung den Rundtanz ganz aufgegeben. Fürst Felix L. engagirte mich zu einer Contredanse und

bot, unsere frühere Differenz vergessend, den ganzen Schatz seiner Liebenswürdigkeit auf, mich zu unterhalten und sich mir angenehm zu machen.

Es war Mitternacht vorüber, und Béla fehlte. Bei den bekannt intimen Beziehungen zu dem Hause der Gräfin P. war sein Ausbleiben unerklärlich, und ich mußte mir Gewalt anthun, um meine Unruhe vor dem Fürsten zu verbergen, der auch nach dem Tanze sich noch viel mit mir beschäftigte.

Ich hatte den Saal verlassen und mich resignirt in ein Nebenzimmer zurückgezogen, wo einige ältere Damen und Herren, die ihre Interessen nicht mehr in dem tanzenden Gewühle fanden, dem baldigen Ende des Festes entgegenseufzten.

Fürst Felix, der mir nachfolgte, nahm Platz an meiner Seite und hatte sich eben in eine recht pikante Schilderung seiner Kriegs- und Friedensabenteuer vertieft, als mich plötzlich die ganz unerklärliche Empfindung überkam, Béla müsse in meiner Nähe sein. Um den Redefluß des Fürsten, der mich scharf fixirte, nicht zu unterbrechen und keine boshafte Bemerkung herauszufordern, gewann ich es über mich, ruhig zuzuhören und nicht aufzublicken.

Nach beiläufig fünf Minuten des peinlichsten Zustandes näherte sich der belgische Gesandte, Graf O., dem ich einige Schritte entgegen ging, um so dem ewig langen tête-á-tête ein Ende zu machen.

An der Thür des Tanzsaales stand Béla, der mich anstarrte, und im Augenblicke, wo er sich von mir bemerkt glaubte, schnell wendete und verschwand. Sobald die nöthigsten Artigkeitsphrasen mit dem Grafen O. gewechselt waren, eilte ich durch die Gemächer, den Freund aufzusuchen und ihm die unverzeihliche Vernachlässigung seiner Pflichten vorzuwerfen — aber vergebens; er war verschwunden, und ich stand verstimmt und allein in den glänzenden Räumen.

Am 24. April.

Béla war gestern nicht da. Ich vermuthe, daß er heute kommen werde, aber heute soll er mich nicht finden, das ist wol die geringste Genugthuung, die ich meiner Eitelkeit schuldig bin.

Ich benützte das herrliche Wetter zu der früher projectirten Fahrt nach unserem Landhause. Als ich nach 4 Uhr zurück kam fand ich Bélas Karte.

Am 26. April.

Die altbureaukratischen Naturen sind über seine Ernennung zum ungarischen Hofkanzler ganz außer sich gerathen. Max hat ihm aus diesem Anlasse einen etwas förmlichen Glückwunsch geschrieben, dem ich, da dieser es wünschte, ein paar herzliche Zeilen beifügte.

Am 27. April.

Soeben erhalte ich folgendes Billet:

„Das Ereigniß, zu dem Sie mir Glück wünschen — für mich un„erwartet, wie für die ganze übrige Welt — wirkte so verstimmend auf mein „Gemüt, daß es nur Ihren freundlichen Worten gelingen konnte, mich „wenigstens momentan mit einer Sache zu versöhnen, die meinen An„schauungen und Hoffnungen gleichwenig entspricht."

„Die Freundschaft, welche Sie mir stillschweigend schenkten, ist noch „so jung, daß ich so kaum wagen darf, ein regeres Interesse an meiner „unbedeutenden Person und an der Richtung, die ich hier vertrete, bei Ihnen „vorauszusetzen und Sie mit Aufzählung der vielen meiner Erinnerung „vorausgegangenen Intriguen zu belästigen."

„Als theilweise Erklärung des späten Erscheinens auf dem Balle der „Gräfin P. und meines ebenso schnellen Verschwindens sei nur erwähnt, daß „ich jene zweifelhafte Auszeichnung, zu der alle Welt mir Glück wünscht, „gerade an jenem Ballabende erfahren hatte und den Saal in einer Stim„mung betrat, die mich Gespenster sehen ließ, wo leicht nur ganz natürliche „Zufälle walteten."

„Wir Menschen sind in manchen Situationen nur Kinder, und ich bin „noch überdieß ein sehr verzogenes. Kinderart — oder wenn sie wollen, „Unart — ist es aber, die eigenen Wünsche mit der Wirklichkeit zu ver„wechseln und das für Störung seines Besitzes zu halten, was doch nur als „drohender Schatten auf unsere Hoffnungen und Wünsche fällt. Ueben Sie „also Nachsicht mit dem verzogenen Kinde, das manchmal auch sehr altklug „spricht, sich geberdet, als habe es alle Tiefen des Lebens durchforscht und „könne die Sonne vom Himmel herablangen, während es oft ganz rathlos „dasteht und sich nicht zurechtfinden kann mit dem kleinen eigenen Ich."

Am 28. April.

Es scheint mir fast, als hätte Béla bei dem heutigen Besuche eine Anknüpfung an seine gestrigen Zeilen gesucht, der ich ängstlich auswich. Wir mochten wol eine halbe Stunde allein gewesen sein, ehe Max nach Hause kam, aber das Gespräch war unerquicklich, und, wie ich nun nachträglich erkenne, lag die Schuld an mir. Amalie hat wol recht, wenn sie behauptet, daß meine krankhafte Exaltation mich mit mir selbst in Widerspruch bringt und die Quelle meines Unglückes wird. Ich habe ja doch keinen anderen Wunsch, als die Freundin dieses Mannes zu sein, die geringste, oft nur scheinbare Annäherung von meiner Seite macht mich erzittern, und bleibt er kalt und reservirt, so bin ich verstimmter denn je.

Max hat ihn nun wiederholt aufgefordert, seine freien Abende uns zu schenken. Dießmal sagte er mit zuvorkommender Bereitwilligkeit zu und wird schon mit dem heutigen Abende beginnen.

Am 2. Mai.

Béla macht von der ihm gewordenen Einladung täglich Gebrauch und ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß zwei so verschieden geartete Naturen neben einander friedlich existiren können, wie er und Max. Freilich beachtet jeder die Eigenthümlichkeiten des anderen. Max liebt es, über Geschäfte zu sprechen und findet seinen aufmerksamen Zuhörer, und wenn dann Béla seine reichen Geistesschätze vor uns ausschüttet, bleibt Max reservirt und schweigend, lese ich auch manchmal in seinen Mienen, daß er mit Vielem nicht einverstanden. Ganz unerklärlich ist sein Interesse für den jüngeren Freund, den er seinen Posa nennt, aber immer hinzufügt: „Ich höre ihn mit Vergnügen sprechen, aber zu seinen Ansichten bekehren wird er mich nie."

Am 8. Mai.

Der arme Max nahm in den letzten Tagen mein regstes Interesse in Anspruch. Sein plötzliches Unwohlsein ist mit so bedenklichen Symptomen aufgetreten, daß ich im ersten Augenblicke ernstlich erschrak. Der Arzt sieht bei genauer Beachtung seiner Vorschriften keine Gefahr, nennt das Uebel einen Nachlaß der Nerventhätigkeit in Folge geistiger Ueberanstrengung und verlangt dringend, daß der Kranke durch mehrere Wochen sich von ernsten Geschäften ganz ferne halte.

Mir fiel nun die schwere Aufgabe zu, ihn zu zerstreuen, und die geliebten Acten, in denen er seit Jahren sein höchstes, ja einziges Lebensinteresse fand, für einige Zeit vergessen zu machen; eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühlte, wenn mir nicht Béla als treuer Helfer zur Seite stände. Bewunderungswerth ist die Liebenswürdigkeit, mit der dieser die vielen kleinen, auch mir bis nun unbekannt gebliebenen Eigenthümlichkeiten des Kranken hinnimmt, der jetzt zum ersten Male ganz geschäftslos sich in den sonderbarsten Anschauungen ergeht und ungeachtet seiner großen Gutmütigkeit die Geduld der Umgebung oft auf harte Proben stellt. Da frische, reine Luft den Nerven zuträglicher ist, als Medicamente, so schlug der Arzt eine Fahrt in's Freie vor, und es wurde beschlossen, bei dem herrlichen Frühlingswetter, dessen wir uns schon seit mehreren Tagen erfreuen, morgen den ganzen Vormittag in unserem von reizenden Parkanlagen umgebenen Landhause zuzubringen.

Das Project war mir um so willkommener, als ich einige Veränderungen und Herstellungen bei meiner letzten Anwesenheit dort angeordnet hatte, und es sehr wünschenswerth schien, die Ausführung persönlich zu beeinflußen und zu überwachen.

Béla verhielt sich schweigend, und ich mußte voraussetzen, daß seine Geschäfte ihm die Entfernung für den ganzen Vormittag nicht gestatten.

Am 9. Mai Abends.

Wie sonderbar sind doch die Verkettungen des Zufalles, und wie weit ab führt er uns oft von dem vorgesteckten Ziele!

Um 10 Uhr Früh erschien ein Beamter aus dem Dikasterium Bohlberg's mit einer dringenden Anfrage, die dieser mit wenigen Worten hätte beantworten können, wie der Beamte, sein Kommen entschuldigend, in meiner Gegenwart erklärte. Bei dem Erscheinen einer bureaukratischen Beschäftigung versanken alle anderen Projecte in Nichts, und der gute Max stürzte sich, sein Uebel vergessend, wie ein leidenschaftlicher Schwimmer in den Actenwust.

Ueberzeugt, daß Vorstellungen eine nutzlose Irritation des Kranken hervorgerufen hätten, ohne ihn von seinem Vorhaben abzubringen, stieg ich allein in den Wagen und ließ mich hinausführen aus den engen, düsteren Straßen der Residenz, hinaus in eine liebliche, vom schönsten Sonnenschein durchwärmte Gegend, wo das erwachte Leben und Weben der Allmutter Natur aus tausend jungen Blüthen mir entgegenlachte.

Obgleich auf unserem reizenden Landsitze noch Manches zu berichtigen und zu ergänzen war, hatte ich doch Ursache, mit dem bisher Ausgeführten zufrieden zu sein. Das Haus schien vollständig zu unserem Empfange bereit, nur in den Gartenanlagen, denen ich ein besonderes Interesse zuwandte, fehlte noch Vieles.

Nachdem ich mit Ordnen und Schaffen wol eine Stunde hingebracht, entdeckte ich am Ende des Gartens, der an der Rückseite des Hauses sich ziemlich weit ausdehnt, eine von Gebüschen maskirte Thür, die mich auf einen breiten Fußpfad hinausführte.

Ohne eigentlichen Plan folgte ich dem Wege, theilweise gedeckt durch einzelne Häuser und Baumgruppen in der Richtung nach dem der Stadt näher gelegenen freundlichen Orte St. Veit, als ich plötzlich, durch nahen Hufschlag aus meinen Träumen aufgeschreckt, zwei Reiter erblickte, von denen der Erste schnell innehielt, vom Pferde sprang und dem nachfolgenden Diener die Zügel hinwarf. Es war Béla, der mir mit der Nachricht entgegentrat, daß ihm schon vor mehreren Tagen eine kleine, reizende Wohnung in der Nähe angetragen worden sei, die er nun besehen und für den Sommer gemiethet habe; ein Entschluß, mit dem er uns hier zu überraschen dachte. Mit Staunen hörte er meine Erzählung von Bohlberg's plötzlichem Zuhausebleiben, wobei ich mir alle Mühe gab, die Sache in einer Weise wiederzugeben, die den naheliegenden Versuch, sie in's Lächerliche zu tourniren, ausschloß.

Auf demselben Wege, den ich gekommen, kehrte ich nun an Bélas Arm in den Garten zurück, stolz und glücklich, die nach meinem Plane ausgeführten Anlagen und Wege dem Freunde zeigen und das noch zu Schaffende erklären zu können. Er hatte für Alles Interesse, ging in die kleinsten Details

ein und bemerkte Manches, was ich zum Gedeihen des Ganzen benützen konnte.

Von der Terrasse an der Hauptfront des Gebäudes genossen wir einen herrlichen Ausblick auf das von sanften Höhen umgränzte weite Thal mit seinen vielen Ortschaften und Landhäusern. In stilles Schauen versenkt, sagte ich endlich zu Béla: „Daß doch diese duftumhüllten, fernen Berge bei mir immer dasselbe Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht erwecken, der ich mich auch in glücklichen Augenblicken nicht ganz erwehren kann."

„Ich verstehe," antwortete er tief aufathmend. „Der Mensch wird die Sehnsucht auch in seinen besten Tagen nicht los, sie begleitet ihn durch das ganze Leben, und glücklich ist noch der, dem sie voranfliegt in erreichbare Zukunft. Wirklich beklagenswerth sind aber jene, die mit ihrer Sehnsucht zurückgreifen in die Vergangenheit und Todtes beleben wollen, das für immer gestorben ist."

In den mancherlei Wendungen des Gespräches kamen wir auch auf unsere Wiederbegegnung und den sonderbaren Zug, der uns gleich in Freundschaft zusammenführte. Béla behauptete, daß fast jede Frau sich von innen heraus entwickelt, und daß äußere Umstände selten einen durchgreifenden Einfluß auf ihre Charakterbildung ausüben. Anders sei es bei dem Manne; der werde häufig das, was die Welt aus ihm macht, und man müsse sein Vorleben kennen, um ihn richtig zu beurtheilen. „Sie haben es," fuhr er fort, „sichtlich vermieden, von meiner Vergangenheit zu hören, und sie wird Ihnen in der Folge doch nicht ganz erspart bleiben!"

„Wie könnten Sie Nachsicht üben mit den Fehlern des Freundes, wenn Sie nicht den Boden kennen, aus dem diese Fehler wie böses Unkraut hervorwuchern? Und Nachsicht erbitte ich von Ihnen, Nachsicht für den Sonderling, der eine graue Vergangenheit hinter sich hat, und in der Gegenwart einzig nur zur Lichterscheinung Ihrer Freundschaft hinaufblickt, die sein Leben erwärmt und beleuchtet."

Die Sonne neigte sich schon gegen die Berge, als Béla sich in den Sattel schwang und im schnellen Galopp dahin jagte. In mich gekehrt und sinnend stieg ich in den Wagen, und erwachte erst, als er im Thorwege des Hauses an der Stiege meiner Wohnung stille hielt.

Am 11. Mai.

Gestern war Béla nicht sichtbar, und auch heute entschuldigte er sich mit Geschäften und verweilte nur ganz kurz.

An dem wäre nichts Auffallendes, aber befremdend war sein Wesen; er schien zerstreut und verstimmt, und kämpfte mit einer gewaltigen Erregtheit.

Wäre ich einen Augenblick mit ihm allein gewesen, ich hätte ihn befragt, aber fast vermuthe ich, daß er dieses Alleinsein absichtlich vermied.

Am 12. Mai.

Manchmal wäre man versucht, zu glauben, daß es kein gutes Wesen war, das diese Welt aufbaute, und der Geist der Lüge, der schon am ersten Tage das Böse in's Leben einführte, sie noch immer regiert.

Verkleidet, unter falschem Namen, schleicht die Sünde in unser Herz, mit gleißnerischem Glanze setzt sie sich fest, und legt die Maske erst dann ab, wenn der Widerstand unmöglich. Die beiden Schwestern, Freundschaft und Liebe, so verschieden in ihrem Aussehen, so leicht zu erkennen für jeden Unbefangenen, wie oft wechseln sie die Maske! Unbefangen öffnen wir die Thore des Herzens der ersten, und erfahren zu spät, daß es die zweite war, die wir beherbergten. Durch eine verborgene Hinterpforte, heimlich und stille entweicht dann die jüngere Schwester, wenn sie sich müde geliebt, und wir können uns noch glücklich schätzen, wenn sie die Freundschaft zurückließ.

Frage ich, von Zweifeln gequält, mein armes Herz, von welcher der beiden es beherrscht wird — ich erhalte keine Antwort!

Am 13. Mai.

Noch bin ich unter dem Eindrucke des eben Gehörten, und meine Hand zittert, indem ich diese Zeilen niederschreibe.

Alexandrine erzählte mir, daß eine unbedeutende Aeußerung des Fürsten Felix L., die sie nicht zu wiederholen wußte, einen ernsten Wortwechsel zwischen ihm und Béla hervorgerufen und zu einer Herausforderung geführt habe. Baron H., Secundant des Fürsten, wäre bemüht gewesen, die Sache gütlich zu vermitteln, was aber bei dem gleich starren Charakter beider Gegner nicht gelingen wollte. Nachdem sich endlich die Secundanten in der Ueberzeugung einigten, daß ein Pistolenduell, auf das es abgesehen war, durch die geringfügige Veranlassung nicht gerechtfertigt erscheine, habe man als letztes Mittel die Autorität des Fürsten Metternich vorgeschoben, der mit aller Energie erklärte, das Duell dürfe auf österreichischem Boden nicht stattfinden, und bei einem Versuche, die Gränzen zu überschreiten, werde die Verhaftung der beiden Duellanten unausbleiblich erfolgen. So sei es gelungen, ein leidliches Arrangement zu Stande zu bringen, wobei Fürst Felix innerlich verstimmt erklärt haben soll, Wien für immer verlassen zu wollen.

So weit Alexandrine.

Als sie fort war, warf ich mich auf die Knie nieder, um dem Allmächtigen zu danken für die Abwendung dieses großen Unglückes.

Mir grauet bei dem Gedanken, daß einer der Beiden hätte fallen können, und wäre Béla dieser Eine gewesen, woher hätte ich Kraft genommen, das schwere Leid zu tragen? Zwei so reiche Leben auf's Spiel gesetzt

um einer flüchtigen, nichtssagenden Aeußerung willen — mein Wesen sträubt sich bei dieser Vorstellung! — Oder wäre jene Aeußerung für Béla nur der letzte Anstoß gewesen, der einen lang genährten Groll zum Ausbruche brachte? Ich kann den Gedanken nicht zurückweisen, daß in seinem Gemüte sich früher schon eine herbe Stimmung gegen den ehemaligen Freund festgesetzt haben mochte, die mit dem unaufgeklärten Verschwinden von jenem Balle im Zusammenhange steht.

Darf ich diesem Ideengange nachhängen, der meine geringfügige Person zur eigentlichen geheimen Veranlassung dieser Differenz werden läßt, und ist es nicht Fraueneitelkeit, die mich zu falschen Voraussetzungen hinreißt? Mein thörichtes Herz ruft: „Nein!"

Schmerz und Freude durchzittern im raschen Wechsel mein ganzes Wesen, und jede Blutwelle, die in erhöhter, in stürmischer Hast meinem Herzen zuströmt, jubelt ihm die Botschaft entgegen: „Er liebt dich, er liebt dich!"

II.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Wien, am 17. Mai 1838.

Es gibt nun keinen Zweifel mehr — ich liebe!

Alle weittragenden Pläne des Ehrgeizes, alle welterschütternden und beglückenden Ideen, die der Jüngling im einsamen Winkel seines Gehirnes großzog, die der reifere Mann auf heimatlichem Boden zu verwirklichen strebte; sie sind dahin, ausgelöscht und verschwunden. Deine Vorhersagung ist eingetroffen; dem allgemeinen Lose der Sterblichkeit bin auch ich verfallen, und wenn ich es genau überlege und mein früheres Empfinden mit dem gegenwärtigen vergleiche, habe ich nicht Ursache, es zu beklagen.

Erlaube mir, daß ich, um die Situation klar zu machen, in mein früheres Leben zurückgreife, und eine Vergangenheit nochmals vor Dir aufrolle, von der Dir Manches bekannt, Manches Deinem Gedächtnisse entschwunden sein dürfte.

Strenge erzogen, zu ernsten Studien angehalten, lernte ich mich beschränken, und in dieser Selbstbeschränkung bildete sich frühzeitig mein Charakter. Als ich, ein achtzehnjähriger Jüngling, in Göttingen die Universität bezog, wo wir uns in treuer Freundschaft zusammenfanden, wähnte ich mich bereits vom Schicksale ausersehen, in hervorragender Weise für die civilisatorische Entwickelung meines Heimatlandes Ungarn wirken zu sollen; ein Wahn, dem ich später mehrere Jahre meines Lebens opferte. Nach dem Tode meines Vaters nach Hause zurückberufen, trat ich, noch nicht völlig einundzwanzig Jahre alt, in den Besitz meiner Güter, und wohnte nun abwechselnd in Wien und auf dem Lande. In dieser, der unbedeutendsten

Epoche meines Lebens, verflachte sich mein Wesen, ich jagte, ritt, fuhr, schoß und spielte, und wurde das, was man in Oesterreich „Cavalier“ nennt.

Eine für kurze Zeit projectirte Reise, die sich auf Jahre ausdehnte, brachte mich neuerlich in Berührung mit Dir, und gab meinem Wesen den früheren geistigen Aufschwung wieder, der im gedankenlosen Genußleben fast verloren schien. Nach langer Abwesenheit im Auslande, wo ich viel gesehen, und so manches befruchtende Samenkorn gesammelt hatte, ging ich mit redlichem Willen an die Arbeit, den Boden meines Heimatlandes vorzubereiten, mit scharfem Pfluge die schwere Ackerscholle zu durchschneiden, und so der jungen Saat einer höheren Civilisation die Wege zu bahnen. Zahllose Anfeindungen brachten mich nach harten Kämpfen zu der Ueberzeugung, daß es leichter sei, den veralteten Wahnbegriffen noch neue hinzuzufügen, als die träge Menge zur vorurtheilsfreien Erkenntniß ihrer Interessen zu erheben. Irre gemacht an dem guten Willen Anderer, wie an der eigenen Kraft, arbeitete ich auch im letzten Landtage noch an dem schweren Werke der Reform ohne Hoffnung auf ein Gelingen. Um so unerwarteter kam mir der verlockende Ruf nach Wien, der von schwankenden Versicherungen möglicher Zugeständnisse begleitet, nicht ausgeschlagen werden konnte, und mich wieder in meine bekannten alten Gesellschaftskreise zurückführte, in denen mir nun unerwartet und freundlich eine glänzende Lichterscheinung, die Verkörperung meiner Ideale in Frauengestalt entgegen trat. Bankerott geworden mit meinen Illusionen auf dem Felde der Politik, umgaukeln mich nun neue und ungekannte, vielleicht ebenso unerreichbar wie die ersten.

Meine Feder stockt, und ich bitte Dich, mir zu erlauben, daß ich bei Erwähnung jener Frau, um die meine Gedanken und Wünsche kreisen, mich auf die Schilderung ihrer äußeren Verhältnisse beschränke. Was ich über sie noch weiter sagen könnte, würdest Du vielleicht für Ueberschwänglichkeiten halten und Deine Zweifel würden mich verletzen. Daß es aber kein gewöhnliches Wesen ist, das mein Denken und Fühlen umzustimmen vermochte, wirst Du mir auch ohne Versicherung glauben.

Marie — wir wollen sie einfach so nennen — aus einem in Deutschland weit verzweigten Grafengeschlechte stammend, vom Vater früh verwaist, wurde auf einer kleinen Familienbesitzung von ihrer Mutter, einer der Sage nach sehr bedeutenden Frau, erzogen, und kam nach deren Tode, vierzehn Jahre alt, nach Wien zu einer Tante, wo ich sie als ganz junges Mädchen flüchtig sah. Als mehrere Jahre später auch diese Tante starb, vermälte sich die Verwaiste mit einem Manne in etwas vorgerücktem Lebensalter, der ihr mit seiner Hand nicht blos eine Versorgung, sondern eine glänzende Lebensstellung bot.

Meinem alten Freunde, einem Manne von so bewährter Ehrenhaftigkeit, gegenüber würde ich kein Bedenken tragen, alle Personen mit ihrem vollen Namen zu nennen, aber im schriftlichen Verkehre ist dieß in

Oesterreich, wo das Briefgeheimniß nicht immer gewissenhaft beachtet wird, kaum zu wagen.

Ich werde mich bemühen, Dir den Mann — den wir Max nennen wollen — mit der strengsten Unparteilichkeit zu schildern, die ich zu meinen besten Eigenschaften zähle. Die Aufgabe ist aber keine leichte, denn es einen sich in seinem Wesen die verschiedenartigsten, oft entgegengesetzten Eigenschaften.

Von Natur gutmütig, Aristokrat durch Geburt und Erziehung, Beamter aus Gewohnheit, in der äußeren Erscheinung etwas schwerfällig, ist seine nicht unbedeutende Befähigung in einem steifen Formenwesen befangen, das ihn zu keiner freien Lebensanschauung kommen läßt, und in dem Ehrgeize des Beamten die vollste Befriedigung findet. Scharf und genau in Zergliederung des Nächsten, unbekümmert um das Entferntere, ist er ein Kind an Menschenkenntniß und bewegt sich sein Geist in engen Kreisen, unfähig, eine Situation zu überblicken.

Für Dich, in Deinem geliebten Schlesien, wo man an einen königlichen Beamten andere Anforderungen stellt, wird es vielleicht weniger verständlich sein, wenn ich Dir sage, er ist die vollendetste Type eines höheren österreichischen Bureaukraten der besseren Gattung, aber darüber kann es nach dem Gesagten auch für Dich keinen Zweifel mehr geben, daß dieser Mann die Fähigkeit nicht besitzt, das Seelenleben einer mehr nach Innen gekehrten, ebenso geistreichen als feinfühlenden jungen Frau zu verstehen.

Indem ich dieß niederschreibe, erkenne ich deutlich, daß es nicht möglich ist, von einer so tief einschneidenden Herzensneigung zu sprechen, ohne den Gegenstand derselben näher zu bezeichnen.

Also höre! Kein völliger Laie in den Regeln der Antike, habe ich es doch nie dahin bringen können, an jenen erhabenen Frauenschönheiten, die mich auf hohem Marmorsockel entzückten, auch im Leben Gefallen zu finden. Kleine Unregelmäßigkeiten, wenn sie sich auf ein tiefes inneres Leben zurückführen lassen, geben nach meiner Empfindung jedem Frauenkopfe einen höheren, ich möchte sagen mystischen Reiz.

In den harmonischen Zügen Mariens, in diesem blassen, von dunkelblonden Locken umwallten Gesichte, in ihren sinnigen, tiefblauen Augen ist aber eben jenes edle Seelenleben unverkennbar wiedergegeben, welches der ganzen Erscheinung einen eigenthümlichen, für mich überwältigenden Zauber verleiht.

Diesen glänzenden äußeren Verheißungen entspricht auch das innerste Wesen. Mit der älteren classischen Literatur der Deutschen innig befreundet, aber der neueren Richtung der Franzosen nicht fremd, versteht es diese Frau, sich in beiden Sprachen leicht, bestimmt und blühend auszudrücken, und vereinigt in sich die vollkommene Sicherheit einer Weltdame mit jenen tiefinnigen Gefühlselementen, die selbst in den beschränktesten Verhältnissen den häuslichen Herd zum Himmel umstalten.

Nachdem Du nun die Personen, mit denen ich seit einigen Wochen ausschließend verkehre, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen kennen lerntest, wirst Du über die Art dieses Verkehres etwas Näheres wissen wollen. Ich kann darüber nur sagen, daß ich ihrer Freundschaft vollkommen sicher, mich der noch unsicheren Hoffnung hingebe, auch geliebt zu sein. Bei edlen Frauen ist der letzte Schritt zur Liebe oft ein unbewußter, sie haben ihn meist schon gethan, noch ehe sie sich darüber Rechenschaft geben. Wenn Du aber weiter fragst: wohin? so muß ich Dich bitten, mir darüber die Antwort jetzt noch zu erlassen. Der Gedanke, ob es denn möglich ist, die Liebe dieses Engels zu erringen, die Hoffnungen und Zweifel, die unaufhörlich in meiner Seele auf- und niederwogen, nehmen mich so sehr in Anspruch, daß ich mir selbst noch keine weitere Frage zu stellen vermochte.

Du wirst es Dir nun gefallen lassen müssen, öfter von mir Nachricht zu erhalten und Einzelnheiten zu erfahren, die vielleicht dem ruhigen Verstande bedeutungslos erscheinen, während sie mir von großer Wichtigkeit sind.

Gewohnt, gegen meine Irrthümer Nachsicht zu üben, wirst Du sie mir auch dieß Mal nicht versagen, wo ich, wie noch nie in meinem Leben die Freundesbrust benöthige, wenn die eigene nicht bersten soll. — Lebe wohl, nächstens mehr.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Wien, am 27. Mai 1838.

Es muß eine unbekannte Macht geben, die auf das Gemütsleben dieser Frau und mittelbar auch auf ihr Handeln einen maßgebenden Einfluß übt, da äußerlich nichts vorfiel, was ihr Zurückweichen motivirte, während ich mir darüber keine Illusion machen kann, daß schon seit einigen Tagen in unseren Verkehr ein fremdartiges Element sich einschlich.

Leider wurde diese Verstimmung, die ich der Einwirkung einer dritten Person zuschreibe, gestern von meiner Seite durch eine unvorsichtige Aeußerung noch verschärft, und ich muß meinen ganzen Muth zusammenraffen, wenn ich an der Zukunft nicht verzweifeln soll. Vor Allem erfahre, daß Marie mit dem Gatten heute die Residenz verlassen hat, um während der Sommerszeit auf eigenem Besitze unweit der Stadt die ruhigen Freuden des Landlebens zu genießen. Von dem Herrn des Hauses zu öfterem Besuche dringend und freundlichst aufgefordert, habe ich in dem benachbarten Orte St. Veit, wohin ich künftig Deine Briefe zu adressiren bitte, eine Wohnung gemiethet, was Marie, als sie es erfuhr, mit den Zeichen der unzweideutigsten Freude begrüßt hatte, während sie in den letzten Tagen alle Aeußerungen, die sich auf früher unter uns besprochene ländliche Projecte bezogen, kühl und zurückhaltend aufnahm. Auch hatte ich sie daran gewöhnt, im traulichen Gespräche des Freundes zur Freundin ihre Hand zu ergreifen und einige

Secunden in der meinen fest zu halten, was sie nun mit einem fast bittenden Blicke zurückwies.

Dieser Schwüle ist gestern Gewitter gefolgt, an dem ich selbst nicht ohne Verschulden bin. Eine etwas realistische Aeußerung — unbesonnen von meiner Seite — hat in das stille Glaubensgebiet ihrer streng christlichen Anschauungen blitzartig eingeschlagen, und es wird Zeit und Mühe kosten, dem ungläubigen Freunde das frühere Vertrauen wieder zu erobern.

Nun will ich Dich aber auch mit meiner Sünde und ihrer Veranlassung bekannt machen. Max, dessen schwankende Gesundheit einer beständigen ärztlichen Nachhilfe bedarf, schwärmt für Homöopathie, und hat einen Hausarzt, dessen Persönlichkeit mir, ebenso wie seine Heilmethode, kein sonderliches Vertrauen einflößt. Von der besten Absicht beseelt hatte ich Marien — natürlich nicht in Gegenwart des leidenden Mannes — meine Bedenken mitgetheilt, die sie, insoweit die Person des Arztes gemeint war, größtentheils anerkannte. Bezüglich der homöopathischen Heilart wollte sie sich zu keiner anderen Ansicht bekehren und führte gegen meine Einwendungen alle erdenklichen Gegengründe in's Treffen. Leider ging — wie dieß so häufig geschieht — die Debatte weiter, als ursprünglich beabsichtigt war. Auf meine Behauptung, daß in den hohen Verdünnungen der Arzeneimittel der Stoff selbst verloren gehen müsse, und daß ein durch Zahlen kaum mehr nennbarer Bruchtheil in Wirklichkeit nicht darstellbar sei, erwiderte sie mit der Gegenbehauptung, daß in den Stoffen Kräfte schlummern, die durch homöopathische Bereitung von der rohen Materie befreit, und sozusagen vergeistigt, selbstständige Wirkungen hervorzubringen vermögen. Mit dieser Wendung waren wir auf einem Felde angelangt, wo meine Ueberzeugungen und alle Erfahrungen der neueren Wissenschaft auf das empfindlichste herausgefordert wurden. Ich bemühte mich, ihr deutlich zu machen, daß es in der Natur keine vergeistigten, stofflosen Kräfte gebe, und daß jede Wirkung, die wir in oder außer uns wahrnehmen, nur von S t o f f e n ausgehen. Die Annahme vollends, daß Gegenstände des Mineral- und Pflanzenreiches beseelt, das heißt von Kräften bewohnt seien, die von der Materie befreit, selbstständig fortzuleben und zu wirken vermöchten, sei durch gar keine Erfahrung bestätigt, ein wissenschaftliches Unding. „Ehe ich dahin zu bringen wäre“ — so schloß ich meine Erklärung — „an eine freischwebende Seele aus Eisen, Schwefel oder Mercur zu glauben, glaubte ich noch lieber an meine Eigene.“

„Wenn Sie aber“ — erwiderte sie mit sichtlicher Ueberraschung — „an das körperlose Fortleben Ihrer eigenen Seele — wie Sie eben sagten — nicht glauben, so leugnen Sie ja die Unsterblichkeit, unsere letzte, schönste Hoffnung, unser heiligstes Asyl!“ Nun erst bemerkte ich, wie weit mein Eifer mich fortgerissen hatte, konnte es aber doch nicht über mich gewinnen, einen unehrenhaften Rückzug mit Verleugnung meiner Ueberzeugung anzutreten, wodurch ich in den Augen Mariens vielleicht noch mehr verloren hätte. Wol auf meiner Hut vor weitergehenden Folgerungen, die mich wol gar in

feindlichen Conflict mit dem lieben Herrgott gebracht hätten, behauptete ich meine Position, eifrigst bemüht, die Schroffheit meiner früheren Aeußerung möglichst abzuschwächen.

Meine Lage war eine peinliche, denn ich bemerkte sehr bald, daß in demselben Verhältnisse, als ihre Einwendungen schwächer wurden, eine innere, schmerzliche Bewegung sich kundgab. Ich hatte sie verletzt, in das tiefe Seelenleben dieser Frau unvorsichtig eingegriffen, ohne ihr Ersatz bieten zu können für den süßen Glauben, an dem ich rüttelte.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto fester wird meine Ueberzeugung, daß die Unsterblichkeitsidee — so unbegründet sie auch sein mag — mit der Phantasie des Weibes innigst verwandt ist und ihr nicht genommen werden soll. Sie ist eine transparente Inschrift über einer verschlossenen Thür, die leuchtende Anweisung auf ein Jenseits für die Armen und für die Frauen, den Ersteren ein leibliches, den Letzteren ein geistiges Bedürfniß.

Dieser peinliche Zwischenfall gestaltet sich für mich doppelt unangenehm, da dringende Geschäfte mich zwingen, morgen schon nach Ungarn abzureisen, und ich kaum darauf rechnen kann, vor acht Tagen zurückzukommen; eine Ewigkeit in der gegenwärtigen Situation, wo bange Zweifel meine Brust bestürmen, das Räthsel ihres Herzens ungelöst zurückbleibt.

Lebe wohl, die Zeit drängt zum Schlusse.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Hacking bei Wien, am 29. Mai 1838.

Der Schlag war hart, er traf mein tiefstes Leben! Mit scharfer Stimme hast Du mir Dein „Halt“ zugerufen, mich gezwungen, in den Abgrund hinab zu blicken, an dessen Rande ich — wie Du Dich ausdrücktest — gleich einem spielenden Kinde stand. Ich habe reiflich überlegt, und gebe Dir in Vielem Recht — nicht in Allem. Das Eine aber glaube mir, als eine Unglückliche, nicht als eine Verlorne wäre ich in diesen Abgrund gestürzt, als eine Unglückliche — die ich auch jetzt bin!

Nicht weil ich mich durch Deinen Brief mit der grausam realistischen Auffassung einer edlen Mannesnatur in meinem schönsten Glauben verletzt fühlte, habe ich volle acht Tage mit der Antwort gezögert; ich wollte nicht versprechen, was mir zu erfüllen unmöglich würde, und das von Dir so dringend Verlangte, ist eine solche Unmöglichkeit. Du begehrst, daß ich alle Beziehungen abbreche, einem Manne die Thür meines Hauses verschließe, der sich als wahrer Freund bewährte, und hiezu nicht die entfernteste Veranlassung gab. Wie wäre das vor der Welt, wie vor meinem Manne zu rechtfertigen? Soll ich diesem, der arglos wie ein Kind seine Tage dahinlebt, den giftigen Samen des Zweifels in die Seele pflanzen, und ihm sagen, daß eine sinnlose Leidenschaft für den Freund meine Brust durchwühlt?

Soll ich den Freund als Mitschuldigen nennen, und weiß ich auch, ob er es ist?

Graf Warbek hat vor einigen Tagen in Geschäften Wien verlassen, und ich weiß nicht, wann er zurückkömmt. Somit gewinne ich Zeit, mich zu sammeln, zu überlegen und zu beschließen, was Ehre und Pflicht von mir verlangen. Stolze, zuversichtliche Worte — denkst Du wol — aber werden sie auch in Erfüllung gehen? Gewiß! Ich bin auf dem Punkte angelangt, wo ich für mich nichts mehr zu hoffen habe, und wer nicht hofft, der fürchtet auch nicht, sowie der Verstorbene kein zweites Mal sterben kann.

Ueberlasse mich mir selbst; es ist der letzte Kampf, und ich werde ihn bestehen. Kann Freundeshand uns hinüberhelfen, wenn die Stunde geschlagen hat? und sie hat geschlagen, diese letzte Stunde meines harmlosen Glückes!

Indem ich für jedes Deiner harten Worte, die — wie ich anerkenne — nur Freundschaft dictirte, Dir schmerzerfüllt danke, gehe ich auf einen Gegenstand über, der Dich mindestens in verwandtschaftlicher Beziehung interessiren wird.

Schon vor zehn Tagen erhielt ich ein Schreiben unseres Berliner Freundes Rechwitz, der mir mittheilt, daß er ganz zufällig unter den Tagesneuigkeiten von einem Unfalle gehört habe, der meinen Bruder Oscar betroffen. Obgleich von dem leichtsinnigen Tollkopfe vollständig vernachlässigt, habe er als alter Freund der Familie sich verpflichtet gefühlt, bei dessen Regimentscommandeur nachzufragen, und erfahren, daß Oscar in seinem Garnisonsorte Potsdam bei einem Sturze vom Pferde schwere Verletzungen am Kopfe erlitt, die sein Aufkommen zweifelhaft machen. Schnell entschlossen, sich an Ort und Stelle persönlich zu informiren, habe er Oscar wirklich in halbbewußtlosem Zustande gefunden.

In Verlauf von zwei Stunden, die er am Krankenbette verweilte, sei eine merkliche Wendung zum Besseren eingetreten, und Oscar habe ihn nun ersucht, an die Verwandten über den Vorfall nicht zu schreiben, da sie — wie er meinte — zu entfernt seien, um zu helfen, und er Theilnahmsäußerungen nicht verlange. Auf Versicherung des Arztes, daß die drohende Gefahr vorüber sei, habe Rechwitz, dem Wunsche des Kranken entsprechend, geschwiegen.

Bei einem zweiten Besuche, acht Tage später, habe er ihn außer Bette, aber sehr herabgekommen gefunden. Die äußeren Verletzungen waren in voller Heilung, nur die Erschütterung des Gehirnes machte sich noch fühlbar, und bedingte nach ärztlichem Ausspruche längere und vollständige Ruhe, In dieser weichen Stimmung, die — wie Rechwitz bemerkt — bei dem sonst so schroffen Charakter Befremden erregte, habe ihn Oscar unter Thränen gebeten, an mich zu schreiben, und um ein Asyl in unserem Hause für mindestens zwei Monate, die er zu seiner vollständigen Herstellung benöthige, dringend zu ersuchen.

„Mein Schwager, den ich persönlich nicht kenne“ — fuhr er fort — „hat mir vor länger als einem Jahre aus schweren Geldverlegenheiten geholfen, und ich habe es leider unterlassen, ihm zu danken, und meiner Schwester, die mir darüber Vorwürfe machte, nicht mehr geantwortet. Nun wird es mir schwer, die abgerissene Correspondenz mit einer neuen Bitte anzuknüpfen, haben Sie also die Freundschaft, diese Bitte für mich zu thun.“

Rechwitz schloß seinen Brief mit dem Bemerken, daß er über Leben und Verhalten Oscars Erkundigungen eingezogen und erfahren habe, daß in letzterer Zeit keine Klage über ihn vorgekommen sei, und er als ein ganz tüchtiger Officier geschildert werde.

Ohne ein Wort der Unterstützung beizufügen, habe ich Max den Brief mitgetheilt, der, der ersten Eingebung seines Herzens folgend, mich sogleich ermächtigte, dem Bruder die freundlichste Aufnahme in seinem Hause anzubieten, was ich natürlich auch that.

Dein Brief, meine theure Amalie, hat mich so unsicher gemacht, daß ich an Allem in der Welt zweifle, und so quält mich nun der Gedanke, ob es klug war, den ungestümen Oscar mit einer so sensitiven Natur, wie die meines Mannes, in tägliche Berührung zu bringen. Etwas mußte nach dem schweren Unfalle für ihn geschehen, aber eine Badereise, zu der ich die Mitteln geboten hätte, wäre vielleicht für beide Theile angezeigter gewesen, denn ich glaube kaum, daß unser stilles Landleben Oscar für längere Zeit genügen werde.

Meine Empfindung diesem einzigen Bruder gegenüber ist eine gemischte. Die tollen Streiche des Knaben, sein ungezügeltes Wesen, waren der ewige Kummer der kranken Mutter, die Plage der älteren Schwester, für Alles, was die verstorbene Tante und später Bohlberg für ihn thaten, hatte er keine Erkenntniß, mindestens keinen Dank, und doch war von frühester Jugend an der Begriff der Ehre mächtig in seiner Seele, und das Bestreben, den eigenen Namen unbefleckt und hoch zu halten, das Endziel seines Thuns und Lassens; er war schroff und selbstbewußt, aber zuverlässig und wahr.

Vielleicht hat der harte Contact mit dem Leben das Rauhe seines Charakters gemildert, der Kern ist ja ein guter.

So sehe ich ungewiß, mit der gespanntesten Erwartung der Ankunft dieses Bruders, dessen äußere Erscheinung meiner Erinnerung völlig entrückt ist, täglich entgegen, denn ein gestern eingetroffener Brief sagt mir, daß er von Potsdam aufzubrechen gedenke, sobald es seine Kräfte erlauben.

Lebe wohl, und bleibe freundlich gesinnt

Deiner Marie.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Preßburg, am 5. Juni 1838.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, daß sie in der Bedeutung des Wortes „gottlos“ den Unglauben des Verstandes auf das

Feld der Moral überträgt, und gewiß war es die Kirche, die diese Doppelbedeutung in die Sprache einschwärzte. Warum soll denn der, dessen Verstand sich mit dem Begriffe eines persönlichen Gottes nicht befreunden kann, auch moralisch verworfen sein, wie es in dem Worte „gottlos" gemeint ist?

Du siehst, ich kämpfe noch immer gegen den Glauben, obgleich mir Niemand entgegen spricht, und alle diese eigentlich nutzlosen Reflexionen führen mich glücklich wieder zur geliebten Freundin zurück, von der der Kampf ausging und seine Bedeutung erhielt.

Da ich morgen schon in Wien einzutreffen gedenke, will ich, der Lösung meiner bangen Zweifel so nahe gerückt, Dich in der letzten Stunde nicht mit Wiederholungen plagen und gehe auf ein anderes Thema über, was ich von hieraus noch besprechen muß, wenn es überhaupt erwähnt werden soll, denn, in ihre Nähe zurückgekehrt, verschwinden alle anderen Interessen.

Ich habe Dir von meinen Enttäuschungen auf dem Felde des öffentlichen Lebens schon gesprochen, aber noch nicht von meinem Entschlusse, mich aus demselben völlig zurückzuziehen. Es ist der gewöhnliche Fehler aller Neuerer, ihre oft richtig gedachten Entwürfe auf Verhältnisse übertragen zu wollen, welchen die Vorbedingungen hierzu fehlen, und dieser Sünde muß ich mich leider selbst anklagen. Der Zeitraum zwischen dem ersten Spatenstreiche zur Gründung einer neuen staatlichen Ordnung und der Krönung dieses Gebäudes zählt nicht nach Jahren, kaum nach Jahrzehnten. Ungarn namentlich fehlt — was ich und mit mir Alle übersahen, die sich in gleicher Richtung bewegten — der Hauptfactor moderner Civilisation: ein wohlhabender und geistig gereifter Mittelstand. Die Bürger unserer wenigen „dünn" bevölkerten Städte sind ihrer Zahl nach zu gering und kaum auf einer höheren Stufe, als die deutschen Zunftgenossen des sechzehnten Jahrhunderts, der Adel ist wirthschaftlich und moralisch verkommen, in seiner Mehrzahl ununterrichtet, aber redefertig und phrasenreich. Die in nationaler Beziehung gebotene, in der Idee auch richtige Einführung der ungarischen Sprache in das öffentliche Leben bringt andererseits den großen Nachtheil, daß gerade die ungebildeten Massen ihre lärmenden Stimmen erheben können in den wichtigsten und verwickeltsten Fragen der Gesetzgebung.

Diesem heißblütigen Magyarenvolke nun steht in Wien eine Regierung gegenüber, die durch letztwillige Verfügung des verstorbenen Kaisers angewiesen ist, an dem Bestehenden fest zu halten, eine Regierung ohne wirklichen Haupt, die unter sich uneinig, in ewiger Passivität verharrt, freiwillig keinen Schritt vorwärts thut, sich aber doch wieder Zugeständnisse abzwingen läßt, deren Tragweite sie nicht kennt.

Um einer augenblicklichen Verlegenheit zu entgehen, hat mich diese ewig schwankende Regierung in eine Stellung berufen, ohne mir den Wirkungskreis dieser Stellung einzuräumen, mit einem Worte, um mich als Führer der Opposition mundtodt zu machen. Einer solchen Zumuthung gegenüber kann ich nur mit meiner Demission antworten, die ich auch in den nächsten

Wochen geben werde, ohne jedoch in den Landtag zurückzukehren, von dessen Verhandlungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig zu hoffen ist. Ich kann die Zustände nicht besser bezeichnen, als wenn ich Dir sage, alt, ja sehr alt ist dieses Oesterreich, der Staat selbst, wie seine Lenker, und die Altersschwäche wird bei jedem Regierungsacte so fühlbar, daß man versucht wird, zu glauben, die endliche Auflösung könne nicht lange auf sich warten lassen.

Ein Irrthum wäre es aber, anzunehmen, daß es an jugendlich strebsamen Geistern fehle; das Land ist reich an Talenten, aber sie bleiben unbenützt. Bei alledem sind die alten Machthaber — und darin liegt für Fernstehende eine große Täuschung — nicht so schroff und unzugänglich, als man glauben sollte, sie hören Alles, nicken oft zustimmend, machen wol auch kleine Verheißungen, thun aber zuletzt immer nur das Gewohnte. So ist namentlich der alte Fürst Metternich im beständigen Verkehre mit den Bestrebungen der Gegenwart, und folgt allen Fortschritten der Wissenschaft mit dem regsten Interesse; das ist sein Privatvergnügen. Als Staatsmann bewegt er sich aber in den herkömmlichen Bahnen, und hat überdieß den durchgreifenden Einfluß nicht, der ihm zugeschrieben wird.

Indem ich nun für lange mit der Politik abschließe, sage ich auch Dir ein freundliches Lebewohl!

Aus St. Veit erfährst Du mehr.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Am 8. Juni 1838.

Es sind nun drei Tage, seit ich mich in dem friedlichen St. Veit häuslich einrichtete, und schon fühle ich mich so heimlich, als wäre ich hier geboren.

Das ebenerdige Haus, von einem zierlich angelegten schattigen Gärtchen umgeben, nach außen mit einer Umzäunung abgeschlossen, wird nur von mir und meinem Diener bewohnt und ist ein kleiner, reizender Versteck. Der Hausaufseher mit Frau, ein junges, glückliches Paar, besorgt die Gartenarbeit und ist ganz abgesondert in einem Anbaue untergebracht, der im Inneren mit dem Hauptgebäude nicht in Verbindung steht. Kein Schall lärmender Lustbarkeit, wie er in der Nähe einer Großstadt so oft gehört wird, dringt bis zu diesen rings von Gärten umgebenen Räumen, und was durch die geöffneten Fenster herein scheint, sind nur die hellen Streiflichter des Glückes.

Noch am Abende meiner Ankunft aus Ungarn verließ ich die Stadt, um hieher zu übersiedeln, und die Sonne war dem Untergange schon sehr nahe, als es mich auch hier aus meinem Zimmer heraustrieb, planlos den bekannten Weg verfolgend, auf dem ich einst mit Marien zusammentraf.

Im vollkommenen Dunkel erreichte ich die kleine Gartenthür; sie war verschlossen, und nun erst stellte ich mir die Frage, warum ich gekommen sei. In der Stadt, wo man viele Salons nach dem Theater besucht, hätte ich keinen Augenblick gezögert, zu so später Stunde noch einzutreten, hier auf dem Lande mochte die Hausordnung eine andere sein. Ich war schwankend und entschloß mich endlich, umzukehren, als mir der Gedanke durch den Kopf schoß, den Rückweg längs der Gartenmauer einzuschlagen, der auf die Fahrstraße an der Hauptfront des Gebäudes hinausführt.

Der Himmel war theilweise überdeckt, und die hie und da hervorblitzenden Sterne verbreiteten ein sehr spärliches Licht, das alle Gegenstände nur in vagen Umrissen erkennen ließ.

Auf der Fahrstraße angelangt, beiläufig dreißig Schritte vom Wohnhause entfernt, blieb ich stehen und bemerkte auf der Terrasse eine weiße Gestalt, in der ich natürlich Marien zu erkennen glaubte. Durch das dichte Laubdach eines Baumes gedeckt, verhielt ich mich ruhig und beobachtend, von dem Gedanken erfreut und gequält, ihr so nahe und doch so ferne zu sein. Sollte ich ruhig bleiben oder aus dem Verstecke hervortreten, ihr ein „tausend gute Nacht!" zurufen? Aus diesem Zweifel wurde ich bald durch das Erscheinen einer zweiten Gestalt am Eingange der Terrasse gerissen.

Eine fremd klingende Männerstimme sprach einige mir unverständliche Worte, denen Marie keine Aufmerksamkeit zu schenken schien, denn sie blieb, ohne sich gegen den Sprechenden zu wenden, in ihrer früheren Stellung unbeweglich. Je länger ich hinsah, desto deutlicher glaubte ich zu erkennen, daß ihr Kopf mir zugekehrt war, und daß sie den Lauscher unter dem Baume entdeckt habe. Da ich mein Incognito nicht aufgeben wollte, blieb ich auf der Stelle festgebannt, bis ein Zufall mich aus dieser Zwangslage erlöste. Es nahte eine Gesellschaft jüngerer Leute, die in heiterer Stimmung von einem ländlichen Feste zurückzukommen schienen und denselben Weg verfolgten, den auch ich nach Hause zu gehen hatte. Ich bemerkte, daß Marie ihre Stellung etwas veränderte, und benützte diesen Moment, um unbemerkt und lautlos mich dem vorübergehenden fröhlichen Zuge anzuschließen, der im ersten Augenblicke den neuen Ankömmling nicht gewahr wurde. Es waren Studenten, ganz verständige Leute, deren heitere Gespräche mich anzogen und mir während der ziemlich langen Wanderung die Zeit recht angenehm vertrieben.

Die zweite unbekannte Gestalt auf der Terrasse, die nach dem Benehmen Mariens zwar nicht gefährlich schien, beschäftigte mich doch noch lange vor dem Einschlafen, aber endlich siegte die Müdigkeit, wie überhaupt bei allen Kämpfen des materiellen Lebensprincipes mit dem geistigen, die Materie fast immer das letzte Wort hat.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, übergab man mir ein ämtliches Schreiben, das schon am Abende zuvor gekommen war, und die Einladung zu einer Conferenz für 10 Uhr Früh in einer Angelegenheit enthielt, die —

wie ich gewiß wußte — gegen meine Ansicht bereits fest beschlossen war, und wo meine Dazwischenkunft nur der Form wegen verlangt wurde.

Ich entschuldigte mein Nichterscheinen und schickte gleichzeitig meine schriftliche Demission ein, die ich mündlich bereits angekündigt hatte. Als dieß geschehen, stieg ich zu Pferde und ritt in Begleitung meines Dieners den bekannten Fußpfad, da mir die breite Fahrstraße, auf der ich gestern meinen stillen Rückzug antrat, in unangenehmer Erinnerung war.

Die kleine Gartenthür stand offen, ich schickte daher die Pferde zurück und trat mit hochklopfendem Herzen ein. Kaum zwanzig Schritte gegangen, sah ich Marien in einem schattigen Bosquet mit gesenktem Kopfe sitzend, dem Anscheine nach nur mit ihrer Handarbeit beschäftigt.

Ich stand schon ganz nahe vor ihr, als sie langsam aufblickte, und die dunkle Röthe des schönen Gesichtes es verrieth, daß sie früher schon die Schritte des nahenden Freundes erkannt hatte. Schweigend streckte sie mir die Hand entgegen, die einen kurzen Augenblick in der meinen zitterte und sich scheu zurückzog.

Es gibt peinliche Momente im Menschenleben, und das war ein solcher, wo die beredte Zunge, der gebildete Verstand nach dem rechten Worte vergebens ringen. Dem Weibe ist übrigens die eigenthümliche Kraft gegeben, sein Seelenleben nach Außen abzuschließen. Während der Mann unsicher und unbeholfen im Sturme der Leidenschaft meist sich selbst verliert, versteht es die Frau, und gerade die feingeartete, ihre mächtigsten Empfindungen zu verschleiern. So war es auch dießmal Marie, die zuerst das Schweigen brach.

„Wir haben Sie schon gestern erwartet," sagte sie mit scheinbarer Unbefangenheit. „Max, der in der Stadt nachfragte, brachte die Nachricht Ihrer Ankunft. Sie kennen ihn ja; er ist nicht abzuhalten, fast täglich in die Stadt zu fahren, von wo er gewöhnlich erst gegen 4 Uhr zurückkommt. Er bittet Sie auch durch mich, ihn hier zu erwarten und unser ländliches Mahl zu theilen.

Bei dieser überraschenden Wendung mochte sich in meinen Gesichtszügen eine freudige Erregtheit abspiegeln. Marie, die das augenblicklich empfand, glaubte schon zu viel gesagt zu haben, und suchte den allzu günstigen Eindruck durch den Nachsatz abzuschwächen: „Dieser krankhafte Thätigkeitstrieb des guten Max," fuhr sie fort, „ist meine beständige Sorge. Ich habe neuerlich und lange mit dem von Ihnen so verlästerten Arzte gesprochen, der immer wieder darauf zurückkommt, daß Max aus einer Stellung scheiden sollte, für die seine Kräfte nicht ausreichen."

Nach dieser Rede schien das Gleichgewicht der Empfindung zwischen Hoffen und Zweifeln bei uns Beiden für den Augenblick hergestellt. Marie wurde heiterer und zutraulich und sagte endlich: „Ich habe über unser letztes Gespräch und ihre trostlose Lehre nachgedacht und kann mich damit nicht versöhnen."

„Das Nichtsein oder das Aufhören einer bewußten Existenz ist fast ebenso wenig zu fassen, wie das Nichts überhaupt, und mir grauet bei dem Gedanken, daß es so sein könnte, daß wir für immer scheiden müßten von Allem, was uns im Leben lieb geworden."

„Und müssen wir das nicht im Leben selbst?" erwiderte ich. „Denken Sie nur an das Alter; fast täglich steht der Mensch am Grabe einer Hoffnung, eines Wunsches, einer Illusion; er muß es erleben, wie allmälig Alles in ihm abstirbt, und wenn man endlich nach siebenzig langen Jahren ihn selbst begräbt, wie klein ist der Rest, der da in die Grube hinabsinkt!"

„So verschieden unsere Meinungen in dieser Beziehung auch sein mögen," bemerkte sie, „glauben Sie ja nicht, dadurch in meinen Augen zu verlieren. Sie sollen wahr sein, gegen mich wahr sein, und es ist ein Recht der Freundin, ein vollständiges Glaubensbekenntniß von Ihnen zu verlangen."

Diese letzten Worte waren noch nicht völlig ausgesprochen, als ein schöner junger Mann vor uns stand, den Marie als ihren Bruder Oscar vorstellte. Ich hatte nie früher von einem Bruder gehört und erfuhr nun, daß ich es mit einem preußischen Gardelieutenant zu thun habe, in dessen Wesen sich, wie ich bei der ersten Begegnung bemerken konnte, ein ziemlich hoher Grad von Selbstbewußtsein aussprach. Max, der früher als sonst nach Hause kam, begrüßte mich mit gewohnter Freundlichkeit und forderte mich dringend auf, täglich zu Mittag in seinem Hause zu speisen, was ich aber, da Marie sich schweigend verhielt, auf die verbindlichste Weise ablehnte.

Das Verhältniß zwischen Max und seinem Schwager schien mir ein sehr förmliches von beiden Seiten, und ich hatte mehrmal Gelegenheit, zu bemerken, daß der Erstere durch die absprechende Weise, mit der dieser unerfahrene junge Mann Zustände und Verhältnisse in Oesterreich beurtheilte, in seinem patriotischen Bewußtsein empfindlich verletzt wurde. Ueberhaupt nahm ich die Ueberzeugung mit mir nach Hause, daß das Erscheinen dieses Bruders, dessen lauernde Blicke mir einen besonders unangenehmen Eindruck zurückließen, für uns Alle kein Gewinn war.

Fest entschlossen, Marien heute nicht zu sehen, wiederholte ich mir die Erlebnisse des gestrigen Tages und wollte das von ihr verlangte Glaubensbekenntniß zu Papier bringen. Der Inspiration des Augenblickes folgend, verirrte sich meine Feder, und aus einem Glaubensbekenntnisse in Prosa wurde ein Liebesbekenntniß in schlechten Reimen, das ich hier folgen lasse, ohne Dir sagen zu können, ob und wann es ihr vor Augen kommen werde.

Du sagst, daß ich nicht beten kann
In christlich frommer Art,
Daß ich nicht glaube, was die Schrift,
Die heil'ge offenbart;

Nicht reuevoll gen Himmel schau
In meinem bittern Schmerz,
Nicht hoffnungsreich auf Gott vertrau,
Wenn brechen will das Herz.

Und sieh', ich glaub' und hoffe doch
Vielleicht noch mehr als Du,
Denn trostlos starrt die Welt mich an,
Ich hoffe immer zu.

Ich glaube auch, daß über uns
Ein ew'ger Wille wacht,
Und was wir thun und lassen, ist
Nur Folge seiner Macht.

Ich glaube, daß auf Erden schon
Sich rächet jede Schuld,
Daß kein Gebet vermehren kann
Die himmlische Geduld.

Ich hoffe kühn mit Zuversicht,
Daß einst Erlösung winkt,
Und alles Leid und jeder Schmerz
Mit mir zusammensinkt.

Doch beten, beten kann ich nur,
Wenn mächtig ich erglüh',
Drum hab' ich jetzt und ewiglich
Nur ein Gebet: Marie!

Ich bitte, mich und meine Verse an keinen echten Dichter zu verrathen und schließe mit herzlichem Gruße.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

St. Veit, am 12. Juni 1838.

Alles ginge vortrefflich, Mariens Vertrauen kehrte zurück, sie ist herzlich wie früher, nur dieser Bruder, der jede meiner Mienen beobachtet, steht unheimlich wie ein Gespenst zwischen uns. Auch Marie scheint das zu fühlen, denn sie ist befangen in seiner Gegenwart.

Nach einem Tage freiwilliger Verbannung, den ich einsam in meinem Gärtchen verlebte, kam ein freundliches Billet von ihrer Hand, daß mein Ausbleiben rügte, und seitdem habe ich keinen Tag in ihrem Hause gefehlt.

Gestern war das Wetter rauh und trübe. „Ihre Excellenz sind in Ihrem Schreibzimmer" — sagte der Diener und ließ mich eintreten. Sie erhob sich, ohne das Buch, in dem sie eben geschrieben hatte, zu schließen und wies mich zu einem Etablissement am Kamin, in dem ein lustiges

Feuer brannte und wo wir traulich Platz nahmen. Marie besitzt ein ausgesprochenes Talent für Landschaftszeichnung, das sie mit großer Vorliebe cultivirt. Im Momente, wo sie eine eben vollendete Aufnahme mir zeigen wollte, wurde sie abgerufen und wies auf die Zeichnung hin, die neben dem aufgeschlagenen Buche lag. Es war, wie ich gleich vermuthet hatte, ihr Tagebuch. — Zu schwach, der so nahe liegenden Versuchung zu widerstehen, las ich folgende Worte:

„Diese Anschauung stammt nicht von Amalien, wenn sie ihr auch die Worte lieh. Nur ein Mann kann den anderen so grausam beurtheilen, und ich höre deutlich zwischen den scharfen Soprantönen Amaliens den Brummbaß ihres Mannes, an den sie, ungeachtet aller Betheuerungen, das Geheimniß meines Herzens verrathen hat."

Nun kenne ich diese Cousine Amalie, ein positives, poesieloses Wesen, und war, wie natürlich, hoch erfreut, den Feind, der nach den Worten des Tagebuches eben nicht gefährlich schien, demaskirt zu sehen.

Die Tischgesellschaft war dießmal eine größere, vermehrt durch einige Herren, und blieb nach aufgehobener Tafel in einem kleinen Rauchsalon versammelt, aus dem Marie sich zurückzog. Im Laufe einer ziemlich lebhaften Conversation erzählte Max von einem in der Nähe verübten kühnen Diebstahle, der großes Aufsehen erregte, und nahm es gewaltig übel, als Schwager Oscar die Gelegenheit ergriff, in gewohnter schroffer Weise über österreichische Zustände und namentlich über schlechte Handhabung der Landpolizei sich tadelnd auszusprechen. Als ich, durch den rücksichtslosen Ton des jungen Mannes aufgeregt, gegen ihn Partei nahm, erwiderte er mit scharfer Accentuirung: „Und doch kann ich aus eigener Erfahrung versichern, daß sich hier unheimliches Volk herumtreibt. Vor einigen Wochen, ja am Tage Ihrer Ankunft," sagte er, zu mir gewendet, „kam ich im Dunkel vom Spaziergange nach Hause und bemerkte einen Mann, der durch die kleine Gartenthür einzudringen versuchte, und als diese widerstand, längs der Gartenmauer fortschleichend meinen Blicken entschwand. Ich legte der Sache anfangs keinen Werth bei, öffnete die kleine Thür, zu der ich den Schlüssel bei mir trug, und suchte meine Schwester, die ich auf der Terrasse fand. Nun besitze ich die Gabe, im Dunkel sehr scharf zu sehen und war nicht wenig erstaunt, dasselbe Individuum unweit vom Hause unter einem Baume lauernd wieder zu erkennen. Ohne ein Wort zu verlieren, verließ ich die Terrasse, entschlossen, mit dem mysteriösen Herrn, dessen Absichten mir verdächtig erschienen, nähere Bekanntschaft zu machen. Zum Glücke für ihn war er verschwunden, als ich hinab kam."

Ich konnte keinen Augenblick zweifeln, daß diese Erzählung an meine Adresse gerichtet war, und fühlte nun zum ersten Male, daß neben meiner Liebe zu Marien noch andere Regungen in meinem Inneren Raum haben; das Gefühl gränzenloser Verbitterung gegen diesen unbedeutenden jungen Mann, der es wagte, sich in solcher Weise mir gegenüber zu stellen, und die

schmerzliche Ueberzeugung, mindestens für den Augenblick schweigen zu müssen, wo ich mich im tiefsten Wesen verletzt fühle.

Soll ich Marien warnen, sie unsicher machen, die kaum erst dem Einflusse der Freundin sich entzog? Der Moment wird entscheiden; er, der mächtige Factor im Leben der Menschen wird mir sagen, was zu thun ist.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

St. Veit, am 16. Juni, 10 Uhr Nachts.

Der Moment hat entschieden und in vernichtender Weise — gegen mich! Höre: Ich hatte nicht den Muth, den Seelenfrieden Mariens zu stören, der in den letzten Tagen in vielen kleinen Zügen zarter Neigung sich kund gab. Zudem war Oscars Benehmen seit jenem indirecten Angriffe so gesucht höflich und zurückhaltend, daß sich keine Handhabe gegen ihn finden ließ. Marie vermied es sichtlich, über den Bruder zu sprechen, nur Max beklagte sich, als wir zufällig allein waren, über Mangel an Rücksicht und sprach die Hoffnung aus, daß dieser unangenehme Gast seinen Aufenthalt abkürzen werde.

Als ich heute um 6 Uhr Abends bei Marien eintrat, fand ich sie in ihrem Schreibzimmer allein; Max speiste in der Stadt, und der Bruder — so hieß es — sei ausgegangen. Sie war von einer beseligenden Heiterkeit, schön, wie ich sie nie noch sah. Jede Spur von Sorge und Mißtrauen schien aus diesen klaren Zügen verbannt, als habe sie alle Lasten von sich abgeschüttelt und wolle ein neues, ein glückliches Leben beginnen.

„Nun, wie ist es mit dem verlangten Glaubensbekenntnisse?" sagte sie schalkhaft lächelnd. „Ihr Katholiken seid sehr lässig in Eurem Cultus, ich aber bin streng in dem meinen, ja selbst in dem, der mir gebracht wird. Was ich verlange, das muß mir werden, und nun verlange ich zu wissen, wie weit Ihr Unglaube reicht."

„Ich habe, was Sie verlangten," antwortete ich, „nicht vergessen, ich habe es in Reime gebracht, die ich Ihnen gleich überreichen könnte."

„Und warum zögern Sie?"

„Weil ich nicht sicher bin, welche Aufnahme sie finden, weil das Bekenntniß weiter reicht als mein Unglaube!"

Sie sann einen Augenblick und sagte dann:

„Ich will es wagen, geben Sie."

Ein leises Roth überflog ihre Wangen, als sie las. Das Papier langsam zusammenfaltend, und ohne ein Wort zu sprechen stand sie auf, und legte es in ein Schubfach ihres Schreibtisches."

„Und die Antwort" — rief ich mit bebender Stimme — „Marie, die Antwort!"

„Die Antwort wäre noch sträflicher als die Frage," erwiderte sie. „Die Frage kann ich Ihnen verzeihen, die Antwort müßte ich mir selbst vergeben, und das vermöchte ich nie!"

„Und habe ich nicht das gleiche Recht ein Bekenntniß zu verlangen?" rief ich, indem ich ihre beiden Hände krampfhaft erfaßte und an meine brennenden Lippen führte. „Ich habe lange gekämpft, nun bin ich am Ende" — und meiner nicht mehr mächtig, zog ich sie gewaltsam an meine Brust.

Jeder Widerstand schien mit einem Male gebrochen, ihr Auge sprach nur Liebe, ihre Lippen ruhten an den meinen. Ach, könnte ich ihn festhalten diesen kurzen himmlischen Augenblick, wo der Kopf zu denken aufhörte, und nur das Gefühl des seligsten Entzückens mein Wesen durchströmte! Ein plötzliches Schluchzen weckte mich aus diesem Zustande halber Geistesabwesenheit, und die von Thränen überquellenden Augen Mariens, bittend zu mir erhoben, brachten mich zum vollen Bewußtsein der Lage. Leise Schauer durchbebten ihren Körper, indem sie sich sanft meinen Armen entwand und mit zittender Stimme rief: „Béla, Sie machen mich gränzenlos unglücklich!" — „Das wird er nicht!" sagte eine Stimme hinter mir, welche ich sogleich als die des verhaßten Bruders erkannte. Die Arme verschränkt mit herausfordernder Miene stand dieser unter der offenen Thür, während Marie das Gesicht mit beiden Händen verdeckend sich mühsam zu einem Sitze am Kamine hinschleppte, wo sie vernichtet zusammenbrach.

Nun folgte eine Scene, die ich Dir gerne verschwiegen hätte, weil ich wahrheitsgetreu dem Freunde bekennen muß, daß dieser junge Mann, dessen Begabung ich offenbar unterschätzt hatte, durch die Umstände begünstigt und vollkommen vorbereitet, sich in einer Weise zum Herrn der Situation machte, daß ich gezwungen war, momentan seinen Impulsen zu folgen.

Mein erstes Gefühl war gränzenlose Wuth, der ich mit den Worten Luft machte. „Wie können Sie es wagen, sich hier einzuschleichen und unberufen das Wort zu führen in einem Verhältnisse, daß Sie weder kennen, noch zu verstehen im Stande sind!" — Mit eisiger Kälte, die auch mir die verlorne Ruhe wieder gab, entgegnete er: „Ich bin bereit, das Alles zu beantworten, wenn Sie so gefällig sein wollen, mir in das Nebenzimmer zu folgen."

Als wir in den Salon hinausgetreten waren, schloß er die Thür in das anstoßende Schreibzimmer, in dem sich Marie befand, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Daß mein Kommen von Ihnen nicht früher gehört wurde, ist wol Ihre eigene nicht meine Schuld; übrigens ist ja der Boden, wie sie sehen, mit Teppichen belegt. Mein Recht, hier das Wort zu führen, ist das heilige Recht des Bruders, der seine Schwester vor Schande und Unglück, den Namen seines Schwagers vor schwerem Makel bewahren will. Dieses vorausgeschickt, habe ich die Ehre, Ihnen folgende Alternative zur Entscheidung vorzulegen. Sie werden nämlich ersucht, entweder bei Ihrer

Ehre zu geloben, den Umgang mit meiner Schwester völlig abzubrechen und dieses Haus nie mehr zu betreten, der Vorwand hierzu bleibt Ihrem Ermessen überlassen, oder sich mit mir zu schießen."

„Ich wähle natürlich das Letztere, bestehe auf einen Duell, von dem nur Einer zurückkehren darf", erwiderte ich, „und überlasse es Ihrem Scharfsinne, die Sache so zu regeln, daß Ihre Schwester, für deren Ehre Sie ja einstehen, in der Angelegenheit nicht genannt wird."

„Auch dafür ist gesorgt," sagte er. „Ich war vom ersten Momente unserer Begegnung überzeugt, daß Ihr Verhältniß zu meiner Schwester kein ganz loyales sei. Nun sage ich Ihnen ohne Erröthen: ich bin arm, habe in dieser Welt nichts als einen fleckenlosen Namen, den ich auch meiner Schwester erhalten will. Mein Entschluß war daher augenblicklich gefaßt, der Conflict mit Ihnen unvermeidlich, und darauf mein ganzes Benehmen berechnet. Jene absprechende Weise, welche Sie, sowie mein Schwager oft getadelt haben mögen, beruhte auf absichtlicher Uebertreibung, obwol ich weit entfernt bin meinen Charakter als einen sehr biegsamen hinzustellen. Eben dieses schroffe, schwer umgängliche Wesen, welches ich gegen Jedermann herauskehrte, wird dazu helfen, daß mein guter Schwager und die wenigen Personen, welche ich hier kennen lernte, ein aus geringfügiger Veranlassung von mir provocirtes Duell ganz erklärlich finden werden, und meine Schwester aus dem Spiele bleibt.

„Der preußische Legationssecretär von W. ist vorläufig von mir avisirt, daß zwischen uns beiden ein sehr gereiztes Verhältniß bestehe, welches sich leicht zu einem Duelle zuspitzen könnte. Ich weiß zufällig, daß er sich heute bei einem ländlichen Feste in Hietzing einzufinden beabsichtigt. Bin ich so glücklich ihn dort zu finden, so kann er noch diesen Abend bei Ihnen sein, um die nöthigen Verabredungen zu treffen, und es bliebe für Sie nur noch die Sorge sich eines zweiten Secundanten zu versichern."

„So leicht hin glaube ich nicht, daß die Sache abgethan werden kann" wendete ich ein, „wenn der wahre Sachverhalt, wie es mir nothwendig scheint, auch den Secundanten gegenüber ein Geheimniß bleiben soll."

„Ich verstehe," entgegnete er, „und habe mir erlaubt, den Fall vorhersehend, eine improvisirte Geschichte über die Veranlassung des Duelles, wo natürlich die Schuld mehr auf meine Seite fällt, niederzuschreiben, welche ich Ihnen hier zur Einsicht überreiche. Sind Sie damit einverstanden, so bitte ich den Zettel zu behalten, da es wichtig ist, daß unsere Aeußerungen vollständig übereinstimmen."

Ich überflog das Papier, dem ich keinen sonderlichen Werth beilegte, weil es mir gleichgiltig ist, was die Welt über die Ursache des Zweikampfes erfährt, mußte mir aber mit Beschämung sagen, daß diese ganze Katastrophe, in die ich blind hinein rannte, ebenso gut gedacht, als in Scene gesetzt war, und daß es für mich nur noch eine Aufgabe geben könne, diese Augen für immer zu schließen, die mit so maßloser Siegesgewißheit mich anblickten.

Am 17. Juni, 8 Uhr Früh.

Soeben wurden die nöthigen Verabredungen getroffen, und es bleibt mir noch eine Stunde Zeit, ehe ich mit meinem Secundanten in den Wagen steige.

Ich habe auf der politischen Laufbahn schon manche Illusion überlebt, und mit Ehren zu Grabe getragen, ich habe Jahre in nutzloser Arbeit verschwendet, aber immer war es der eigene Wille, der vorwärts drängte, oder „Halt“ gebot, und nie im Leben erfuhr ich eine wirkliche Demütigung. Nun zum ersten Male griff eine fremde Hand in mein Schicksal; die höhnenden Mienen dieses jungen Mannes, der mit einem Schlage meine schönsten Hoffnungen und Wünsche vernichtete, bohrten sich wie vergiftete Dolche in mein tiefstes Leben, und ihm gegenüber fühle ich mich wirklich gedemütigt.

Verurtheile mich nicht, wenn ich Dir offen bekenne, daß alle besseren Empfindungen, selbst diese Liebe, die ich gestern noch für allmächtig hielt, in meinem Herzen erstarben, und daß ich in diesem Augenblicke nichts kenne, denke und fühle, als Rache, Rache an ihm!

Für den Fall meines Unterliegens habe ich nicht die geringste Vorkehrung getroffen, so groß, so vermessen ist die Zuversicht, mit der ich Dir zurufe: Auf Wiedersehen!

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Preßburg, am 19. Juni 1838.

Diese Schriftzüge verkünden Dir, daß ich lebe, aber das ist nicht genug, sie sollen Dir auch sagen, wie des Drama's letzter Act sich zu Ende spielte, auf den mein junger Gegner nicht so ganz vorbereitet war, wie auf den früheren.

Um 5 Uhr Nachmittags trafen wir am verabredeten Platze auf ungarischen Boden mit den Gegnern zusammen. Nachdem die gewöhnlichen Versuche einer friedlichen Verständigung gemacht und abgelehnt waren, ging es an die Besichtigung der Waffen, wobei sich zeigte, daß die Pistolen, welche Oscars Secundant mitbringen sollte, vergessen wurden. Es erübrigten noch drei Paare zur Auswahl, wovon das eine meinem Secundanten, ein zweites meinem Gegner, und das dritte mir gehörte. Das erste Paar wurde vom Secundanten Oscars als „zu scharf“ zurückgestoßen, es blieben also nur die Pistolen der beiden Duellanten, zwischen denen, da sie bei der Untersuchung so ziemlich gleich befunden wurden, das Los entscheiden sollte. Es entschied für meine Waffen.

Nachdem die Distanz gemessen und das Zeichen zum Avanciren gegeben war, schoß ich augenblicklich, und mein Gegner lag lautlos, todt zu meinen Füßen. Die Kugel war, nach dem Ausspruche des assistirenden Arztes, in das Herz eingedrungen, wodurch das in der Rocktasche des Gefallenen

aufgefundene schriftliche Bekenntniß des Selbstmordes an Wahrscheinlichkeit gewann.

Soeben wurde ich unterbrochen. Mein Diener, den ich in St. Veit zurückgelassen hatte, überbrachte mir einen Brief Mariens, der in dem Momente geschrieben scheint, wo sie die Nachricht von Oscars Tode erhalten hatte, denn nur so ist sein Inhalt erklärlich. Ich konnte keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß der Zweikampf mit dem Bruder unser Verhältniß lösen mußte, aber die harte, ja grausame Weise, in der sie sich lossagte, übertraf meine schlimmste Erwartung.

Der von mir gemordete Bruder — ich wiederhole den Ausdruck des Briefes — war ein vom Himmel gesandter Erretter. Nur durch ihn, der im Tode noch ihrer Ehre das größte Opfer brachte, indem er allen Haß und jede Schuld auf sich nahm, sei sie zum Bewußtsein ihrer Lage erwacht, zur schrecklichen Erkenntniß des Unrechtes gegenüber dem, in seinem arglosen Vertrauen verrathenen Gatten, und des namenlosen Elendes, in das ich planmäßig und herzlos sie zu stürzen bereit war.

Was soll ich über diesen Brief Dir weiter noch sagen? Meine Gedanken verwirren sich, Recht und Unrecht, Liebe und Haß, Vergangenheit und Zukunft liegen chaotisch vor mir — ich sitze da und blicke in's Leere.

Es ist vor Allem nothwendig, daß ich mich selbst wieder finde und von meinen Erinnerungen losreiße. Gelingt es mir wieder, menschlich zu denken und zu fühlen, dann, und nicht früher, erhältst Du Nachricht vom alten Freunde.

III.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Hacking, am 1. August 1838.

Es ist heute nach langer Krankheit das erste Mal, daß ich mit schwacher Hand die Feder ergreife, um vor Allem Deine Verzeihung für das schwere Unrecht zu erbitten, das ich, ohne daß Du es ahnen konntest, im Gedanken an Dir verübte. Ich habe Deine herzliche Zuneigung, die wohlwollende Absicht die Deinem Warnungsrufe zu Grunde lag, nie bezweifelt, aber leider war mein Blick umflort, und ich warf Dir im Geiste Uebertreibung vor, weil Du Dich an dem Ideale versündigtest, das ich in einsamen Stunden mir geschaffen hatte und in diesem Manne verkörpert sah.

Du hast ja den Jüngling gekannt, der schon damals über seine Altersgenossen weit emporragte, und wie überaus glänzend haben diese Anlagen sich im Manne entfaltet! Den ganzen poetischen Reiz einer jugendlichen Erscheinung sich bewahrend, versteht er es, durch hinreißende Wärme des Empfindens, durch eine bald kräftige, bald einschmeichelnd phantasievolle Sprache seine Umgebung zu beherrschen und zu bezaubern. Ebenso gewandt

in der Gesellschaft, als bescheiden, fast möchte ich sagen zurückhaltend im engeren freundschaftlichen Verkehre, ist es ihm gelungen mein ganzes Wesen zu verrücken, und meine geheimsten Gedanken und Gefühle aus ihren stillen Verstecken hervor zu locken.

Stolz auf die ehrerbietigen Huldigungen dieses bedeutenden Mannes, wollte ich sein Vertrauen, seine Freundschaft gewinnen, und in dem Bestreben die fremde Seele zu ergründen verlor ich meine eigene.

Ich schreibe Dir das zu meiner Entschuldigung, damit Du eine Verirrung des Herzens, zu der ich mich ja reumütig bekenne, nun, wo die Fäden zerrissen und wir für immer geschieden sind, mit Nachsicht und Milde beurtheilst.

Als ich einst so zuversichtliche Worte an Dich schrieb und mit stolzem Selbstbewußtsein für meine Ehre einstand, hatte ich wol nur die eigene Person vor Augen, ohne zu bedenken, daß bei einem so gewagten Verhältnisse zufällige äußere Umstände ganz unerwartet hinzutreten können, die zu den grauenhaftesten Katastrophen ganz anderer Art führen, wie es auch wirklich geschah.

Durch die schriftlichen Mittheilungen meines guten Max hast Du den gewaltsamen Tod Oscars und meine schwere Erkrankung erfahren, aber nicht die Veranlassung und den inneren Zusammenhang dieser Ereignisse, welche dem Schreiber selbst nicht bekannt waren, und wie ich hoffe ein ewiges Geheimniß bleiben werden. Ohne in eine Schilderung der ergreifenden Scenen einzugehen, deren Wiederholung mein tief erschüttertes Nervensystem in neuerliche gefährliche Schwankungen bringen würde, sage ich Dir nur, daß jenes Duell, in dem Oscar sein Leben verlor, von diesem nicht muthwillig provocirt wurde, sondern in der edlen Absicht, von mir eine Gefahr abzuwenden, die er in seiner etwas realistischen Auffassung für drohender hielt, als sie es in der That war. Auf unsanfte Weise aus meinen Träumen geweckt, und einem jungen Manne gegenüber gestellt, der durch Bande des Blutes mir verwandt, meinem Herzen aber bis dahin fremd war, mußte ich die doppelt schmerzliche Demütigung erleben, seiner Großmut verfallen zu sein, und zu erfahren, wie er mit edler Selbstverleugnung als tollköpfiger Raufbold sich hinstellte, in einem zurückgelassenen Schreiben die Schuld an dem Duelle auf sich nahm, und dadurch jede üble Nachrede von mir abwendete.

Ich brauche Dir wol nicht zu sagen, daß dem Mörder des Bruders sich die Thür unseres Hauses für immer verschloß, und daß ich aus allen Gesellschaftskreisen scheide, wo ich mit ihm zusammentreffen könnte. Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es meinen fortgesetzten Bemühungen endlich doch gelingen werde, den guten Max zu bestimmen, daß er sich aus dem Staatsdienste zurückzieht, und auf seinen entfernten Gütern, deren Verwaltung die Anwesenheit des Herrn dringend benöthigt, der Pflege seiner Gesundheit und seiner eigenen pecuniären Interessen lebt.

Mein Gemütszustand, als ich die Nachricht von Oscars Tod erhielt, läßt sich mit Worten nicht schildern. Die Vertrauensseligkeit, mit der ich bei der ersten Begegnung mit jenem gefährlichen Manne meiner Neigung mich hingab, die arglose Zuversicht, welche selbst die warnende Stimme der einzigen Freundin überhörte, die schwere Verantwortung für eine zerstörte jugendliche Existenz; das Alles fiel vernichtend auf mein Herz, und wenn ich mir auch als Trost sagen konnte, daß ich am Tode des Bruders schuldlos, meine Frauenehre auch ohne dessen Dazwischenkunft bewahrt hätte, so war doch ich die Veranlassung dieses erschütternden Ereignisses.

Verworrene Phantasien verdrängten nach und nach jede ruhige Ueberlegung und raubten mir das Bewußtsein. Es war ein typhöses Fieber, dem eine physische und moralische Abspannung folgte, von der ich mich nur langsam erhole.

Max, dessen Herzensgüte zu jedem Opfer bereit ist, wenn es nur nicht störend in den gleichmäßigen Gang seines eigenen Lebens eingreift, bot in den Tagen der Gefahr Alles auf, sich die Gefährtin zu erhalten. Vier volle Tage wich er nicht vom Lager der schwer Erkrankten, und erst nach überstandener Krisis folgte er allmälig wieder seinen früheren Lebensgewohnheiten. Für ihn war es fast ein neues Unglück, daß die Aerzte mit allem Nachdrucke die Nothwendigkeit betonten, daß wir beide im Laufe des Sommers uns einer Badecur unterziehen, und dabei besonders hervorgehoben, daß er noch mehr wie ich zur Herstellung seiner tief gesunkenen Nerventhätigkeit eine Veränderung des Aufenthaltes und der Lebensweise benöthige. Heute endlich fügte er sich in das Unvermeidliche und es wurde beschlossen, daß wir sobald als möglich nach Ems reisen, wo ich zum Curgebrauche mindestens vier Wochen verweilen soll, während er sich zu gleichem Zwecke in das ganz nahe gelegene Bad Schwalbach zu begeben hätte. Für mich ist in diesem Augenblicke eine weitere Reise ein ebenso beunruhigender Gedanke wie für ihn, aber ich erhob kein Wort der Einwendung, um ihn nicht in dem Widerstande gegen eine Sache zu bestärken, die vielleicht eine Lebensfrage für ihn sein könnte.

Indem ich die Geschichte jener bösen Zeit hier abschließe, muß ich Dir noch sagen, daß mein durch physische Schwäche hervorgerufener apathischer Zustand oft dadurch gestört wird, daß Max ganz arglos von seinem ehemaligen Freunde spricht, dessen anregende Unterhaltung er schwer vermißt. Der Klang dieses Namens durchzittert dann mein ganzes Wesen, Angst erfaßt mich, und ich möchte aufschreien: Schweige, ich liebe ihn ja noch!

Die Blätter meines Tagebuches, welche jenen folgten, die ich Dir einst sandte, habe ich verbrannt. Jede sichtbare Erinnerung soll vertilgt sein! Wie es mir mit jener gelingen wird, die ich im Herzen trage, muß die Zukunft lehren.

Lebe wohl, von Ems erhältst Du weitere Nachricht von Deiner unglücklichen Freundin.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Eisenach, am 17. August 1838.

Zwischen Freunden, wie wir es sind, wäre eine dankbeschwerte Epistel für einen herzlichen Empfang lächerlich, fast möchte ich sagen beleidigend, weil dadurch die Voraussetzung zugelassen wird, daß es auch anders sein konnte. Dennoch wirst Du es Dir gefallen lassen müssen, daß ich den ersten Rasttag nach einer achtundvierzigstündigen Fahrt dazu benütze, Dir und Deiner liebenswürdigen Hausfrau meine Bewunderung über die Geduld auszusprechen, die Ihr durch acht Tage dem trostlos langweiligen oder unheimlich aufgeregten Gaste gegenüber bewährtet.

Meine stille Hoffnung, der Verkehr mit dem geliebten Freunde werde einen sänftigenden und klärenden Einfluß auf mein zerrüttetes Gemüt üben, ist in Erfüllung gegangen, und die Wandlung zum Besseren schon nach diesen zwei Reisetagen, wo ich ungestört mit meinen Gedanken lebte und Alles, was ich bei Dir gehört und gesehen hatte, an mir vorüberziehen ließ, glücklich an den Tag getreten.

Die durcheinander geschüttelten Grundtypen des individuellen Seelenlebens rückten sachte wieder in ihre alten Stellen, und nun zum ersten Male habe ich eine objectiv klare Anschauung der Ereignisse, an denen ich als handelnde Person theilnahm.

Das reizende Bild Deiner Häuslichkeit erweckte in mir die Ueberzeugung, daß wahres Glück nur in der Familie zu finden sei, und alle jene Verhältnisse, die eine frivole Phantasie auf den Trümmern des Familienglückes sich aufbaut, die fremde Existenz zerstören, ohne sich eine neue und dauernde gründen zu können. Und so ist es auch wahr, daß ich als feindliche Macht in das Bereich eines stillen, wenn auch nicht gerade glücklichen Lebens gewaltsam und zerstörend einfiel, und ein sich selbst kaum bewußtes Herz zu schmerzlichen Dasein erweckte.

Der Mensch errichtet ja seine Altäre nur dem Unerreichbaren, und so will ich denn in meinem Herzen einen Altar der Erinnerung aufbauen für dieses unerreichbare Wesen, dem ich durch schweres Verschulden verpflichtet, durch ewige Liebe verbunden bin.

Ich habe auf meiner raschen Fahrt nach dem Rhein hier plötzlich Halt gemacht, weil ich mich erinnerte, daß Marie ihre glücklichen Kinderjahre, von denen sie mir oft erzählte, auf einem in der Nähe von Eisenach gelegenen Familienbesitze verlebte, der später in fremde Hände überging. Im Gasthofe, wo ich nach den näheren Verhältnissen mich erkundigte, nannte man mir als gegenwärtigen Besitzer einen Herrn von F., der, vormals Secretär der sächsischen Gesandtschaft in Wien, mir ziemlich nahe bekannt war. Man fügte bei, daß F. seit sechs Jahren verheiratet, nur einen Theil des Sommers hier zubringe und gegenwärtig abwesend sei. Ich ignorirte diesen letzteren

Umstand, ließ meine Karte zurück und ersuchte einen Diener des Hauses, mir den ganzen nicht sehr ausgedehnten Besitz zu zeigen, wozu er sich auch höchst bereitwillig herbeiließ.

Nach einigen Kreuz- und Querfragen ergab es sich, daß noch eine Magd im Hause lebe, die bei Mariens Mutter gedient hatte. Die herbeigerufene Alte war sehr erfreut von ihrer ehemaligen kleinen Herrin zu hören und erzählte mit großer Geschwätzigkeit rührende Züge von Herzensgüte aus dem ersten Jugendleben dieser herrlichen Frau.

Obgleich im Schloß und Garten vieles verändert wurde, ließ der kinderlose Besitzer jene Zimmer unberührt, welche Marie einst bewohnt hatte. Da blieb Alles, wie es nach dem Tode der Mutter gestanden, Staub bedeckte den alterthümlichen Hausrath, und die einsame Spinne zog ihre kunstreichen Fäden durch verlassene Räume, in denen einst ein junges blühendes Leben pulsirte.

Nur mit Mühe verbarg ich meine Rührung, und als ich beim Scheiden der Alten ein Goldstück in die Hand drückte, sah sie mich so fragend an, daß ich fast besorgte, eine Indiscretion begangen zu haben, indem ich mein all' zu warmes Interesse verrieth.

Morgen verlasse ich diese hochcultivirten reizenden Länder Sachsen und Thüringen, das wahre Herz Deutschland's, wo es zuerst aufleuchtete das neue Licht des Lebens und der Menschengeist seine Auferstehung feierte nach dem tiefen schweren Schlafe, in dem er über ein Jahrtausend gelegen.

In Frankfurt werde ich nur so lange verweilen, bis die Gelder und Wechsel, die ich dort erwarte, behoben sind, um dann in schnellem Laufe den grünen schottischen Bergen zuzueilen, von wo Du Nachricht erhalten sollst über die fortschreitende Genesung des alten Freundes.

Graf Béla Warbek an Wilhelm von Frohburg.

Frankfurt am Main, den 19. August 1838, 10 Uhr Nachts.

Kein Vorsatz ist so fest, daß er nicht unter Umständen hinfällig werden könnte. Höre und staune! Ich kam heute zu ziemlich vorgerückter Tageszeit in Frankfurt an und fand das Comptoir des Bankhauses, an das ich adressirt war, bereits geschlossen. Verstimmt darüber, einen Theil des morgigen Tages noch hier verweilen zu müssen, ging ich in mein Hôtel zurück und suchte im Lesecabinet unter den aufliegenden Journalen nach einer anregenden Lectüre, die mir über den Abend hinüber helfen sollte. Da zufällig fiel mein Blick auf eine der vielen Fremdenlisten der rhein'schen Bäder. Ich glaubte anfangs nicht recht zu sehen, rieb mir die Augen, las wieder und wieder, und es war keine Täuschung. Unter den am 13. August in Ems Angekommenen stand obenan:

„Ihre Excellenz Frau Marie Freifrau von Bohlberg mit Dienerschaft aus Wien."

Du kannst mich schwach und inconsequent nennen, kannst mir sagen, daß jedes Beginnen Wahnsinn ist, wo man der Unmöglichkeit gegenüber steht. Ich gebe das Alles zu, ja noch mehr, wollte ich es wirklich wagen, diese Unmöglichkeit zu durchbrechen, wer weiß, ob dahinter nicht noch größeres Unheil lauerte, als das war, welches meine frevelhafte Leidenschaft über dieses geliebte Wesen schon heraufbeschwor!

Beruhige Dich, ich werde nichts unternehmen, wodurch ihr Seelenfrieden gestört, in den Gang ihres Schicksals eingegriffen würde. Ungesehen will ich noch ein Mal, ein letztes Mal, an ihrem Anblicke mich laben, will zu erfahren suchen, welcher Zufall sie ohne Begleitung des Gatten hierher gebracht, und was in den langen zwei Monaten meiner Abwesenheit um sie vorging.

Beurtheile mich nicht zu strenge und bleibe dem Schwachen Stütze, wie Du es ja immer gewesen.

Baronin Marie von Bohlberg an Amalie von Salden.

Ems, am 19. August 1838.

Wenn es keine anderen Leiden gäbe, als die der Maschine, welche wir unseren Leib nennen, wie gut ging es uns da! Man ruft den Arzt, der uns heilt oder nicht heilt, in beiden Fällen ist es abgethan. Aber ein Gemütsleiden, mit dem man nicht selig sterben und noch weniger glücklich leben kann, Jahre lang mit sich umherschleppen, das ist mehr als krank sein.

Ich bin, wenn Du willst, ganz gut hier angekommen, besser als man nach dem Vorausgegangenen hätte glauben sollen, habe meinen guten Max bis Schwalbach begleitet und werde ihn nächstens dort besuchen. Hier lebe ich ziemlich einförmig, halte mich von jeder Bekanntschaft ferne, brauche die Cur strenge nach Vorschrift des Arztes und bin viel im Freien, größtentheils allein oder in Begleitung meiner Dienerin Louise, der treuen Seele, die mir in den sechs Jahren meiner Ehe fast unentbehrlich wurde, und in dieser langen Krankheit sich als theilnehmende Pflegerin erwies. Ob sie von meinem Seelenzustande eine Ahnung hat; ich weiß es nicht, möchte aber glauben, daß meine Fieberphantasien ihn verriethen.

Es ist erstaunlich, wie ich in den wenigen Tagen mich erholte, und könnte man von der äußeren Erscheinung auf das innere Leben schließen, es ginge mir ganz gut.

So sehr das frivole Badeleben mich anwidert, so sympathisch ist mir die Lage von Ems. Zwischen mäßig hohen Bergen, die in den schönsten Linien gezogen und überall mit einer frischen Vegetation bekleidet sind, wälzt die Lahn ihre weißschäumenden Wasser dem Rhein entgegen. Ein arbeitsfrohes Volk läßt keinen Fleck Erde unbebaut, und freundliche, nett gehaltene Wohnhäuser, die unverkennbaren Zeugen des Wohlstandes, beleben

die Landschaft. Ich meine hier nicht den Badeort selbst, den ich möglichst zu entfliehen trachte, sondern seine reizende Umgebung. Oft führen meine einsamen Spaziergänge mich weit aus dem Rayon der sorgfältig gepflegten Badanlagen, und Baron E., ein alter lieber Bekannter aus Wien, dem ich auf diesen stillen Wegen gestern begegnete, fand es sogar unvorsichtig, mich allein so weit zu wagen, wobei er nicht versäumte, mir einige Elogen über mein brillantes Aussehen zu sagen. Du begreifst, in welcher Stimmung ich derlei Reden anhöre, und wie ich dann mit doppelter Hast die Einsamkeit suche, die einzige Zuflucht für ein gebrochenes Leben!

Ich will diese wenigen Zeilen nicht absenden, ich werde sie fortsetzen nach Stimmung und Bedarf, und erst, wenn ich Dir mehr sagen kann, sollst Du Nachricht erhalten von Deiner Marie.

Am 21. August, 10 Uhr Nachts.

Hast Du keinen Hilferuf gehört, schlug der Aufschrei einer geängstigten Seele nicht an das Ohr der entfernten Freundin?

„Er ist hier“ — in diesen drei Worten liegt mein Schicksal!

Ich hatte gestern Nachmittag am linken Lahnufer den Weg durch die Anlagen eingeschlagen, der bis zur Höhe hinaufführt und durch den angränzenden Wald sich fortzieht. In vages Träumen versunken, wurde ich erst durch die einbrechende Dämmerung an die Umkehr erinnert. Ich beschleunigte meinen Schritt und war nach einer halben Stunde wieder auf den breiten Wegen der Anlagen angelangt, die in Serpentinen zwischen Baumgruppen und niederem Gesträuche abwärts führen, als bei einer Wendung ein junger Mann mir entgegentrat, den ich in der Trinkhalle schon bemerkt hatte, wo er in auffälliger und herausfordernder Weise meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen bemüht war. Die banale Phrase, mit der er mir nun seine Begleitung aufdringen wollte, zeigte trotz eleganter Kleidung den Mann der schlechten Gesellschaft. Empört durch so pöbelhaftes Benehmen sagte ich mit gehobener Stimme, daß ich mit einem Unbekannten nicht sprechen wolle, noch weniger aber seine Begleitung annehme. Da plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, stand eine hohe schlanke Gestalt vor uns, in der ich, vom Schreck überwältigt, Béla erkannte. Mit einem Aufschrei des Entsetzens, der dem Beleidiger ebenso wie dem Erretter galt, ergriff ich die Flucht, die Beiden ihrem Schicksale überlassend.

Kaum fünfzig Schritte gegangen, hörte ich hinter mir einen Fall und sah, soweit die Dunkelheit es erlaubte, einen Gegenstand über das ziemlich steil abfallende Terrain hinabrollen. Die Füße versagten mir den Dienst, und ich hatte Mühe, mich am nächsten Baume festzuhalten. In dieser peinlichen Situation blieb ich etwa fünf Minuten, während kein Laut sich regte. Endlich hörte ich Schritte; es war Béla, der mit der beruhigenden Nachricht näher trat, daß der Sturz keine Folgen hatte, indem der Fremde

sich alsbald aufraffte und jeden weiteren Conflict vermeidend, in entgegengesetzter Richtung seinen Weg einschlug. Er erzählte weiter, daß der junge Mann in rohester Weise den Stock gegen ihn erhob, worauf er ihn an der Schulter faßte und ohne zu überlegen, vom Wege hinabstieß.

Der Erzählung folgte eine bange Pause, während welcher die widersprechendsten Empfindungen in mir sich bekämpften.

Mit sehr bewegter Stimme fuhr Béla fort:

„Ich habe um Vergebung zu bitten, daß ich es wagte, nach so schwerem Unglücke, das meine unselige Leidenschaft über Sie gebracht, nochmals vor Ihnen zu erscheinen. Es lag nicht in meiner Absicht, und Sie hätten ohne diesem Abenteuer, dessen unsichtbarer Zeuge ich unmöglich bleiben konnte, meine Anwesenheit in Ems nie erfahren."

Vergebens rang ich nach einer Antwort. Meine Sicherheit war dahin, meine Kraft gebrochen, und es wurde mir in diesem Augenblicke erst klar, daß diese stille Liebe, mir selbst unbewußt, in dem Maße zur gewaltigen Leidenschaft anschwoll, als die Kluft unüberschreitbar wurde, die von diesem Manne mich trennt.

Nach einigem Zögern erzählte er weiter, daß eine Reise nach Schottland, von der er nach Jahren erst zurückkehren werde, ihn in diese Gegend brachte, daß er durch Zufall meine Anwesenheit in Ems erfahren habe, und dem Drange nicht widerstehen konnte, mich noch ein letztes Mal aus der Ferne zu sehen.

Meine überströmende Empfindung, so lange zurückgehalten, machte in den Worten sich Luft: „Ein schwerer Abschied, wenn Sie an ihrem Entschlusse festhalten."

„Und muß ich nicht," sagte er, indem er sich vor mir niederwarf, „da Ihr strenges Urtheil mich für immer aus Ihrer Nähe verwies?"

Ich erschrak über meine eigenen unvorsichtigen Worte, welche diese Wendung zur Folge hatten, und bat Béla, eine Scene zu enden, die, wenn eine dritte Person uns hier im Dunkel überraschte, für uns Beide gleich beschämend sein müßte. Er gehorchte augenblicklich und ging lange schweigend an meiner Seite. Als wir, die Anlagen verlassend, dem Flusse näher kamen, auf dessen glänzender Fläche ein sternenreicher Himmel sich spiegelte, überschlich mich eine gar seltsame Empfindung. Wie leiser Nixengesang tönte es durch die rauschenden Fluthen, so verlockend süß, als sollte ich mich mit Allem, was die geängstigte Brust belastet, in die kühle Tiefe versenken, und von jedem Zwange erlöst, dem Theuren zurufen: „Ich habe Dich geliebt über Alles!"

Als hätte er meine Stimmung im selben Augenblicke mitempfunden, sagte er im weichsten Tone der Liebe: „Marie, ich kann so nicht scheiden. Erlauben Sie, daß ich die Schwelle Ihres Hauses noch ein Mal betrete, und geben Sie ein Wort der Versöhnung mir mit auf die Reise!"

„Den heutigen Tag noch lassen Sie mich mir selbst," stammelte ich, „morgen will ich Sie erwarten. Und jetzt, gute Nacht!"

Habe ich mit diesem Aufschube gewonnen, frage ich mich nun selbst, wird meine Empfindung morgen eine andere sein, meine Schwäche — mit Schamröthe schreibe ich es nieder — dem Sturme der Leidenschaft widerstehen, der unabwendbar über mich hereinbricht?

Am 22. August, 8 Uhr Früh.

Es war eine schlaflose Nacht, und dennoch führte sie zu keiner Entscheidung!

Noch wäre es Zeit; wenn ich ihn nicht empfange, wenn ich augenblicklich zu meinem Manne nach Schwalbach flüchte, bin ich gerettet. — Aber kann ich es thun, da ich ihn zu erwarten versprach? — — Elende Ausflucht einer feigen Seele! Ich bleibe, weil ich ihn empfangen will!

Alles, was in der Welt ist, hat auch die Berechtigung zu sein; es wäre nicht, wenn ihm diese Berechtigung fehlte. Die allmächtige Leidenschaft, die mein Wesen gefangen hält, ist eine solche Gewalt; sie ist identisch mit meinem Willen, und ich folge ihr, weil ich muß.

Am 23. August, 5 Uhr Früh.

Er ist fort, und kaum bleibt mir noch eine Stunde bis zu unserer Abreise. Damit wäre Alles gesagt, was ich Dir noch zu sagen habe. — Du edle reine Seele! Auch von Dir muß ich scheiden, da ich gewaltsam die Brücke abbrach, die in meine Vergangenheit zurückführt.

Béla sagte mir, daß er eine Frau nicht achten könnte, die es über sich brächte, das Weib zweier Männer zu sein, daß er allein und vor aller Welt das Herz besitzen wolle, das in Liebe sich ihm hingab. Wir fliehen in die Schweiz, dort wird er meine Ehescheidung in's Werk setzen und zu meinem Glauben übertreten.

So verleugnet sie Alles — höre ich Dich ausrufen — was seit frühester Jugend ihr hoch und heilig galt! — — Kann es noch etwas geben, antworte ich Dir, was mir schwer würde nach dem, was ich bereits gethan? — Er ist mein Wille, meine Zeit, meine Ewigkeit! Ich sehe nur mit seinem Auge, denke mit seinem Kopfe, fühle mit seinem Herzen! Alle Seligkeiten einer ersten Liebe, die ungekannten Wonnen der Vereinigung mit dem Abgotte seiner Leidenschaft durchzittern mein ganzes Wesen, und nur der Tod trennt mich von ihm!

Der Tod? Ja der trennt — und rettet.

Die herabgebrannten Kerzen beleuchten spärlich diese schwankenden Zeilen. Außen ist noch Alles in tiefe Dämmerung gehüllt, durch das geöffnete Fenster strömt kühle Morgenluft, und im melodischen Rauschen der Lahn vernehme ich den verlockenden Nixengesang. — Ich muß hinaus in's Freie!

Amalie, Du theures Wesen, höre, verstehe mich! Auch Engel sind gefallen und hätten sie den Weg zu Gott zurückgefunden, sie wären Engel geblieben. — Ich will ihn suchen!

Ems, am 27. August 1838.

Gnädigste Frau!

Ich glaube eine traurige Pflicht zu erfüllen, indem ich dieses nicht beendete Schreiben meiner unglücklichen Gebieterin unberufenen Augen entziehe und an seine Adresse absende.

Daß es nicht schon früher geschah, bitte ich damit gnädigst zu entschuldigen, daß der Schmerz über einen so furchtbaren Verlust mich in den ersten Tagen zu Allem unfähig machte.

Ich weiß nicht, ob Seine Excellenz, mein sehr gnädiger Herr, Euer Gnaden die näheren Umstände des erschütternden Ereignisses, das uns Alle gleich unerwartet traf, mitgetheilt hat. Für den Fall, als es nicht geschehen wäre, lege ich ein Blatt der Coblenzer Zeitung hier bei.

Ueber das grauenhafte Ende dieser unvergeßlichen Gebieterin, welche von Allen, die das Glück hatten, sie näher zu kennen, als ein Engel des Friedens verehrt wurde, habe ich nur Thränen, nicht Worte.

Mit der Bitte, meine ehrfurchtsvolle Freiheit zu entschuldigen, empfiehlt zu Gnaden

Louise Neu.

Coblenz, am 25. August.

Vorgestern Abends wurde bei Lahnstein von den ziemlich hochgehenden Wellen des Flusses eine weibliche Leiche an's Land gespült, welche als die Gemalin des österreichischen geheimen Rathes Freiherrn von Bohlberg erkannt wurde.

Die junge Dame befand sich seit zehn Tagen in Ems, wo sie unter den Curgästen ungeachtet ihres zurückgezogenen Lebens durch die freundliche Anmuth ihrer Erscheinung vortheilhaft auffiel.

Die glänzende äußere Lage, das glückliche eheliche Verhältniß, der Schmerz des Gatten, der tief erschüttert den Sarg zur letzten Ruhestätte begleitete, lassen den Glauben an Selbstmord schwer aufkommen.

So stehen wir vor einem ungelösten Räthsel.

Franz Schubert.

Von

Wilhelm Ritter von Ratzenhofer.

Das Bild der Helden prang' auf offner Straße,
Dort laßt es auf granitnem Sockel thronen;
Der Sänger aber will im Herzen wohnen;
Ihr alle sorgt, daß nie sein Bild erblasse.

Nicht wähnt, daß ich den Prunk des Denkmals hasse,
Auf dessen Stufen wir gelegt die Kronen.
Dem Markte fern, dem Tummelplatz der Drohnen,
Dort ist sein Platz im duftigen Gelasse,

Im blühenden Busch, wo Nachtigallenzungen
Gleich ihm, des Frühlings Lob im Liede künden.
Ein Denkmal ist's, wie selten ein's gelungen!

Das neue Wien, es tilgt die alten Sünden.
Du schöner Park vom Riesenbau umrungen,
Von heut' an zählst du zu geweihten Gründen!

Gedichte.

Von

Hans Max (Johann Freiherrn von Päumann).

I.

Zur blauen Flasche.

1.

Ein Lied von Schubert — ohne Noten!
In Noten kennt Ihr ihn genug; —
Nur aus dem Leben uns'res Todten
Erfreue Euch ein edler Zug.
Wol schrieben sie auf vielen Bogen
Den Psalter der Unsterblichkeit;
Wol haben kritisch sie erwogen,
Was er vollbracht in kurzer Zeit;
Wol priesen sie der Werke Reihe,
Die er so wundersam erdacht;
Doch was er neben solcher Weihe
Als Mensch im Leben hat vollbracht;
Was rasch vergeht im Flug der Stunden,
Sich nur Vertrauten offenbart;
Was Freundschaft nur, die treu verbunden,
In Wort und Schrift uns aufbewahrt, —
Das barg sich scheu in stiller Zelle,
Vergessen halb, halb unbekannt;
Nun hat es der Begeist'rung Welle
Hinausgeschleudert an den Strand.
Die Perle aus des Wesens Grunde,
Ob unscheinbar ihr stiller Glanz,
Ihr sollt erschauen sie zur Stunde,
Zu schmücken seinen Lorbeerkranz.

2.

Mein Oesterreich! nicht trägst umsonst
Du Lerchen in dem Schilde;
Bist stolz, mein Wien, auf's Lerchenfeld
Und deine Sängergilde!

Der Wein, der dort im Glase blinkt,
Erzeuget Lust und Lieder,
D'rum zogen stets in's Lerchenfeld
Die besten Musenbrüder.
Darunter auch der Schubert Franz;
Doch stand ihm heut nicht eben
Der Sinn nach heit'rem Freundeskranz,
Und nach dem Saft der Reben:
Denn wieder hat der Haslinger
Ihn schnöde fortgetrieben,
Weil er statt „deutscher Tänze" nur
Ein „deutsches Lied" geschrieben;
Und wieder war es wüst und leer
In Schubert's Westentasche,
Ein Zwanziger, der wiegt nicht schwer,
Kaum g'nug für eine Flasche. —

So schlendert er verdrießlich fort,
Selbander seiner Wegen,
Nicht achtend, daß sein Gang ihn führ'
Dem Lerchenfeld entgegen.
Schon winkt die „blaue Flasche" ihm,
Vernimmt er Klang und Worte,
Das laute Lachen dringt zu ihm
Der lustigen Kohorte.

Da tritt ein Weib an ihn heran,
Ein bleiches Kind in Armen,
In Thränen fleht sie: „Gnäd'ger Herr,
Erbarmen, habt Erbarmen!" —

Franz Schubert schaut das Bettelweib
Mit Mitleid an, mit Schrecken

Das kranke Kind, deß' nackten Leib
Nur dürft'ge Fetzen decken;
Und eine Thräne tritt in's Aug
In der die letzten Strahlen
Der Abendsonne magisch sich
In schönsten Farben malen.
„Da nehmt — rief er — s'ist gern geschehn,
Nehmt, gute Frau, die Gabe;
Hier noch das Taschentuch dazu, —
S'ist alles, was ich habe!“ —
So gab er ihr das einz'ge Geld,
Das ihm war heut geblieben,
Er gab's dem Weibe lächelnd hin
Und — wie vom Sturm getrieben —
Macht' er dann „kehrt“ um, trocknen Schlunds
Zurück nach Haus zu wandern,
Denn ohne Geld, was wollte er —
Noch fürder bei den andern. —

Da traf es sich, daß selben Weg's
Freund Spaun ihm kam entgegen:
„Wohin, mein Franzerl, tollst denn du
Als trieb' dich Sturm und Regen? —“
„„Ich muß nach Haus — weil ich .... weil ich ......““
— Der Brave konnt' nicht lügen,
D'rum stockte er. — „Nicht doch, mein Freund,
Mich kannst du nicht betrügen“ —
Versetzte Spaun — „ich hab's gehört,
Was du gesagt der Armen,
Dein Aug verräth dein gutes Herz —
Dein menschliches Erbarmen!“
„S'ist keine Schand, wie du verthu'st
Das Geld aus deinem Beutel;
Du bist und bleibst ein ganzer Mann
Vom Fuße bis zum Scheitel.
Mein Franz! Zum Krösus macht dich schier
Dein Silberschatz im Baaren;
Die Liedermünzen, die du schlägst,
Sie gelten noch nach Jahren,

Und deine Noten haben Werth
Bei allen Nationen,
So weit man Künste liebt und ehrt.
Und einstens — nach Aeonen
Noch tönet fort dein deutsches Lied,
Bis mit dem letzten Schlage
Das letzte Menschenherz verglüht
Mit seiner Lust und Klage!
Auf, auf, mein Freund, nicht zage mehr,
Ist leer auch deine Tasche,
Ist nur dein Herz stets liederschwer —
Auf, auf zur „blauen Flasche“!“

II.

An eine Harfenspielerin.

Seh' an der Harfe ich dich sitzen
Mit blaßem Antlitz, ernst und hold,
Dein schwarzes Aug' begeistert blitzen
Durch deiner Harfe Saitengold, —

Ist mir's, als säßest du gefangen
Am Gitter in dem Kerkerhaus,
Und sendetest dein Sehnsuchtsbangen
Weit in die schöne Welt hinaus. —

O Bild der echten Künstlerweihe!
Verkörpernd ihre Wesenheit:
Es regt der Geist, der ewig freie
Die Schwingen zur Unsterblichkeit;

Doch fesselt ihn auf Erdenwegen
Des ernsten Lebens schwere Hand;
Er schaut gleich Mose Frühlingssegen,
Und — darf nicht in's gelobte Land.



Miramare.

Von

Albrecht Grafen Wickenburg.

Miramar! vom Felsgelände,
Funkelnd in der Sonne Glut,
Ragen Deine weißen Wände
Ueber blaue Meeresflut.

Zögernd steh' ich am Portale,
D'ran die Epheuranke spinnt,
Tret' ich nicht mit einem Male
In Armiden's Labyrinth?

Treppen und Terrassen steigen
Sanft empor am Bergeshang
Und die Pfade, sie verzweigen
Sich im dunklen Laubengang.

Rings von duftig blüh'nden Hecken
Ist der Kieselpfad umsäumt
Und aus weißen Marmorbecken
Hoch der klare Springquell schäumt.

Bunte Blüten fremder Zonen
Hängen hier an Baum und Strauch,
Palmen wiegen ihre Kronen
Träumerisch im Abendhauch;

Und im neckischen Gekose
Glüht die Rose schier vor Scham,
Neigt sich vor der Alpenrose,
Die vom Himalaya kam.

Alles athmet tiefsten Frieden,
Zauberhafte Märchenpracht,
Für die Glücklichsten hienieden,
Wie zum Seligsein gemacht.

„Sprecht, wo seid Ihr?“ — ruf' ich fragend —
„Die Ihr lebt in solchem Glück?“
Ach! aus leeren Hallen klagend
Tönt das Echo nur zurück.

Durch die hohen Säulenbogen
Fällt der Blick auf's blaue Meer,
Dunkel wird es auf den Wogen
Und die Luft wird schwül und schwer.

Um den Thurm die weiten Kreise
Zieht die weiße Mövenschaar
Und die Wellen flüstern leise
Trauermähr von Miramar!

Das unterirdische Rom.

(Roma sotterranea.)

Von

A. W. Ambros.

I.

Ehe man zu den Marmorgöttern im Vaticanischen Museum kömmt, muß man einen fast endlosen Gang passiren, die Galleria lapidaria; „man könnte eine kleine Eisenbahn darin anlegen," meint Julius Braun. Die Wände sind mit eingesetzten Grabsteinen völlig tapezirt, und zwar (für den gegen die Museumräume Wandelnden) rechter Hand mit heidnischen, linker Hand mit altchristlichen aus den verschiedenen Katakomben Roms, welche labyrinthisch die ewige Stadt rings einfassen. Aehnlichen Wandschmuck altchristlicher Grabsteine zeigt die offene Loggia im Hofe des Lateranpalastes, wo sich das Museo cristiano befindet, und so auch die in die halbunterirdische Basilika Santa Agnese vor Porta Pia herabführende, weite, dämmerige Vorhalle. Oft wenn ich zu den Antiken des Vaticans eilte, geschah es, daß ich anfing, die Inschriften jener altchristlichen Steine zu lesen; und — vergebens leuchtete der „Torso" aus seiner runden Halle her und blickte hinter ihm der „Meleager" herüber — ich kam nicht wieder los. Goethe's Ausruf: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kömmt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel" schien mir bei den Worten, die ich las, wie sie da ungeschickt und oft unorthographisch in die Steine hineingeritzt waren, in höherem Sinne zu passen. Bei den „bacchischen" Sarkophagen der Alten fiel mir am Ende doch immer der Vers Hebbels ein, von dem „der die Fiedel strich, als man ihn führte in den bittern Tod" und wenn — um nochmal mit Goethe zu sprechen: „Sarkophagen und Urnen der Heide mit Leben verzierte" und „Fülle den Tod überwältigte", so schien mir der Tod nicht sowol überwältigt als maskirt und der schwere Seufzer über die Vergänglichkeit des Lebens durch den „heisern Ton, den der ziegenfüßige Pausback wild aus dem schmetternden Horn zwingt" und die „Cymbeln und

Trommeln“ nur übertäubt und übertönt und nicht zum Schweigen gebracht. Nur das künstlerische Auge wird erfreut, welches bei den altchristlichen Epitaphien freilich nichts zu suchen hat. Aber dafür leuchten hier ganz andere Sterne aus der düsteren, schaurigen Todesnacht. Da ist im Lateran ein kleiner Stein; er zeigt nichts als das in unsicheren Zügen eingeritzelte Bild einer Taube mit dem Oelzweige im Schnabel und daneben das Wort PAX. Nichts weiter! „Friede“ — das Eine Wort sagt Alles, das ist es ja, wonach das menschliche Herz ewig seufzt! Die Einfachheit, Herzlichkeit, die Liebe, das feste gläubige Vertrauen, wie es sich in wenigen Worten schlicht und innig ausspricht, wer mag es ohne Rührung und, was mehr, ohne innige Erquickung lesen? „Crescentina anima dulcis in pace“ — „Piste Spei sorori dulcissimae fecit“ — „Anatolius Filie bene merenti fecit, qui vixit annis VII mensis VII diebus XXI spiritus tuus bene requiescat in Deo. Peta pro sorore tua.“ Ein Ludimagister wird auf die Donatschnitzer des „qui“ und des „peta“ mit Fingern deuten — uns kümmert es nicht, wir hören nur die Liebe, die treu und zärtlich den Ihrigen nachblickt und nachruft und sich ewig mit ihnen verbunden fühlt: „pete pro sorore tua, — bitte für deine Schwester.“ Wer kann in den Irrgängen von San Calisto (von Porta San Sebastiano) ungerührt jenes wiederholt und wie ein Wegweiser in diesem Labyrinth der Erdwänden eingeritzte „Meine Sophronia wo bist du? — Meine Sophronia, wo liegst du?“ lesen — und endlich: „Meine Sophronia, Du lebst ewig, Du lebst in Gott, loben werde ich Dich, so lange ich lebe — Sophronia im Frieden.“ Selbst wo ein Schmerzensruf durchbricht, löset er sich in süßem Trost: „zu schnell endigtest Du, Constantia, Du Wunder an Schönheit und Geist — sie lebte 18 Jahre, 6 Monate, 16 Tage, Constantia im Frieden.“ Man glaubt mitzuempfinden, was der Vater der jungen schönen Märtyrin empfand, als er ihr diese Worte nachrief. Wie anders jener antike an der salarischen Straße gefundene Grabstein: „Kein Name, nicht von wem ich geboren, nicht was ich getrieben, stumm für ewig bin ich Asche, Gebein, Nichts — ich bin nicht, ich war nicht, aus dem Nichts entstand ich; geh', schilt mich nicht, das ist auch dein Los.“ Das ist am Ende und sans phrase der nachtschwarze Hintergrund jener Sarkophag-Bacchanale und der „flatternden Vögel, deren Schnabel so herrlich die Frucht schmeckt“. Es ist unmöglich den Unterschied zwischen der trostlos gewordenen, ja verzweifelnden, untergehenden Heidenwelt und der hoffnungsreichen neuen christlichen Welt schärfer zu kennzeichnen.

Zuweilen möchten wir sogar lächeln, wären wir nur nicht gar zu innig ergriffen. Bei der häufigen Verwechslung des B und V lesen wir z. B. wol „bibas in aeternam,“ (trink' in alle Ewigkeit) statt „vivas“ (lebe) — wir lächeln höchstens, wie wir bei kleinen Kindern über naive orthographische Schnitzer lächeln, welche einen ganz anderen Sinn geben, als der Schreibende beabsichtigte.

Eine ähnliche Sprache, aber nicht im Worte, sondern in Bildern und Sinnbildern, reden die Wandmalereien der Katakomben, die altchristlichen Sarkophage, die Goldfiguren der Agapengläser. Je weiter es in die christlichen Jahrhunderte hineingeht, umsomehr zeigt in diesen Arbeiten die antike Kunstweise, aus welcher sie hervorgegangen, ein hippokratisches Gesicht, sterbende Züge. Das könnte uns tief traurig stimmen, zeigten sich nicht überall auch schon Keime eines kommenden, neuen, wunderbaren Lebens, leuchteten nicht in die hereinbrechende Nacht schon auch wieder die Strahlen einer neuen Morgenröthe. Während die ältesten Katakomben-Malereien noch den feinen ornamentistischen Sinn jener Kunstweise erkennen lassen, welche wir als pompejanisch zu bezeichnen pflegen, während die Menschengestalten hier zwar schon flüchtig aber noch geistreich skizzirt sind, starren uns von den Wänden der Krypten der heiligen Cäcilia, des Papstes Cornelius byzantinisch überlange Menschengestalten gespensterhaft an, — Malereien, allerdings erst aus dem 9. oder 10. Jahrhunderte. Aber ohne diese Phantome wäre so wenig ein Raphael Sanzio, als ohne die Medusa von Selinunt ein Phidias geworden. Die ersten Anfänge einer neuen Kunst sind insgemein abschreckend genug. Während die ältesten Sarkophage in ihren Reliefs die Züge der schon sinkenden antiken Sculptur, aber doch der antiken Sculptur erkennen lassen, langen die späten bei einer Technik an, die wie eine barbarisirte Neuauflage der uralten egyptischen Koilanaglyphen aussieht — eingeritzte Contouren der Gestalten, innerhalb deren die Details in allerflachstem Reliefe mehr angedeutet als ausgeführt sind. Was uns diese Darstellungen erzählen und immer wieder erzählen, ist freilich im höchsten Grade merkwürdig. Aber kein Wunder ist es, wenn, wer antike Kunst und antike Schönheit sucht, daran vorübergeht, und es vorzieht, im sonnigen Tageslichte die Reste alter Pracht aufzusuchen, statt mit der Flackerlampe in Händen durch die stygische Nacht tiefer, enger, unterirdischer Gänge dem voranschreitendem Führer zu folgen. Erst wenn man die Sprache dieser Denkmale verstehen gelernt hat, können sie interessiren und fesseln.

II.

Das hohe Interesse, welches Rom beinahe jedem Besucher einflößt, erstreckt sich vorzüglich auf das Rom zweier Epochen: der Zeit des Cäsar Augustus und der Zeit Leo X., auf das antike Rom und auf das Rom der Renaissance, wozu dann noch die Freude an Naturschönheiten und Volksleben kömmt. Goethe's allbekannte, unvergleichliche Schilderungen bleiben hier ein für alle Mal maßgebend. Wie sehr Augen und Sinne der Gebildeten und Gebildetesten gerade auf diese zwei Gebiete gerichtet sind und sich von Anderweitigem fremd und selbst unangenehm berührt fühlen, zeigt in merkwürdiger Weise gerade bei Goethe der Eindruck, den in ihm der erste Anblick des Tempels von Pästum hervorrief. Er, der auf nichts Höheres schwur,

als auf die Griechen, berichtet, als er das erste wirklich und echt griechische Werk, den Poseidontempel gesehen: „Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen sind an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen.“ Und wenn im zweiten Theile des Faust, da Faust als „Decoration“ für die Helenen- und Parisscene vor dem Kaiserhofe das Scheinbild eines altdorischen Tempels heraufzaubert, der zuschauende Architekt ausruft: „Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preisen, es sollte plump und überlästig heißen“ — so ist, trotz des unmittelbar darauffolgenden Hiebes gegen die Gothik („Schmalpfeiler lieb' ich“ u. s. w.) der Nachklang einer Reminiscenz aus Pästum nicht zu verkennen. Und so werden auch die Reste des königlichen und republikanischen Rom, die Servischen Mauern oder die Riesenwölbungen der Cloaca maxima, der mamertinische Kerker u. s. w. von vielen Reisenden fast nur als Curiosa flüchtig, von Manchen gar nicht gesehen. Goethe würdigt sie keiner Erwähnung, während Kotzebue ganz interessant darüber zu sprechen weiß. Goethe suchte eben Kunstschönheit. Für das mittelalterliche Rom haben eben auch die Wenigsten Zeit und Interesse übrig, obwol zwei treffliche Werke in neuerer Zeit in dieser Richtung unverkennbar sehr anregend gewirkt haben: Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter und A. v. Reumont's Geschichte der Stadt Rom (in den bezüglichen Partien) — besonders das erstere Buch — das Resultat tiefer Gelehrsamkeit verbunden mit glänzender Darstellung.

Durch das von Gregor XVI. gegründete etruskische Museum* wurde die Aufmerksamkeit (nicht bloß der Gelehrten) auch auf die etruskische Culturschichte gelenkt und durch die Sammlung altchristlicher Kunst- und anderer Gegenstände im Museo cristiano und in einigen auswärtigen Sälen der vaticanischen Bibliothek trat auch das altchristliche Rom näher heran — und gerade dieses Rom bietet des Merkwürdigen und Ergreifenden so überaus viel. Aber es muß für die Touristen, selbst für die nach redlichen Bildungsgewinne strebenden, sozusagen erst entdeckt werden, und für die Männer der Wissenschaft ist es eigentlich nur vor Kurzem entdeckt und sie müssen Zeit gewinnen, sich darin zurecht finden zu können.

Im Kreise der modernen Wissenschaften sind einige von ganz erstaunlich jungem Datum. Nicht allein, daß sich für die Naturwissenschaft bisher unbekannt gewesene Regionen geöffnet haben, so ist z. B. die Aegyptologie, welche durch Männer, wie Lepsius, Brugsch u. A. einen so glänzenden

---

* Gregor XVI. ist auch der Gründer des lateranischen Museums. Stahr, der natürlich davon keine Ahnung hat (er sagte ganz allgemein: „man hat die mächtigen Zimmer zur Anlage eines neuen Museums verwendet“), meint: „Gregor XVI. kümmere sich um Kunst und Kunstwerke dieser Art (wie die Aegineten) so wenig, wie um die Wolken vom vorigen Jahr“ (III., Seite 18), wol gemerkt: diese Bemerkung macht er in dem von Gregor XVI. gegründeten Lateranmuseum!!!

Aufschwung genommen hat, eine ganz neue Erwerbung; so auch die Geschichte der Musik, insoweit eine solche an Stelle des früheren biographischen und sonstigen Notizenkrames ihren Gegenstand zu durchdringen, zu begründen und im Zusammenhange einer in sich zusammengehörigen Entwickelung darzustellen bestrebt ist, und was auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, seit Winckelmann den ersten Spatenstich auf ihren Boden gethan hat, geleistet und errungen worden ist, weiß Jeder — es genüge Namen zu nennen, wie Rumohr, Kugler, Schnaase, Lübcke, Burkhardt, denen sich seither eine bedeutende Anzahl jüngerer Forscher gesellt hat.

Auch die christliche Archäologie ist eigentlich erst, trotz der früheren höchst bedeutenden Arbeiten durch Arringhi, Baronius u. s. w. in der Neuzeit in den Kreis der Wissenschaften getreten — oder sie hat, richtiger gesagt, erst jetzt die verdiente volle Anerkennung ihrer Selbstständigkeit und Wichtigkeit erlangt. Früher beinahe nur als Nebenzweig theologischer Forschung behandelt, als Neben- und Hilfswissenschaft der Kirchengeschichte dienstbar, oder aber auch in den neuen zum Theile vortrefflichen Werken über Kunstgeschichte, einige, meist ziemlich dürftige Blätter zwischen den Capiteln der antiken und mittelalterlichen Kunst füllend, tritt sie zur Zeit endlich als eigenberechtigte Wissenschaft auf, wobei übrigens die Ausblicke auf theologisches Gebiet einerseits und auf kunsthistorisches andererseits nicht aufgehört, aber auch eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben, als man früher ahnen mochte. Auch hier ist und bleibt Rom der classische Boden. Die Gründung jenes Museums im Lateran, die Durchforschung der Katakomben, welche in neuer Zeit durch Cavaliere Rossi zu so außerordentlichen Resultaten geführt, haben einen Fond an Material geliefert, an welchem die sichtenden und ordnenden Hände sich erst allgemach heranwagen. Daß sich die zeigenden, zweifellosen Resultate nicht eben für Jedermann ganz willkommen sein werden, ist kaum zu bezweifeln. So gar heroisch resolut wird heutzutage indessen kaum noch Jemand sein, wie der englische Bischof von Sarum Burant gegen Ende des 17. Jahrhunderts, der in seinen zu Rotterdam erschienenen Briefen (Some letters from Italy and Switzerland in the years 1685 and 1686) die Katakomben kurz und gut für die antiken Puticoli (Sclavengrüfte) erklärt, welche „dann von den ersten Christen zu Begräbnißplätzen benützt worden seien.“ „Einige fanatische Mönche,“ fährt der gelehrte Mann fort, „verfertigten einige schlechte Bildhauerarbeiten und Inschriften und verschütteten dann die Eingänge, um sie nach angeblichen Offenbarungen im Traume wieder zu öffnen u. s. w.“ Der Engländer Misson (a new voyage in Italy, 1714) stimmte in Burnet's Ton und Beiden gesellte sich als Dritter im Bunde der Hamburger Professor Peter Zorn in seiner 1703 zu Leipzig erschienenen „dissertatio historico theologica de catacumbis.“ Die archäologisch-wissenschaftliche Frage fing an durch confessionellen Parteieifer getrübt und verwirrt zu werden. Einerseits haben die Weihrauchwolken, welche im sacerdotalen Rom gerade diese Dinge umwirbeln, sie manchem Blicke halb verhüllt — und

zudem verträgt überhaupt nicht Jedermann den Weihrauchduft — andererseits hat man die wichtigsten Entdeckungen, an welche sich große Consequenzen knüpfen, einfach ignorirt, oder die Consequenz in einem dem wahren und richtigen (weil zweifellos erkennbaren) diametral entgegengesetzten Sinne gezogen. Der gelehrte Dr. Hengstenberg kann dem gelehrten Bischofe Burnet die Hand reichen (siehe Hengstenberg's Zeitung, Jahrgang 1860 Nr. 7). Die Art, in welcher Bücher wie Abbé Gaume's „trois Romes“ (vom Oele der Salbung ordentlich triefend, so daß man sie kaum anfassen kann, ohne sich die Hände unangenehm fett zu machen), den Gegenstand behandeln, ist über gewisse Kreise hinaus schwerlich geeignet, zur Theilnahme für den Gegenstand zu stimmen. Für die sogenannten „weiteren Lesekreise“ hat merkwürdigerweise ein Roman, allerdings der liebenswürdigsten einer, zuerst Interesse und näheren Antheil für das altchristliche Wesen geweckt, und ist in diesem Sinne beinahe epochemachend geworden. — Wiseman's „Fabiola, or the church of the catacombs“. Es hat, wie weiland in seiner Art Robinson oder Werther, eine ganze Literatur von Nachahmungen hinter sich hergeschleppt, welche insgemein nur dazu geschrieben schienen, die glänzenden Vorzüge des Originals recht anschaulich zu machen.

Den Romfahrern der Goethe- und der nächstfolgenden Zeit fehlte vorläufig alles Interesse für dergleichen. Es ist schon viel, wenn Kotzebue in seiner Schilderung der vaticanischen Bibliothek es der Mühe werth findet, der christlichen Antiquitäten, die er mit einem flüchtigen Blicke in's Auge faßte, zu erwähnen: „Eine Menge christlicher Alterthümer werden auch gezeigt: Marterwerkzeuge für die ersten Christen, Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderstürmerei ihnen drohte, Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen; in den Mauern sieht man Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der ersten Christen abgesägt.“ Also genau genommen, Curiositäten, Trödel wäre Alles, was aus diesen „Curiositäten“ Wichtigstes herauszulesen und zu holen sei, davon hatte Kotzebue so wenig eine Ahnung, wie sonst irgend einer von seinen Zeitgenossen. Und auch jetzt schaffen erst de Rossi's, G. Spencer Northcotes und W. R. Brownlow's Publicationen und die sich ihnen anschließenden des Straßburger Professors F. X. Kraus auf diesem Gebiete volles Licht.

Die römischen Katakomben hat Kotzebue nicht besucht, wol aber die von Neapel, deren Beschreibung einige der anziehendsten Blätter seines Reiseberichtes füllt. Ja, er schlägt hier in dieser „Bibliothek des Todes“, wie er sie nennt, Gefühlssaiten an, und läßt in seiner Phantasie Scenen auftauchen, welche wie die ersten flüchtigsten Grundzüge zu dem aussehen, was Wiseman in seiner „Fabiola“ glänzend und farbig ausführt. Er sieht „den Sarg vor dem alten Manne stehen, der damals noch nicht Bischof hieß“ u. s. w. Der „Sarg“, und daß es damals noch keinen Bischof (Episcopos) gab, sind freilich zwei sehr böse archäologische Schnitzer; über den zweiten Punkt hätte sich Kotzebue schon aus den Briefen des Apostel Paulus eines Besseren belehren können

Eine sehr geistvolle Schilderung der neapolitanischen Katakomben hat neuerlich Gregorovius in seinen „Wanderjahren in Italien" gebracht. Möge übrigens doch Niemand an die Katakomben von Paris mit ihren Wänden aufgeklafterten Menschenknochen und herabgrinsenden Schädeln denken, oder an die weiten Schauerhöhlen unter dem Wiener St. Stephansdome mit ihren Knochenbergen und grausig eingedorrten Halbmumien. Die römischen Katakomben machen einen ganz anderen Eindruck — man fühlt sich erhoben, geistig erquickt, innig bewegt, sittlich gestärkt. Sie sind eine Todtenstadt mit weiten, vielverschlungenen Gassen, mit Plätzen, Kirchen, Versammlungssälen. Das schöne Dichterwort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, bleibt geweiht auf hundert Jahre" erfüllt sich hier in noch viel höherem und umfassenderem Sinne. Ein wohlgesinnter Freund, der unmittelbar nach einem Besuche der Katakomben irgend ein solenes Festgepränge in der Peterskirche sah, gestand mir im Vertrauen, er habe sich von letzterem nach den einfach großartigen Relicten der altchristlichen Welt ganz und gar nicht angenehm berührt gefühlt. Die Vorliebe für die Katakomben kann zu einer Art von Leidenschaft werden. Der Cardinal Reisach zog sicher auch die dunkeln Erdhöhlen dem beleuchtetsten und geschmücktesten Festsaale vor. Mitten in den Katakomben von Santa Agnese fragte mich der Führer, ob ich Seine Eminenz kenne und fügte hinzu: „è amantissimo di catacombe." Wer so glücklich war, den liebenswürdigen Kirchenfürsten oder Cavaliere de Rossi, den genialen Wiederentdecker der Calixtusgrüfte dort zum Führer und Erklärer zu haben, wird um eine unvergeßliche Erinnerung reicher sein. Wenn de Rossi's ernstes, wie aus antiker Bronce geformtes Gesicht, mit den geistvollen und tiefen dunklen Augen sich während des Sprechens, Vorzeigens und Erklärens immer mehr belebte, dann war es, als rufe der Zauber seiner Rede Bilder uralter Vergangenheit aus dem Todtenstaube herauf, wir sahen die ersten Christen in ihrem Leben, Kämpfen, Leiden, Siegen. De Rossi's Erläuterungen waren streng sachlich, ganz objectiv, faßliche Gelehrsamkeit, wenn ich so sagen darf, und von allem Sentimentalisiren oder von Gaume-scher „Salbung" sehr weit entfernt, dennoch erinnere ich mich, daß einmal die Frauen der Gesellschaft zu Thränen bewegt waren, mit Ausnahme zweier, welche trocken blieben, wie die Korkstöpsel, liebenswürdige Landsmänninen jenes Reverend von Sarum, dessen Rotterdamer Briefe sie vielleicht gelesen. Vielleicht aber verstanden sie de Rossi's Erklärungen nicht ganz, obwol diese in sehr gutem, coulanten Französisch geschahen. Einer aus der Gesellschaft aber hielt ein Notizbüchlein in Händen, und schrieb des Meisters Worte eifrig nach, und dieser Eine war — meine Wenigkeit. Gar Manches, was der Leser hier gehört, entstammt den halbverblichenen Bleistiftzügen jenes Büchleins.

III.

Wenn man im ersten und zweiten Bande von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" von den Wetterstürmen der Barbaren-Einfälle liest, welche über Rom und dessen Campagna hingezogen, so wundert man sich, daß überhaupt noch etwas von der Stadt übrig geblieben. Die Denkmale altchristlicher Zeit, Basiliken, Bildwerke, Kirchenparamente, Katakomben u. s. w. wurden davon eben auch auf's Härteste betroffen. Von den Westgothen Alarich's an, die (410 oder 412) binnen nur dreier Tage in Rom verwüstend, noch mehr aber plündernd und wegschleppend hausten, bis zu den Saracenen, welche im Jahre 846 zur Zeit Sergius II. das Heiligthum von St. Peter ausraubten, machte eine Schaar Feinde der anderen sozusagen Platz.

Aber auch Freunde und Bundesgenossen hatten und haben ihren Antheil, von Robert Guiscard's Normanen (1084) an, bis auf jene von unseren geehrten Zeitgenossen, auf welche man einen allbekannten Spruch anwenden könnte: „quod non fecerunt barbari, fecerunt — restauratores." Unter „Restauriren" versteht man in Rom nämlich blank scheuern und bunt färben. Die Patina des Alters, und mit ihr der Duft des Ehrwürdigen und Alterthümlichen, des Historischen und Geweihten wird bis auf die letzte Spur vertilgt, echter und falscher Marmor, farbenflunkerige Bemalung, blitzgelbe Vergoldung überzieht die Wände — und am Ende, wenn das uralte Heiligthum wieder dem Zutritte der Menge geöffnet wird, meint man keine altheilige Cultstätte, sondern einen Tanz- und Conversationssaal zu betreten — nur daß höchstens die verschont gebliebenen alten Mosaikheiligen der Apsis doppelt mißlaunig auf das buntscheckige Wesen blicken. Wie erschrecklich haben sie nicht erst kürzlich San Agostino zugerichtet! Und jetzt haben sie die herrliche Basilika Santa Maria in Trastevere in voller Arbeit. Ich war während dessen in verschiedenen Jahren dort (denn solche Restaurationen dauern lange) — es ging zu, wie bei der Zerstörung von Jerusalem. Indessen beschränken sich diese Restaurationen noch zum Glücke auf Gebäude, die dem lebendigen Gebrauche des Tages angehören, auf Kirchen insbesondere — was Ruine ist, bleibt verschont, außer es drohe Einsturz.

Auch ist es noch Niemanden eingefallen, etwa die „Cubicula" der Katakomben zu modernisiren und ihre erlöschenden Wandmalereien neu aufzumalen(!), wie man es mit den merkwürdigen Bildern der Vorhalle von San Lorenzo fuori le mura gemacht. Man hat vielmehr löblicherweise für genaue Copien der wichtigsten davon in Farben gesorgt, die im Museo cristiano des Lateran aufgestellt sind, wo man sie bei Tageslicht mit mehr Muße betrachten mag, als an Ort und Stelle in der Katakombennacht, während der Führer zum Weitergehen drängt.

Bei den Merkwürdigkeiten der lateranischen Sammlung mögen wir uns dankbar des spanischen Dominikaners Alfonso Ciacconio in Rom

erinnern, welcher schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu seinem Privatgebrauche ein förmliches Museo cristiano anlegte. Auch er schon ließ Copien einiger Malereien aus den Katakomben verfertigen, die indessen (denn treu zu copiren verstand man damals wirklich nicht, es wurde Alles in den manierirten Kunststyl der Zeit übersetzt) nicht glücklich ausfielen, auch ganz seltsame Mißverständnisse und Irrthümer zeigten. So nahm der sinnreiche Copist die in den Katakomben oft vorkommende Darstellung des Noah in der Arche, dem die zufliegende Taube den Oelzweig bringt, für eine Darstellung, „wie der predigende Papst Marcellus von einem Engel unterrichtet wird" und copirte demgemäß —! Weit bessere Nachbildungen lieferten ungefähr gleichzeitig zwei junge Männer aus Belgien. Philippus de Winghe und Jean l'Heureux, genannt Johannes Macarius. De Winghe starb noch jung 1592 zu Florenz, seine Arbeiten gingen in die Bibliothek der Bollandisten über, mit der sie 1825 verkauft wurden und erst neuerlich in der k. Bibliothek zu Brüssel wieder aufgetaucht sind, nachdem de Rossi die erste Spur davon in Copien eines Manuscriptes des Claude Menestrier (starb 1639) erkannte, das aus einer Auction in Brüssel an ihn gelangt war. Die Arbeit des Macarius sollte schon 1605 in Druck erscheinen, es kam, man weiß nicht warum, nicht dazu, seine Sammlung gelangte nach seinem 1614 erfolgten Tode an die Bibliothek zu Löwen — volle dritthalbhundert Jahre nach jener beabsichtigten ersten Publication, nämlich 1856, trat sie durch P. Garucci zu Paris an's Licht, unter dem Titel: Hagioglyphae, sive picturae et sculpturae antiquiores, praesertim quae Romae reperiuntur, explicatae a Joanne l'Heureux (Macario).

Das Zeitalter, wo jene Männer sammelten und forschten, war das Aevum, wo die christliche Archäologie ihre ersten bedeutenden Grundlagen gewann. Unter archäologischen Studien hatte man im Zeitalter des sogenannten Humanismus nur solche verstanden, deren Gegenstand die Antike und das antike Leben war. In den Katakomben, wo doch selbst die Steine das Evangelium predigen, spricht sich der Geist jener Epoche in höchst charakteristischer Weise in den von den Mitgliedern der sogenannten Accademia Romana mit der beigesetzten Jahreszahl 1475 eingeritzten Wandinschriften und selbst in den Namen dieser Herren aus: Pomponius, Volscus, Rufus, Partenopäus, Calpurnius u. s. w., natürlich lauter angenommene, antikisirende Namen, denn in Wahrheit hießen ihre Träger anders! Sie bezeugen sich in einer solchen Wandkritzelei als „einmütige Verehrer und Erforscher römischer Alterthümer unter der Regierung des Pontifex Maximus Pomponius." Dieser Pontifex ist kein anderer als der geistreiche, gelehrte, bizarr-originelle Pomponius Leto, der aber in Wirklichkeit aus dem Adelshause der Sanseveriner in Neapel stammte. Marcanton Coccio aus Vicovaro schrieb unter dem Namen Sabellicus u. s. w. — Filippo Bonacorsi aus San Gemignano, als Geschichtschreiber Polens bekannt, wohin ihn die Flucht von der sogenannten Humanistenverfolgung unter Paul II. (146)

verschlagen hatte (wie Sabellicus aus gleicher Veranlassung venetianischer Historiograph wurde), nannte sich Callimaco esperiente, einer, der sich den stolzen Namen Manilius Pantagatus zugelegt, bezeichnet sich als „Priester der römischen Akademie“. Es waren nicht christliche, sondern antik-heidnische Alterthümer, was sie in den Gräbern der ersten Christen suchten. Pomponius Wohnung auf dem Quirinal war, wie sich Reumont in seiner Geschichte Roms ausdrückt: „ein Museum von Anticaglien aller Art, welche seine und seiner Freunde Wanderungen und Forschungen zu Tage förderten, Inschriften, Sculptur- und Architekturfragmente und vieles Andere,“ aber sein „Antiquitäten-Museum enthielt keine christlichen Denksteine.“ In den Inschriftensammlungen von Fra Giocondo, Pietro Sabino und Ciriaco finden sich keine altchristlichen Inscriptionen. Signorili begnügt sich, die Weiheinschrift der Katakomben von San Sebastiano zu copiren. Der Consistorial-Advocat Andrea Santacroce, ein grundgelehrter Mann (starb 1471), sammelte Inschriften und erklärte ihre Abkürzungen, aber nur antike. Die Abkürzungen und Zeichen der christlichen Epitaphien blieben einstweilen so sehr unverstanden, daß z. B. noch 1645 John Evelyn das stets wiederholte Monogramm der vereinten griechischen Buchstaben P und X als Abkürzung „Pro Christo“ erklärt. An Gelehrsamkeit und Eifer hätte es dem kleinen, quecksilberigen Pomponius und seinen Akademikern nicht gefehlt, aber als die „decidirten Nicht-Christen“, oder vielmehr als die enthusiastischen Heiden, die sie waren (Goethe's sogenanntes „Heidenthum“ verschwindet dagegen!), hatten sie keinen Sinn für das, was sie in den Katakomben an Stelle der gesuchten heidnischen Reliquien etwa fanden, und ließen es verächtlich liegen. Andere Besucher brachten, wie es scheint, umgekehrt viel Devotion, aber wenig Gelehrsamkeit mit. Ein Bruder Laurentius von Sicilien hat sich an der einen Wand von San Calisto verewigt, er war mit zwanzig Brüdern Minoriten am 17. Januar 1451 da „ad visitandum sanctum locum istum“. Am 19. Mai 1469 war ein Abt des Klosters von San Sebastiano cum magna comitiva in denselben Katakomben. Und so noch Andere. Und so blieben die Katakomben und die archäologischen Schätze, welche sie trotz aller vorhergegangenen Plünderungen und Verwüstungen noch bargen, fast so gut wie vergessen, unbekannt, verschollen. Es wehte in dem durch die deutsche Reformation erschreckten und zur Besinnung gebrachten Rom eine gegen das Rom der vorhergegangenen Epoche in gerade entgegengesetzter Richtung streichende Luft, als 1578 an der salarischen Straße Arbeiter in einem dem irischen Collegium gehörigen, zwei Miglien von Rom entfernten Weinberge nach Puzzolanerde gruben, und dabei in unterirdische, zu den Katakomben gehörige Gänge geriethen, wo sich ihren erstaunten Augen und bald auch denen des neugierig hinausströmenden Rom Malereien mit christlichen Darstellungen, mit Sculpturen geschmückte Sarkophage, lateinische und griechische Inschriften zeigten. Die Entdeckung war für die christliche Archäologie so wichtig und epochemachend, wie etwa

später die ebenso zufällige Auffindung des verschütteten Herculanum und Pompeji für die heidnisch-classische. De Rossi und nach ihm F. X. Kraus bezeichnen daher das Jahr 1578 mit Recht als das eigentliche Geburtsjahr der christlichen Archäologie.

Wie konnten aber Hypogäen, die sich Meilen weit und oft in drei, vier, ja fünf Stockwerken untereinander um ganz Rom herumziehen (Jean Paul würde vielleicht in seiner Sprache etwa gesagt haben: „es seien die Laufgräben, womit das Christenthum das antike, heidnische Rom belagerte") — wie konnten diese ungeheuren Anlagen so ganz vergessen werden? Denn mit Ausnahme der stets besuchten, aber sehr wenig bedeutenden Katakomben von San Sebastiano waren, wie sich v. Reumont ausdrückt, „die Cömeterien bis in's 15. Jahrhundert völlig vergessen, mit dem Jahre 1433 beginnen die Spuren von Besuchern, erst in dem Friedhofe des Calixtus an der Appia, hierauf in dem benachbarten des Prätextatus und in dem der H. H. Marcellinus und Petrus an der Labicana." Aber kein Mensch wagte sich in die Nacht jener Labyrinthe tiefer hinein, welche selbst den heiligen Hieronymus einst an jene Schilderung der Unterwelt durch Virgil und dessen Vers erinnerten: „horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent"*. Es mag jetzt vierzig Jahre her sein, daß ein armer Schulmeister auf eigene Faust seinen Schülern die Wunder jener Unterwelt zeigen wollte. In dem ehemaligen Tempel, angeblich der „Camönen," jetzt San Urbano alla Caffarella genannt, gleich beim (fälschlich sogenannten) „Hain der Egeria" öffnete sich links vom Altare des Kirchleins ein Katakomben-Eingang. Sie gingen hinein — sie sollen heute noch wiederkommen. Nicht ein Mal ihre Gebeine hat man wiedergefunden — man schaudert, wenn man sich das Los dieser Unglücklichen ausmalt. Der Eingang ist jetzt vermauert. Für alle Katakomben sind jetzt von Staatswegen verläßliche Führer bestellt und ohne „Permesso" (der übrigens mit größter Liberalität ertheilt wird) kömmt Niemand hinein. Aber auch da ist eine gewisse Achtsamkeit nöthig. Ich war ein Mal bei einem Besuche der Katakomben von San Calisto von der übrigen Gesellschaft als „Hüter" bestellt, daß sich Keiner verlaufe. Wie weiland König David zählte ich alle Augenblicke mein Volk. Und richtig — gerade, da wir, während zwei Herren von der Gesellschaft vor einer Grabschrift entziffernd stehen geblieben waren, in ein Cubiculum getreten, sah ich die zwei Freunde mit ihren Lichtern resolut in einen Gott weiß wohin führenden Gang hineinlaufen. Natürlich eilte ich rufend nach. So soll aus ähnlicher Unvorsichtigkeit ein Engländer ein Mal in den Katakomben von Santa Agnese zurückgeblieben sein. Mit echt englisch-practischem Sinne blieb er an seiner Stelle, statt den Ausweg zu suchen, was doch vergebens gewesen wäre — er setzte voraus, man werde ihn vermissen, und denselben Weg, den die Gesellschaft genommen,

* „Schauer fasset das Herz und selbst das Schweigen erschrecket" (in Ezech. 140).

noch ein Mal wandeln. Dieß geschah auch — aber des Mannes Haar war weiß geworden. „So hat man mir erzählt" muß ich wie weiland Herodot beisetzen.

Als Pomponius, jener Abt u. A. die Katakomben besuchten, geriethen sie in leere, wüste, ausgeplünderte Partien, wo nichts zu sehen und zu holen war. Aber jener so hoch merkwürdige Fund an der salarischen Straße mußte zu weiteren Forschungen mächtig anregen. Es galt nur, daß sich ein kühner und entschlossener Forscher finde. Ein solcher fand sich an dem Advocaten und Geschäftsträger des Maltheser-Ritterordens Antonio Bosio, den man mit Recht den „Columbus der Katakomben" genannt hat und den de Rossi kaum je ohne irgend einen Ausdruck der Verehrung und Bewunderung nennt. Als er am 10. December 1593, damals achtzehn Jahre alt, zum ersten Male hinabstieg, hatte er beinahe das Schicksal des Schulmeisters von San Urbano erfahren. Schon hatte er sich resignirt. „Ich meinte schon," erzählte er, „mein Leib werde sich eine Ruhestätte unter den Märtyrern anmaßen." Wie durch ein Wunder fand er sich heraus, obwol die Lichter, die er mitgenommen, erloschen waren. Sechsunddreißig Jahre setzte nun der kühne Mann seine Forschungen fort, im Jahre 1629 veröffentlichte er seine „Roma sotteranea", d. h. einen Theil des Werkes, denn er starb vor dessen Vollendung. Aber seine Bemühungen trugen Frucht. Es genüge, die Namen Arringhi, Boldetti, Buonarotti, Marangoni, Bottari, Seroux d'Agincourt und endlich P. Marchi zu nennen, welch' letzterer 1841 durch seine Monumenti delle arti cristiane primitive, dem durch die Zeitereignisse zurückgedrängten Interesse für die Sache neue Anregung gab.

Sein Schüler ist Giovanno Battiste Cavaliere de Rossi. Künftige Zeiten werden seinen Namen wol mit derselben bezeichneten Verehrung nennen, wie er den Namen Bosio's nennt. Sein Name wird sich vor Allem an die von ihm durchforschten Katakomben von San Calisto knüpfen. Ich kann es mir nicht versagen, hier wörtlich zu citiren, was F. X. Kraus über den genialen, auch im Leben wahrhaft liebenswürdigen Forscher sagt: „de Rossi befolgte die Methode, die ursprünglich von Bosio angegeben war, er studirte also vorerst dieselben alten Gewährsmänner, nur waren ihm noch zwei oder drei weitere von beträchtlichem Werthe zugänglich, deren Schriften zu Bosio's Zeiten noch unter den Manuscripten verschiedener Bibliotheken begraben lagen. P. Marchi freilich hatte diese neuen Quellen gekannt, er hatte aber leider Bosio's topographisches System nicht adoptirt. Ueberdieß leitete ihn sein specieller Vorwurf zur Arbeit gerade in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, auf welche diese neuen Führer ihn hinwiesen. Führer waren es, im eigentlichen Wortverstande sogenannte Itinerarien, geschrieben im siebenten oder achten Jahrhunderte von Pilgern aus fremden Ländern, die sorgfältig alle heiligen Orte, die sie in Rom besucht hatten, aufzählten. Vor Allem gedachten sie sämmtlicher Gräber der Märtyrer, deren jeder noch in seiner ersten Ruhestätte in den verschiedenen Cömeterien

außerhalb Roms bestattet lag. Nun waren das gerade jene Orte in den Katakomben, wo Damasus und andere Päpste wesentliche Veränderungen getroffen hatten. Es waren auf ihre Anordnung breite Treppen gebaut worden, um die Pilger unmittelbar zu dem Gegenstande ihres frommen Verlangens zu führen; um Licht und Luft zu schaffen, waren mehr Luminaria (schachtartige Lichtöffnungen) gebrochen, Gallerien erweitert, Capellen mit Vorhallen versehen worden; da man mehrfach über dem Boden kleine Basiliken errichtete, so bedurfte es, um diese zu stützen, mitunter solider gemauerter Stützen in den Krypten selbst. Als dann die Katakomben nicht mehr benützt wurden, überließ man nicht nur Alles dem natürlichen Verfalle, sondern manche dieser Vorrichtungen lockte auch die gierige Hand des Plünderers an, so daß nach dem Verlaufe von sieben- bis achthundert Jahren diese Gegenstände historischen Interesses zu einer Masse formloser Ruinen geworden waren. Da es nun der besondere Wunsch des P. Marchi war, wenn möglich die Gallerien und Kammern der Katakomben in ihrem ursprünglichen Zustande, sowie sie zuerst aus dem Tuffsteine ausgehauen waren, zu finden, so genügte die geringste Spur von Ziegeln oder Mörtel auf seinem Entdeckungsgange, um ihn von diesem Theile des Cömeteriums weit wegzuscheuchen! De Rossi dagegen urtheilte scharfsinnig, daß die Krypten, welche in Sanctuarien umgewandelt worden seien, den Schlüssel gleichsam zu der ganzen Katakombe enthielten. Wo immer also eine solche gefunden und identificirt werden konnte, war das Räthsel des Namens und der Geschichte des Cömeteriums, in welchem sie sich befand, gelöst. De Rossi begrüßte daher jede im Inneren einer Katakombe sich findende Spur zerfallenen Mauerwerkes mit Jubel als ein Zeichen, daß er in die unmittelbare Nähe dessen gelangt sei, was er suche; der Erfolg hat es reichlich bewiesen, daß er in dieser Schlußfolgerung sich nicht irrte."

Und in der That, viele glänzende Resultate, welche de Rossi durch scharfsinnige Combinationen erlangte, und die dann durch Thatsache und Augenscheine sich als richtig bewährten, erinnern unwillkürlich an Leverriers berühmten Planetenfund.

Die Entdeckung der wahren Krypte der heiligen Cäcilia, der Papstkrypte, die Ergänzung der zertrümmerten Grabsteine der Papstes und Märtyrers Cornelius u. s. w. sind glänzende Thaten aus de Rossi's Leben. Jetzt ist der Zugang natürlich für Jedermann da. Am 22. November, dem Gedächtnißtage Cäcilias, prangt die Krypte der Heiligen mit zahllosen Blumen und glänzt von zahllosen Lichtern und Schaaren von Besuchern strömen zu. (Die Heilige selbst wurde schon unter Papst Paschalis I. 817—824 nach ihrer Kirche in Trastevere übertragen, die Geschichte ihrer neuerlichen Auffindung am 20. October 1599 bei Gelegenheit der Restaurirung der Kirche unter Cardinal Sfondrati, für welche Stefano Maderna mit seiner Marmorstatue der Heiligen, in der rührend schönen Stellung, in welcher ihr Leib gefunden wurde, ein schönes Denkmal gestiftet hat, ist überaus merkwürdig.)

Das große illustrirte Werk über die Katakomben und ihre Kunst und andere Denkmale, als unschätzbares Resultat der Thätigkeit de Rossi's, wird ein würdiges Seitenstück zu jenem Bosio's. In Deutschland hat der hier schon öfters genannte F. X. Kraus die bisher gewonnenen Resultate bekannt gemacht. Ob Kraus auf den Beifall jenes reverend bishop of Sarum rechnen darf, ist allerdings fraglich, denn obwol seine Bücher ganz und gar nicht den „Sakristeigeruch" haben, den Johannes Scherr an Reumont's „Geschichte Roms" tadeln zu müssen glaubt (ist am Ende doch nur hängengebliebener alter Weihrauch), so verleugnet es doch Kraus keineswegs, daß er — nicht zur Societät des Pomponius Leto gehört.

Gedichte.

Von

Louise Weintridt.

(Nachlaß.)

1.

Vergleichung.

So wie das Erz, wenn des Menschen Hand
Finstern Geklüften es entwand,
Gehen muß durch des Feuers Glut,
Bis es geläutert von Schlacken gut; —
Und wie der Hammer gewaltig und schwer
Schlagen es muß und bedrängen sehr,
Bis die formlose Masse Gestaltung gewinnt
Und willig der Hand des Menschen dient:
So auch durch Leiden und bittern Schmerz
Führet der Vater das Menschenherz;
Und prüft es, und läuterts von leerem Tand
Und hält es doch schützend in seiner Hand;
Und mit des Unglücks gewaltigem Streich,
Da macht er die Seele sanft und weich;
Da ruft er die schlummernden Kräfte hervor,
Und lenket das Auge zum Himmel empor!
Und jenes Chaos voll Zwiespalt und Streit,
Es löst sich in innerer Freudigkeit;
Denn aus der Prüfung dornigem Schooß,
Da ringt es ein And'res, ein Bess'res sich los!

2.

Der Egoist.

Ja, ich bin ein Egoist,
Und verhehlen will ich's nimmer,

Daß von meinem Streben, immer
Eigennutz die Quelle ist:

Wenn Dein Blick in meinen las,
Glaubst Du wol, daß meinem Lieben,
Dieser Fehler fern geblieben?
Daß ich mich dabei vergaß!

Glaubst Du, daß ein Egoist,
Dir sein Herz zu schenken meine?
Tauschen will er's für das Deine,
Weil es ihm so wertvoll ist.

3.

Beste Tröstung.

Wenn ein Herz von Gram gebeugt
Dessen Leid Du kannst verstehen
Und der Mund von Schmerz umzuckt,
Den Du möchtest lächeln sehen;

Wenn ein Aug' in Thränen schwimmt,
Dessen Kummer trübt das Deine,
Greif' nicht nach des Wortes Trost,
Nach der Hoffnung Schmeichelscheine.

Wol mag ein sanftes Wort
Mancher Wunde Schmerzen lindern;
Aber nimmer wird sein Hauch
Ihren Wiederaufbruch hindern.

Wegzubannen Gram und Schmerz
Ist Dir ja die Macht geblieben,
Um zu heilen ein krankes Herz,
Mußt Du's nur recht innig lieben.

Ob bis zu dir mein Gruß wol dringt.

Von

K. Dauern.

Ob bis zu dir mein Gruß wol dringt
Der, wenn der Morgen dämmernd grau't,
Vom Liebessehnsuchtsdrang beschwingt,
Durch meine Seele leise klingt,
Wie ein Gebet so fromm und traut?

Ob hin zu dir der Lüfte Meer
Des Kusses linden Hauch wol trägt,
Den ich im sehnenden Begehr
Für dich vertraut dem Blütenheer
Das rings um mich sich duftend regt?

Ob dich mein Seufzer wol erreicht,
Wenn mich in süß verträumter Nacht
Der Schlummer flieht, kein Schlaf beschleicht,
Und meine Augen, thränenfeucht,
Dein Bild nur sehen, lenzumlacht?

O, stralt in deines Lebens Fluß
Ein Schein nur jener Liebesglut,
Die mich beseelt, gewiß dann muß
Mein Seufzer dich, mein Kuß, dein Gruß
Umfahn in deiner Träume Glut.

Pietät und Eitelkeit.

Capriccio.

Von

Bruno Walden.

„Ein Schandmal unserer Zeit ist ihre Pietätlosigkeit“ — eiferte Professor R., ein Antagonist, „modernen Umschwunges“ aus classischer Orthodoxie.

„Welch' schreiende Ungerechtigkeit dieser Vorwurf!“ — ripostirte eine schöne junge Frau — gerade in dem Augenblicke, in dem ich sie im Gefühle der Pietät um einen Act der Pietät bitte.

„Welch' schreiende Begriffsverwirrung, beste, liebste, schönste Frau Leonore! Als milde Spende für eine Kleinkinderbewahranstalt soll ich vor Gevatter Schneider und Handschumacher, und was noch viel schlimmer ist, vor Dandies und eleganten Damen einen Vortrag halten über die Dramen des Sophokles, und das nennt eine Frau von Geist und feiner Empfindung Pietät! Man sieht, daß dieser Begriff unserer begeisterungsverlassenen Zeit ganz abhanden gekommen ist, wie der Maßstab für alles Große“.

„Eben das Große allgemein zugänglich zu machen, ist wol die schönste Pietät. Ich will Ihnen ja zugeben, daß unsere Dandies und eleganten Damen vielleicht mit dem Geist des Sophokles nicht viel vertrauter sind, als Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit seinem Namen, aber eben darum ist es ein Act der Pietät, ihn dem Verständnisse näher zu bringen.“

„Nein, die moderne Frivolität geht doch schon über die Gränze des Erlaubten! Sophokles auf dem Parnaß soll sich wol noch eine besondere Ehre daraus machen, durch gütige Vermittlung des Crêchen-Comités und meiner Wenigkeit einem verehrungswürdigen Publicum von Backfischen, blasirten Müttern und hohlköpfigen Monocleträgern von barbarischer Unwissenheit vorgestellt zu werden? Von dem Schauer der Ehrfurcht, mit dem man an Erhabenes herantritt, hat man freilich heutzutage keinen Begriff,

man profanirt unter der Firma der Huldigung. Ich will Ihnen, meine Allerverehrteste, eine herbe aber unwiderlegliche Wahrheit kund thun: was unsere mit Siebenmeilenstiefeln vorgeschrittene Zeit Pietät nennt, ist gar nichts Anderes als Eitelkeit, eitel Eitelkeit!"

„Pfui, Professor! Sie gehen wirklich zu weit! Ihre Pietät ist eine falsche! Da Sie mir den Handschuh in's Gesicht schleudern, nehme ich ihn kühn auf. Sind wir nur großen Geistern und ihren Werken und nicht auch dem Empfinden gewöhnlicher Menschen eine gewisse Pietät schuldig? Und wenn, mit welchem Rechte dürfen wir dann ihre höheren Regungen selbstsüchtiger, also gemeiner Motive zeihen?"

„Nun ja, da haben wir es ja wieder, das Ewigweibliche! Die Gefühlshypothese contra Logik. Du sollst Deinen lieben Nebenmenschen, von denen der Katechismus versichert, daß Gott sie zu seinem Ebenbilde erschaffen, stets das Allerschönste zutrauen. Aber ich muß schon so pietätlos sein, Sie daran zu erinnern, daß Urmama Eva mit dem Biß in den Apfel — auch ein Act der Eitelkeit — ihren Nachkommen Selbstsucht und Eitelkeit zum Erbtheile bescheert hat. Ein Same, der so reichlich wuchert, daß das Unkraut gar manches schöne Blümlein erstickt hat, darunter auch die Pietät. Nennen Sie mir einen modernen Act, der diese Bezeichnung im wahren Sinne des Wortes verdient. Nun? nun, meine Allervortrefflichste, heraus damit!"

„Wenn ich einen Augenblick zögere, so ist es nur aus Embarras de richesse an Beispielen. Hieß es nicht einst, um gefeiert zu werden, müsse man gestorben sein? Nun das ist in unserer vielverschrieenen Zeit besser, das werden nicht einmal Sie leugnen können. Mit welchem Eifer feiert man nicht heutzutage Talente, Verdienste aller Art!"

„Talente, Verdienste feiert man? Nun, davon habe ich blutwenig bemerkt," grollte der unerweichliche Professor. „Den Erfolg feiert man, weiter nichts. Und aus welchem Motiv? Etwa aus Freude an der Leistung? Paperlapap, meine schöne Freundin, nicht einmal Ihre naivpoetische Lebensanschauung kann solche Illusionen hegen."

„Was sonst, halsstarrigster aller Professoren? Müßte nicht gerade nach Ihrer Eitelkeitstheorie die Menge einzelne Hervorragende desavouiren, um nicht durch sie in den Schatten gestellt zu werden? Die Selbstentäußerung, die im Culte des Bedeutenden liegt, bürgt eben am besten für die Echtheit der Begeisterung."

„Also doch! Sehen Sie denn wirklich nicht, daß man sich nur an Berühmtheiten drängt, in der Hoffnung, daß sie abfärben? Der alte Felix setzte auf seine Visitkarten unter den Namen „père de Mlle. Rachel"; ihren soit-disant Begeisterten ist nur darum zu thun, sich „ami de Mr.", sei es nun Döllinger oder Vogt, Niemann oder Darwin, Kaulbach oder selbst Blondin nennen zu können. Wozu sind die Fixsterne da, wenn nicht um den Wandelsternen erborgtes Licht zu spenden? Was ist der Menge Genius, Tüchtigkeit, wenn sie nicht durch Reclame für sich selbst auch Reclame für ihre Anhänger

macht? Im vorigen Jahrhunderte da kannte man noch die schöne Ehrfurcht vor dem Gewaltigen; noch bot der Anfang des unseren Nachklänge davon. Goethe's Haus betrat man wie einen Tempel, Schiller gesehen, gesprochen zu haben, ward als der Glanzpunkt eines Lebens betrachtet. Heute glaubt man für ein paar hohle Complimente Anrecht auf Zeit und Kraft, auch der Besten zu haben und stellt sich in Reih und Glied mit ihnen. Saubere Pietät das!"

„Mag sich die Bewunderung auch mitunter, ja häufig in plumper Weise äußern, so bleibt sie doch an sich edel."

„Sie dürften in der Wüste Sahara aufgewachsen sein, so scharf ist Ihre Menschenkenntniß. Finden Sie an mir irgend etwas Begeisterndes? Nun, dem Himmel sei Dank, Sie haben sich in der Sahara wenigstens auch die Wahrhaftigkeit bewahrt! Der verwunderte Blick, mit dem Sie mich messen, zeugt mir dafür. Trotz alledem aber, was Sie an mir sehen und nicht sehen, war ich vor sechs Monaten ungemein enthusiasmirend. Die Auszeichnung, die ich auf dem Philologen-Congreß erfahren, meine Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, der Orden, der mir allergnädigst octroyirt worden, hatten meine Mitbürger plötzlich auf meine gefälligen Reize aufmerksam gemacht. Leute, die seit Jahrzehnten dem „trockenen Pedanten und griesgrämigen Bären" in ehrfurchtsvollem Bogen ausgewichen, schlossen mich jetzt an ihre lohenden Herzen, fanden des Händeschüttelns kein Ende, und auf meinem Schreibtische traf ich täglich ein Halbdutzend Einladungen zu ästhetischen Thees. Hu! noch überläuft mich eine Gänsehaut, wenn ich dieses Begeisterungssturmes gedenke! Daß Sie damals Ihre Gefühlstemperatur nicht erhöht, hat Ihnen meine Achtung und Freundschaft gewonnen. Die Hand auf's Herz, glauben Sie, daß es irgend Jemandem von all' den lieben Leuten um meine „Abhandlung über das griechische Drama" zu thun war? Der Frau S. vielleicht und dem Lieutenant Z. 2c. 2c. Dieser Glaube ging sogar über die Sahara."

„Gewiß mag bei Leistungen, deren Würdigung eine gewisse Gelehrsamkeit voraussetzt, etwas affectirter Enthusiasmus mit unterlaufen, aber auf andere Gebiete — —"

„Geht es gerade ebenso, die Mode dictirt den Enthusiasmus, nichts Anderes. Vor einiger Zeit gehörte es zum bon ton, für Redwitz und Führich zu schwärmen, heute findet das hübsche lyrische Talent des ersteren auch nicht die geringste Beachtung mehr, man rast für Hammerling's „Großartigkeit", und statt Lucas' weihevoller Frömmigkeit, bewundert man Kaulbach's „Arbuez"; nicht weil es ein ausgezeichnetes Bild, sondern weil die Mode jetzt geißelt, was sie vor ein Dutzend Jahren gesalbt. Redwitz ist immer noch derselbe zierliche Lyriker, der einst vergöttert wurde, Führich derselbe geniale Künstler, aber ihr pietätvolles Publicum kehrt jetzt ihnen rücksichtslos den Rücken, wie es sie einst rücksichtslos bewunderte, sie mit Stammbüchern um Inschriften, Photogramme und anderem Schwindel

malträtirte. Der Pietätsfortschritt, den Sie im Cult lebender Celebritäten zu gewahren meinen, ist nur ein Raffinement der Eitelkeit."

„Ich will das noch durchaus nicht unterschreiben, wenn ich auch zugebe, daß nicht Alles echt sein mag. Also lassen wir den Cult der Lebenden und freuen wir uns an dem der großen Todten. Sind nicht die Denkmale in Marmor und Erz die schönsten Merksteine der Pietät?"

„O weh! Damit ist's noch schlimmer bestellt. Irgend Jemand, nicht minder besorgt, sich ein Relief, als dem zu Feiernden eine Statue zu geben, stellt sich an die Spitze des Unternehmens, das einen Aufwand an zäher Liebenswürdigkeit bedingt, der wirklich einen Orden verdient. Die Subscription wird eröffnet; Cordelia schweigt, wo Banquiersfrauen das große Wort führen; die Meisten, denen Gott mehr Interesse als Interessen zugetheilt, scheuen sich ihr bescheidenes Schärflein unter die ostentativ hohen Ziffern zu reihen. Vielleicht ist bei dieser Verschämtheit viel falsche Scham, ich will es nicht leugnen, aber Sie werden auch nicht leugnen können, daß dieselbe auch bei der Munificenz eine große Rolle spielt. Was ist den Banquier H. Goethe? Höchstens ein Geheimrath, da aber Z. gegeben, würde er sich schämen, nichts zu geben; ihn zu überbieten, nicht aus Pietät für den Dichter des Faust zeichnet er die doppelte Summe. Ich muß gestehen, daß mir derartige Subscriptionen immer die Schamröthe in die Wangen treiben."

„Und doch, will man Denkmale setzen, lassen sie sich nicht umgehen. Wollten Sie auf alle Denkmale verzichten?"

„Nein, das nicht. Warum sollen nur die Kirchen Opferstöcke haben? Ich würde solche in die Theater, Concertsäle, Akademien, Lehranstalten setzen mit den Aufschriften: „Zum Denkmal für Goethe, Shakespeare, Beethoven, Mozart, Dürer, Raphael, Keppler, Kant, Newton &c. &c." Da käme der Obolus aus dem Herzen, eine Opfergabe echter Begeisterung. Wahrhaftig die Idee ließe sich ausführen! und welch' interessante Aufschlüsse über die Popularität der Kunstwerke und Ideen würde das geben?"

„Nun haben Sie wieder ein Steckenpferd! Aber wie, bester Professor, wollten Sie Feldherren und Staatsmännern die Ehre Ihrer impulsiven Opfergabe zu Theil werden lassen? Sollen die Opferstöcke auf den Schlachtfeldern und in den Ministerhôtels errichtet werden? Ich fürchte, dahin werden wenig Dankbare pilgern."

„Die Feldherren und Staatsmänner? Ja so; hm, hm! Das hätte allerdings einige Schwierigkeiten! Die Opferstöcke nur auf die Lehranstalten beschränken, hieße alle Erwachsenen mit Ausnahme der Universitätsstudenten ausschließen. Das will noch bedacht sein, denn die Idee ist gut, ich versichere es Ihnen, Frau Leonore, tausendmal besser als die Subscriptions-Erpressungen. Ich bin, Zeus sei gepriesen, so wenig nervös als irgend ein Spartaner glorreichen Andenkens, aber wenn mir Jemand von der Pietät spricht, die solchen Sammlungen präsidirt, könnte ich wirklich etwas sel

volatile, oder wie heißt der Humbug? bedürfen. Wie überwuchtet da die persönliche Wichtigkeit die ganze Angelegenheit. Der gefeierte Heros ist nur das Piedestal für den Sammler. Haben Sie in Ihrer exotischen Unbefangenheit noch nichts davon diagnosticirt?

„Nun, es mag wol gelegentlich derartiges mit unterlaufen, aber wo auf Erden ist irgend etwas ganz rein ohne irdischen Beisatz?"

„Die Welt soll irdischen Beisatz haben, so viel sie will, ich habe gar nichts dagegen, aber sie und Sie sollen dann nicht großthun mit der reinsten, abstractesten Empfindung, deren der Mensch nur auf der höchsten Stufe der Veredelung fähig ist. Erklären Sie sich nun, von dem alten Brummbären besiegt, und um eine schöne Illusion ärmer?"

„Will ich Ihnen auch zugeben, daß Sie meiner „Illusion", wie Sie es nennen, manche Schlappe beigebracht, so haben Sie mich doch durchaus nicht besiegt. Selbst gesetzt den Fall, was ich übrigens noch gar nicht zugebe, Ihre Anschauung bilde wirklich die Regel, so ist noch gar nicht damit gesagt, daß sie nicht so viele Ausnahmen zulasse, wie jene der englischen Sprache. Aber auf einem Gebiete kann ich Sie, Verehrtester, gänzlich schlagen, da glänzt die Pietät in hehrster Reinheit."

„Hört, hört! Das ist eine Entdeckung, die den armen Columbus schwer in Schatten stellen wird!"

„Spotten Sie nur nach Herzenslust, um so glänzender ist mein Sieg. Wie, wenn nicht Pietät, sollte man die Selbstlosigkeit eines Mannes nennen, der seine besten Kräfte wie seine Zeit, mit einem Worte sein ganzes Sein, die Werke eines Anderen erläuternd, dem Verständnisse Aller zugänglich, seine eigene Existenz zum unscheinbaren Annex eines Anderen macht."

„Also die Commentatoren sind des Pudels Kern? Wahrhaftig Sie sollten beim jüngsten Gerichte als Vertheidiger fungiren, ein größeres Talent zur Schönfärberei ist mir noch nie vorgekommen. Als wäre es den meisten Commentatoren um etwas Anderes zu thun, als sich in's Schlepptau der Unsterblichkeit zu hängen. Zu schwach zu eigener Production, kletten sie sich an irgend einen Gewaltigen, häufig so viel octroyirend als interpretirend. Glauben Sie z. B. Dante habe bei jeder Zeile alles das gedacht, was seine Commentatoren hineinlegen? Da wäre er über l'Inferno kaum hinausgekommen. Dieses an jedes Wort einen Commentar-Haken stört mehr als es nützt, es vernichtet das Empfinden der Größe, weil es das Ganze in Einzelheiten zerpflückt. Daß sie nicht Maß zu halten vermögen, und den wirklich nothwendigen und verdienstlichen Erläuterungen überwuchtenden Ballast anhängen, beweist eben, daß die Herren ihren Commentar wichtiger halten, als das Commentirte, daß ihnen das Auskramen ihrer Gelehrsamkeit, ihres unvergleichlichen Scharfsinnes, das Vordrängen ihrer eigenen werthen Person, gestützt auf den fremden Genius, Hauptsache ist. Am Ende schwärmen Sie auch noch für die Pietät, welche die Herausgeber der Briefwechsel berühmter Verstorbener redigirt und der dankbaren Nachwelt mittheilt, wer

Schiller Pilze, Goethe eine warme Weste und Jean Paul Baireuther Bier zugeschickt?"

„Ich glaube, lieber Professor, Sie haben zum öffentlichen Ankläger ein noch weit hervorragenderes Talent als ich zur Vertheidigung! Sie besehen unsere Zeit und ihre Leistungen nun einmal durch die Brille der Abneigung, da ist's nicht anders möglich — —"

„Bewahre, ich will mir nur nicht Eitelkeit für Pietät vorschwindeln lassen, dagegen bäumt sich meine Pietät. Studiren Sie das classische Alterthum, da werden Sie den Maßstab für das Große, Einfachwahre gewinnen. Ist die Verhimmelung unserer Zeit nicht auch nur ein Act der Eitelkeit ihrer Angehörigen?"

„Vielleicht bin ich doch im classischen Alterthume nicht so ganz unbewandert, wenigstens erinnere ich mich noch von der Schule her — ganz abgesehen von der pietätsvollen Gepflogenheit des Ostracismus — einer Anekdote. Wenn ich nicht irre, war es Diogenes, der seine Füße auf den Teppich Plato's setzte, mit den Worten: „Ich trete die Eitelkeit Plato's mit Füßen," worauf dieser erwiderte: „Ja wol, aber mit einer anderen Art von Eitelkeit." Was meinen Sie zu dieser Reminiscenz aus classischer Zeit?"

„Hm, hm! Es ist immer ein Gebot der Galanterie, den Damen das letzte Argument zu belassen."

„Wol als eine Art Pietät gegen die Schwäche? Besten Dank dafür, lieber Professor."

Ghaselen.

Von

Franz von Hermannsthal.

1.

Wenn still der Mond empor am Himmel steigt
Und ein so ruhig heit'res Antlitz zeigt,
Weißt du, wie's etwa droben gährt und tobt,
Ob nicht sein Dasein sich zu Ende neigt?
Und eine ruhig edle Menschenstirn,
Weißt du, ob sie nicht Kampf und Schmerz verschweigt?

2.

Wir möchten selbst als graues Haupt vom Liebeslied nicht lassen,
Doch würde braun und schwarzes Haar darob mit uns nur spassen.
Abhanden kam uns nicht die Lust, wie ehemals, zu bechern,
Allein wir könnten nur zu leicht dafür zu früh erblassen.
Wir möchten, wie wir einst gethan, im Alterthume schwelgen,
Die Fülle unserer Zeit verwehrt, so recht danach zu fassen.
Wir priesen gern, wie ehemals, Natur in Dichterbildern,
Da treibt uns strenges Pflichtgefühl zu der Journale Massen,
Wir finden just noch Zeit genug, den Frühling zu genießen,
Ihn zu besingen, müssen wir den Lerchen überlassen.
Für Alles doch, was uns verwehrt, ist uns das Glück beschieden,
Daß wir in die lebend'ge Zeit als ein Lebend'ger passen.
Und ward uns nicht die höchste Gunst, am Steuer mitzurudern,
Darf unser Herz und Auge doch im rüst'gen Fahrzeug prassen.

3.

Um wie Vieles möcht' ich fragen, was ich nicht erfragen kann,
Und wie Vieles muß ich tragen, was ich kaum ertragen kann!
Blick' ich in des Lebens Fülle und in seiner Schätze Pracht,
Nach wie Vielem möcht' ich jagen, was ich nicht erjagen kann!
All die scheußlichen Gespenster, dräuend unsrem Erdensein,
Daß ich nur nach ihnen schlagen, doch sie nicht erschlagen kann!
Doch wie hebt sich frischen Muthes stets mein Busen, da er weiß,
Daß er zwar mitunter zagen, aber nicht verzagen kann;
Daß der Qualm, der wohl aus Schlünden steigt, mein hochgetrag'nes Haupt
Mag wie immer hoch er ragen, siegreich überragen kann!

4.

Goethe, der verscheidende sprach: „Mehr Licht!"
Wer recht lebt, spricht heute ihm nach: „Mehr Licht!"
Was ist's, das die alternde Zeit verjüngt?
Das des Sklaven Kette zerbrach? Mehr Licht!
Was ist's, das den seufzenden Geist befreit
Von geistfesselnder Herrschaft Schmach? Mehr Licht!
Gib uns heute unser tägliches Brot,
Mehr noch jeglichem Hüttendach mehr Licht!
Hast du je getrunken aus diesem Born,
Rufst du, nie gesättiget: „Ach, mehr Licht!"

5.

„Dadurch wird die Geburt von meinem Fluch entbunden,
Daß nach dem Leben ich im Tode kann gesunden",
So sang der edle Young in seinen „Nachtgedanken",
Dem thränenreichen Lied viel schmerzdurchwachter Stunden.
„Die Götter haben sich den Tod nicht vorbehalten,
Daß er ein Uebel ist, magst du daraus erkunden",
So sang zur Lyra einst die Dichterfürstin Sappho,
Und jedes Griechenherz hat einst, wie sie, empfunden.
„Das Leben ist ein Gut ein and'res Gut das Sterben": —
Wir haben derart uns mit Beidem abgefunden.

Gedichte.

Von

Ludwig Bowitsch.

Soldatenlied.

Wir leben so leicht in's Leben hinein,
Und kennen nicht Kummer und Sorgen;
Wir klammern uns fest an die Gegenwart
Und scheren uns nicht um den Morgen!

Mag ringen, wen's freuet, nach Gold und Besitz —
Wir gönnen ihm gern die Beschwerde,
Nur, wer den Plunder verachten kann,
Geht herrschend über die Erde!

Uns hält keine Scholle als Heimat fest,
Wo wir sind, da sind wir zu Hause;
Sei's unterm lustigen Lagerzelt,
Sei's in des Mönches Karthause!

Wir grübeln nicht mit eitlem Bemüh'n
Den Stein der Weisen zu heben;
Das Commando ruft — das Commando gilt —
Und voraus die Fahnen uns schweben! —

Wir leben so leicht in's Leben hinein —
So frei von Kummer und Sorgen,
Und lustig, wie uns der Abend schaut,
Begrüßt uns wieder der Morgen!

Seit ich Dir gesehen

Seit ich Dir gesehen
In das Auge klar,
Ist die Welt verändert
Um mich wunderbar,

Heller blüh'n die Blumen
Auf der grünen Hald,
Und geheimnißvoller
Rauscht der dunkle Wald.

Aus den Wolken neiget
Sich ein Engelbild,
Durch die Lüfte säuselt's
Süß und trauermild.

Seit ich Dir gesehen
In das Auge klar;
Schau, wohin ich blicke,
Ich Dich immerdar.

Entschuldigung.

Und sitz' ich in der Schenke
Beim vollen Glase Wein:
So denk' ich Dein in Ehren
Lieb' Weib so hold und rein!

Und gibt sein tiefstes Fühlen
Der Ein' und And're kund,
So leer' ich Dir zu Ehren
Das Glas bis auf den Grund!

Und schreit' ich auch als Zecher
Oft über Maß und Ziel,
So denk' ich, Dir zu Ehren
Geschieht doch nie zu viel!

Oft überkommt mein Herz ein bittrer Groll.

Oft überkommt mein Herz ein bittrer Groll,
Daß ihren Kuß die Muse mir gegeben;
Denn allzuoft nur hab' ich glaubensvoll
Die Dichtung hingenommen für das Leben!

Doch wie vom Aug' sich los die Thräne ringt,
Da naht die Muse schon im Rosenlichte,
Und aller Jammer, der mein Herz durchdringt,
Das Leben selbst wird wieder zum Gedichte!

Es sinket Blatt für Blatt.

Es sinket Blatt für Blatt vom Baume,
Ein kalter Schauer greift mich an —
Ich wandle hin fast wie im Traume
Und immer stiller wird die Bahn.

Kein Sang durchklingt der Zweige Beben —
Versteinert bleibt die Quelle steh'n —
Natur so traurig wie mein Leben —
Ach, es ist Zeit zum Schlafengeh'n!

Zum Verständniß Chopin's.

Eine Kunststudie.

Von

Carl Grafen Zaluski.

Ein hervorragendes Talent in seinen Entwickelungsphasen zu verfolgen, die Schöpfungen eines Künstlerlebens einer ästhetischen Analyse zu unterziehen, ist gewiß von lohnendem Interesse, ist, um mit Klopstock zu sprechen, des Schweißes des Edlen werth.

Oft bedarf es wol auch, zur Würdigung eines Tonwerkes, einer physischen Untersuchung der Anschauungen, welche dem Dichter vorgeschwebt haben mochten; und gleichwie zum ersten Male gehörte Musik niemals so klar, so tief in unser Inneres dringt, als die nach und nach liebgewonnene, unsere Nerven bereits beherrschende — also will auch die geistige Bedeutung einzelner Compositionen mehrfach besprochen sein, bevor wir ihr den vollständigen Genuß abgewinnen.

Ich weiß es wol, schwer ist's die flüchtigen, verklingenden Töne, die unsere zartesten Gewebe treffen, in schlichte und doch sinnige Worte zu verdolmetschen. Fängt ja doch die Musik an, wo die Sprache aufhört. Aber Vieles kann von Denjenigen verstanden werden, die sich, zuvorkommend, in eine gleiche Stimmung versetzen, und deßhalb wende ich mich vorzugsweise an Chopin's Verehrer, damit, wenn es an der Darstellung gebricht, doch die sympathische Anregung zur Verherrlichung des dahingegangenen Meisters durch eine Wiederbelebung seiner Inspiration nicht fehle.

Chopin's Kunst hat den wesentlichen Charakter des Selbstentstandenen. — So wenig es im menschlichen Vermögen liegt, eigentlich schöpferisch zu werden, so ist doch jedes Dichten ein Hervorbringen neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst. Die Kraft dazu äußert sich vornehmlich auf zweierlei Art. Während das empfänglichere Talent sich mit Leichtigkeit gegebene Formen aneignet, um denselben eigene Gedanken einzuhauchen,

kleidet sich, bei selbstständiger Begabung, die frei auskeimende Idee in die ihr, ich möchte sagen, angeborne Gestalt. Erfahrung entwickelt und bereichert beide Typengattungen.

Diesen beachtenswerthen Contrast in dem Schaffungsprocesse bieten uns unter den großen Clavier-Componisten der neueren Zeit Chopin und Liszt.

Liszt, ausgerüstet mit der außerordentlichsten Befähigung, siegreicher Ueberwinder aller technischen und theoretischen Schwierigkeiten und nachgerade genial in der Aneignung und Wiedergabe der verschiedenartigsten Richtungen, wirft in die complicirtesten Musik-Schemen das Füllhorn seines blendenden Geistes, seiner lebendigen und schwungreichen Phantasie.

Chopin, in sich gekehrt und für die Außenwelt gleichsam verschlossen, spinnt, wie der Seidenwurm, das feine, unendliche Gewebe seiner Musik aus sich selbst heraus. Was der Eine dem Leben, verdankt der Andere der Seherkraft. Auch Chopin's Hand hat alle Saiten des Daseins berührt, aber nur verklärte Laute eines seelischen Echo hervorgebracht.

Vom Wiegenliede bis zu den Grabesklängen; von dem Volkstone des ländlichen Tanzes zu dem Schwertergeklirre im verzweifelten Nationenkampfe; von dem antiken Geiste des Idylls und der Elegie, zu den romantischen Balladen am nordischen Seegestade: Alles das findet man im Gesange seiner Muse wieder, doch Alles in der eigenthümlichen Färbung und als Emanation seines individuellen Ichs.

Zwar, weil so subjectiv, ist Chopin's Musik nicht minder wahr. Nur muß man diese höchst ursprünglichen Klangweisen, an denen man ihn gleich bei den ersten Accorden erkennt und die einen so reizenden Farbenschmelz über jede seiner Ideen verbreiten, eben sympathisch finden und sich an dieses musikalische Colorit gewöhnen, welches man Chopin's Manier nannte, und zwar oft eine bizarre und krankhafte Manier! Mag sein, aber nur mit demselben Rechte, als man jede poetische Vision eine Verzückung des Geistes und die Perle ein krankhaftes Erzeugniß der Muschel nennen darf.

Im Gegensatze zu der immer mehr überhand nehmenden sinnlichen Musik ist die Chopin's vor allen keusch und hehr, und einzelne Melodien sind wahrhaft himmlischen Ursprunges, wie beispielsweise das Andante aus der Violoncell-Sonate. Und wer wollte eine ideale Richtung als zu verfeinert verwerfen, weil sie die Wirklichkeit nur errathen läßt, wie der Duft die Blume, wie die Ahnung das Glück?

Chopin war ganz Musik. Sein Sinnen und Streben, seine Gefühle und Ueberzeugungen fanden in rhythmischen Klängen einen genügenden Ausdruck. Als Kind spielte er mit der Muse; jung wie Raphael starb er in ihrer Umarmung. Für seine Jünger ist er jetzt ein singendes, am platonischen Himmel kreisendes Gestirn.

Wie bei Raphael kann man bei Chopin drei Entwickelungsstadien unterscheiden. Nur war des Jünglings von Urbino erste Art diejenige seines

Lehrers, von der er sich, durch die Uebergangsversuche hindurch, zu unabhängigem, Idee und Form harmonisch umfassendem Gestaltungsvermögen emporhob; während der polnische Componist gleich anfangs originell auftrat, freilich in ganz kleinem Rahmen, den breiteren sehr bald darauf der damaligen Schule entlehnend, um zuletzt die neuerfundenen Typen eigenmächtig zu erweitern. Es ließe sich nachweisen, daß Chopin's größte Tonwerke aus seinen niedlichen Erstlingsgedanken hervorgegangen sind, vorbehaltlich jedoch der bedeutenderen Erzeugnisse der Mittelperiode. Zwar tragen diese in nicht gleich hohem Grade den Stempel der Genialität an sich; indeß bieten sie, neben vielen melodischen Schätzen, noch alle Vortheile einer brillanten, wahrhaft claviermäßigen Behandlung. An die Traditionen Hummel's und Moscheles' sich anlehnend, bekundet der noch sehr junge Chopin in diesen Salonstücken den feinsten Geschmack, Erfindung in den Passagen und Fiorituren, Kraft in den Steigerungen, Beweglichkeit der Rhytmik und überfluthenden Reichthum an musikalischen Gedanken.

Allerdings wird dem Kunstkenner die winzigste unter Chopin's Mazurka's, die einfachste seiner Polonaisen von größerem Werthe sein. Diese nämlich bereicherten, jede einzeln betrachtet, die moderne Musik um neue, kostbare Genrebilder, voll Leben und Wahrheit, frei von allem conventionellen Zwange. — Da tanzt auf ländlicher Flur ein Brautpärchen. Wie frisch und munter gleitet es nicht dahin. Verliebte Worte flüstert der Bauer seiner Tänzerin in's Ohr; sie antwortet schalkhaft, zögernd und doch innig und treu; dann einigen sich der Liebenden Gefühle im Wechselgesange, während der schwirrende, tobende Tanz den leisen Dialog überrauscht. — Bald ist es die schlichte Melodie des Ackermannes, dem frohlockend die Lerche am Felde entgegnet; bald hinwiederum die orientalisch gedehnten, melancholischen Stimmen des littauischen Erntefestes.

Auch die vornehme Welt spiegelt sich in Chopin wieder. Ja er war recht eigentlich Aristokrat, üppig in der Kleidung und den Lebensgewohnheiten, ein Freund von Sammt und Seide, von beleuchteten Salons voll vornehmer Frauengestalten und kostbarer Gewächse. Seine Walzer sind vergeistigte Reminiscenzen mancher Abende dieser Art. Da sind Reichthum, Eleganz, weibliche Anmuth harmonisch verschmolzen. — Für beide Richtungen, die ursprüngliche sowol, wie die effectvolle und zeitgemäße, ist die Polonaise in Es-dur am charakteristischsten. Das Andante spianato, eine zarte Pastorale mit echt naturalistischem Charakter, gehört mit zu den glücklichsten Eingebungen des Maestro's. Auf dem vollen Hintergrunde einer bewegten, wie ein Kornfeld im Hochsommer rauschenden Begleitung, tritt, arabeskenartig, eine liebliche, in Schalmeitönen endende Melodie hervor; wogegen die Polonaise selbst, noch einigermaßen an die frühere Form, alla pollacca mahnend, durch Fluß der Motive, technische Vollendung und maßvolle Kraftäußerung dem tüchtigen Pianisten noch heute ein bedeutendes und dankbares Stück geblieben ist.

Die außerordentlichen Vorzüge seiner Spielart und Virtuosität offenbaren sich in Chopin's Etüden. Die Nachahmung seines wunderbaren Anschlages, seines leidenschaftlich unsteten Tempos führte häufig zu unnatürlichem und carrikirtem Style; die große Rapidität und Präcision des Vortrages, wie sie die Etüden verlangen, lassen keine Mißdeutung zu. Jede dieser 27 Studien ist ein rhapsodisches Gedicht, welches die bestersonnenen Uebungen mit poetischem Hauche belebt. Ist es doch ein Merkmal des Genie's, daß es in seiner Kunst nach allen Seiten vollkommen erscheint. Die ersten 12 Etüden sind vom Verfasser seinem Freunde Liszt gewidmet. Um einen Begriff zu geben, welche Aufgabe an den ausübenden Künstler herantritt, möge man uns erlauben, uns der Ziffersprache zu bedienen.

Die eröffnende Studie führt in schwalbenflugartiger Hin- und Herbewegung Decimenpassagen in den Bereich der Claviertechnik ein. 78 Tacte, zu vier Decimenläufen jeden, dauern, im richtigen Zeitmaße gespielt, 85 Secunden. Nimmt man die Tacte genau einen Zoll breit an, so kommen 3120 Zoll oder 260 Fuß für die rechte Hand zu durcheilen. Das ist, bei 85 Secunden, eine Geschwindigkeit von etwa ein Meter auf die Secunde, also über vierthalb Kilometer auf die Stunde.

Die siebente Etüde erinnert an das Rädergeklapper einer Mühle. Hier hört man 718 knatternde Schläge der rechten Hand in einer Minute, also gegen 12 auf die Secunde, während die Linke ruhig das Müllerlied singt. Die letzte Etüde dieser Sammlung (C-moll) brauset dahin in gewaltigen Fluthen wie das stürmische Meer. Gellend pfeift der Wind und die Seemöven wirbeln schreiend in den hallenden Lüften. — Manchmal ahmen diese Uebungen den Charakter einzelner Instrumente in täuschendster Weise nach; so die gewöhnlich als Harfen- und Violoncell-Etüden bezeichneten Stücke in Es-dur und Cis-moll, oder die besonders abgedruckte, der Fürstin Tschernitscheff gewidmete Studie, welche, wie eine Aeolslaute, in gedehnten Accorden verklingt.

Kein Werk des Meisters ist aber geeigneter, einen Einblick in den erstaunlichen Reichthum seiner Gedanken zu gewähren, als seine „Préludes." Diese 24, oft ganz kleinen Vorspiele, sind so stimmungsvoll, daß es kaum möglich ist, beim Anhören derselben sich der herandringenden poetischen Anregungen zu erwehren. An und für sich bestimmt, musikalische Intentionen mehr anzudeuten als auszuführen, zaubern sie lebhafte Bilder hervor, oder sozusagen selbstentstandene Gedichtchen, welche dem menschlichen Bedürfnisse entsprechen, dem Gefühlten Ausdruck zu geben. Bewegt, leidenschaftlich und zuletzt so wehmütigruhig, ist das Prälud in Fis-moll. Unwillkürlich knüpft sich daran ein deutlicher Gedanke.

Es rauschen die Föhren in herbstlicher Nacht,
Am Meere die Wogen erbrausen;
Doch wildere Stürme mit größerer Macht
Im Herzen der Sterblichen hausen.

Denn ruhet die See auch und seufzet kein Ast,
Das Herz ach! muß grollen und klagen,
Bis daß ein Glöcklein es rufet zur Rast,
Und jetzo es aufhört zu schlagen.

Zwei reizende Gegenstücke erinnern an eine Theokrit'sche Landschaft: ein rieselnder Bach und Hirtenflötentöne. Der Absicht, die Rollen unter beide Hände zweifach zu vertheilen, entsprang die doppelte Darstellung, deren Analogien und Contraste in fast mikroskopischen Verhältnissen wunderbar sind. So kurz und nett übrigens die Sachen klingen, unbedeutend sind sie in ihrer Arbeit nicht. Mit den Kunstwerken der Natur haben auch sie eine Art Unendlichkeit im Kleinsten gemein. Man zähle nur die Noten des zuerst erwähnten Vorspieles; ihre Zahl beträgt gegen fünfzehnhundert, doch füllen sie kaum eine Minute aus! — Anderswo rollen Orgeltöne im weiten Domesraume, oder es erzittern im fahlen Mondlichte Friedhofsklänge, während Irrlichter geisterhaft vorbeihuschen. Dort wandelt der Sänger am Meeresufer und die Seeluft bringt ihm unbekannte Düfte aus fernen Welten herüber. Man feilsche nicht mit uns über das Zutreffende solcher Vergleiche. Töne, Farben und Gerüche erzeugen analoge Empfindungen, wiewol sie Jedermann verschieden afficiren. Es fehlt aber auch nicht an traditionellen Interpretationen mancher Schöpfungen Chopin's. Wer denkt da nicht gleich an das Präludin Es-dur, an einem stürmischen Tage auf einer der Balearen-Inseln entstanden. Gleichmäßig und immer wiederkehrend fallen im Sonnenschein die Regentropfen herab; dann verfinstert sich der Himmel und es erdröhnt das Gewitter; nun ist es vorübergezogen und wieder lacht die Sonne; doch regnet es immer.

Da indeß selbst die flüchtigste Besprechung der einzelnen Werke unserer Componisten hier schon aus dem Grunde unmöglich wäre, weil es deren gegen siebzig gibt, worunter viele mehrere Nummern enthalten, wenden wir uns nur noch zu jenen der letzten Epoche, gewaltigen Tondichtungen, gegen welche alle früheren nur mehr ein psychologisches Interesse behalten und das bisher Gesagte kleinlich und nebensächlich erscheint.

Hier, zwar immer im eng begränzten Umfange, offenbart sich eine in sich vollendete Kraft. Drei Sonaten, die classische Form mit romantischem Inhalte verbindend, vier Scherzo's, Schilderungen des Naturlebens, bisweilen auch der altgriechischen Bukolik (E-dur-Scherzo), die großen Polonaisen, Phantasien und Charakterstücke, die vier Balladen von Ossianischem Gepräge sind merkwürdige, durch Adel der Ideen, Reinheit des Styls, Schwung der Rhythmik auf dem Gebiete der Musik einzige Erscheinungen. Hier ist Alles aus dem Innersten des Componisten erflossen, Alles einheitlich und sorgfältig durchdacht und ausgearbeitet. Die thematische Behandlung erstreckt sich bis in die filigransten Verzierungen, bis in die wunderlich in einander verschlungenen Arabesken. Darin liegt das Geheimniß der neuen Effecte und der Erfindungen verborgen, womit Chopin die Harmonik

bereicherte; darin ist aber auch der Erklärungsgrund für die angestrengte Mühe zu suchen, welche dem gewandtesten und unerschöpflichsten der Improvisatoren die Herausgabe seiner Werke kostet. Er, dessen herrlichem Phantasiren die größten Musiker mit Bewunderung zuhörten, er mußte in tagelanger Einsamkeit die geistige Thätigkeit durch physische Entbehrungen steigern, um seine Gedanken niederzuschreiben. Was nicht diesen Läuterungsproceß durchmachte, wie z. B. sein von Fontana herausgegebener Nachlaß, ist unfertig und geringfügig, das Beste hievon, ein Rondo für zwei Piano's, sogar unclaviermäßig zu nennen.

Trotz ihres durchwegs höheren Kunstwerthes und nicht allzuschweren Mechanismus sind die schönsten Pieçen aus der vollendeten Periode selten öffentlich gespielt worden. Vor etlichen Jahren gab der leider zu früh verstorbene Claviervirtuose Tausig eine Reihe von Chopin-Soiréen, welche den Anwesenden unvergeßlich geblieben sind. Bei dieser Gelegenheit offenbarten sich unbekannte Seiten, ungeahnte Schönheiten der Chopin'schen Musik; denn neben dem elegischen Zuge wohnt ihr eine tragische Größe inne, deren Momente dem Vortragenden näher lagen. Seine vollständige Bewältigung der technischen Schwierigkeiten, der große Ton, die erstaunliche Ausdauer gestatteten ihm, die Pracht der musikalischen Architektonik Chopin's in ihrem ganzen Glanze zu entfalten. In Granit gemeißelt, in riesigen Verhältnissen und in den kühnsten Steigerungen sich erhebend, wuchs da Manches himmelan. Vieles wirkte überraschend. Das Finale der Sonate Op. 35 ist ein Presto unisono, daraus wenige Spieler etwas zu machen wußten. Schon besorgte der Concertgeber, das edle Tonbild würde am unverstandenen Schlußsatze scheitern. Als er ihn aber im zartesten Pianissimo, im schnellsten Zeitmaße und fast ohne jegliche Schattirung vorübermurmeln ließ, war die Wirkung eine elektrisch-zündende und durch den Widerspruch nachgerade unerklärliche. „Es ist das Gesumme der Verschwörung, das dumpfe Aufwogen des Volksaufstandes!" hörte man inmitten des Beifallssturmes rufen. So legte Aischylos den kriegerischsten Theil seiner Drama's in den Mund jungfräulicher Chöre. Und wie die „Sieben vor Theben" das Publicum kampfbegeistert aus dem Theater herausströmen machten, so entflammte in wilder Kriegslust der Concertsaal beim Trio der As-dur-Polonaise, wo das Herannahen der Reiterei, durch ein von Tausig fabelhaft gesteigertes Crescendo gekennzeichnet, wie der plötzliche Eintritt eines Elementarereignisses packte.

Der schaffende Künstler erräth oft intuitiv, bemerkten wir zu Anfang dieser Blätter, was seine leiblichen Sinne zu erfassen niemals in der Lage gewesen. Ohne Jerusalem gesehen zu haben, schilderte es Torquato Tasso in den lebendigsten Farben und mit mustergiltiger Treue. Chopin, der unseres Wissens Italien niemals besuchte, traf in der Tarantella und der Barcarolle den neapolitanischen wie den venetianischen Localton in unübertroffener Weise. Letzteres Stück ist bei glücklichster Inscenirung zugleich von einiger dramatischen Wirksamkeit. Unter plätschernden Ruderschlägen gleitet eine

Gondel den Canal Grande hinab. Leise Hauche tändeln mit den hüpfenden Wellen. Es bricht der Abend ein, und der Glocken eherne Stimmen verbreiten sich auf den weiten Wasserflächen. Und wie sie verstummen, erhebt sich ein Chorlied von der Riva her, während das Fahrzeug sich allmälig in die Lagune vertieft. Nun entströmt mildes Licht dem Auge der Nacht und der schwarzen Gondel ein liebeathmender Wechselgesang von naturalistischer und doch idealer Klangfarbe, nur zu bald von der schaukelnden Weiterfahrt und der wieder hörbaren Volksweise unterbrochen, bis der mächtige Anprall der Meereswogen am Lido Alles mächtig überdröhnt. In einer sanften Brise verhaucht dann die Barcarolle.

Damit schließen wir diese kleine musikalische Plauderei. Wer dabei nicht die köstlichen Beigaben im Ohre wiederzufinden vermochte, der gönne sich diesen Genuß am Clavier selbst oder durch die Hände eines tüchtigen Pianisten. Diejenigen aber, deren wachgerufene Neugier nach Gründlicherem und Reichhaltigerem über Polens Schwan sich sehnen sollte, verweisen wir auf jene schöne, warme und begeisternde Monographie, mit welcher der hochsinnige Verbreiter alles Edlen und Erhabenen in der Musik, Franz Liszt, gleichwie früher durch seine Vorträge in Concerten, Chopin's Ruhm zu vermehren und zu erweitern bemüht war.

Tasso's zweites Leben.

Phantasie in vier Bildern.

Von

Otto Prechtler.

> Das Unerreichte flügelt Dichterseelen!
> Ist es erreicht: so fallen ab die Schwingen —
> Die schöne, trübe Erde hat sie wieder!

I. Bild.

Auf dem Capitol. Tasso mit dem Lorbeerkranze. Edle.

Tasso.

Habt Dank, Ihr Edlen! Freunde, habet Dank!
Es schwelgt das Herz im Taumel süßer Freude,
Und fast, so däucht's mich, hält sie mich beherrscht.
Zu viel der Ehre habt Ihr mir bereitet,
Und eine schwere Bürde wird der Kranz!

Sprecher.

Die lange Feier, scheint's, des Volkes Jubel
Und tiefe Rührung — hat Euch angegriffen;
Ihr sehet bleich und seid der Ruh' bedürftig.
Wir lassen Euch allein und bringen stolz
Auf Eure Krönung, fern den Spruch Euch aus! —

Tasso (allein).

Sie sagen mir: Die lange Festlichkeit,
Der Jubelruf des mitgeriss'nen Volks

Und das Gedränge hätten mich ermattet;
Kurzsicht'ge Augen, das rührt tiefer her! —
Ich fühl' es wohl, der Festtag ging mir nah',
Doch nur von Innen rüttelt es den Körper.
Die Sinne sind verwirrt — und die Gedanken
Entfliehen, eh' ich ihrer ganz bewußt;
Ein niegefühltes Zittern fliegt mich an
Und mein Entzücken wird zum Fieberkampf!
  Das war sonst nie, wenn mich der Schmerz umfing,
Und ich in süße Sehnsucht mich verlor;
Da war mir Alles klar; ich fand mich selbst,
Und die Gedanken sprangen, wie die Götter,
So leicht und schön, vollendet in die Welt!
Die mich beneideten am Capitol,
Als um mein Haupt sich schlang der Lorbeerkranz,
Die ahnten's nicht, daß ich mit wunder Brust
Mich fortgesehnt aus der geschmückten Runde,
In einen stillen Winkel mich zu flüchten,
Wo, unsichtbar, die Muse mich bekränzt! —
Es schien mir fast ein schön-verweg'nes Spiel;
Wie will der Mensch das Göttliche belohnen? —
Was mich erhoben — hat mich auch gebeugt.
Ist das denn Glück, was mir den Sinn verwirrt,
Den klaren Blick des Seelenauges trübt,
Was, wie Erkrankung meinem Wesen naht? —
Ach! bei den Göttern! — glücklich war ich nicht!

II. Bild.

Tasso am Schreibtische. (Nach einer Pause die Feder wegwerfend.)

Marklose Phrasen! schwergesuchter Schmuck!
Das ist nicht Seele — das ist eitel Klang!
  Das war sonst anders! ha! nicht Zeit und Stunde
Bestimmte ich zur Brautnacht mit der Muse;
Sie kam! — ich ward erfaßt von ihrer Nähe, —
Von geist'gen Armen träumerisch umschlungen,
Haucht' ich die Seele meines Liedes aus;
Und jeder Schmerz war eine Blume mehr,
Die ich zum Liederkranze flechten konnte.

Das ist nun anders, seit ich keinen Schmerz
Und keine Sehnsucht mehr im Herzen fühle!
  Sonst, wenn der feuchte Blick hinausgestarrt
In jenen Raum, wo Leonore weilte,
Die Fürstenstolz von meinem Herzen riß, —
Da that sich eine Welt der Schmerzen auf,
Ich hatte Kraft, im Lied sie zu verklären.
Jetzt, da ich mein sie nenne, Eine Halle
Die wunderbar Vereinten nun umschließt:
Jetzt ist's, als ob der Zauber sei zerronnen,
Der über die Geliebte sich ergoß.
Ich lieb' in ihr das Weib — die Göttin floh
Und mit ihr auch die Göttlichkeit des Liedes!
Ich bin nun glücklich — selig bin ich nicht!
Wär' ich kein Dichter: wäre Alles gut,
Doch Tasso ist's — und Tasso kann nicht sterben!

III. Bild.

Tasso. Leonore. (In ihrem Heim.)

Leonore.

Du schaust so düster, Tasso, — senkst das Haupt,
Dein klares Auge ist von Kummer schwül,
Und die Natur spricht nicht zu deinem Herzen.
Sonst war dir jede Blume lieb und heilig:
Der Lüfte Spiel, der Wolken stilles Wandeln,
Die Sternennacht entzückte dein Gemüth.
Nun scheidet, ungeliebt von dir, der Mai,
Und Gottes Tempel ist dir fremd geworden.
Die Saiten deiner Lyra sind zerrissen
Und ungerührt, vergessen hängt sie nun!
Du bist nicht glücklich, Tasso!

Tasso.

Sprich's nicht aus!
Wenn Du den Dämon nennst, der mich verfolgt,
Gewinnt er auch Gestalt und tritt in's Leben.
Mein Glück ist Traum — und der Gedanke nur:
Ich sei nicht glücklich — weckt den Träumer auf.
Es ist ja Alles gut — ich habe Dich!

Leonore.

Du maltest dir die Zukunft anders aus,
An meiner Seite hofftest du dich glücklich.
Es ist nicht so! in deinen düstern Augen
Erlischt — ich seh's — dein süßgeträumtes Glück!

Tasso (sie scharf betrachtend).

Das ist die Mahnung, daß an stiller Wunde
Dein Herz geheim verblutet, Leonore!
Du träumtest einst von Tasso's Göttlichkeit,
Hast in den Liedern nur mein Herz geliebt.
Nun stirbt sein Lied; es bleibt der Mensch dir nur,
Und einem Kranken hast du dich verbunden;
Des Herzens Krankheit ist ein Theil von mir!

Leonore.

O sprich nicht also! sei nicht ungerecht!
Ich bin beglückt! o wär'st du's nur gleich mir,
Mir theurer noch durch deinen stummen Schmerz,
Der ewig Theil von deinem Wesen bleibt.
Ich fühl's zu lindern ihn ward' ich dein Weib,
Und mein Entzücken ist's, für dich zu leben!

Tasso.

Du opferst dich! — sieh, darum bricht mein Herz!
Vermessen war's, dich, die mir Göttin war,
In meines Lebens dunkle Nacht zu führen, —
Das Weib nun zu beglücken — bin ich arm!

Leonore.

Sieh' mir in's Auge, Tasso, glaub' es nicht!
Ich bin beglückt, — ich bin, was ich ersehnt. —
Bleib' nicht so einsam, Tasso, geh' zu Hof,
Schon grollt der Herzog, daß du stets ihn meidest.
Man schilt auch mich, als ob ich dich nicht gönnte
Den Freunden, die dich lieben — und der Kunst.
Nimm Leonore mit und werde fröhlich!

Tasso.

Ich liebe nicht des Hofes Herrlichkeit,
Die Schranken schaler Förmlichkeiten nicht.

Was man da redet, ist gemachtes Wort,
Ich werde nur verletzt in diesen Kreisen.

Leonore (sanft).

Mein Bruder glaubt, du solltest deiner Stellung
Dies Opfer bringen! — thu es mir zu Lieb'!

Tasso (wehmüthig-bitter).

Du wünschest öfter an den Hof zu geh'n
Und hast auch alle Ursach', es zu wünschen.
Es sei gewährt! — was frommt die Stille dir?

Leonore (verletzt und schmerzlich).

Ach! du bist wahrlich krank; nun fühl' ich's wohl,
Denn Tasso ist nun ungerecht geworden!
(Sie entfernt sich weinend.)

IV. Bild.

Tasso (allein, aufgeregt).

Stirb, reizbar Herz, geh' unter, säume nicht,
Du kränkelst in dem fremden Element.
Da geht sie weinend fort und zürnt mir nicht,
Und mehrt durch ihre Milde meine Qual.
Klar wird's in mir: es ist doch leichter noch,
An dunkler Sehnsucht Wunden zu verbluten ...
Als, scheinbar glücklich, — nicht beglücken können!
Mich hat ein Gott in einen Kreis gedrängt,
Wo sich mein Wesen nicht entfalten kann.
Vermessen griff ich nach des Lebens Kränzen ....
Und nur die Dornen drückt' ich in die Stirn!
In diesem Glücke brach des Geistes Kraft,
In diesem Frieden ist mein Herz verkümmert.
Könnt' ich das angeborne Wesen tauschen,
Wär' Alles gut! Ich welk' an meiner Sonne! —
O wär' ich wieder, was ich einstens war!
Im Ahnen — Sehnen — Schaffen lag mein Glück —
Du Gottheit, die mich schuf, nimm mich zurück!

Eine Ehe ohne Liebe.

Novellette.

Von

Baronin Marie Procházka.

Vor dem Thore eines großen Miethhauses zu Wien blieb an einem frühen Morgen ein Fiaker stehen, aus welchem ein junger Hußarenofficier heraussprang.

Der Ankommende hatte offenbar große Eile, da er den Wagenschlag schon geöffnet in der Hand hielt und nun, ihn heftig zuschlagend, nicht einmal dem Kutscher Antwort gab, welcher, die Hand zum Hute führend, die Frage stellte, ob er zu warten habe. „Wo wohnt Hauptmann Rein?“ fragte der Oberlieutenannt — daß er diese Charge bekleidete, haben die zwei Sterne am Kragen uns schon verrathen — die stiegenkehrende Hausmeisterin. Diese schien gerade willens zu sein, mit jener, der Hausmeisterwürde eigenthümlichen Grobheit barsch zu erwidern, als sie zum Fragenden den zornigen Blick erhob und offenbar durch dessen hübsche Erscheinung entwaffnet, ziemlich freundlich die gewünschte Auskunft ertheilte.

Eine Minute später wurde im dritten Stocke an der Glocke der Thür Nr. 14 gewaltig gerissen und das treue aber dumme Gesicht eines Privatdieners erschien in der Thüröffnung.

„Ist Dein Herr zu Hause?“

„Bitte gehorsamst, Herr Oberlieutenant, der Herr Hauptmann schlafen noch,“ antwortete der Soldat, eine militärische Haltung annehmend.

„Aber ich muß Deinen Herrn allsogleich sehen, auch wenn er noch schläft.“

„Vor dem Rapporte darf Niemand den Herrn Hauptmann stören,“ erwiderte der Diener ängstlich.

„Geh' meinen Koffer aus dem Wagen heraufholen und stehe mir nicht im Wege.“

Mit diesen Worten drängte der junge Mann ungeduldig den Diener zur Seite, welcher mit erschrockener Miene sich vor die Thür seines Herrn gestellt hatte, als ob er sie gegen den verfrühten Besuch vertheidigen wollte.

„Herr Hauptmann haben gedroht, mich einsperren zu lassen," murmelte der arme, entsetzte Soldat vor sich hin, doch diese Worte trafen nicht mehr das Ohr des energischen Eindringlings, welcher lärmend die Thür aufgerissen hatte. Mit lautem Jubel warf er sich an den Hals des noch ruhig Schlafenden, drückte einige kräftige Küsse auf seine erhitzten Wangen und dessen Schultern fassend, rüttelte er ihn heftig aus seiner Schlaftrunkenheit. Hauptmann Rein, schnell ernüchtert, sah sich in den Armen seines besten Jugendfreundes und schien sich gar nicht über die stürmische Begrüßung zu wundern, sondern rief hocherfreut aus:

„Du hier, Leopold?!"

„Wie Du siehst und fühlst, bin ich es in ganzer Person." Dabei umarmte er nochmals den Freund mit Wärme.

„Bist Du auf der Durchreise?"

„O nein, ich bin mit achttägigem Urlaube hier, und zwar nur wegen Dir bin ich gekommen, denn ich wurde plötzlich von einem so heftigen Verlangen erfaßt, Dich nach fünf Jahren wieder zu sehen, daß ich auch ohne Urlaub durchgegangen wäre, falls man mir ihn verweigert hätte."

„Freund, daran erkenne ich Dich wieder, das ist so eine von Deinen ungestümen Launen, die Dich von Kindheit auf charakterisirten."

„Mach mir noch meine heiße Sehnsucht zum Vorwurfe, Du Undankbarer," schmollte Leopold; „ich reise Tag und Nacht, um unser Wiedersehen zu beschleunigen. Nicht wahr, Oscar, ich bin noch ganz derselbe Kobold, sowie vor Jahren, als ich in der Akademie diesen Namen führte: lärmend, beweglich, launisch, lustig und leichtsinnig, — lauter ehrenwerthe Eigenschaften, die Du als „Zauberer," das war Dein Akademiename, so gut zu bändigen verstanden hast. Ach! Die guten akademischen Zeiten! Erinnerst Du Dich zuweilen daran? Wie viel Plag' und Elend machten wir bei unseren Lehrbüchern durch, aber auch wie viele Scherze und übermütige Streiche kamen mitunter vor."

„Diese, lieber Freund, hast Du gewiß am besten im Gedächtnisse behalten, denn Du warst stets der Anführer aller Spitzbübereien."

Beide Freunde lachten herzlich in der Erinnerung an jene Zeit, wo förmliche Kriegspläne entworfen und ausgeführt wurden, um verstohlen rauchen zu können oder eine Jause einzunehmen, die der bestochene Diener geschickt einschmuggeln mußte, und wenn er sich weigerte oder gar die Anzeige davon machte, wurde ihm Rache geschworen, die auch selten ausblieb, so daß der arme Mensch in völliger Lebensgefahr schwebte. Auch der Feldwebel, der die Zöglinge beaufsichtigen sollte, war vor ihrem jugendlichen Uebermute nicht sicher und hatte zuweilen einen Regen von Büchern, die

ihm mit vereinten Kräften an den Kopf geworfen wurden, auszuhalten oder mußte sich sonst noch andere verschiedene Unarten gefallen lassen.

„Du, Oscar, hieltst uns immer von zu tollem Treiben ab, aber wir folgten Dir gerne, denn Du hattest eine wunderbare Gabe, aufgeregte Gemüter zu beschwichtigen und wußtest so gut die Vorgesetzten mild für uns zu stimmen, daß Du deßhalb als Zauberer gegolten, der, mit geheimen Mächten im Bunde stehend, Friede und Zufriedenheit um sich verbreitete. Nun sage Du mir jetzt, bist auch Du der Alte geblieben? Verstehst Du so wie früher, alle Herzen für Dich zu gewinnen? Sind die guten Geister Dir noch dienstbar, und ist Dir die Kunst eigen geblieben, der allgemeine Liebling zu sein?"

„Gegenwärtig bin ich in der Lage, die Generalprobe meiner Kunst ablegen zu können."

„So! Schmachtest Du in Amor's Fesseln oder schmachtet Jemand für Dich, oder schmachtet Ihr Beide?"

„Vorläufig wird nicht geschmachtet, aber — ich bin verlobt."

„Das erfahre ich erst jetzt," rief Leopold, die Hände zusammenschlagend, aus, „und so gelassen sprichst Du das große Wort?"

„Eigentlich konnte ich noch nicht recht zu Wort kommen, lieber Freund; Du hast mich gleich in den Wirbel Deiner Redseligkeit und productiven Phantasie mit hineingerissen, so daß ich noch jetzt nicht ganz bei Athem bin."

„Was braucht ein Bräutigam erst zu Athem zu kommen, um sein Glück zu verkünden! Ich an Deiner Stelle wäre ein ganz anderer Bräutigam voll Glut und Eifer. Aber, Du Freund, wie kommst Du mir denn vor? Dich scheint das Glück nicht aus Deinem gewöhnlichen Tact zu bringen; Deine Begeisterung ist stumm, auch raubt sie Dir nicht den Schlaf, davon habe ich mich heute überzeugt. Aber so rechtfertige Dich doch, hast Du nichts zu Deiner Entschuldigung anzuführen?"

„Gönne mir erst die Möglichkeit, ein Wort einschalten zu können," lachte Oscar; „wiederholt wagte ich den kühnen Versuch, Dich zu unterbrechen, mußte jedoch stets vor Deiner Redefluth die Segel streichen."

„Nun will ich mäuschenstill sein und ganz Ohr, aber sprich schnell, Du weißt, lange kann ich nicht schweigen."

„Ich werde auch gewiß nicht die Grausamkeit begehen, Dir langes Stillschweigen aufzuerlegen, denn im Grunde habe ich nicht viel zu sagen, außerdem habe ich ja von jeher als Phlegmatiker gegolten."

„Ja für Jene, die Dich nur oberflächlich gekannt, aber nicht für mich. Ich kenne Dich besser, als meine eigene windbeutliche Seele, die keinen Gedanken lang festhält, und fort und fort neue Bilder in sich aufnimmt, um sie gleich wieder zu vergessen. Trotz meines Leichtsinnes, laß' es Dir in dieser schwachen Stunde gestehen, war ich seit unserer Kindheit ein stiller Bewunderer und Verehrer Deiner edlen tiefen Gefühle und Deines zarten poetischen Gemütes. Oscar — ich bin fest überzeugt, ein reelles Glück,

welches Dein ganzes Sein erfaßt, würde sicher auch den, für fremde Leute zur Schau getragenen Frost schmelzen und schon gar mir gegenüber. Hätte auch das Glück Dich nicht urplötzlich zu einem Brausekopf umgewandelt, wie ich einer bin, so bleibt dennoch Deine Apathie unnatürlich und ist vorläufig für mich ein Räthsel."

„Welches Dir durch die wenigen Worte gleich verständlicher sein wird, mein Freund ich heirate ohne Liebe."

„Aus welchem Grunde denn, Du Unglückseliger?" fragte Leopold mit großen Augen.

„Du weißt, ich war während des letzten Feldzuges Adjutant, und immer an der Seite des allgemein verehrten Obersten W. Wenn man die Leiden und Freuden des Feldzuges gemeinschaftlich erlebt und vereint die Feuertaufe wiederholt empfängt, schlingt sich ein mystisches Band um Jene, die in so ernsten Augenblicken sich nahe standen. Selbst die gleichgiltigsten Menschen nehmen in unserer Erinnerung einen Platz ein, von dem sie nie mehr verdrängt werden können, denn stets flößt ein Kampfgenosse wärmeres Interesse ein, als der gewöhnliche Camerad im Frieden. Auch zwischen meinem Obersten und mir machte sich bald dieses Gefühl geltend und schien fest und innig genug, um für ein langes Leben auszureichen, doch der Tod riß es gewaltsam entzwei."

„Ist das die Sprache eines Phlegmatikers, für welchen Du Dich so gerne ausgibst? Siehst Du, wie schnell Du wieder in Deine beliebte poetische Blumensprache verfällst; wenn Du noch weiter so rührend erzählst, werde ich weinen müssen."

„Nun, ich will mich kurz fassen. Der Oberst hatte eine einzige Tochter, von welcher er stets mit wahrer Begeisterung sprach. Als die tödtliche Kugel ihn getroffen hatte, hörte ich ihn zusammenbrechend ihren Namen rufen. Im nächsten Augenblicke kniete ich bei ihm und unterstützte mit meinem Arme das blutende Haupt des gefallenen Helden. Seine Augen waren angstvoll auf mich geheftet, und die blassen Lippen bewegten sich, als ob sie noch sprechen wollten. „Haben Sie mir etwas zu sagen?" frug ich, mich tiefer zu ihm herunterbeugend. Da vernahm ich die schwachen Worte: „Meine Tochter bleibt ohne Stütze, versprechen Sie mir, Amalien zu heiraten, dann sterbe ich ruhig." Ich that es. „Gott segne Dich, mein Sohn, sowie ich Dich und meine Tochter segne," lispelte noch der Sterbende, doch der weitere Versuch zu sprechen wurde durch den Todeskampf vereitelt, und bald hielt ich nur mehr eine Leiche in den Armen."

„Es ist Dir richtig gelungen, Oscar, mich ganz weich zu stimmen. Und nun — ist die Geschichte schon aus?"

„Ja nun — nun bin ich mit Amalien verlobt."

„Ist das Mädchen nicht hübsch?"

„Sehr hübsch."

„Ist es nicht jung?"

„Zwanzig Jahre alt.“

„Ist es vielleicht nicht geistreich?“

„Im Gegentheile, in mancher Richtung vielleicht zu sehr.“

„Und wie sieht es mit den Gefühlen Deiner Braut für Dich aus?“

„Sie heiratet mich aus Gehorsam und Vernunft, aber ebenfalls ohne Liebe.“

„Hörst Du, Oscar, mir will Deine Verlobung nicht recht gefallen, auch kann ich mich darüber gar nicht freuen. Als wir in unserer Jugend von der Zukunft sprachen, mitunter auch von Liebe und häuslichem Glücke, da warst gerade Du derjenige, der seine Anforderungen so hoch stellte. Wie oft hast Du mir wiederholt, es sei Dein fester Entschluß, Dich von keiner Macht der Erde zwingen zu lassen, ohne Liebe zu heiraten. Auch der Erste und Einzige müßtest Du im Herzen der Auserwählten sein und bleiben, — ja noch weit mehr der schwärmerischen Wünsche und Hoffnungen sprachst Du aus; mich aber verhöhntest Du, wenn ich auch versuchte, mit poetischen Gedanken dem Fluge Deiner kühnen Einbildungskraft nachzuhinken und ebenfalls meinte, ich werde einstens Gegenliebe für meine heißen Gefühle verlangen, sonst heirate ich nie. Du warst dann, fein lächelnd, der Ansicht, ich könne nicht erwarten, andauernd zu fesseln, da ich doch selbst so schnell Ansichten und Gefühle mit oft ganz heterogenen vertausche. Aber jetzt sehe ich erst recht ein, wie Unrecht Du mir gethan hast; bitte es mir nur gleich ab, Oscar, denn siehst Du, meine Freundschaft für Dich ist trotz der langen Trennung sich gleich geblieben und meine Ansicht, man solle nicht ohne Liebe heiraten, ebenfalls, während Du — —“

„Nun nun, brich nicht gleich den Stab über mich, Leopold, warte nur ein wenig, was nicht ist, kann werden; ich kenne meine Braut noch kaum.“

„Da ist nichts zu warten — ich wenigstens hätte nicht die Geduld, zu warten. Entweder müßte ich gleich verliebt sein und meine Braut mir ebenso rasch ihr Herz schenken, oder — —“

„Was würde dann geschehen?“

„Ich würde mir eine andere suchen. Das Warten ist veraltet, jetzt geht Alles mit Schnellkraft, auch die Gefühle werden telegraphisch behandelt.“

„Mit diesen Ansichten wird wenigstens Deine Gemütsruhe nie in Gefahr kommen, oder die Ruhe würde ebenfalls durch Dampf oder Elektricität befördert, schnell wieder heimkehren. Mir ist um Deinen Seelenfrieden nicht bange.“

„Höre mir auf mit der langweiligen alten Leier aller schwärmerischen Naturen, Gemütsruhe, Seelenfrieden, inniges Verständniß zwischen verwandten Seelen, eine Ergänzung seiner selbst u. s. w. u. s. w., wie noch alle diese schönen Phrasen heißen. Das Leben muß man practisch nehmen, so wie es ist, nicht sich einreden, man habe Anspruch auf ein ganz besonderes Los, auf eine Existenz, die wir mit Romantik schmücken und uns als Ziel vorstecken, nach dem wir jagen und uns mühen, ohne rechtzeitig einsehen zu

lernen, wie fruchtlos dieses Streben sei. Wir denken uns als Fortuna's Schoßkind, von Blumenduft und Morgenroth genährt, dessen goldene Wiege Amor und die Grazien umstanden, dem kein Wunsch unbefriedigt bleiben darf, als ein Wesen, das, zu Höherem geboren, nicht von der Erde Staub befleckt werden soll, das erntet, ohne zu säen, empfängt, ohne zu geben ꝛc. ꝛc. Ich bin zu schwerfällig, um mich bis auf den höchsten Gipfel der romantischen Schwärmerei hinaufzuschwingen, doch das ist Wahrheit, wer an das Leben unbescheidene Anforderungen stellt, wird vom Schicksale bestraft."

„Aber, lieber Freund, Du kannst mir nicht Unbescheidenheit vorwerfen, wenn ich die Anspruchslosigkeit so weit treibe, sogar eine Ehe ohne Liebe einzugehen."

„Das sollst Du eben nicht thun. Du sollst Deine Braut, wenn sie alle Eigenschaften besitzt, die Du ihr zugestanden hast, lieben und ihre Liebe zu gewinnen trachten. Du sollst — Du sollst — Oscar führe mich zu Deiner Braut, und zwar gleich jetzt," unterbrach sich Leopold aufspringend; „ich muß sie sehen, muß sie fragen, ob sie Dich wirklich nicht liebt. Verhält es sich in der That so, wie Du sagst, will sie Deine Frau nur werden, um verheiratet zu sein, dann soll sie lieber mich nehmen, es ist doch für sie alles Eins, wenn sie Dich ohnehin nicht liebt, und ich würde mich weniger kränken als Du, während Du unglücklich wärest, und das leid' ich nicht. Ich bin ja gewiß opferfähig, und wer weiß, vielleicht erkennt sie erst in mir denjenigen, nach welchem sich ihre Seele sehnt," declamirte Leopold mit komischen Pathos. „Schau mich nur erst gut an" Oscar, ich bin stärker geworden, sehe ich nicht stattlich aus? Wie mich aber auch die Damen verwöhnen! Sie sagen mir offen in's Gesicht, ich sei der schönste Mann im Orte. Hm — was sagst Du dazu?"

Oscar lachte und meinte, die Damen von S. scheinen guten Geschmack zu haben.

„Schau diesen Schnurbart an," scherzte der übermütige junge Mann weiter, sich vor den Spiegel stellend, „ist er nicht einzig — und erst mein Lockengebäude," dabei fuhr er sich mit beiden Händen in das gewellte dunkle Haar, daß es, durch seine Ueppigkeit getragen, aufrecht in die Höhe stand, „und die feurigen Augen," nun warf er einen glühenden Blick in den Spiegel, „dann die weißen Zähne, wenn ich so verführerisch lächle und erst den kleinen Fuß zu meiner Herkulesgestalt!" Er machte ein paar Sprünge im Zimmer, um seinen Fuß vortheilhaft zu zeigen.

Oscar brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Mir kann doch keine Dame widerstehen," schloß Leopold seine Personsbeschreibung, indem er sich im Spiegel noch Kußhändchen zuwarf. „Aber nun im vollsten Ernste Oscar, führe mich zu — wie heißt denn eigentlich Deine Braut?"

„Du hast ja doch schon vernommen, daß sie Amalie heißt."

„Ja richtig, o was für ein herrlicher Name! Amalie! wie süß klingst Du meinem Ohre! Freund, mache Dich jetzt schön, auch ich will meine Toilette in Ordnung bringen, dann eilen wir auf den Flügeln der Hoffnung und der Neugierde zu Amalien."

„Leider kann ich aber Deine Neugierde nicht befriedigen, denn meine Braut ist gestern nach ihrem Gute Rosenthal abgereist."

Leopold ließ sich in einem Armstuhl sinken, als ob diese Nachricht ihm eine Ohnmacht zugezogen hätte. Seine Arme hingen schlaff herab, und sein Kopf sank tief auf die Brust — plötzlich aber sprang er lustig auf und versicherte seinen Freund, es sei eigentlich recht gut, daß Amalie nicht in der Stadt sich befinde, wenigstens könne er ihn ganz allein genießen.

Sie entwarfen ein reiches Programm, wie der achttägige Urlaub ausgenützt werden sollte, und von Oscars Heirat wurde nicht mehr viel erwähnt. Leopold frischte die Laune seines Freundes auf, so daß eine ungewohnte Heiterkeit sich seiner bemächtigte, und als die Woche um war, und die Scheidestunde schlug, kam sie für Beide viel zu früh. Oscar versprach, den Tag seiner Vermälung dem Freunde bekannt zu geben, und nahm Leopold das Versprechen ab, ihn bald in seiner neuen Häuslichkeit zu besuchen.

„Gewiß", rief dieser lebhaft aus, „sobald als möglich finde ich mich ein, um deine Ehe ohne Liebe kennen zu lernen."

Ein Jahr war schon verstrichen, seit Hauptmann Rein die schöne Amalie v. W. seine Frau nannte. Noch vor der Vermälung hatte er dem Dienste entsagt, um sich der Oekonomie zu widmen, denn es war unter ihnen beschlossen, daß sie, mit Ausnahme von wenigen Wochen im Winter, das ganze Jahr auf dem Lande leben würden. Oscar sollte mit der Verwaltung der Güter sich beschäftigen, und Amalie bot sich schon als Braut aus, ihre junge Cousine zu sich nehmen zu dürfen, damit sie Ansprache und Gesellschaft habe, für die Stunden der Abwesenheit ihres Gemals, denn, sagte sie ruhig zu ihrem Bräutigam: „da wir ohne Liebe heiraten, darf wenigstens unsere Freiheit nicht beeinträchtigt werden. Sie können sich auf Jagden und längeren Ausflügen Zerstreuung holen, ich werde in Gesellschaft meiner Cousine mich zu unterhalten trachten, so gut es geht."

Ida, so hieß die Cousine, zog gleichzeitig mit den Neuvermälten nach Rosenthal und bekam ihr Zimmer neben Amaliens Wohnung, während für Oscar der entgegengesetzte Flügel des Herrenhauses eingerichtet wurde.

Um einen Einblick in das eheliche Verhältniß des jungen Paares zu bekommen, werden wir von unserem Vorrechte, überall eindringen zu dürfen, Gebrauch machen und finden vor Allem auf Oscars Schreibtisch einen Brief, der für die Post bereit scheint, er ist noch nicht gesiegelt, somit erlauben wir uns, ihn zu lesen.

„Mein lieber Leopold! Wie magst Du erst fragen, ob Du auf einige Wochen zu uns kommen kannst, um Dich nach Deinem Sturze in unserer ländlichen Ruhe zu erholen, warst Du denn nicht schon im Voraus überzeugt, daß Du mit offenen Armen empfangen sein würdest? Ich hoffe, Dein Beinbruch wird keine üblen Folgen haben und Dir nur zur Ausrede gereichen, um recht lange in Rosenthal weilen zu können. Die Neugierde, unsere Ehe näher kennen zu lernen, schaut verstohlen zwischen Deinen Zeilen heraus. Du wirst sehen, daß man auch ohne Liebe ganz glücklich leben kann. Wir begegnen uns stets freundlich, sind bemüht, uns nirgends im Wege zu stehen und haben seit unserer Verbindung noch kein heftiges Wort gewechselt.

„Das nenne ich doch, den Hausfrieden aufrecht erhalten, nicht wahr? Schreibe mir nicht mehr, statt dessen aber erscheine selbst und erfreue uns durch Deine Anwesenheit und durch Deine herrliche Laune."

So sprach Oscar von seiner Ehe, doch wir würden auch so gerne Amaliens Ansicht darüber wissen.

Diese, lieber Leser, können wir trotz allen unseren Vorrechten, bei verschlossenen Thüren einzudringen, sogar verschlossene Herzen zu durchblicken, nicht ergründen, denn nach Allem, was wir erspähen, scheint sie selbst über ihre Gedanken und Gefühle noch nicht im Klaren, daher wir schon geduldig die Ereignisse abwarten müssen, die für sie selbst und auch für uns Aufklärung schaffen sollen.

Was wir beobachten und hervorheben wollen, ist, daß Amalie eine große Geschicklichkeit entwickelt, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die Zeit angenehm zu verwenden, so zwar, daß nicht nur die Langeweile nie Einlaß fand, sondern im Gegentheile die Tage ihr noch zu kurz schienen.

Ida stand ihr treu zur Seite. Sie ritten und fuhren häufig aus, um entfernt wohnende Arme zu besuchen, denn Amalie war die Wohlthäterin der ganzen Gegend. Sie beschäftigten sich auch mit weiblichen Arbeiten, mit Lesen und brachten heitere Stunden in gemütlicher Plauderei zu. Ida äußerte sich oft, sie kenne an Amalie keinen anderen Fehler als den — ohne Liebe geheiratet zu haben, in Folge dessen sie auch kein Verständniß für dieses Gefühl besitze. Zwischen dem jungen Ehepaare herrschte ein sonderbares Verhältniß.

Sie sahen sich nur zu den Mahlzeiten, da sprachen sie auch nicht viel mit einander, und merkwürdigerweise war eine Art Verlegenheit in Beider Gesicht ausgedrückt, sobald sie sich gegenüber standen. Das Gespräch kam nie recht in Gang. Amalie, die doch so heiter und gesprächig mit Ida allein war, machte den Eindruck, als ob sie nichts zu reden wüßte, und auch Oscar sprach meistens nur von Landwirthschaft, während er doch als Bräutigam besonders anziehend zu erzählen verstand. Mitunter versuchte Ida die Cousine auf das Unnatürliche ihres gegenseitigen Benehmens aufmerksam zu machen, doch sie unterbrach sie meistens mit heiterem Lachen und der stereotypen Bemerkung: Wir haben ja ohne Liebe geheiratet, es wäre zu

lächerlich, nun sentimental werden zu wollen. Wir leben doch ganz gut zusammen, Du siehst es, Ida, und sind Beide zufrieden. Wenn sie mit so viel Zuversicht von ihrer Zufriedenheit sprach, mußte dann wol Ida schweigen, denn nach dieser streben wir Alle, nur findet sie der Eine in dem, der Andere in jenem, aber leider am häufigsten erreicht man sie nie.

Da wir vorläufig, lieber Leser, nichts Näheres erfahren können, so verlassen wir jetzt Rosenthal, um erst nach einigen Tagen zum Empfange des kranken Freundes wiederzukehren.

Der Reisewagen steht vor der Thür und Leopold wird gerade von Oscar und dem uns bekannten Diener Tobias beim Aussteigen unterstützt, da er noch nicht ganz Herr seiner Bewegungen ist.

„Daß ich mich als hinkender Teufel Dir und Deiner Frau vorstellen muß, habe ich wol vor einem Jahre nicht erwartet; aber Dir, Tobias, imponire ich trotzdem mehr, weil der dritte Stern auf meinem Kragen aufgegangen ist.“

So scherzte Leopold, während er, an den Freund sich lehnend, zu stehen versuchte. Er bog sich nun zurück, um diesem voll in das Gesicht schauen zu können und wollte gerade in seiner lebhaften Weise die Freude über ihr Wiedersehen ausdrücken, doch er verstummte, offenbar über Oscars verändertes Aussehen erschrocken. Es war auch wirklich nicht mehr derselbe Mann, den er früher gekannt hatte. Um zehn Jahre gealtert, mit bleichen, eingefallenen Wangen, stand er vor ihm und sein seelenvolles Auge, in das Leopold stets so gerne blickte, schimmerte thränenfeucht und die langen dunklen Wimpern senkten sich rasch, als ob sie den besorgt forschenden Freund ein Geheimniß verbergen wollten. Vor diesem Anzeichen des Kummers versiegten Leopolds Witz und Laune. Stillschweigend betreten sie das Haus, in dessen Flur Amalie und Ida dem erwarteten Gaste entgegenkommen.

War das die Frau, welche Oscar ohne Liebe geheiratet hat? war das die Gattin, von der sein gefühlvoller Freund so kalt und ruhig schrieb? Konnte man in der Nähe dieser anmuthigen Erscheinung mit dem goldblonden Haare und dem zärtlichen Blicke leben, ohne erwärmt und begeistert zu werden? Und nun wie sie mit lieblichem Erröthen den Angekommenen ihre kleine weiße Hand entgegenstreckte, um ihn willkommen zu heißen, schien sie ihm vollends bezaubernd. Leopolds erste Bewegung war, einen verwundert fragenden Blick auf Oscar zu werfen, doch dessen consequent gesenkte Augen wollten abermals nichts verrathen. Als sie nun das Zimmer erreichten, das für den Gast bestimmt war, der Hausherr überdieß ihm auch seine eigene Wohnung zur Verfügung stellte, fragte Leopold von Neuem erstaunt, ob er denn allein da wohne?

„Warum wunderst Du Dich darüber?“ wurde ihm lakonisch zur Antwort, „Du weißt ja doch, meine Frau und ich wollen gegenseitig nicht stören, sie wohnt im entgegengesetzten Theile des Hauses, ich hier, auf diese Weise können wir aus- und eingehen, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen.“

Leopold hätte viel darum gegeben, den scherzhaften Ton wieder finden zu können, der ihm zur zweiten Natur geworden, doch sein gutes Herz war so ergriffen von dem leidenden Aussehen des Freundes und den räthselhaften Verhältnissen, die ihn umgaben, daß ein wehmütiger Ernst den jugendlichen Leichtsinn in den Hintergrund drängte und er sich das Versprechen gab, vorläufig ein schweigender Beobachter zu werden, in der Hoffnung, vielleicht helfend in das scheinbar zerstörte Leben seines Jugendfreundes eingreifen zu können.

Mehrere Tage weilte Leopold in Rosenthal, ohne mit seinen Beobachtungen sehr weit gekommen zu sein. Er brachte seine Zeit größtentheils in Gesellschaft der Damen zu, da Oscar, sich mit Geschäften entschuldigend, selten zu Hause blieb, der Freund aber, seines kranken Fußes wegen, ihn nicht begleiten konnte.

Nach den ersten peinlichen Eindrücken kehrte doch wieder Heiterkeit bei ihm ein, und er hielt gewöhnlich den Faden der Unterhaltung in seiner geübten Hand, worüber er oft Manches übersah, was für seine Beobachtungen von Interesse hätte sein können. Darüber dachte er nicht nach, ob Oscar gesprächig war oder nicht, ob Amalie in Gegenwart ihres Gatten unbefangen aussah, ob Ida für das eheliche Glück des jungen Paares förderlich oder störend einwirkte; er hörte nur Alle lachen, fühlte heraus, wie froh man war, sich unterhalten zu lassen und unterhielt sich selbst dabei am besten.

Oft knüpfte er Gespräche verschiedenster Art mit Amalien an, in der Hoffnung, sie näher kennen zu lernen, doch stets wußte sie geschickt dem Gespräche jene Wendung zu geben, die es neutralisirte, und vereitelte auf diese Weise Leopolds Absicht. Amaliens Schönheit blieb ein Gegenstand seiner Bewunderung, aber nach und nach fiel ihm auch Idas niedliche Persönlichkeit auf. Ob Oscar nicht am Ende für sie eine Neigung gefaßt? fragte er sich einmal und war nicht wenig überrascht, als über diese Vermuthung ein Gefühl von Zorn sich in ihm regte, was genau dem der Eifersucht glich. Von da an wendete er dem jungen Mädchen seine Aufmerksamkeit zu.

Ihr heiteres, kindliches Wesen fesselte ihn mehr und mehr, und wenn er seine unterhaltenden Geschichten zum Besten gab, schlug nur Idas frisches Lachen an sein Ohr, er bemerkte nicht, ob auch Andere sich dabei vergnügten. War zuweilen von etwas Ernsterem die Rede, machte Ida ein so herzig trauriges Gesichtchen dazu, daß Leopold ihr gefühlvolles Gemüt aus den betrübten Augen herauslesen konnte, und sich endlich gestehen mußte, Ida wäre die Frau, die ihn glücklich machen würde.

Der Zufall, welcher oft den Liebenden gewogen ist, wollte, daß eines Morgens, Amalie in ihrem Zimmer zurückgehalten, Ida allein in den Garten gehen ließ. Leopold hatte sie von seinem Fenster aus gesehen, daß sie lesend unter einem Baume saß, kam aber doch wie zufällig auf seinen Stock gestützt an ihr vorbei. Daß er stehen blieb und ihrer Einladung folgend, sich neben ihr niederließ, war doch ganz natürlich.

Anfangs wurde von allem Möglichen gesprochen, nur nicht von dem, was Leopold am liebsten wissen wollte; endlich warf er die Frage auf, wie das eigentlich komme, daß sie heute allein sei.

„Amalie ist etwas unwohl, und sehnte sich nach ein paar Stunden Ruhe," antwortete Ida.

„Ist sie nicht auch verstimmt seit einigen Tagen?"

Das Mädchen senkte die Augen und wurde sehr roth.

„Warum bringt Sie diese Frage in Verlegenheit?" sagte Leopold mit seiner gewöhnten Offenherzigkeit.

„Ich bin nicht verlegen," stammelte Ida, „doch Sie begreifen, daß ich als Amaliens Cousine und Freundin sehr ängstlich bin, über sie zu sprechen, da ich ganz unschuldigerweise etwas sagen könnte, was wie Verrath klänge, obwol ich nicht mehr von ihrer Gemütsstimmung weiß, als Sie selbst, Herr Rittmeister."

„Sind Sie also nicht ihre Vertraute?"

„O nein, was ihre innersten Empfindungen anbelangt, bin ich in gänzlicher Unwissenheit."

„In diesem Falle können wir wenigstens zusammen offen sprechen, da weder Sie noch ich in der Lage sind, Geheimnisse zu verrathen." Und mit dem Tone der Empfindung rief er lebhaft aus:

„Ist das ein Unglück, wenn man eine Ehe ohne Liebe eingeht?"

„Das größte," setzte Ida schnell hinzu, wurde aber über ihre Freimütigkeit neuerdings verlegen. Leopold sah sie ernst an.

„Nach dieser Aeußerung kann ich schließen, daß Sie nie Ihre Hand Jemandem reichen werden, den Sie nicht lieben!"

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf und bückte sich tief über das Buch, welches sie noch in der Hand hielt, um die glühende Stirne zu verbergen. Leopold rückte näher, faßte unverhofft ihren Kopf mit beiden Händen und ihn sanft erhebend, sah er ihr fest in die schönen treuen Augen, die, wie von einem Zauber gebannt, sich mit Innigkeit in seinen Blick vertieften.

Die Frage: „Ida willst Du meine Frau werden?" zitterte kaum hörbar auf den Lippen des erregten jungen Mannes, und das leise „Ja", das ihm geantwortet wurde, konnte auch mehr geahnt als vernommen werden, doch es genügte, um so, wie der Funke eine Mine sprengt, sein Herz und das ihrige mit einem Schlage zu nie gekanntem Glücke zu entflammen. Wir wollen ihr Gespräch nicht weiter belauschen, es würde uns nichts Neues bieten, den alle Verliebten variiren dieselben Thema's: Liebe, Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, und oft Berathungen, wie man die noch im Wege stehenden Hindernisse beseitigen soll. Die jungen Leute hatten diese ganze Scala durchgemacht, und waren beim Schlußaccorde angekommen, dem Vorsatze, Oscar und Amalien ihr Glück sogleich mitzutheilen, als Letztere auf sie zukam, doch mit so blassem, verstörten Aussehen und rothgeweinten

Augen, daß Ida eilig Leopold zuflüsterte: „Nur jetzt nichts sagen, sie scheint wieder aufgeregt zu sein.“

Die Begrüßung trug den Charakter peinlicher Verlegenheit von Seite der Verliebten, und Schmerz von Seite der jungen Frau. Im Laufe des sich sehr schleppenden Gespräches warf Ida einen Blick zu den Fenstern des Hauses hinauf und sah erst jetzt, daß Amalie von ihrem Zimmer aus ganz gut auf sie herab hätte sehen können, was, nach ihrem Benehmen zu urtheilen, gewiß geschehen war. Der Mittagstisch wurde von keinen heiteren Erzählungen gewürzt, alle schienen mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt; auch der Nachmittag und Abend verging mühsam und ohne Fröhlichkeit. Man trennte sich bald und Amalie schien große Eile zu haben, allein zu sein, da sie mit Hast der Cousine eine gute Nacht wünschte und ihre Thür verschloß. Ida blieb von den mannigfaltigsten Gefühlen bewegt zurück, ihr offener Sinn und ihr weiches Gemüt konnten jedoch keinen Zweifel oder Schatten lange vertragen. Eine Ausrede suchend, um Amalie nochmal zu sprechen, bat sie um Einlaß. Diese öffnete die Thür, nahm aber stillschweigend wieder ihren Platz beim Fenster ein, ihren Blick schwermütig in die dunkle Nacht versenkend. Schüchtern näherte sich das junge Mädchen der Cousine, legte mit Innigkeit den Arm um ihren Leib, und das Köpfchen schmeichelnd auf deren Schultern lehnend, frug sie besorgt:

„Amalie, was ist Dir? In der letzten Zeit bist Du eine Andere geworden, ich erkenne Dich nicht mehr; reizbare Laune stört die Harmonie Deines stets so gleichmäßigen freundlichen Wesens; Dein Aussehen verräth inneren Kampf; Du leidest und ich, Deine beste Freundin, darf es nicht wissen, warum bist Du nicht aufrichtig gegen mich?“

„Bist Du es vielleicht für mich,“ entgegnete Amalie vorwurfsvoll, „ich verhehle Dir einen Schmerz, Du aber verhehlst mir eine Freude, das ist weit unfreundlicher, denn man erspart gerne Denjenigen, die man liebt, einen Kummer, soll ihnen jedoch nicht den Genuß, sich mit uns zu freuen, rauben.“

„O theure Amalie, mache mir nicht einen Vorwurf, den ich bei Gott nicht verdiene, seit ich den ersten Keim von Liebe in meinem Herzen wahrnahm, wollte ich ständlich zu Dir eilen, Dich bitten, meine Vertraute, meine Rathgeberin zu sein, doch Du mußt mein süßes Geheimniß errathen haben, noch ehe ich es selbst gewußt, denn schon früher nahm Dein Benehmen den fremden Charakter an, von dem ich erwähnte, und ich kam zur Ueberzeugung, daß unsere Liebe allein es ist, die Dich so unmutig macht.“

„Warum das?“ schalt Amalie mit unsicherer Stimme ein.

„Das „Warum“ ist mir auch nicht klar, doch Deine Ansichten über Liebe waren stets so von den meinigen verschieden, daß mir der Muth fehlte, Dir mein Geheimniß anzuvertrauen, besonders seit ich Deine bittere Laune bemerkte. Ich wollte es vor Deiner nüchternen Anschauungsweise schützen, denn ich hörte Dich schon im Geiste lachen über meine Sentimentalität, wie Du Dich auszudrücken pflegst.“

Amalie lachte kurz und höhnisch auf. „Siehst Du, ich habe mich nicht getäuscht, Du lachst ja darüber, aber Du würdest nicht über Liebe spotten, wenn Du dieß Gefühl kennen würdest. Mein Liebesglück ist noch zu kurz, um mir genügende Erfahrungen verschafft zu haben. Doch es hat mein Gemüt so warm und sonnig gestaltet, daß ich Dich schon unzählige Male bedauert habe, dieses Glück gar nicht zu kennen und Dich aufrichtig beklage, eine Ehe ohne Liebe eingegangen zu sein." Wieder unterbrach ein kurzes unheimliches Lachen die Sprecherin, diese jedoch war zu sehr in ihre Schwärmerei vertieft, um sich so leicht stören zu lassen; sie fuhr fort, Amalien lebhaft zu schildern, welch' ein Glück es sei, zu lieben und wieder geliebt zu werden. „Du verhöhnst mich gewiß im Stillen," sprach sie schmollend weiter, „Du lachst mich aus, ich bezweifle es nicht, doch ich sage Dir —" Amaliens lautes Lachen übertönte die letzten Worte. „Habe ich nicht recht, daß Du mit meinen besten Gefühlen nur Spott treibst?"

Ida zog den Arm zurück mit dem sie die Freundin umschlungen gehalten, und wendete sich verletzt von ihr ab.

Amalie lachte immer mehr und mehr. Anfangs abgesetzt und stoßweise, dann aber klang ihr Lachen wild und überstürzt und ging endlich in ein dumpfes Schluchzen über. Als Ida sich erschrocken und befremdet umsah, hatte sie gerade noch Zeit, ihrer Cousine zu Hilfe zu eilen, welche kraftlos zusammenbrach.

Lach- und Weinkrämpfe wechselten durch ein paar Stunden ab, Amalie aber bat dazwischen dringend, Niemanden zum Zeugen ihrer Leiden zu machen, sie würde sich von selbst erholen, brauche weder Arzt noch sonstigen Beistand. Gegen Morgen beruhigte sich die arme Frau, und schlief endlich ein. Am anderen Tage hatte Ida keine Gelegenheit, vor dem Frühstücke mit Leopold zu sprechen, um ihm das Vorgefallene zu erzählen, denn sie wollte Amalie nicht allein lassen, kam daher erst mit ihr herab.

Nachdem sie sich für eine Weile entfernt hatte, um die Cousine in ihren häuslichen Pflichten zu überheben, blieben Leopold und Amalie allein.

„Sie scheinen heute sehr leidend, gnädige Frau?"

„Ein plötzliches Unwohlsein hat mir die Nachtruhe geraubt, doch nun ist es wieder vorüber."

„Gewiß wußte Ihr Mann nichts davon, sonst wäre er heute nicht mit Tagesanbruch auf die Jagd gegangen."

„Meinen Sie? Er kümmert sich doch so wenig um mich."

„Aber auch Sie, gnädige Frau, nicht mehr um ihn," gab Leopold bitter zur Antwort.

„Das will ich nicht leugnen; Sie, als sein Freund, werden wissen, unter welchen Verhältnissen wir geheiratet haben. Wo keine Liebe besteht, hat man auch kein Recht, sich Vorwürfe zu machen."

„Aber Sie haben doch die Pflichten der Ehegattin übernommen. Sie sind verpflichtet, Ihren Mann zu lieben."

„Läßt sich denn das zwingen?" fragte Amalie mit sonderbarem Lächeln.

„Warum halten sie sich von einander so ferne?" sprach Leopold weiter, Amaliens Frage umgehend, „Sie kennen sich ja eigentlich noch nicht."

„Nachdem wir ein Jahr verheiratet sind" — rief sie mit erzwungener Heiterkeit aus.

„Das ändert dennoch nicht meine Ansicht, ich gehe darin sogar noch weiter, indem ich die Behauptung aufstelle, Sie in den paar Wochen besser kennen gelernt zu haben, als Ihr Gemal in diesem ganzen Jahre Ihrer Ehe."

Amalie zuckte mit den Achseln, indem sie diese Aeußerung dahin deutete, „sie sei eine gewöhnliche Frau und zähle nicht zu den interessanten Charakteren, die erst studirt werden müssen."

„Nennen Sie, gnädige Frau, solche Charaktere unbedeutend, die man bald erkennt, so sprechen Sie damit nicht Ihr eigenes, sondern mein Urtheil aus; auch fühle ich die indirecte Anspielung, die darauf hinweist, doch sie beirrt mich nicht. Menschen, die sich geben wie sie sind, bei denen sowol ihre guten Eigenschaften, als auch ihre Mängel und Schwächen klar am Tage liegen, füllen ihren Platz oft würdiger aus, als interessante und bedeutende Charaktere, wie Sie diejenigen bezeichnen, die darin einen Gefallen finden, sich in Räthseln einzuhüllen, denn diese verfolgen gewöhnlich unerreichbare Ziele, halten die Augen stets erwartungsvoll gegen Oben gerichtet, zertreten dabei jedoch nicht selten die schönsten Blumen des Glückes, die auf ihrem Lebenspfade ihnen entgegenblühen. Diese unverstandenen Menschen, wofür auch Sie sich zu halten scheinen, gehen freudenlos und stets mit unbefriedigter Sehnsucht kämpfend durch's Leben."

Gedankenvoll hörte Amalie dem lebhaft sprechenden jungen Manne zu, der zum ersten Male mit männlichem Ernste und überraschender Trockenheit seine Ansichten aussprach.

„Oscar aber gehört doch nicht zu Jenen, die höhere Zwecke verfolgen," erwiderte die junge Frau fast mit einem Zuge von Verachtung um ihre zuckenden Lippen. „Er, das Prototyp des Materialisten, der Tag und Nacht in seine Rechenbücher sich vertieft oder Geschäften nachgeht, die darauf Bezug haben; der stets wenig spricht, weil seine Gedanken bei irgend einer Geldfrage oder nichtstimmenden Rechnung weilen, worüber er die Anwesenden, besonders seine Frau nicht bemerkt. Er kann doch nicht das eheliche Glück übersehen und zertreten, weil er nicht auf der Erde, sondern in Idealen seine Zufriedenheit sucht?"

Sprachlos starrte Leopold die erregte Frau an, die verwirrt über ihre Heftigkeit, sich auf den Tisch stützend, die Augen mit einer Hand verhüllte.

„So sprechen Sie von meinem Freunde, gnädige Frau? So sprechen Sie von Ihrem Gemal?" fragte er sichtbar verletzt. „Von diesem Manne, den seine Cameraden als Kinder schon verehrten, den seine Vorgesetzten

achteten, dessen poetisches Gemüt nicht an unreifer Schwärmerei kränkelt, sondern von wahrer edler Poesie durchdrungen ist?"

„O, wäre er so, wie Sie ihn beschreiben!" flüsterte Amalie halblaut und schmerzlich vor sich hin, „da hätte ich ihn ja geliebt!"

„Sollte er sich am Ende vor Ihnen verstellt haben? Wissen Sie auch nicht, daß er Dichter ist?"

Amalie ließ die Hand fallen, die ihre Augen schützte und sah erstaunt auf.

„Dichter sagen Sie? Nein, das halte ich nicht für möglich."

„Und ich wieder kann nicht begreifen, was Oscar für einen Zweck verfolgen sollte, vor Ihnen sich zu verstellen, so zwar, daß Sie ihn für einen Philister, für einen Geschäftsmann halten mußten, der kein Verständniß für sonst etwas auf der Welt hat, als für Gewinn. Mich regt nichts mehr auf, als wenn ich Räthseln auflösen soll, ich habe einmal kein Talent dazu, und nun wäre sogar mein bester Freund für mich ein Räthsel geworden."

„Sagen Sie mir die Wahrheit," nahm Amalie feierlich das Wort, indem sie mit krampfhafter Hast Leopolds Hand ergriff, während sich ihr Blick leidenschaftlich forschend auf ihn heftete, „wollen Sie nicht als guter Freund meinem Manne Eigenschaften leihen, die ihm ferne stehen?"

„Ich gehöre nicht zu den interessanten Charakteren, die sich verstellen können," erwiderte dieser mit einem Anfluge von Ironie, „doch wenn Sie mir als Freund nicht glauben, so gebe ich Ihnen als Soldat mein Ehrenwort: Oscar ist der bedeutendste Mann, den ich je gekannt; er hat Geist und Gemüt, ist eine edle Natur und kein Mann könnte die innigste Liebe seiner Frau mehr verdienen, auch kein Mann würde dieß Glück besser zu würdigen verstehen, als gerade er."

Leopold hatte sich in's Feuer hineingeredet und Amalie lauschte athemlos seinen begeisterten Reden; wahrscheinlich würde er noch lange nicht müde geworden sein, das Lob des Freundes zu verkünden, wäre nicht Ida durch ihr eiliges Erscheinen dazwischen getreten.

Mit verstörtem Gesichte stürzte sie herbei, die Botschaft bringend, es habe ein Bauer den Wagen für Oscar bestellt, denn er liege verwundet im Dorfe. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus Amaliens Brust. Sie sprang auf, verfügte sich selbst in den Stall, um zur Eile anzutreiben, bat Leopold, sie zu begleiten und wenige Minuten darauf fuhren sie im gestreckten Galoppe dem Dorfe zu.

Amaliens Aufregung war unbeschreiblich. Während der ganzen Fahrt, die ihr ewig lang erschien, sprach sie kein Wort, aber die Qualen ihrer geängstigten Seele waren auf ihrem verstörten Aussehen zu lesen. Leopold hatte auch genug zu thun, um die eigenen Gefühle niederzukämpfen, beobachtete daher nicht, was in ihr vorging.

„Wo ist mein Mann?" rief sie in Todesangst der Bäuerin entgegen, die unter dem Hausthore stand, vor welchem der Wagen anhielt.

„In der Stube liegt der gnädige Herr," war die Antwort.

Auf einem großen, rein aussehenden Bette lag Oscar ausgestreckt; den Kopf auf dem Polster zurückgeworfen, den linken Arm verbunden und schien tief zu schlafen.

„Was ist um des Himmelswillen geschehen?" fragte Amalie leise den beim Bette stehenden Arzt.

„Nichts von Bedeutung, gnädige Frau," beruhigte dieser, „eine leichte Fleischwunde, durch Unvorsichtigkeit des Jägers zugezogen, dem das Gewehr losging. Ihr Gemal ist nur vom starken Blutverluste erschöpft, auch rathe ich, ihn nicht zu wecken, denn der Schlaf ist gegenwärtig für ihn das beste Heilmittel."

Amalie ließ sich noch öfters die Versicherung geben, ihr Mann sei in gar keiner Gefahr, worauf sie den Arzt entließ, auch Leopold bat, nach Hause zurückzukehren, um Ida zu beruhigen; sie aber blieb bei dem Verwundeten allein zurück.

Scheu schaute sie sich vorher im Zimmer um, ob sie Niemand sehen könne, als ob sie befürchten würde, auf einer Schwäche überrascht zu werden, dann näherte sie sich vorsichtig dem Bette und versenkte sich in dem Anblicke des Schlafenden. Seine regelmäßigen Züge traten durch die Ruhe des Schlafes deutlicher hervor, und der Ausdruck, der auf diesem Antlitze lag, erzählte demjenigen, der ihn verstehen wollte, von tiefem Weh, das sein Inneres häufig foltern mußte.

Amalie sah lange in diese schönen Züge. Ach, sie waren so bleich, so mußte ihr Gatte auch als Leiche aussehen! Bei diesem Gedanken schauderte die junge Frau zusammen.

„O Gott! nur das nicht —" sprach sie unwillkürlich mit einem Blicke zum Himmel. „Jetzt, wo ich die Möglichkeit ahne, glücklich werden zu können, soll vielleicht der Tod alle Hoffnungen grausam zerstören? O mein Gott! lässest Du mich das Glück durchblicken, nur um es mir wieder zu entreißen? Sei gnädig mit mir, strafe mich nicht so, wie ich es verdiene!"

Die Ereignisse der letzten Tage zogen nun in ihrer Erinnerung vorüber, wie sie Idas und Leopolds Neigung bemerkt, wie sich dann ein Gefühl von Neid in ihre Seele schlich und sie von da an begonnen hatte, die Leere zu fühlen, zu welcher die Herzen ohne Liebe verdammt sind, wie die Sehnsucht nach Liebe mächtig in ihr erwachte und ihr Ruhe und Zufriedenheit benahm.

Ihren Mann, dessen Aeußeres ihr wol gefiel, glaubte sie dennoch nie lieben zu können; hatte er doch weder Gemüt noch Geist, sprach er ja nichts, als langweiliges Zeug, wie sollte man sich da, wäre er auch ein Adonis gewesen, in ihn verlieben? Ueberdieß war sie zu stolz, um ihm je entgegenzukommen, nachdem sie sich von ihm jede Annäherung verbeten hatte.

Aber unglücklich fühlte sie sich, so unglücklich, wie sie es nie geglaubt — und nun, wo sie vor dem Manne stand, der ihr durch Leopold als ein

ganz Anderer geschildert worden, nun sah sie ihn auch mit anderen Augen an.

Wie schön fand sie ihn jetzt, wie fühlte sie sich zu ihm hingezogen; könnte sie nur errathen, warum er sich vor ihr verstelle, könnte sie ihm in diesem Augenblicke um den Hals fallen und unter Küssen sagen, sie wolle ihn lieben — ja sie liebe ihn schon! Ihre Augen, die anfangs Schmerz ausgedrückt, ruhten nun voll Zärtlichkeit auf Oscar, und ein Hoffnungsstrahl umfloß ihr ganzes Wesen. Leise beugte sie sich vor über den so lange verkannten Mann, legte ihr Ohr horchend an seine leicht wogende Brust, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß das Herz, nach welchem sie nun so sehnsüchtig begehrte, noch schlage. Jetzt erhob sie den Kopf und näherte leise, ganz leise ihre Lippen den seinigen. Ob sie einen Kuß wagen sollte? Unwiderstehliche Gewalt zog sie zu ihm, sie sog seinen Athem ein, der ihre Lippen streifte und ein berauschendes Gefühl der Seligkeit bemächtigte sich ihrer bei der Erinnerung, Oscar sei ja doch ihr Gemal. Keines weiteren Widerstandes mehr fähig, bog sie sich noch tiefer herab und berührte sanft im Kusse des Gatten Mund.

Oscar zuckte im Schlafe zusammen und schlug die Augen auf. Sich aufsetzend, drückte er sein Erstaunen aus, daß Amalie den kleinen Unfall erfahren, obwol er strenge aufgetragen hatte, man solle nicht den Grund angeben, warum er um den Wagen schicke.

„Ist Dir meine Gegenwart so lästig?“ frug sie mit reizendem Lächeln.

Der Gatte heftete einen traurig fragenden Blick auf seine Frau, dann irrten seine Augen befangen im Zimmer herum, und er antwortete fast verlegen: „Gewiß nicht, mein Kind, ich dachte auch nicht an mich, sondern nur an die Ungelegenheit, die Dir zu Theil wurde, bei dieser Hitze hieher fahren zu müssen.“

„Die Sorge um Dich ließ mich die Hitze gar nicht achten.“ Wunderbar beglückend drangen diese Worte in Oscars Herz, und ein freudiges Aufleuchten seiner Züge verrieth die innere Bewegung. Gerührt reichte er seiner Gattin die Hand, doch zu einer weiteren Erklärung kam es zwischen ihnen dennoch nicht.

Seit jenem Tage trat die „Ehe ohne Liebe“ in ein neues Stadium, und das in ein weit stürmischeres, als das erste Jahr ihrer Verbindung gewesen.

Rastlos gingen die beiden Eheleute umher, sich gegenseitig beobachtend und doch immer von Neuem täuschend, sich suchend und fliehend zugleich.

Amalie schlich in Oscars Abwesenheit eines Tages in sein Zimmer, dort suchte sie alle Schriften und Bücher durch, die sie finden konnte. Klarheit wollte und mußte sie sich verschaffen, dachte sie bei sich selbst, schlug aber dazu alle Umwege ein, nur nicht den kürzesten Weg, den Weg, der am schnellsten vom Herzen zum Herzen führt, den geraden.

Sie fand gedruckte Gedichte von ihm, die sie mit Entzücken erfüllten, auch mehrere geschriebene aus der jüngsten Zeit lagen in der Mappe, wovon eines ganz besonders ihre Aufmerksamkeit fesselte. „Ohne Liebe“ war es überschrieben. Aus diesem Gedichte klang der bitterste Schmerz, ungeliebt durch's Leben wandern zu müssen; es klagte das Schicksal an, dem armen, schwachen Menschen solche Aufgaben zu stellen, und schloß mit dem entmuthigenden Ausruf: es sei einmal sein Los, er müßte es tragen.

Jedes Wort wie ein Vorwurf in Amaliens Herz, um ihr das Unrecht vorzuhalten, daß sie an dem Manne an ihrer Seite gethan, indem sie sein Unglück verschuldete. An ihr wäre es gewesen, dem Gatten das zu geben, über dessen Mangel er so traurig war; sie trug die Schuld, daß Oscar in Freudenlosigkeit verkümmerte; sie allein trug die Schuld an seinem Unglücke, während sein Glück in ihren Händen lag — in ihren Händen? Wer steht ihr dafür? Sie vermißte ja in allen Gedichten das Geständniß seiner Liebe. „Ohne Liebe“ heißt es im letzten Gedichte, also auch er hat keine im Herzen.

Wie schmerzlich erfaßte dieser schreckliche Gedanke Amaliens Seele, um sie gewaltig vom Gipfel ihrer Hoffnungen herabzustürzen. Lange blieb sie wie zerschmettert in tiefes Nachdenken versunken, doch mit einem Male warf sie stolz das Haupt zurück — „Er soll es nie erfahren, daß ich ihn liebe,“ sprach sie entschieden zu sich selbst und glaubte nun in diesem Entschlusse Ruhe zu finden — doch vergebens!

Qualvoll waren ihre Tage und Nächte, und je mehr sie ihren Gefühlen gebieten wollte, desto ungestümer lehnten sich diese gegen ihre schwachen Kräfte auf. Ihr Benehmen wurde immer räthselhafter.

Kalt und abstoßend gegen ihren Mann, mitunter übertrieben freundlich gegen Leopold und verschlossen gegen Ida. Oscar, von Neuem durch Amaliens liebloses Wesen gekränkt, hüllte sich noch mehr als früher in eine Atmosphäre von Unnahbarkeit ein, blieb anscheinend ruhig, stets wortkarg und wich sogar Leopold aus, in der Furcht, Rechenschaft über sein Innerstes geben zu müssen.

Auch unsere Liebenden litten nicht wenig unter diesem peinlichen Verhältnisse. Sie brannten vor Begierde, ihre Liebe, ihre Hoffnungen laut zu verkünden, um auch recht bald zum ersehnten Ziele zu gelangen, waren aber dennoch zu zartfühlend, um gerade diesen beiden gedrückten Gemütern durch das Bild ihres Glückes neue Wunden zu schlagen; sie würden ja darin sehen müssen, was sie vergebens suchten. Endlich reichte Leopolds Ueberwindung nicht mehr aus; seine Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit trugen den Sieg davon und führten ihn zum Entschlusse, offen mit Oscar zu sprechen.

Es war am Schlusse eines wieder schwer verlebten Tages, an welchem man weniger als je errathen konnte, was Einer vom Anderen halten sollte, als Leopold sich mit den Worten zu seinem Freunde wendete:

„Oscar, ich kann nicht länger schweigen! Meine Brust ist von Wonne und Glück zum Zerspringen voll, und doch sitze ich stets da wie eine geknickte Lilie.“

Der Angeredete glaubte, es sei wieder einmal einer von den sehr selten gewordenen Ausbrüchen der heiteren Laune seines Freundes, und ging darauf ein, indem er mattlächelnd bemerkte, Leopold sei in seinen Vergleichen nicht sehr bescheiden, da er sich zur Lilie stelle.

„Ich scherze nicht,“ fuhr dieser fort, indem er ernst vor den Freund hintrat. „Schau mich an, Oscar, aber gerade und offen — so — liebst Du Amalie? Wende Deine Augen nicht von mir ab und antworte Deinem ältesten, treuesten Freunde aufrichtig. Lese in meinem Blicke, wie ehrlich und gut ich es mit Dir meine; so oft ich Aug' in Aug' Jemanden um die Wahrheit gefragt, konnte er mir im Angesichte der Aufrichtigkeit, die aus meinen Augen spricht, diese nicht verweigern. Du wirst, Du kannst es auch nicht thun, mein Freund.“

„Sie hat kein Herz,“ antwortete der Gefragte ausweichend.

„Das ist nicht die Antwort auf meine Frage. Ich will vorläufig nicht wissen, ob sie ein Herz hat, sondern ob das Deinige für sie schlägt?“

„Wir haben ja ohne Liebe geheiratet, Leopold.“

„Nun ist es es mir aber schon zu viel,“ rief dieser ungeduldig auffahrend aus. — „O ihr bedeutenden Charaktere! — Ihr Poeten und geistreichen Philosophen! Ihr versteht doch einmal ganz und gar nicht die einzige reelle Philosophie des Lebens: glücklich zu sein. Ich sage mit dem Pharisäer im Tempel: „O mein Gott, wie danke ich Dir, daß ich nicht so bin wie Jene,“ wenigstens erspare ich mir eine Menge unnützen Kummer, sehe gut aus und vergehe nicht gleich, wie Wachs am Feuer, wie es bei Euch der Fall ist. Ist das ein Grund, weil man ohne Liebe geheiratet, dieser wie einem Gespenste sein ganzes Leben lang aus dem Wege zu gehen, anstatt sie zu suchen und zu pflegen? Ist es vernünftig, sich nicht einmal die Mühe zu geben, das ohnehin bestehende Band fester zu schließen und zu schmücken, immer wieder darauf hinweisend, daß die Liebe es nicht geknüpft? Was Du mir nicht gestehen willst, werde ich Dir sagen: Du liebst Amalie, Du leidest um sie.“

Ein Verstummen war Oscars Antwort.

Leopold maß in Aufregung das Zimmer mit großen Schritten, dann blieb er wieder stehen, seinen Freund betrachtend.

„Warum zeigst Du Dich Deiner Frau von so unvortheilhafter Seite? Warum bist Du so apathisch in ihrer Gegenwart? Du sprichst ja stets, als ob Du der gewöhnlichste Mann, als ob Du Landwirth mit Leib und Seele wärest, der keinen Gedanken über seine Aecker, Felder und Wiesen zu fassen im Stande ist; als ob Geldlust Deine einzige Freude ausmachen, als ob Du mit einem Worte der Gegensatz von dem wärest, was Du bist. Ich verliere mich in den Räthseln, die mich umgeben, und wie sind mir Räthsel verhaßt!

Willst Du mir nun nicht endlich den leitenden Faden in die Hand geben, der mich aus diesem Labyrinth hinausführt? Beantworte mir doch nur die eine Frage, warum Du Dich eigentlich vor Amalie so verstellst, warum Du Dich so gibst, daß sie Deinen Werth gar nicht erkennen, viel weniger ermessen kann?"

„Du bist geliebt, Leopold? Wie glücklich bist Du!"

„Und auch Du kannst es sein, aber anders mußt Du werden. Wer kann Dich denn lieben als das, was Du vor Amalie erscheinst? Mich selbst wirst Du schon bald irre führen, mich, Deinen ersten und glühendsten Verehrer. Hätte ich Dich erst jetzt kennen gelernt, wäre mein Urtheil über Dich ein höchst unvortheilhaftes, denn langweilig bist Du, Oscar — wie langweilig, das läßt sich gar nicht wiedergeben. Sage mir, ich bitte Dich dringend darum, was geht in Deinem Gehirne vor, was führt Dich auf so sonderbare Wege?"

Eine Weile trat Stillschweigen ein, endlich entschloß sich Oscar zu sprechen, wußte er doch, sein Freund sei entschlossen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, und er würde nicht mehr nachgeben.

„Als ich Amalie meine Braut nannte," hub er mit einem tiefen Seufzer an, „liebte ich sie wol nicht, hegte jedoch die süßeste Hoffnung, von dem besten Willen unterstützt, sie lieben zu können. Ihre Schönheit fesselte mich ohnehin, sie mußte jedoch mir auch Gegenliebe bieten, denn nur geduldet als verliebter Gatte wollte ich nicht sein, nicht am Ende von einer gleichgiltigen Gemalin mitleidig behandelt oder gar verhöhnt werden. Unsere Brautzeit wurde sehr abgekürzt; ich hatte wenig Zeit zu Beobachtungen, doch genug, um am Tage meiner Hochzeit bereits zu wissen, daß ich Amalie liebte. Mein Stolz, ihr nichts von meiner Neigung zu verrathen, bis sie mir Liebe zeigt, schmolz mit der Glut meiner heftigen Gefühle zusammen, und ich beschloß, als das kostbarste Hochzeitsgeschenk, ihr nach dem priesterlichen Segen das Geständniß davon zu machen. Wie glücklich ich den Morgen meines Hochzeitstages begrüßte, kann ich Dir nicht sagen. Wir sollten noch denselben Tag nach Rosenthal abreisen, ich aber konnte dem Drange meines Herzens nicht mehr gebieten, denn ich wußte, wir würden im Reisewagen nicht allein sein. Ida war als Reisegefährtin gebeten. Ich eilte somit auf Amaliens Zimmer, riß in meiner Ungeduld die Thür mit Heftigkeit auf und fand sie bei ihrer Reisetoilette beschäftigt. Den ersten Augenblick dachte ich zurückzutreten, gestützt jedoch auf meine nunmehrigen Rechte, trat ich auf sie zu und wollte die reizende Frau in meine Arme schließen. Sie aber machte einen Schritt zurück und sagte im eisigsten Tone:

„Was ist das für eine Art, Oscar, mich bei unvollendeter Toilette zu überraschen?"

„Du bist ja nun meine Frau," entgegnete ich, noch hoffend, „für uns habe die Etiquette aufgehört."

„O nein," wurde mir kurz geantwortet; „zwischen uns wird sie immer fortbestehen. Unsere Ehe ist ohne Liebe geschlossen, es kann also nur von ruhiger Freundschaft mehr die Rede sein, und dieser sind keine so weiten Gränzen gesteckt."

„Ich machte eine steife Verbeugung und ging. — Fängst Du an zu begreifen, daß ich für die Frau, die es nicht einmal der Mühe werth gefunden, ihr Herz zu prüfen, ob sie mich lieben könnte, nicht mehr sein wollte, als der Mann, den sie durch ihr Benehmen verdiente? Sie sollte mich für werthlos halten und eben darin ihre Strafe finden, einem unbedeutenden Menschen anzugehören. Vor Allem aber sollte sie nicht wissen, daß ich in die Schwäche verfiel, sie zu lieben. Ich floh ihre Nähe, weil sie mir Qual bereitete, ich versuchte nie mehr eine Annäherung, um mich nicht abermaliger Enttäuschung auszusetzen."

„Wer weiß, ob Amalie nicht auch aus ähnlichen Gründen den Versuch nicht wagt, ein innigeres Verhältniß anzubahnen?"

„Als ich bei meinem Erwachen in dem Bauernhause," antwortete Oscar auf diese Bemerkung des Freundes, „sie an meiner Seite fand und zum ersten Male einige herzliche Worte von ihr mein Ohr trafen, flackerte wieder die Flamme der Hoffnung einen Augenblick in mir auf, doch eine Entdeckung hat seither nicht nur abermals gedämpft, noch mehr, sie ganz erloschen."

„Sprich weiter, Oscar, kein halbes Vertrauen, nur keine Räthsel mehr; ich bin zu aufgeregt, um noch Zweifel zu ertragen. Was machtest Du für eine Entdeckung?"

„Daß Amalie einen Andern liebt."

Leopold fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. „Bist Du von Sinnen, Oscar, oder bin ich es? Ich kann keinen klaren Gedanken mehr auffassen. Alles, was Du mir bis jetzt mitgetheilt, jagt durch mein Gehirn und verwirrt mich völlig.

„In wen soll denn Deine Frau verliebt sein, doch nicht in mich, weil Du mich so kläglich ansiehst?"

Oscar schwieg.

Wie ein Blitz fiel nun Leopold ein, daß Amalie in letzterer Zeit ihn mit besonderer Freundlichkeit auszeichne — ja noch etwas — warum hatte Idas Geständniß, ihn zu lieben, sie so aufgeregt? Wie sonderbar war ihr Benehmen überhaupt! Sollte Oscar Recht haben?

Er konnte nicht mehr nachdenken. Eine unsägliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Bald ging er zum Fenster, um seinen glühenden Kopf abzukühlen, bald kehrte er wieder zum Freunde zurück und starrte ihn sprachlos an, dann wieder schlug er sich auf die Stirn, wühlte in seinem dichten Haare herum und stieß halbe, unverständliche Worte aus. Endlich stampfte er gewaltig mit dem Fuße, und ehe Oscar es gewahrte, sprang er aus der ebenerdigen Wohnung zum Fenster hinaus. In einer Eile, als ob er

Jemanden suchen würde, durchkreuzte Leopold den Garten. War das nicht eine weiße Gestalt, die dort am Ende der Allee sichtbar wurde? Es ist keine Täuschung gewesen, es war sie, es war diejenige, die er suchte, die er sprechen wollte — sprechen mußte.

„Amalie!“ rief er, alle gesellschaftlichen Formen bei Seite lassend, „bleiben Sie, ich bitte Sie! Hören Sie mich einen Augenblick nur an!“ rief er mit erhöhter Stimme, als er sah, daß sie hastigen Schrittes dem Hause zueilte. Da sie weder eine Antwort darauf gab, sich auch nicht aufhalten ließ, lief Leopold gewandt, als ob er nie einen kranken Fuß gehabt hätte, der Entfliehenden nach, und bald fühlte sich Amalie unverhofft von zwei starken Armen fest umschlossen.

„Aber Herr Rittmeister,“ rief sie entsetzt aus, „was wollen Sie von mir?“

„Aufrichtigkeit begehre ich, keine Räthsel und geschmückte Redensarten. Amalie, lieben Sie mich?“

„Gott bewahre!“ entgegnete die von Leopold festgehaltene Frau mit vor Schrecken bebender Stimme.

„Gott sei Dank!“ rief der junge Mann mit mehr Freude aus, als der glühendste Liebhaber es bei Entdeckung von Gegenliebe je gethan hätte. „O, ich beschwöre sie auf meinen Knien, gnädige Frau, endigen Sie unserer Aller Qual! Sie lieben ihren Mann und gestehen es ihm nicht, aus weiß Gott was für Gründen, die mir Naturmenschen unerklärlich sind; er liebt Sie bis zum Wahnsinn und wartet, Sie sollen ihm zuerst einen Beweis von Liebe geben, sonst dürfen Sie es nie erfahren; Ida und ich lieben uns, haben jedoch unser Glück von dem Ihrigen abhängig gemacht. Verhelfen Sie also uns Allen zum Glücke und zur Ruhe und seien Sie ein Mal wahr und aufrichtig gegen Ihren Mann; durch ein einziges Wort können Sie alle Räthsel auflösen, zögern Sie nicht länger, es auszusprechen.“

Leopold hatte sich aufgerichtet, ließ Amaliens Hand los und sah sich nun spähend um, da er Schritte zu hören geglaubt; als er sich wieder zu Amalien wenden wollte, war diese verschwunden.

Die Thür in Oscars Zimmer öffnete sich leise, ein leichter Schritt glitt geräuschlos über das Zimmer, und Amaliens zitternde Hand erfaßte die schlaff herabhängende Rechte ihres Gatten, welcher traumverloren in einem Armsessel zurückgelehnt lag. Aufgeschreckt durch diese Berührung, fuhr er aus seiner tiefen Träumerei und konnte einen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten, als er seine Frau erblickte, die nun wie todtmüde vor ihm in die Knie sank.

„Amalie! Du um diese Stunde hier, und in solcher Stellung, was soll das bedeuten?“ fragte er in höchster Erregung.

„Ist Dir das Beweis genug, daß ich Dich liebe?“ flüsterte die schöne Frau, indem sie demütig das lockige Haupt beugte. „Wirst Du mich nun für werth halten, mir in Dein Herz, in Deine Seele einen Einblick zu gönnen?“

„Bist Du es gewiß?“ frug Oscar noch mit ängstlicher Stimme, dabei streichelte er ihr Haar und Wangen, als ob er sich überzeugen wollte, er habe die Wirklichkeit, kein Trugbild seiner Phantasie vor Augen.

„Du bist es, Amalie? Du, die Tag und Nacht meine Seele erfüllte, Du, mein angetrautes Weib, das meinem Herzen so nahe steht und mir doch fremd geblieben? Du, zu meinen Füßen, mir Deine Liebe gestehend? Es ist viel, sehr viel, was Du mir gewährst, doch nicht zu viel, um die Leiden aufzuwiegen, die diesem wonnigen Augenblicke vorangegangen sind. Könntest Du eine Ahnung haben von den Qualen, die ich um Dich gelitten, könntest Du ermessen, wie mich Deine Kälte gefoltert, Du würdest vor der Größe meines Schmerzes schaudern müssen!“

„Verzeih' mir, Oscar!“ flehte Amalie, noch auf den Knien liegend; jetzt aber warf sie die Arme um den Hals ihres Gemals, der sie in seligem Entzücken an sich zog. Stumm vor Glück, wagten sie anfangs kaum zu athmen, um nicht aus dem berauschenden Traume zu erwachen. Nach und nach löste sich ihre Verzückung in Worte auf, doch Worte waren es aus der Herzenstiefe; Worte, die nicht mit todten Buchstaben wiedergegeben werden können, welche durch die Wärme der Empfindung ihren eigentlichen Werth empfangen; Worte, so süß und beglückend, wie sie nur die Liebe spricht.

Und als der Morgen heranbrach, und Amalie zum unzähligsten Male ihren Gatten mit zärtlichem Blicke fragte, ob er ihr verzeihen könne, schloß er ihr den Mund mit einem Kusse und antwortete, sie fest an sich drückend:

„Mir ist zu Muthe, Amalie, wie es einer Mutter sein möchte, der man ihren Erstgebornen nach unnennbaren Leiden zum ersten Male in die Arme legt. Auch sie hat viel gelitten, doch in diesem Augenblicke ist schnell Alles vergessen, bis auf das Eine — daß sie Mutter sei. Diese aber kennt keinen Vorwurf für ihr Kind, sein Besitz ist reicher Ersatz für alle erlittenen Schmerzen, sie drückt das theure Wesen an ihre Brust und dankt Gott, ihr so viel Glück geschenkt zu haben. Ich, Amalie, drücke Dich an mein Herz und weiß nichts mehr, als daß ich glücklich bin!“

Leopold hatte indessen sein Lager aufgesucht, und von der physischen und moralischen Bewegung ermüdet, schlief er bald ein. Bei seinem Erwachen sah er zu seinem nicht geringen Schrecken, er habe die Stunde verschlafen, die er täglich vor dem Frühstücke mit Ida im Garten zuzubringen pflegte; es war auch die einzige Zeit, wo sich die Liebenden ungestört sehen und sprechen konnten. Trotz aller Eile war es doch nicht möglich, die Zeit rückgängig zu machen, und unser Langschläfer wurde von Ida mit sehr kühler Miene empfangen.

„Verzeih' es mir, mein Liebchen!“ rief er schon von Weitem der Schmollenden entgegen; diese schien aber nicht in der Stimmung, verzeihen zu wollen, denn sie senkte verstummend den Kopf. „Kannst Du mir im Ernst grollen wegen eines so kleinen Vergehens, Ida?“

Keine Antwort. Leopold wollte ihre Hand erfassen, doch sie wurde ihm rasch entzogen.

„Ich bitte Sie, Herr Rittmeister," nahm das Mädchen mit feierlichem Ernste das Wort, „diesen Ton ein für alle Mal einzustellen, denn wir sind geschiedene Leute für's Leben."

Leopold prallte zurück.

„Wie kann eine kleine Verspätung solche Strafe verdienen?" fragte er vorwurfsvoll.

„Wie können Sie sich so meisterhaft verstellen?" fragte Ida entgegen.

„Auch Sie fangen schon an, in Räthseln zu sprechen," klagte Leopold; „werde ich denn gar nie mehr aus dem Dunkel in's Licht kommen? So lange ich nicht weiß, was Sie mir vorzuwerfen haben, gebe ich meine Rechte auf Sie nicht auf, und auf diese mich stützend, begehre ich nun von Ihnen, mir mit einfachen Worten zu sagen, aus welcher Veranlassung Sie Ihre Gesinnung gegen mich geändert haben; doch klar und deutlich müssen Sie sprechen, verlassen Sie sich nicht darauf, ich könnte es errathen; denn ich will nichts errathen, ich will die Wahrheit hören."

„Sie werden Ihren Scharfsinn nicht sehr anzustrengen brauchen, um zu errathen, was für ein Abgrund sich zwischen uns geöffnet, den zu überbrücken nunmehr eine Unmöglichkeit ist, wenn ich Ihnen sage, daß ich heute Nacht Sie Amaliens Namen rufen gehört, Sie zu Ihren Füßen gesehen habe. — Das sind doch keine Räthsel, es liegt wol Alles sehr klar am Tage."

„Also das ist es, Ida! Es läßt sich nicht leugnen, der Schein ist gegen mich, und dennoch schmerzt es mich so tief, daß Sie mich verdammen konnten, ohne mich zu hören, daß Sie mir Ihr Wort zurückgeben, ohne eine Rechtfertigung von mir zu erwarten, daß Sie mir meine Freiheit nachwerfen, ohne überzeugt zu sein, ich sei Ihrer Liebe unwürdig. Ich wiederhole es, der Schein ist gegen mich, doch Ihr festes Vertrauen hätte mich unendlich beglückt, Ihr Mißtrauen hingegen erfüllt mich mit Wehmut."

Leopold war aufgestanden und lehnte gedankenvoll an dem Geländer des naheliegenden Teiches. Ida schwieg verlegen. Eine innere Stimme sagte ihr, sie habe dem Geliebten Unrecht gethan, wenn sie jedoch wieder der vergangenen Nacht gedachte, fühlte sie sich im Rechte.

Da bot sich ihren Blicken ein neues Bild.

Oscar und Amalie gingen langsam hinter dem Gebüsche vorüber. Arm in Arm, mit Seligkeit in den Zügen, hielten sie einander fest und schienen in ihrem Glücke Alles um sich zu vergessen.

Jetzt schmiegte sich die Gattin zärtlich an ihren Mann, lehnte den Kopf an seine Achsel, während er stehenbleibend liebevoll auf sie herabsah. Leopold und Idas Augen begegneten sich, letztere fing nun an, die Wahrheit zu durchblicken, sie stand auf, näherte sich dem gekränkten Manne, und bot ihm schüchtern die Hand.

Dieser erfaßte sie und auf das glückliche Ehepaar mit der anderen Hand hinweisend, sagte er erregt: „Siehst Du, Ida, das habe ich heute Nacht auf meinen Knien erfleht, habe ich dafür verdient, daß Du mich von Dir stößest?“ Ida stand noch beschämt an Leopolds Seite, als Amalie und Oscar, das Brautpaar erblickend, sich ihnen näherten. „Nun“, sprach letztere die verstummte Gruppe an, mir scheint, „wir haben Rollen gewechselt, jetzt wollt Ihr uns Räthsel aufzulösen geben,“ und sich zu Leopold wendend, sprach sie in innigem Tone weiter: „Wir sind Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet, ohne Sie hätten wir uns wahrscheinlich noch lange, vielleicht gar nie verstanden.“

„Sie können mir gleich einen ähnlichen Dienst erweisen, gnädige Frau, denn gegenwärtig sind Ida und ich in der Lage, aus welcher ich Sie gerissen habe.“

„O, sprechen wir nicht mehr davon und verzeihe mir,“ bat Ida mit thränenfeuchten Augen.

„Sehr gerne, mein Kind, aber nur unter einer Bedingung: daß kein Mißtrauen und kein Räthsel mehr zwischen uns treten darf.“

An diesem Morgen saßen zwei glückliche Paare beim Frühstücke.

„Ist nun endlich der Bann der „Ehe ohne Liebe“ gebrochen?“ fragte schelmisch Leopold den so vergnügt aussehenden Freund.

„Er ist vor einem anderen Zauber gewichen, dem innigsten Verständnisse,“ antwortete Oscar, seine Frau zärtlich umarmend.

Jugendträume.

Von

Joseph Weyl.

Es saßen drei Knaben, ermüdet vom Spiel
Im Schatten der blühenden Eiben,
Sie schwatzten im kindlichen Frohsinn gar viel
Vom künftigen Leben und Treiben.
Was willst du denn werden, mein lustiger Paul?
Der Jüngste begann so zu fragen;
Ich werde Hußar, um auf schäumendem Gaul
Mir Ehre und Ruhm zu erjagen!
Und wenn dann ein Feind unsre Heimat bedroht,
Komm' ich mit den Meinen geflogen,
Da heißt dann die Losung: zum Sieg oder Tod!
Wird lustig der Pallasch gezogen!
Es meinte der Zweite: ich gehe zu Schiff,
Als Kaufmann durchkreuz' ich die Meere,
Mich schrecken nicht Stürme noch Klippen und Riff,
Auch Reichthum erwerben bringt Ehre!
Und kehr' ich dann heim wenn mit Schlauheit und Witz
Das Glück ich mir dauernd gepachtet,
Dann werdet ihr seh'n, wie den pfiffigen Fritz
Die Menge beneidet und achtet!
Und du, kleiner Franz, sag' was denkest denn du
In späteren Jahren zu treiben? —
Ich, sagte der Jüngste, ei, ich will in Ruh
Bei Vater und Mütterchen bleiben!
Ich sehne nach Lorbeer und Palmen mich nicht,
Mich locket kein Wunsch in die Ferne,
Daheim will ich üben die kindliche Pflicht,
Vom Elternhaus ging' ich nie gerne!

Da lachten die Brüder das Nesthöckchen aus,
  Wie thöricht! sprach einer zum andern,
Es kleben nur Schnecken so ängstlich am Haus
  Ein feuriger Bursche muß wandern!
Doch Nesthöckchen lächelt: mich laßt ungestört
  Der Scholle vertrauen, der festen,
Ich bleibe daheim, habe oft schon gehört:
  Daheim sei es immer am besten!

* * *

Der Jahre wohl dreißig zogen vorbei —
  Kam hin zu der schattigen Stelle,
Wo einstens als Knaben gesessen die Drei,
  Ein einziger, trüber Geselle!
Es war nicht der Franz, auch der Fritz war es nicht
  Der Paul war's, doch nimmermehr heiter,
Sein Haar war ergraut und sein Anzug war schlicht
  So zeigt sich kein lustiger Reiter!
Der Fritz, mit dem Sehnen in's Weite — nur fort,
  Dem Glück zu entringen die Gaben,
Ruht längst in der Heimat am friedlichsten Ort
  Im Schatten der Linden begraben.
Und Nesthöckchen Franz, der im Frieden so gern
  Geblieben im Vaterhaus wäre,
Als tapferer Held, seiner Heimat gar fern
  Fiel er auf dem Felde der Ehre!
Und Paul, der der Heiterste war dieser Drei,
  Hußar ist er doch nicht geworden
Als Rath sitzt er ernst in der dumpfen Kanzlei
  Lenkt friedlich die schreibenden Horden!
Die Träume der Jugend gehn selten wohl aus,
  Meist trüget das Sehnen und Hoffen,
Das Nesthöckchen hatte doch Recht: Ja! zu Haus
  Hat meist man das Beste getroffen!

Literarische Distichon.

Von

Carl Victor Hansgirg.

1.

Zu Grillparzer's Jubelfeier.

Jubelgreis, wohl eine Grille hatten die Parcen,
Denn sie wandelten Dir sich zu Grazien um. —
Wahrlich! Statt daß sie Dir den Lebensfaden zerschnitten,
Webten sie ihn zum Gespunst Deiner unsterblichen Kunst.

2.

Zum Trauerspiele „Sappho".

Mit zweizüngigem Schwerte spielte die Liebe des Phaon,
Doppelt ward er geliebt, doppelt, doch jedesmal — ganz.
Sappho liebte ihn wol gar allumfassend und mächtig,
Doch Melitta dabei tiefester Innigkeit voll.
Aber einzig allein bleibt Sappho die Große, die Hehre,
Weil sie dem Haße gebot — Liebe zu werden zuletzt!

3.

An Alex. Dumas „Monte Christo".

Monte Christo — fleischgewordene Wiedervergeltung!
Du Verschwender in Lieb', Du Verschwender in Haß —
Lohn und Strafe sühnten bei Gott Deine Prachtdiamanten,
Wäre komödienhaft falsch nicht ihr lockender Strahl!

4.

Victor Hugo's „Meerarbeiter".

Mächtig schilderst Du uns die Wunder und Schrecken des Meeres
 Und den riesigen Kampf des Elementes mit der Kraft.
Unser Entsetzen würde fürwahr! zur schaudernden Wahrheit —
 Höllenbreughel des Meeres — maltest den „Kraken" Du nicht;
Doch dieser Kraken — lebendiges Unthier phantastischer Vielheit —
 Wandelt doch nur zuletzt alles Entsetzen in — Scherz.

5.

Kalidasa's „Sakuntala".

Indiens Himmel fällt uns mit seinen lachenden Reizen
 Kosend fast in den Schooß, wenn wir Sakuntala schau'n.
Ja! Kalidasa! Du hast im siebenactigen Raume
 Uns statt glitzernden Dolchs Blüte des Mango gereicht,
Statt des quellenden Blut's den zitternden Mondstrahl am Lota,
 Und für Waffengetös — des Kokita Gesang.
Wie im glühenden Rausche Natur am heiligen Ganga
 Also hat sich der Mensch herrlich entfaltet in ihr.
Ohne Sohle wandeln sie hin — Gott, Priester und König,
 Und hat ein König gefehlt, fehlte bewußtlos er nur.
Während in blutiger Jauche vergeht des Occidents Drama,
 Fliegt es im Orient hoch in die ätherische Luft. —

Wer war der Klügere?

Von

Julie Gmeinwieser.

„Kein Wort weiter über meinen Lionel, ich dulde es nicht!“ und die dunkelblauen Augen des jungen Grafen E.... blitzten auf wie im ernsten Aerger und die feinen Lippen zuckten, als hätte man ein ihm nahestehendes Wesen gekränkt. Er griff rasch nach dem Champagnerglase, und ein hastiger Zug aus demselben war wol weniger eine Zufälligkeit, als ein weiteres Zeichen seiner Erregtheit.

Junge Cavaliere, bekannte Lebemänner der Residenz besprachen in einem der kleinen, geschmackvollen Cabinete Sacher's soeben das zuletzt in Pest stattgefundene Wettrennen. Man pries und tadelte die Vorzüge und Fehler der dabei betheiligt gewesenen Pferde auf's Lebhafteste, und da konnte es denn nicht anders kommen, als daß von der Miß Arabella des Fürsten S.... und von dem Mentor des Grafen H.... auch auf die vierfüßigen Lieblinge der plaudernden Herren selbst übergegangen ward und daß auch der Lionel des Grafen E.... endlich dem gerade nicht sehr günstigen Urtheile der Cavaliere unterzogen wurde.

Sie hatten eine gute Weile an dem Thiere zu tadeln gewußt, ohne daß der Graf auch nur ein Wort geäußert hätte. Schweigend hatte er zugehört, bis er endlich mit den vorerwähnten Worten ernst und entschieden eingetreten war für sein Eigenthum.

Solche Sprache, solcher Ernst aber befremdete eben an ihm, den sie Alle als einen der liebenswürdigsten, leichtlebigsten Cavaliere kannten, den die Oede und Stille, welche um sein väterliches Schloß auf Ungarns weiten Pußten herrschte, nicht trotzig und verschlossen gemacht, der von seiner Heimat nur die angenehmsten Nationaleigenschaften mitgebracht in die Kaiserstadt.

Ueberrascht blickten sie deßhalb alle auf den Sprecher, in der Erwartung, daß er durch eine weitere Erklärung seinen fast wie ein Verbot aussehenden Ausspruch rechtfertigen werde. Es zuckte eigenthümlich schwatzsüchtig um

seinen Mund, eine Reminiscenz aus noch nicht lange verflossenen Tagen; aber es schien zweifelhaft, oft sie geeignet sei für diesen animirten, lebensfrohen Kreis. Da half der Zufall. Ein elegantes Phaeton rollte durch die Weihburggasse.

„Schnell, Cameraden, hierher!“ Der junge Lieutenant R... vom Regimente Fürst Liechtenstein rief es. „Da fährt soeben Fräulein P... in der reizendsten Toilette von der Welt.“

Man ließ den träumenden Grafen und eilte an's Fenster, um der beliebten, gefeierten Künstlerin einen Gruß winken zu können.

Nachlässig lehnte die Dame in den weichen Kissen, und die zarten Finger spielten mechanisch mit einem Veilchenstrauße, den sie im achtlosen Spiel zerpflückte, wie sie auch manches tiefer fühlende Herz achtlos verwundet haben mag.

An das dachten die Herren freilich nicht; nur der Graf E... war durch die Nennung ihres Namens aus seiner bewegten Stille gerissen worden, und mit einer mehr verbitterten Miene, als solche sonst in diesem heiteren, sorglosen Gesichte zu sehen war, fragte er: „Nun, und wißt Ihr, gestrenge Richter, keinen Fehler an dieser Dame, da Ihr heute schon so stark im Kritisiren seid?“

„Entsetzlicher Mensch! Deine Phantasie übersteigt ja die eines Feuilletonisten! Von dem Aerger über einen Fehler Deines Lionel kommst Du zu dieser Frage, eine der geistreichsten Damen der Residenz betreffend?“

„Weißt Du nicht, daß, wie Schiller oder irgend ein Anderer sagt: „wo sie sich zeiget, sieget das Weib?“ warf ein Dritter dazwischen.

„Je nun, vielleicht ist es doch nicht gar so weit her mit meiner kühnen Phantasie, und vielleicht wäre es möglich, diese beiden gar so himmelweit entfernten Factoren unseres Gespräches in einen ganz logischen Zusammenhang zu bringen,“ meinte mit sarkastischem Lächeln Graf E.... „Nicht immer und nicht plötzlich strahlt ja dieser angebetete Stern am Himmel der Kunst in oder über den Mauern Wiens, wie Ihr lieber wollt. War es doch eben meine Heimat Ungarn, die den jetzt verwöhnten Liebling zuerst freundlich aufnahm; ein kleines Städtchen sah die ersten Triumphe der gefeierten Künstlerin, und ein ganz junger Lieutenant, meine Wenigkeit war dabei, als der erste, frische Kranz, der bescheidene Ausdruck der Begeisterung einer für Kunst schwärmenden Jugend der Dame in ihrer Wohnung durch eine eigens gewählte Deputation überreicht wurde. Ich glaube, daß jenem Kranze noch nicht das Los der Veilchen wurde, die heute soeben ein Opfer der zarten Sammthändchen geworden. Sie war damals noch nicht verwöhnt und hatte Sinn für Blumen und — Gefühle. Ich aber war zum Glück, oder leider?! bald mehr als begeistert für die Kunst — ich war entflammt mit all' der Glut einer reinen, unerfahrenen Jünglingsseele für das Weib, das ich in ihrer Art eben so hoch zu stellen wähnte, als die Künstlerin. Was es war, das sie veranlaßte, mir von gleich empfundenen Gefühlen zu sagen — ich

weiß es nicht; aber es geschah — und ich war glücklich, so glücklich — wie es nur ein unerfahrener Lieutenant sein kann. Damals war mir von meinem Vater zum Geburtstaggeschenke mein Lionel aus unserem heimatlichen Gestüte in die Garnison gesandt worden. Das Fräulein äußerte eines Tages nur flüchtig den Wunsch, im Besitze eines Reitpferdes zu sein und sprach davon, wie schwer es sei, in dem kleinen Städtchen ein gut dressirtes Pferd zu bekommen. Ihre leisesten Wünsche waren mir Befehl. Schon des nächsten Morgens sandte ich meinen Burschen mit Lionel zu der Dame, nachdem ein Brief vorausgegangen war, der sie in den zärtlichsten Bitten beschwor, mir zu erlauben, ihren gestern ausgesprochenen Wunsch erfüllen zu dürfen.

„Eine Stunde später folgte ich nach. Schüchtern fast, wie es eben nur die erste, wahre Liebe ist, trat ich in ihr Zimmer. Jubelnd flog sie mir entgegen. „Tausend Dank, Edgar!“ koste sie — ach, sie war ja damals noch nicht die gefeierte Künstlerin der Hauptstadt — und wußte also noch zu lieben, zu empfinden. Und die Stunden verflogen so rasch, so glücklich, und wir Beide träumten von einer rosigen Zukunft. Ich eilte heim, froh und heiter. Da sagte mir mein Bursche, Lionel war zurückgekehrt; es war keine Möglichkeit gewesen, das sonst so lammfromme Thier in dem Stalle zu halten, den man ihm angewiesen. Wie ich argwöhnte, konnte nur eine eigenwillige Einmengung des Burschen im Spiele sein, da er Lionel besonders lieb hatte, und so befahl ich ihm strenger, als es sonst meine Art war, in aller Früh das Pferd wieder der neuen Besitzerin zuzuführen. Mein Befehl wurde vollzogen, doch mit demselben Erfoge. Lionel war nicht zu halten, und es blieb nach ein paar wiederholten Versuchen nichts übrig, als für die Dame ein anderes Pferd kommen zu lassen, und mein Lionel wieherte fast verständnißinnig und heiter, als er neben dem neuen Ankömmling, der die Dame trug, mit mir durch die Straßen des Städtchens jagte.

„Bald darauf folgte das Fräulein einem an sie ergangenen Rufe und verließ Ungarn und — mich, jedenfalls leichter, als — mein Lionel mich verlassen hätte. Hier in Wien hoffte ich sie wieder zu sehen. Mit eigenthümlichen Gefühlen betrat ich zum ersten Male ihren Salon. Sie war allein, und ich Thor hoffte auf ein freundliches „Willkommen, Edgar!“ wie ich es so sehr gewöhnt. Daß dem nicht so war — Ihr werdet es begreiflich finden; sie war inzwischen eine Kunstgröße geworden. Lacht mich immerhin aus, es hat nichts zu sagen. Ich ging nach einer kurzen Visite nach Hause in den Stall zu — Lionel und flüsterte ihm beschämt in's Ohr: „Du warst klüger als ich, und bist zu rechter Zeit treu geblieben.“ Er legte den Kopf auf meine Schultern, und — darum seht, Cameraden! darum sagt mir Keiner etwas über meinen Lionel — ich darf es ja nicht dulden!“

Die Mädchen-Bürgerschule und ihre Aufgabe in Gegenwart und Zukunft.

Von

Caroline Gretschnigg.

Wenn wir die gesammte Culturarbeit, dieses Riesenwerk der stetig fortschreitenden Entwickelung der Menschheit, in's Auge fassen, so dehnt sich die Rundschau vor unserem geistigen Blicke in concentrischen Kreisen in immer fernere Fernen; neue Ringe fügen sich der Kette der Erscheinungen an; immer vielgestaltiger und gegliederter erscheint der Plan; immer verzweigter das Bahngeäder der menschlichen Geistesthätigkeit, welches nach allen Richtungen den Weltenbau bis an die Peripherie des Möglichen durchzieht.

Welche Fernsicht eröffnet sich dem Beschauer, der auf der Höhe einer vorurtheilslosen, objectiven Weltanschauung stehend, Umblick hält in Zeit und Raum. Zur Orientirung dient ihm als Führerin die Völkergeschichte, als verläßliche Karte die Natur, als Compaß sein Glaube an den Fortschritt der Menschheit. Was er hier erschaut, hinter sich in der Abenddämmerung der Vergangenheit, um sich in dem Mittagslichte der Gegenwart, und vor sich in dem Morgengrauen der Zukunft, ist — Entwickelung, Bewegung, Leben, warmes pulsirendes Leben, welches ihm in tausend Gestalten allüberall entgegentritt.

Entwickelung, planmäßige, nach ewigen Gesetzen sich vollziehende Entwickelung im Natur- und Völkerleben aller Zeiten, ein aus Ursache und Wirkung harmonisch gefügtes Ganzes stellt sich dem geistigen Schauen dar.

In den diametral entgegengesetzten Zeitanschauungen sowol, als in dem Drange historischer Ereignisse der verschiedenen Culturepochen, liegt ein Geist der Gesetzmäßigkeit und Ordnung, eine Bedingung durch innere Nothwendigkeit, ein unverrücktes stetiges Fortschreiten nach einem edlen Ziele; kurz eine Harmonie des Entwickelungsganges, die die hohe Bildungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes in glänzender Weise manifestirt.

Ernst und sicher hebt sich aus dem chaotisch durcheinander gewürfelten Treiben der Alltäglichkeit, aus dem Kampfe auf der Wallstatt der Zeit Ein Gedanke, Eine Idee ab, dient als Merkstein auf dem Wege der Selbsterziehung der Menschheit und reißt dieselbe mit einem Rucke über Klüfte des vermeintlichen Rückschrittes. Auf diese Weise erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, wie die Völker oft in einer Zeit, wo jeder Sinn für Aufschwung und Thatkraft erloschen oder vielmehr lahmgelegt schien, durch eine einzige vollbrachte Geistesthat in neue Bahnen gelenkt, einer neuen Gestaltung der Verhältnisse zugeführt wurden.

Daß die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart in zahlreichen Beziehungen einen bedeutsamen Wendepunkt im Ideengange der Zeiten bildete, wird wol Niemand leugnen, der die Zeichen einer sich vollziehenden Umwälzung im ganzen socialen Leben richtig zu deuten vermag.

Auf den Trümmern morsch gewordener Systeme und Weltanschauungen, aus dem Schutte zahlloser Vorurtheile und Verkehrtheiten, aus den Banden eines entwürdigenden Geisteszwanges in jeder Richtung, rang sich die Menschheit mit dem Aufgebote aller Kräfte los, und nun ist es die Aufgabe der Neuzeit, einen neuen Bau auf neuer Grundlage zu schaffen. Dieses Fundament ist die Arbeit in des Wortes weitester Bedeutung; sie ist das Symbol, der Träger der modernen civilisatorischen Aufgabe, welche die Gesellschaft zu lösen berufen ist. In dem allgemeinen Streben nach immer höherer Bildung, welches sich freilich in unserer Zeit mitunter in ungeheuerlicher und verschrobener Weise bemerkbar macht, verwischen sich die noch vorhandenen Spuren mittelalterlichen Kastengeistes nach und nach, und die Macht der Arbeit, die jedem Individuum das Recht gibt, sich sein Los durch Thatkraft und Brauchbarkeit in der Gesellschaft menschenwürdig zu gestalten, nivellirt langsam aber sicher die Standesvorurtheile.

Der tiefgehende Einfluß, den das allmälige Platzgreifen dieser völlig neuen Auffassung der Dinge auf allen Gebieten des staatlichen und socialen Lebens bedingte, äußert sich in seinen Wirkungen nach allen Seiten hin. Folgerichtig und in der inneren Wesenheit der neuen Ideen fest begründet, tritt die Pflege und Hebung aller jener Institutionen in den Vordergrund, die als Lebensbedingungen eines kräftigen gesunden Staates und Gemeinwesens erkannt und festgestellt werden.

Unter diesen Institutionen steht wol in erster Reihe die Schule, deren wahre Bestimmung und lebensfähige Thätigkeit im engsten Contacte mit den Culturbestrebungen eines Volkes, einer Zeit, der ganzen Menschheit überhaupt steht.

Der Werth und die Bedeutung, die eine Zeit und ein Volk seinen Bildungsanstalten beilegt, ist unbedingt der Gradmesser seiner eigenen geistigen Bedeutung, des Verständnisses für seine civilisatorische Mission.

Wenn man in der Geschichte der Culturvölker den Bestrebungen auf diesem Gebiete nachforscht, so stellt sich eine höchst interessante Thatsache als

Resultat dieser Vergleichungen dar. Die geschichtlich bedeutsamen Völker des Alterthumes, darunter in erster Reihe die Griechen, anerkannten zwar das Princip der Nothwendigkeit von öffentlichen Bildungsanstalten für die Jugend, die „Erziehung zum Schönen und Guten“ galt als Ideal ihrer pädagogischen Bestrebungen. In eigenen auf Staats- und Gemeindekosten errichteten und künstlerisch ausgeführten Gebäuden versammelten sich die griechischen Jünglinge zum Unterrichte in Musik, Grammatik und Rhetorik; jedoch für den Unterricht und die Ausbildung der weiblichen Jugend geschah nichts oder fast nichts. Einem ähnlichen Mangel an öffentlicher Theilnahme für die Erziehung der Mädchen begegnen wir auch bei den Römern, und wenn auch die völlig untergeordnete, abgeschlossene und unfreie Stellung der Frau eine Erklärung für diese geringe Theilnahme an dem Unterrichte der weiblichen Jugend liefert, so bleibt es doch unbegreiflich, wie ein Volk, begabt mit echtem Sinne für Schönheit und Menschlichkeit, wie die Griechen, von so unerschütterlichem Rechtsbewußtsein, wie die Römer, sich nicht bis zur Erkenntniß durchzuringen vermochten, daß sie die Früchte ihrer Culturarbeit in Frage stellen, indem sie eine ganze Hälfte der Bevölkerung in Unwissenheit und Beschränkung erhielten.

In Deutschland gestaltete sich die Sache von vorneherein anders. Die Innigkeit und Würde des deutschen Familienlebens ließ die Frau selbst in den Zeiten der rohen Gewalt und Barbarei eine sittlich geachtete Stellung als Gattin und Mutter einnehmen, im Gegensatze zu den gallischen und slavischen Stämmen, denen der Familiensinn völlig mangelte, und demgemäß auch das Weib wenig galt, sowie ihnen Pflege und Erziehung der Kinder ungekannte Pflichten waren. Den Deutschen gebührt unter den geschichtlichen Völkern des Mittelalters der Ruhm und das Verdienst in der Reinheit und Achtung des häuslichen Herdes, dieser einzig dastehenden, erhebenden Erscheinung den Grundstein gelegt zu haben zu einer sich allmälig bahnbrechenden richtigen Erkenntniß, von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Gründung weiblicher Bildungsanstalten. -- Es fiel diese Aufgabe zunächst zusammen mit den Klostergründungen, die schon vor Carl dem Großen ihren Anfang nahmen, deren Hauptthätigkeit jedoch in die spätere Zeit des Mittelalters fällt. — Es wäre ungerecht, wollte man die Leistungen jener Institute in der damaligen Epoche nicht anerkennen. Sie waren die ersten Pflanzstätten einer sich neu entwickelnden Bildung, man pflegte dort die classischen Ueberreste, der durch den Sturmwind der Völkerwanderung hinweggefegten früheren Culturperioden und regte den Sinn und das Streben für Wissen und Kenntnisse an. Auch die deutsche Sprache wurde nebst der lateinischen gelehrt und sorgfältig behandelt. Die Töchter der Ritter und Bürger erhielten ihren Unterricht und ihre Erziehung fast ausschließlich in den Nonnenklöstern des heiligen Benedict, unter denen das berühmte Frauenstift zu Bischofsheim sich seinen wohlverdienten Ruf bis in die neue Zeit herein bewahrt hat. Trotz der nicht zu unterschätzenden einflußreichen Wirksamkeit dieser Institute

während des Mittelalters blieben diese aber doch immer nur vereinzelte Bestrebungen, die aus inneren Gründen einen allgemeinen Umschwung in dieser Richtung nicht zu bewirken vermochten.

Die großen Männer der Reformationszeit und der darauffolgenden Jahrhunderte legten zwar ein entscheidendes Gewicht auf die Errichtung und Entwickelung von Mädchenschulen, allein der Erfolg war nur ein sehr unscheinbarer und langsamer, denn die neuen Ideen mußten den Kern des gesammten Volkes durchdringen, sollten sie allgemein fruchtbringend wirken. Zahlreiche Hemmungen in Gestalt von Vorurtheilen aller Art, verzögerten die practische und rationelle Verwirklichung der, in ihrer Bedeutsamkeit von den Besten aller Zeiten anerkannten allein richtigen Ansichten über diese wichtige Culturfrage, und so sehen wir das Emporblühen der Mädchenschulen nur sehr langsam und unterbrochen sich vollführen. Die realistische Richtung, welche durch die großartigen Erfolge der Wissenschaften, durch Erfindungen und Verwerthung derselben angebahnt wurde, ward der Hebel, welcher die letzten Vorurtheile aus den Angeln hob und eine Reform auch in dieser Richtung hin gebieterisch forderte. Wir sehen schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes einzelne Gemeinden und Städteverwaltungen lobenswerthe Versuche zur Gründung von Mädchenschulen machen und mit Eifer und Opferwilligkeit die guten Zwecke derselben fördern, doch blieben es, wie gesagt, immer noch sehr vereinzelte Bemühungen zu Gunsten der Hebung weiblicher Bildung und gingen dieselben nur aus dem edlen Streben Weniger, die mit den Zukunftsfactoren zu rechnen verstanden, hervor, nicht aber aus dem unabweisbaren Bedürfnisse aller Schichten der Bevölkerung. Auch schenkten die großen Männer, die eingehend und erfolgreich im Erziehungswesen arbeiteten, ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich der Hebung und Entwickelung der Knabenschulen. Der Staat zeigte noch immer eine völlige Nichtbeachtung oder gänzlich unzulängliche Würdigung und Theilnahme für die wichtige Schulfrage in Rücksicht der Unterrichtsstätten für Mädchen, und so sehen wir aus diesen verschiedenen Motiven um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhundertes sich die Privatspeculation auf die Errichtung weiblicher Bildungsanstalten verlegen.

Die Klosterschulen waren, obwol in katholischen Ländern ihre Wirksamkeit noch fortdauert, sämmtlich hinter den bewegenden Ideen der Zeit zurückgeblieben, sie hatten ihre culturhistorische Mission erfüllt; als positiver Erziehungsfactor, als Bildungsstätten für die Anforderungen, welche die Jetztzeit an die Leistungsfähigkeit der Frauen stellt, konnten sie nicht mehr gelten, wenn auch im Einzelnen und für manche Gegend heute noch die Klosterschule eine wirkliche Wohlthat ist.

Die Privat-Lehranstalten bemächtigten sich demnach hauptsächlich der erziehlichen Aufgaben, beeinflußen aber selbstverständlich nur gewisse Gesellschaftskreise, denen Gelegenheit und Mittel geboten waren, ihre Töchter denselben anzuvertrauen. Man erkannte in diesen Kreisen die Nothwendigkeit

einer höheren geistigen Ausbildung des weiblichen Geschlechtes in den äußersten Umrissen wol an, allein die Art, wie die Zeitforderungen von Eltern und Pädagogen aufgefaßt wurde, machte das Mittel zum Zwecke und verstimmte den Grundton der modernen Mädchenerziehung auf Jahrzehnte.

Unter dem unseligen Einflusse französischer Bildung bauten sich diese neuen Erziehungs- oder richtiger Dressiranstalten der weiblichen Jugend ihr System auf, welches eine seltsame Verquickung von Salonroutine, Modebildung und scheinbarer deutscher Gemütstiefe erzielen sollte. Während wir so eine Hälfte der Mädchen aus Mangel an tüchtigen Volksschulen alle Vortheile einer Schulbildung entbehren sehen, und ihnen selbst die Aneignung der dürftigsten Kenntnisse, als Lesen und Schreiben, erschwert und mitunter unmöglich wird, lernt die andere nur aus Modesucht, nascht an allerlei Wissenschaften ohne gründliche Vorbildung und wird von Eltern und Erziehern angeleitet, mit der so erworbenen Scheinbildung, mit dem Flitter der oberflächlichsten Art sich zu begnügen, sich ausgerüstet zu glauben für den Beruf als Gattin und Mutter, der ihnen als Ziel gezeigt wird, aber freilich nicht von der ernsten Seite der Pflicht, sondern nur als Befriedigung der Eitelkeit. — Daß die vollkommen irrige Auffassung von dem Wesen und den Zielen der Mädchenschulen dieses Streben nach rein äußerlichen Erfolgen, diese Verschrobenheit im Denken und Fühlen, diese gänzliche Unbrauchbarkeit für das practische Leben verschuldeten, und eine überwiegende Anzahl junger Mädchen in falsche Bahnen drängten, ihnen den Schein des Wissens, der Bildung liehen, und dafür die Einfachheit und Natürlichkeit der Jugend nahmen, sie ausgerüstet mit den Prätensionen der Halbheit, dem Leben und der strengen Wirklichkeit übergaben, das sind Thatsachen, für die die jüngste Vergangenheit und leider auch noch die Gegenwart eine traurige Bestätigung bringt. Zum guten Theile trägt der Geist, in dem die zahllosen Privatlehranstalten durch Jahrzehnte wirkten, an diesen bedauerlichen Erscheinungen Schuld, und mit ihnen die ebenfalls aus Frankreich importirte Gouvernantenwirthschaft, dieser „pädagogische Bandwurm“, wie Friedrich Richter es so trefflich bezeichnet.

Während die männliche Jugend in ernster, wenn auch oft einseitiger Schulung sich Reife und Tüchtigkeit für das Leben erwerben kann und durch die ausreichende Zeit, die dem Studium gewidmet ist, doch die Möglichkeit vorliegt, etwas Ordentliches zu erreichen, wurden und werden die Mädchen in einem Alter dem Unterrichte entfremdet, wo, bei sonst günstigen Verhältnissen, ihr Geist erst anfängt, mit Bewußtsein zu arbeiten und zu lernen. Es ist natürlich nicht zu leugnen, daß die geschilderten Uebelstände vielfach im Charakter der Zeit, die sie ausheckt, selbst wurzeln, daß sie abnorme krankhafte Auswüchse in den Uebergangsphasen der menschlichen Entwickelungsgeschichte bilden, wie sie die einzelnen Stufengänge derselben in fast allen Gebieten aufweisen, und daß dieselben vor dem Lichte der geklärteren Anschauungsweise der Gegenwart zu weichen beginnen.

Nachdem man sich zu der Einsicht durchgerungen, daß Zeit und Verhältnisse die Stellung der Frau naturgemäß und in Folge des unaufhaltsamen Schrittes der Ideen und deren Bethätigung im Culturleben der Gesellschaft völlig umgeändert, daß demgemäß ihre Aufgabe, ihre erziehende Mitwirkung zum Gesammtwohle eine umfassende sei, daß es der vereinten Arbeit der beiden Menschenhälften bedürfe, um Staat, Gesellschaft und Familie gedeihlich zu entwickeln, daß ferner die modernen Begriffe von Recht, Sittlichkeit und Freiheit in Verbindung mit den nunmehrigen Stand der socialen Verhältnisse, die wirthschaftliche Selbstständigkeit der Frauen unbedingt fordern, so liegt in diesen Ueberblick der Sachlage von heute schon der Grundgedanke, der die moderne öffentliche Mädchenschule in's Leben rief, und den Weiterausbau dieser hochwichtigen Schöpfungen für Staat und Familie leiten muß.

Der Geist der Sonderinteressen, des Kastenwesens, der Privilegien ist vor dem Forum der gesunden Vernunft, der individuellen inneren Freiheit unerbittlich verbannt, in dem Bewußtsein der Zusammenhörigkeit, des vereinten Wirkens aller Kräfte für Ein Ziel, der Gleichberechtigung in den Ansprüchen auf die geistigen Güter der Menschheit, auf Bildung und Arbeit, gipfelt die moderne Gesellschaftsidee, in dem strebsamen kräftigen Bürgersinne liegen die Wurzeln ihrer Kraft. Die Aufgabe der Schule im Allgemeinen und der Mädchenschule im Besonderen ist demnach vorzüglich die, unseren Mädchen nicht allein ein weniger reiches als vertieftes gründliches Wissen, eine gediegene Vorbildung für spätere Fachstudien zu vermitteln, sondern auch das Streben für Bildung und Veredlung in jeder Richtung hin zu wecken, den Gemein- und Familiensinn zu stärken und sie den Zweck des Lebens in Thätigkeit und Berufstreue zu suchen lehren. Nur jene Anstalten, die sich die Erreichung dieses Ideals als Ziel setzen, können zeitgemäß wirken und für Staat und Familie segenbringend werden. Die Mädchen-Bürgerschule, eine aus dem innersten Bedürfnisse der Zeit hervorgegangene Errungenschaft, deren gedeihliches rasches Emporblühen jeden, der den wahren Werth einer gediegenen zweckmäßigen Mädchenerziehung würdigt, mit lebhaftem Interesse erfüllen muß, ist die practische Verwirklichung, die wenigstens annäherungsweise Erfüllung eines allgemeinen menschlichen Bildungsideals, einer in den jetzigen Verhältnissen tief begründeten, gebieterisch mahnenden Zeitfrage.

Durch Gründung dieser Anstalten ist ein Unrecht gesühnt, welches zum Fluche zahlloser Mädchen und Frauen geworden, und entsittlichend auf Generationen gewirkt. Während bisher die sogenannten gebildeten Stände und auch unter diesen nur die Minderzahl ihren Töchtern durch kostspieligen Unterricht in Privatschulen oder durch Gouvernanten einen Grad von Bildung vermittelten, der ihnen häufig nur verderblich wurde, ward der ganze ärmere Mittelstand in unverantwortlicher Weise vernachlässigt, denn die ungenügenden und übelbestellten Volksschulen boten hunderten von

strebsamen Mädchen einen höchst dürftigen und zur Erreichung einer besseren Lebensstellung unzulänglichen Unterricht. Nicht so glücklich situirt, wie ihre bevorzugten Schwestern, waren diese Armen frühe darauf angewiesen, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, die mangelhafte Schulbildung machte es ihnen zur Unmöglichkeit, irgend einen einträglicheren Erwerb zu suchen; sich in irgend einem Fache auszubilden, fehlten die Mittel, unentgeltliche öffentliche Anstalten gab es nicht; die kümmerlich entlohnte Handarbeit war ihre einzige Hilfsquelle. Die Zahl der so frühzeitig untergrabenen Frauenexistenzen ist wahrlich nicht gering und eine weitere traurige Anzahl ging moralisch zu Grunde. Während die Knaben von Kindheit auf einem Lebensberufe zugeführt wurden, der sie dann ernährte, trat an die Mädchen ebenso die Nothwendigkeit des Broterwerbes heran, wie an die Söhne der unbemittelten Stände, und fand sie unvorbereitet, stützelos, verlassen. — Wahrlich eine Thatsache, weder neu, noch übertrieben, die uns aber in jedem einzelnen Falle, welcher uns im Leben entgegentritt, auf's Tiefste erschüttert. Die schreiende sociale Ungerechtigkeit, an der man achtlos durch lange, lange Jahre vorübereilte, findet nun endlich einen würdigen menschlichen Ausgleich.

Die neuen öffentlichen Anstalten, in erster Reihe die Mädchen-Bürgerschule, bietet jedem, auch dem ärmsten Kinde Gelegenheit, im Laufe von acht Schuljahren bei einigem Fleiße und Geschicke sich eine genügende Summe von Wissen anzueignen, um später mit geringer Mühe und wenig Zeit irgend ein Berufsfach gründlich erlernen und ausüben zu können, und so materiell gerüstet den tausend Eventualitäten des Lebens entgegenzugehen.

Wenn nun die Bürgerschule die Aufgabe hat, einerseits in angedeuteter Weise practisch zu wirken und darin die reale Seite ihrer Mission zu lösen, indem sie eine gründliche Schulung, frische Thätigkeit und Lust und Freude an derselben, practische Tüchtigkeit und wirthschaftliche Selbstständigkeit der weiblichen Jugend zu vermitteln berufen ist, so ist es zunächst hauptsächlich die Familie, der sittliche Grundpfeiler alles gesellschaftlichen Lebens, welcher der wohlthätige und tiefgehende Einfluß dieser neugeschaffenen Bildungsstätten zugute kommt. Die Ansicht, daß ein höherer Grad allgemeiner Bildung hemmend auf die hauswirthschaftliche Thätigkeit der Frau wirke, daß sie desselben überhaupt in ihrem Wirkungskreise nicht bedürfe, gehört glücklicherweise heute nur mehr der Tradition an; man hat, durch die Erfahrung belehrt, eingesehen, daß tüchtig geschulte, an Zeiteintheilung und geregelte Thätigkeit gewöhnte Mädchen auch in ihrem häuslichen Pflichtenkreise diesen Sinn für Ordnungsmäßigkeit hinübernehmen, als Hausfrauen die Resultate des Gelernten practisch verwerthen und dadurch mit geringerem Kostenaufwande und in wenig Zeit das physische und geistige Wohl der Familie überwachen und günstig beeinflußen werden. Ein, zwischen den Anforderungen des Salonlebens, den kleinlichen Alltagsbeschäftigungen des Haushaltes und der Sorge um Toilette vertrödeltes Mädchenleben, ohne

geistigen Inhalt und regelmäßige bildende Thätigkeit, bietet doch wahrlich eben keine besseren Garantien für häusliche Tüchtigkeit. Aber nicht allein die Sorge um eine rationelle Befriedigung der physischen Bedürfnisse ist es, welche den Wirkungskreis der Hausfrau ausmachen, es ist dieß ein zwar unerläßlicher, aber doch immer untergeordneter Theil ihres Wirkens, und der Geist der Zeit fordert von ihr, daß demselben bis in die kleinsten Einzelnheiten mit Umsicht und Genauigkeit Rechnung getragen werde, und doch die Frau darüber nicht zur Wirthschaftsmaschine werde, sondern Sinn und Verständniß für den höheren Zweck ihrer Bestimmung bewahre. Sie ist als Mutter die erste und einflußreichste Erzieherin ihrer Kinder; unaustilgbar bleibt die Einwirkung der Mutterhand, des Mutterwortes erkennbar im Leben der Familie, ja selbst über dieselbe hinaus begleitet sie den Menschen durch's Dasein und drückt ihm ihren veredelnden oder verfehlten Stempel auf. In tausend und tausend Lebenslagen beruht das Wohl und Glück einer zahlreichen Familie auf dem echten Frauensinne, auf der Berufstreue und Charakterstärke der Mutter, und steht oder fällt mit ihr, je nachdem dieselbe ihrer Aufgabe gewachsen ist oder nicht. Fordert eine so weitgreifende verantwortliche Lebensstellung nicht eine möglichst vollkommene Vorbereitung in den Jugendjahren? Diese zu vermitteln durch Entfaltung eines klaren, bewußten Denkens, eines festen, sittlich reinen Willens ist die ideale Aufgabe der Schule, die sie in Verbindung mit häuslicher Einwirkung zu lösen hat, und die sie bei fortschreitender ungehemmter freier Entwickelung auch lösen wird.

Daß die Früchte eines in diesem Sinne geleiteten und in der modernen Schule zu gewissenhaftem Streben gewordenen Jugendunterrichtes auf alle Gebiete des socialen Lebens veredelnd wirken werde, daß die Anzahl der durch verfehlte und vernachlässigte Erziehung unglücklich gewordenen Existenzen abnehme und häusliches Glück gefördert werde, diese erhebenden Ziele für allgemeines Menschenwohl seien der Sporn, der alle Eltern und Lehrer zu rastlosem Vorwärtsschreiten auf begonnener Bahn vermöge, während die gesammte gebildete Gesellschaftsclasse diesen Bestrebungen reges Interesse und warme Theilnahme schenke.

Und durch so festvereintes unermüdetes Wirken von Schule und Haus wird es gelingen, Goethe's großes Wort zum prophetischen Wahrspruche zu machen: „Erziehet euere Mädchen zu Müttern und es wird um die ganze Menschheit besser stehen."

Der alte Zigeuner.

Von

Michael Vörösmarty.*

(Aus dem Magyarischen von Ludwig Dóczy.)

Spiel', Zigeuner, trink mir nicht umsonst!
Schlenkre mir vergeblich nicht die Beine!
Was ist Gram bei Wasser und bei Brot?
Füll' den herben Kelch mit jungem Weine.
Erdenleben ist nur Unbestand,
Einmal Frost, dann wieder Feuerbrand;
Streich drauf los! Wer weiß, wie langs noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

Wirbeln soll, wie Gischt, dein kochend Blut,
Kreisen soll dein Hirn, dein Mark sich schüttern,
Glühen soll dein Blick Kometenglut,
Dröhnen deine Saite von Gewittern,
Scharf und tödtlich, wie des Hagels Sprühn,
Denn der Menschen Saaten sind dahin —
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang es währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

---

* Das Schwanenlied des edlen Sängers, den, wie so viele seiner Landsleute, der Ausgang der Bewegung vom Jahre 1848 unheilbar erschütterte. Was Széchenyi zum Wahnsinne trieb, erzeugte bei Vörösmarty die düstere Melancholie, deren furchtbarer, aber durch einen nachdämmernden Hoffnungsstrahl verklärter Ausdruck dieses Gedicht ist. Der Uebersetzer.

Von dem Donner lerne Melodien,
Wie er ächzt und stöhnt und brüllt und wettert;
Schiffe löst und Stämme niederwirft,
Leben würgt und Thier und Mensch zerschmettert.
Denn es brennt die Welt in Kriegesbrand,
Gottes Grab erbebt im heil'gen Land.
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang es währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret!
Gram im Herzen und im Glase Wein —
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein.

War das Stöhnen? War's ein Weheschrei?
War's an Gottes Thor ein wildes Pochen?
Aechzet so der Hölle Mühlenrad?
Fallen Engel? Ist ein Herz gebrochen?
Jammert Wahnsinn? Grollt ein flüchtig Heer?
Tos't der Hoffnung rückgedämmtes Meer?
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang es währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret!
Gram im Herzen und im Glase Wein —
Spiel', Zigeuner, — laß die Sorge sein.

Stöhnt da nicht vor Paradieses Thor
Des Verjagten ersten Jammer wieder?
Dröhnt da nicht des Bruders Keulenschlag,
Und der ersten Waisen Todtenlieder,
Und des Geiers Flug zum ew'gen Mal
Und Prometheus nimmer todte Qual?
Streich nur zu! Wer weiß, wie lang es währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret!
Gram im Herzen und im Glase Wein —
Spiel', Zigeuner, — laß die Sorge sein.

Laß die Erde, laß den blinden Stern
Fort in seiner bittern Jauche waten,
Seine Laster, Hirngespinnste sich
In des Wetters Flammenbad entladen,
Bis die Arche kommt, die eine Welt,
Eine bessere im Schoße hält.

Streich denn los! Wer weiß, wie lang es währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret!
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorge sein.

Spiel' — doch nein. Laß jetzt die Fiedel ruhn.
Noch wird einst die Welt ein Fest begehen!
Wenn der Grimm des Sturmes ausgetobt,
Und die Zwietracht starb in Kampfes Wehen.
Dann streich los, begeistert und beglückt,
Streich, daß sich der Götter Ohr entzückt,
Dann, vom Wein der Freude toll
Heb den Bogen, streich ihn voll,
Und die Stirne leuchte, wie der Morgen:
Spiel' — und laß die Welt sich selber sorgen!

Eine Teufelsbeschwörung.

Novellette.

Von

H. Wild.

Wer das Städtchen X . . . und seine waldige Umgebung kennt, in der es wie in einem grünen Neste gebettet liegt, oder auf der Durchreise nach B . . . es wenigstens flüchtig berührt, der weiß, daß in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelmeilen die Straße, die schon eine geraume Weile an beiden Seiten vom Walde eingeschlossen ist, sich plötzlich nach viel verschiedenen Richtungen theilt. Nach der einen derselben hin verliert sie sich in eine enge, düster überwachsene, abschüssige Felsenschlucht zur Verzweiflung der fluchenden Kutscher, die ihr Schicksal dahin führt, und noch mehr der schwerziehenden keuchenden Pferde, die ihr Gemüt durch Fluchen nicht erleichtern können. Auf dem kleinen Platze, der durch die Theilung der Straße gebildet wird, dicht bei dem Eingange der Schlucht, erhebt sich ein schönes eisernes Kreuz, das in seiner starren todten Ruhe sonderbar absticht von der ebenso stummen, aber ewig bewegten räthselhaften Lebensfülle, die aus der Einsamkeit des Waldes zu uns spricht. Ursprünglich stand an diesem Platze ein einfaches hölzernes Kreuz, um die Stelle zu bezeichnen, wo vor Jahren ein Mord geschehen war. Die Leiche des Unglücklichen war aufgefunden worden, Niemand kannte ihn, er war aus einem fremden Orte, und der Rath der Stadt ließ damals das hölzerne Kreuz errichten, sei es, um warnend die Erinnerung an eine finstere That wach zu erhalten, sei es, um den Vorübergehenden zu einem stillen Gebete für die arme Seele aufzufordern, die so unerwartet hier zum Abschlusse ihrer irdischen Laufbahn gekommen war.

Jahre waren darüber vergangen, das hölzerne Kreuz neigte sich verwittert zur Seite, kein Mensch dachte daran, es zu erneuern. Da erschienen plötzlich fremde Personen in der Stadt, erkundigten sich eifrig nach dem

Verunglückten, der beinahe schon vergessen war, und gründeten an die Stelle des hölzernen Kreuzes das eiserne auf schönem Postamente von weißen Stein, mit breiten Stufen ringsherum, zum Sitze für den müden Wanderer oder für den Andächtigen.

Die Gründer verschwanden, als ihr Werk kaum vollendet war, das Ereigniß sank nach und nach wieder in Vergessenheit und eine Generation hatte die andere abgelöst. Nur das Kreuz stand noch immer, freilich vom Roste hie und da angefressen, und Gras drängte sich zwischen den Spalten der Stufen hervor, aber es paßte nur um so besser zu seiner Umgebung, und redete in der Einsamkeit seine ernste Sprache von der Vergänglichkeit alles Irdischen und der Sehnsucht, die gegen Himmel flieht.

Allein nicht der Mord war es, der diesem Punkte im Walde seine eigentliche Berühmtheit verliehen. Seit grauer Urzeit schon hatte ihn die Phantasie des Volkes zu ihrem Tummelplatze gewählt, und gewiß, er besaß im hohen Grade jenen Zauber strenger Abgeschlossenheit, der nie ohne Einwirkung auf romantisch erregbare Gemüter bleibt. Schauerliche Geschichten wußte man sich zu erzählen aus den Tagen, wo noch Heiden im Lande gewohnt und der Böse hier die Versammlung seiner Gläubigen hielt. Ja, noch länger nachher hatte er nicht aufgehört, sein Wesen da zu treiben, und in gewissen Nächten des Jahres, wenn vom mitternächtlichen Himmel der Mond im ungetrübten Glanze niedersah, hatte er zu erscheinen gepflegt, bereit, sich Jedem dienstbar zu machen für dieses Leben, der sich ihm unter den gewöhnlichen Ceremonien für das künftige verschrieb. Man zeigte sogar noch einen großen schwarzen Stein, der zum ewigen Wahrzeichen dort zurückgeblieben war, und sonderbarer Weise in einträchtiger Ruhe, dicht am Fuße des frommen Monumentes lag. Wodurch aber der Stein seine schwarze Farbe erhalten, das wußte man nicht, und das war eben das Schauerliche. Einige behaupteten, die Flammen seien aufgeschlagen, als der finstere Geist zum letzten Male hier zur Tiefe fuhr, und hätten den Stein schwarz gebrannt, Andere hingegen meinten, das Blut der unseligen Opfer liege da zu einem Klumpen zusammengeballt, bis es dereinst am jüngsten Tage wieder flüssig würde, und jeder Eigenthümer sich seinen Theil holen könne, um damit bereichert zu einem neuen Abschnitte ewiger Qualen einzugehen.

Sei es nun, daß die heiligende Nähe des Kreuzes den profanen Gottseibeiuns aus seinem Reviere verjagt, sei es, daß der Einfluß der Jahre, wie bei allem Geschaffenen, sich auch bei ihm merklich gemacht und seine Wander- und Unternehmungslust geschwächt, oder daß ihm wirklich, wie Einige spotteten, der Lärm der Locomotive zuwider war, die nicht gar ferne von dem Platze in rastloser Eile ihre Züge mit feurigem Athem durch das Thälchen schleppte, genug, der alte böse Herr hatte seit Menschengedenken kein Zeichen seiner Gegenwart mehr gegeben und schien in der That friedlich am eigenen Herde eingeschlafen zu sein.

Umsomehr nimmt es uns Wunder, in einer ziemlich unfreundlichen Nacht anfangs September, und zwar gerade die Nacht, welche nach dem Volksmunde den Beschwörungen am günstigsten ist, ein junges Mädchen, dicht an's Kreuz geschmiegt, allein an diesem übelberüchtigten Platze stehen zu sehen. Noch flog ihre Brust von dem hastigen Laufe, den sie eben zurückgelegt, und so eng schlang sich ihr Arm um den Stamm des Kreuzes, als suche sie bei ihm Schutz vor einer drohenden Gefahr. Gewiß, es war kein angenehmer Ort am Tage, wie viel weniger im Dunkel der Nacht!

Eine gute Weile stand sie so — wahrscheinlich suchte sie sich zu sammeln — da bebte sie plötzlich zusammen — ein leises Geräusch erscholl vom Walde her. Furchtsam blickte sie sich um — ein Häschen setzte über die Lichtung — dann war Alles wieder still.

Jetzt löste sich ihr Arm langsam von seiner Stütze und sie trat einen Schritt von dem Kreuze zurück, zögernd, wie man von einem Freunde scheidet, den man nicht gerne läßt, und deutlich hob sich jetzt der Umriß ihrer Gestalt von dem grauen Hintergrunde ab. Es war eine schlanke, feine Gestalt, offenbar noch in der ersten Jugend, hoch und zart, und von dem dunkel schimmernden, zierlich getragenen Kopfe edel und anmuthig gekrönt. Wie sie so da stand, lag etwas in der unschuldsvollen Würde ihrer Haltung, in der eigenthümlich ruhevollen Anmuth, welche die ganze Erscheinung harmonisch übergoß, das seltsam in Widerspruch stand mit dem Orte, wo sie sich befand. Und doch, wie jetzt der Mond aus einer zerrissenen Wolke tritt, und sie langsam und scheu das Gesicht zu ihm erhebt, erschrecken wir beinahe über die bleiche, entsetzensvolle Entschlossenheit, die aus jedem der lieblich vollendeten, jugendlichen Züge spricht.

Noch einen Augenblick stand sie zögernd still, warf einen Blick auf das Kreuz, dann mit einer raschen Bewegung wandte sie sich und stieg fest und leicht die drei Stufen des Sockels hinab. Hier setzte sie sich nieder und blickte wie wartend ruhig vor sich hin.

Die Wolken hatten sich indessen immer mehr zertheilt. Aus der tiefen Bläue des Himmels senkte der Mond seine sanften Strahlen voll auf das sinnende Mädchen herab, spielte in dem großen goldenen Kreuze, das auf der jungen Brust sich mit deren ängstlichen Schlägen unruhig senkte und hob, begleitete die züchtig anschließende zierliche Kleidung, die in reichen Falten bis zu ihren Füßen fiel, und brach sich schimmernd in der silbernen Verzierung eines dunklen Gegenstandes, der zwischen ihren Händen lag. Es mochte ein Gebetbuch sein.

Von dem fernen Kirchthurme der Stadt hallten jetzt die Schläge der eilften Stunde an ihr Ohr.

Ein heftiges Entsetzen schien die Wartende zu erfassen; sie sprang auf, einen Augenblick war es, als wolle sie entfliehen. Aber mit einem raschen Entschlusse faßte sie sich wieder, ein stärkeres Gefühl, als selbst die Furcht,

mußte in ihr rege sein. Sie blieb und zählte geneigten Hauptes die verhallenden Schläge langsam nach.

Mit dem letzten athmete sie erleichtert auf.

Sie setzte sich wieder. Da fiel ihr Blick auf den dunklen Gegenstand in ihrer Hand. Sie hob ihn in die Höhe wie überrascht, ein gewisses Schwanken zeigte sich in ihren Zügen, dann, nach einem kurzen Kampfe, legte sie ihn von sich auf die oberste Stufe und wandte das Gesicht hinweg. Aber wie magnetisch schien ihre Hand von ihm angezogen, und wie nach und nach eine tiefere Ruhe der früheren Erregung ihres Inneren zu folgen schien, und der krampfhaft angstvolle Zug der Stirne sich löste, in still denkende Abgeschlossenheit, hatte sie, in ihrem Sinnen verloren, unbewußt sich auch mit dem Kopfe daran gelehnt. Immer milder wurde der Ausdruck ihres Gesichtes, die Gegenwart war vergessen, ihre Seele weilte in einer anderen Welt.

Und welche Welt war es, die sich vor ihrem Geiste aufthat und mächtig genug war, ihr Gemüt allen Schrecken des gegenwärtigen Augenblickes zu entziehen?

Es war eine liebliche Welt, welche die Seele des Mädchens mit dem Zauber ihrer Erinnerungen umwob. Sie sah sich wieder in dem hell erleuchteten Zimmer, im Kreise fröhlicher Mädchen, wie sie es vor kaum zwei Stunden gewesen war. Sie waren zusammengekommen, Bäschen aus allen Graden der Verwandtschaft, von einer Schaar intimer Freundinen verstärkt, um der Mutter bei den Vorbereitungen zu helfen, denn übermorgen sollte der silberne Hochzeitstag der Eltern sein, und es gab natürlich viel zu thun. Zudem hatte der Bruder, der seit einer Ewigkeit in fremden Ländern herumreiste, seit drei Jahren diesen großen Tag zu seiner Rückkehr bestimmt, wodurch die gespannte Erwartung des frohen Ereignisses, bei dem Mädchen besonders, noch einen bedeutenden Zuwachs bekam.

Sie hatten viel geschwatzt, aber auch viel gearbeitet und die Mutter zufrieden gestellt. Am Nachmittage aber waren die Brüder nachgekommen, die unter dem bequemen Vorwande, die Schwestern am späten Abende nach Hause begleiten zu müssen, sich so früh einstellten, als nur immer möglich war. Der Vater hatte seine Pfeife ausgeklopft und still vergnügt in den Wirrwarr hineingeschaut. Selbst Fritz war aus seinem Zimmer herabgekommen, aber ernst und abgeschlossen stand er unter den Fröhlichen und bald schlich er sich fort. Niemand bemerkte es, als nur Klärchen allein, aber für sie war damit alle Freudigkeit dahin.

Abends, als schon die Lampe brannte und die junge Welt sich eben zu traulicherem Vereine um den Tisch geschaart, war der Vetter Hofrath gekommen, der Stolz der ganzen Familie, wohlgelitten bei Alt und Jung, und dem der muntere Kreis aufblühender Groß- und Klein-Neffen und Nichten die näheren Angehörigen ersetzte, die ihm der Himmel versagt hatte. Und gleich hinter ihm, als könne es nicht anders sein, rasselte ein Stock auf

den steinernen Fließen des Ganges, und herein trat ein wo möglich noch größerer Liebling, Doctor Sperber nämlich, der alte Hausarzt, der mit einem besonders glücklichen Instincte begünstigt schien, alle Mal zur rechten Zeit am rechten Orte zu erscheinen, wo es in guter Gesellschaft, bei einem guten Glase Wein etwas Gutes zu beißen gab.

Nun brach von allen Seiten ein wahrer Sturm von Begrüßungen los, den der lustige Doctor abwehrend, mit beiden Armen von sich hielt.

Der Vater aber war stracks in den Keller verschwunden und hatte ohne Säumen eine Flasche von seinem Zweitbesten heraufgeholt. Denn daß es auch einen Erstbesten gab, das wußte man aus gewissen Andeutungen, die der Vater bei besonders guter Laune fallen ließ, von denen aber der Hofrath behauptete, es verhalte sich damit, wie mit Eulenspiegels Erbschaft, und kein Sterblicher habe je, auch nur im Traume, einen Tropfen dieses Wundertrankes gesehen. Die Mutter dagegen bestätigte, es existire in einem besonderen Winkel des Kellers ein besonderes Fäßchen, mit dem der Vater besonders gern liebäugle, und liege in unverändertem Zustande da, seitdem sie als junge Frau in das Haus eingezogen war. Wie der Inhalt sei, wisse sie nicht, so wenig als irgend ein Anderer, denn es würde für ganz besondere Familienereignisse aufgespart. Dann schnalzte der Doctor mit der Zunge und wünschte solche Ereignisse herbei. Nun, der Hofrath schüttelte noch immer ungläubig den Kopf, allein der gute Meister war unempfindlich für Wünsche und Unglaube, und lachte nur still in sich hinein, daß ihm gar manches Mal der Rauch in die Kehle fuhr.

Der Zweitbeste indessen war noch immer gut genug, aus eigenem Weinberge gewonnen, nach einer eigenen Methode, die der Meister in seiner Jugend einst aus Frankreich mitgebracht, mit größter Sorgfalt bereitet, und dem die zusammengedrängte Glut von zwölf Sommern aus den perlenden Tropfen lachte. Gewiß, es war ein guter Wein!

Das wußte der Doctor auch und rückte schmunzelnd näher zum Tische, die Mutter gab eine Probe ihrer Backkunst zum Besten, geizte auch nicht mit Obst, und was ihre Speisekammer sonst an Schätzen enthielt, und mit den guten Dingen in die Runde flogen um die Wette Lachen und Scherz.

Geschichten wurden erzählt. Der Hofrath war unerschöpflich in Possen seiner flotten Studentenzeit, Vater und Doctor blieben nicht zurück, und immer lauter wurde die Lust, bis sie, auf ihrem Gipfelpunkte angelangt, plötzlich einen Umschwung nahm und nach anderem Stoffe griff. Den frohen Knabenstreichen waren Räuber- und Gespenstergeschichten gefolgt. Berichte von schauerlichen Erscheinungen, die stattgehabt, kein Mensch wußte recht, wo, und je schauerlicher sie waren, desto höher steigerte sich die athemlose bange Lust, und die Mädchen saßen dicht aneinander gedrängt, vergaßen Ort und Zeit, und horchten mit offenem Munde der Erzählung von der letzten Seelenverschreibung bei dem Teufelssteine, die der Doctor eben mit unheimlich ernster Miene vortrug, und das mit haarsträubenden Umständen

die nur ihm bekannt sein mußte, denn Niemand hatte früher ein Wort davon gehört.

Je bleicher aber die Gesichter wurden, um so greller trug er seine Farben auf, und als er endlich schwieg, da war eine Stille eingetreten, daß man jeden leisen Athemzug vernahm. Keines der Mädchen wagte sich zu rühren, das Entsetzen hatte seinen höchsten Punkt erreicht, und der Doctor feierte einen entschiedenen Triumph.

„Nein," rief plötzlich die Mutter dazwischen, und der kühne, lebensfrische Ausruf fiel wie ein kühler Regenschauer in die schwüle Atmosphäre, und brachte neues Leben und Bewegung mit; „geht mir mit dem dummen Teufelsspuk. Ich begreife nicht, Doctor, wie ein alter Mann, wie Sie, an solchen Narrheiten seine Freude haben kann, und die Gänse sitzen wirklich da, als sähen sie den Gottseibeiuns leibhaftig an der Wand gemalt."

Damit stand die rührige Frau auf, und bei ihrer energischen Annäherung flog der Alp bleicher Furcht vollends davon. Die Zungen lösten sich wieder, die Neckereien der jungen Männer thaten das Uebrige, und vergebens war es, daß der Doctor sich hoch und theuer verschwor, es habe sich Alles zugetragen, genau, wie er es erzählt; seine eigene Großmutter habe es einst von einer Freundin erfahren, die nie gelogen und der es eine andere Freundin anvertraut, deren Urgroßmutter selbst die Geschichte erlebte; man lachte und glaubte ihm nicht; der Zauber war gebrochen und die Stimmung schlug wieder in eine andere Farbe um.

Die jungen Leute saßen zusammen und sprachen stille miteinander über dieß und jenes, was ihre eigenen Angelegenheiten betraf, dazwischen ging die Mutter ab und zu, trug neuen Vorrath auf, und bemerkte es nicht, wie ihre Tochter, von den Gefährtinen abgesondert, nachdenkend neben den älteren Männern saß, die nun auch zusammengerückt waren und ihre Bemerkungen austauschten über den einmal angeregten Gegenstand.

„Ja wol," hatte der Hofrath gesagt, indem er bedächtig dabei die Asche von seiner Cigarre streifte, „es ist eine eigene Sache mit diesen Volkssagen und dem gesunden Instincte, der sich darin offenbart. Merkwürdig und charakteristisch ist es, daß alle diese Seelenverhandlungen nur immer die eigenen Befriedigungen zum Zwecke haben. Um fremden Glückes willen hat noch Keiner seine Seele in Gefahr gebracht. Der Mensch ist nun ein Mal ein egoistisches Thier und sein eigenes Ich seine Welt."

Das Gespräch verlor sich in tiefere Betrachtungen über die menschliche Natur und nahm nach und nach eine immer gelehrtere Wendung, aus welcher nur dann und wann irgend ein widerhaariges, halbgriechisches Wort wie ein Meilenstein hervortauchte, und die Richtung anzeigte, die es nach und nach nahm.

Keines der Mädchen hörte darauf. Nur in Klärchens Gemüt war des Hofraths Bemerkung wie ein zündender Funke gefallen, und hatte eine ganze Welt von Zweifeln und nie geahnter neuer Gedanken darin angeregt.

Und darum war es denn auch, daß sie so schweigsam und abgesondert von den Anderen saß. Die Mutter rief sie endlich und sie ging und that, was ihr geheißen war, aber es hing um sie wie ein Traum. War es denn wahr, daß für fremdes Glück noch Keiner seine Seele gewagt? Die Gäste hatten Abschied genommen, sie war allein in ihrem Kämmerchen, aber die Worte gingen ihr nach, sie konnte nicht los davon, und anstatt sich auszukleiden, setzte sie sich nieder und dachte nach.

Und warum hatten denn gerade diese absichtslos gesprochenen Worte einen so tiefen Eindruck auf das schöne sinnende Kind gemacht? Ja, warum? Hiermit wenden wir ein anderes Blatt in dem Gedächtnißbuche des jungen Mädchens um, und blicken mit einem Male durch eine lange Reihe friedevoller, glücklicher Jahre zurück, voll genügsamen frohen Schaffens, ohne Stürme, ohne Kämpfe, ohne Wünsche, die über das nächste Ziel hinausgehen, und dieses nächste Ziel immer ein stilles Glück — ein Leben, wie es öfter vorkommt, als man glaubt, und wohin das Herz, das ein Mal seinen Duft gekostet, sich immer wieder zurücksehnt, wie nach einem verlornen Paradiese, auch wenn es längst schon die Fähigkeit für den Genuß eines solchen Glückes verloren hat. Um aber zu begreifen, wie ein so ruhiges Leben sie an diesen unheimlichen Ort geführt, müssen wir bis zu der Stunde zurückgehen, die sich aus der durchsichtigen Fluth ihrer Tage wie ein fester Punkt erhebt, der Stunde, die Fritz zuerst in das Haus ihrer Eltern gebracht.

So lange schon war es her! und doch stand jedes kleine Ereigniß dieses Tages so frisch und deutlich in ihrem Gedächtnisse eingegraben, als wäre Alles erst gestern geschehen.

„Macht's dem Burschen behaglich," hatte der Vater gesagt. „So Gott will, soll er's nicht spüren, daß er beide Eltern verloren hat und nun unter Fremden leben muß." — Und sie selbst, ein Kind damals von kaum acht Jahren, war hin- und hergelaufen in ihrer kleinen Geschäftigkeit, wol zwanzig Mal Trepp' auf, Trepp' ab, um der Mutter zu helfen, das sonnige Stübchen zurecht zu machen, das eigentlich ihrem Bruder gehörte, der aber nun in der Fremde das Geschäft seines Vaters erlernte.

Es war ein großes Ereigniß, diese Ankunft. Denn Fritzens Vater war ein Jugendfreund des Gerbermeisters gewesen. Das Leben hatte sie auseinander geworfen, und seit vielen Jahren hatte Keiner von dem Anderen etwas gehört. Dennoch war während der letzten Krankheit die Erinnerung an die alte Freundschaft in der Brust des Verstorbenen erwacht, und auf dem Todtenbette hatte er den Meister zum Vormunde seines einzigen Sohnes ernannt.

Beide Eltern! es war ein harter Schlag! und beide fast an einem Tage. Nicht viel hatte gefehlt, so wäre der Sohn ihnen noch vorangegangen, denn dieselbe Krankheit hatte auch ihn erfaßt. Allein die Mutter raffte sich mit Gewalt empor, als sie die Gefahr ihres Lieblings wahrnahm, und ihre hartnäckige Pflege rang dem Tode wenigstens das eine Opfer ab. Dann

brach sie zusammen. Sie hatte ihren Sieg mit dem eigenen Leben erkauft.

Natürlich bildete das traurige Ereigniß mehrere Tage hindurch den Hauptgegenstand des Gespräches in des Gerbermeisters Haus, und es war kein Wunder, daß die schmerzliche Aufregung, die den Vater jedes Mal dabei ergriff, einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüt des Töchterchens gemacht. Seit acht Tagen, da der Brief Fritzens nahe Ankunft gemeldet, hatte ihr kleines Herz sein ängstliches Klopfen noch nicht gestillt, und mit zitternden Händen steckte sie noch selbst am Morgen des bestimmten Tages einen dicken Strauß in die irdene Vase seines Zimmers, in der bangen Erwartung, ob ihn die Blumen wol freuen, ob er es errathen würde, daß sie die schönsten für ihn gewählt, und ob sie ihm einen Trost gewähren könnten in dem Verluste, dessen ganze Tragweite ihr kindlicher Verstand freilich nicht begriff, das aber nichtsdestoweniger den Erwarteten mit der geheimnißvollen Majestät des Unglückes umgab. Freilich machten ihr die Erinnerung an einige privilegirte brüderliche Ungezogenheiten, die Klärchen arglos für ein Naturrecht aller Knaben hielt, das Bild des unbekannten Fritz etwas weniger lockend; allein Theilnahme und Neugierde behielten die Oberhand und machten für sie den Tag seiner Ankunft zu einem sehnlichst erwarteten Feiertag.

Nun, er kam an, ein bleicher abgehärmter Junge, dem die Nachwirkung der Krankheit und die Ueberwachtheit des Schmerzes aus jedem Zuge des stillen Gesichtes sprach. Der Meister hielt lange die magere schmale Hand in seiner rauhen und kräftigen fest, während er die Rührung, die ihn überkam und die ihm für die künftige Bedeutung seines Amtes als Vormund nicht recht geziemend scheinen mochte, würdevoll hinter eine doppelte Rauchwolke aus seiner Pfeife verbarg. — „Ja,“ sagte er endlich, „es ist ein harter Schlag, mein Junge, müssen aber alle hindurch. Hab' auch ein Mal gemeint, mir bricht das Herz — hilft aber Alles nichts. — Ist Keiner alt geworden, den nicht dasselbe getroffen hat. Nun, was geschehen kann, das soll geschehen. — Für jetzt mußt Du Dir denken, Du seiest mein Sohn, wir wollen Dir's leicht machen, so viel es uns eben möglich ist.“

Der Knabe antwortete nicht. Nur die Thränen liefen ihm unbewußt über die abgezehrten Wangen hinab. Da nahm ihn die Mutter bei der Hand und führte ihn freundlich und stille die Treppe hinauf in sein Stübchen. Leise schlich ihnen das Töchterchen nach. Nachdenkend sah der Meister lange vor sich hin; er zog an seiner Pfeife, allein das Rauchen wollte nicht mehr gehen. Er stand auf und legte sie hin. Immer nachdenklicher wurde seine Stirne. Endlich schüttelte er den Kopf und seufzte tief.

Oben indessen stand der Knabe noch immer wie betäubt und theilnahmslos. — „Mache Dir's bequem“, hatte die Mutter zu ihm gesagt, und als er sie nicht zu hören schien, strich sie mütterlich mitleidig mit der Hand über seine Haare, erst leicht und dann langsamer und wie zögernd

zum zweiten Male. Sie sah, daß für jetzt mit Worten hier nichts zu machen sei, und so ging sie hinaus, ohne zu bemerken, daß Klärchen sich so geräuschlos als möglich tief in den hintersten Winkel des Zimmers gedrückt.

Als sie wieder hinunter in die Wohnstube kam, stand ihr Mann noch immer auf demselben Fleck. „Du wirst Mühe haben," sagte er mit einem besorgt fragenden Blicke, und ein gewisses unbehagliches Gefühl drückte sich in seiner Stimme aus. „Ich hatte mir den Jungen nicht als ein so aufgeschossenes, schwächliches Treibhauspflänzchen gedacht." „Es wird schon gehen", versetzte sie mit freundlichem Ernste, indem sie sich niedersetzte und ihren Strickstrumpf nahm. „Denke doch, wenn es unseren Kindern so ginge! siehst Du, da wird einem Alles leicht." Der Meister nickte offenbar erleichtert und die Sache war abgemacht.

Oben aber gingen die Ereignisse unterdessen ebenfalls ihren friedlichen, versöhnenden Gang. Noch eine Weile, nachdem die Mutter sich entfernt, war der Knabe regungslos stehen geblieben, endlich sank er wie erschöpft auf einen Stuhl, legte die Arme auf den Tisch und brach in lautes Weinen aus. Er glaubte sich allein, und es war schon ein Genuß, ein Mal wieder ohne Rückhalt seinem inneren Weh genug zu thun.

Da störte ihn ein leises Geräusch an seiner Seite aus der Versunkenheit seines Schmerzes auf. „Weine doch nicht so!" bat ein sanftes, schüchternes Stimmchen neben ihm, und als er aufblickte, sah er in ein paar tief ernste, nasse Kinderaugen, über deren dunkle, mitleidsvolle Tiefe er einen Augenblick all' sein eigenes Leid vergaß. Klärchen stand neben ihm, den Zipfel der Schürze noch in der Hand, mit dem sie sich eben die Thränen abgewischt.

„Siehst Du die Blumen?" sagte sie jetzt, mit dem wunderbaren Instincte des Herzens, der manche Frauen zu so unvergleichlichen Trösterinen macht, das Gespräch von dem schmerzenden Gegenstande ablenkend, sobald sie seine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah.

Sein Blick streifte über das Zimmer, bis er matt an dem Strauße haften blieb. „Sie sind recht hübsch," erwiderte er stille.

„Es sind die schönsten, die wir im Garten hatten," fuhr die Kleine eifrig fort. „Ich habe sie für Dich gepflückt und hergestellt, ich habe gedacht, sie würden Dich freuen", setzte sie schüchtern hinzu.

Ein schwaches Lächeln überflog sein bleiches Gesicht. „Wie heißest Du?" frug er nun.

„Ich heiße Klärchen, das kommt von Klara", sagte sie. „Ich habe auch noch einen großen Bruder, der ist jetzt nicht hier; der heißt Hermann. Aber Vater sagt, Klara sei der schönste Name für ein Mädchen; denn ein Mädchen müsse immer klar und heiter sein. Da erinnere sie der Name daran."

„Heißt Deine Mutter auch Klara?"

„Nein," versetzte das Kind mit einiger Betroffenheit. „Mutter heißt Gundula" — dann nach einer kleinen Pause der Ueberlegung — „Aber

siehst Du, Mutter braucht nicht erinnert zu werden. Mutter ist auch kein Mädchen," setzte sie mit dem Ausdrucke altkluger Wichtigkeit und Ueberlegenheit hinzu.

Damit war die Bekanntschaft gemacht, und als bald darauf der gute Meister mit einiger Besorgniß zu der leise geöffneten Thür hereinsah, erblickte er sein Töchterchen auf des jungen Gastes Knie. Sie plauderte frisch darauf los, während er ihr zuhörte mit einem Gesichte, in welchem der dumpfe Schmerz einem Ausdrucke stiller Schwermut und müder Erschöpfung gewichen war.

Und der Stachel bitterer Vereinsamung schien wirklich aus des Knaben Gemüt genommen zu sein. Er erholte sich sicher, wenn auch langsam, war Niemandem im Wege und fand sich leicht in die Gewohnheiten des Hauses. Auch hatte er sich bald eine gewisse eigene Ordnung gemacht und setzte seine Studien eifrig fort. Die Mutter sagte, daß er ein guter Junge sei, und beide Eltern liebten ihn um des abwesenden Sohnes willen, obgleich Fritz fast in allem das Gegentheil von dem braunen kräftigen Buben war, den ihnen der Himmel geschenkt.

Klärchens Zuneigung für den neuen Hausgenossen war von dem ersten Augenblicke an gränzenlos. Und er vergalt ihr freundlich diese Zuneigung, indem er ihr bei ihren kleinen Aufgaben half und sich überhaupt so viel mit ihr beschäftigte, als es bei dem Altersunterschiede möglich war. Still blieb er immer; sei es, daß er von Natur friedfertigen Gemütes war, sei es, daß der Verlust seiner Eltern einen großen Theil des gewöhnlichen Knabenübermutes für immer aus ihm herausgepreßt, und Klärchen hatte von den brüderlichen Neckereien, die sie befürchtet, nichts von ihm zu leiden.

So floß die Zeit dahin in ruhiger ununterbrochener Harmonie. Fritz hatte eine Schule nach der anderen mit Ehren durchgemacht und bereitete sich vor für die Universität. Er wollte Arzt werden, wie es sein Vater gewesen, und ging seinen Weg, freilich ohne großen Triumpheslärm, aber auch ohne Fehltritt, mit dem stillen sicheren Ernste, der ihm eigen war. Für Klärchens gläubiges Herz war er schon jetzt ein Wunder der Gelehrsamkeit. Das zwölfjährige Mädchen wuchs nun auch allgemach aus den Kinderschuhen heraus, nur ihre Ergebenheit für Fritz blieb sich gleich. Sie glaubte ihn wie einen Bruder zu lieben, aber welcher Unterschied! Hatte sie jemals mit solcher Spannung auf des Bruders Lob oder Tadel gehört? Hatte sie jemals mit solcher Freudigkeit für den Bruder jeden eigenen Wunsch hintangesetzt, wie es auf Fritzens leiseste Andeutung unveränderlich geschah? Hatte sie jemals mit einem solchen Weiheschauer der Andacht seine Sacktücher gesäumt und seine Socken geflickt, mit dem sie dieselben kleinen Liebesdienste dem ihr, der Welt nach, viel Fremderen, leistete. „Er ist so viel besser, als wir Alle!" sagte sie sich, und mit diesem wohlthuenden Schleier deckte sie alle kleinen Unterschiede in ihrem Gefühlsregister kindlich gläubig zu.

Auch später störten die Eltern die gegenseitige Annäherung der jungen Leute mit keinem Worte. Fritz besuchte die Universität in fernen großen Städten, aber jede Ferienzeit brachte ihn pünktlich, wie zum Vaterhause zurück. Er liebte den kleinen, einfachen Ort, die einfachen Menschen, die ihn bevölkerten, und das kleine Haus, das ihn aufgenommen, als er sich ganz verlassen geglaubt; er liebte, fast wie ein Sohn, den guten Meister und seine fleißige Frau, die so mütterlich über ihn gewacht, und als er endlich als Doctor die Universität verließ, kehrte er wieder zurück, um längere Zeit noch dort zu verweilen, bevor er an einem anderen Orte sich für immer ansiedelte.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Besuch immer ein frohes Ereigniß für die ganze Familie war. Für Klärchen aber bildeten solche Zeiträume leuchtende Inseln des Glückes, deren Abglanz dem Hause, ja dem ganzen Städtchen und Allem, was sie umgab, einen anderen Anstrich verlieh.

Sie war indessen ganz unmerklich, wenn auch nicht unbemerkt, zu einer vollendeten Jungfrau herangeblüht, hoch und schlank und schön, beinahe zu vornehm aussehend für ihren Stand, dunkel an Haar und Augen, eine Maikönigin im schönsten Sinne des Wortes, welcher der innere Sonnenschein wie eine Glorie die reine Stirne umfloß. Es war kein Zweifel, daß sie das schönste Mädchen des Städtchens und vielleicht der ganzen Umgebung war, ja, Mancher nannte sie heimlich das schönste Mädchen der Welt, und der Name Klara schien so recht eigentlich für sie gemacht zu sein. Selbst der alte Graf, der seit einiger Zeit, in ziemlich mißlichen Vermögensumständen, sich in das kleine Palais an der anderen Seite der Gasse zurückgezogen, das einer seiner Ahnherren vor mehr als hundert Jahren dort erbaut, als die Familie noch Herrenrechte über das Städtchen besaß, und der nun hier, am kleinen Orte, zu Gunsten seiner einzigen Tochter durch die späte Sparsamkeit des Alters so viel als möglich gut zu machen suchte, was er am großen Orte, in einer lange ausgedehnten Jugend, nach Kräften schlecht gemacht, selbst dieser hatte Klärchens blühenden Jugend-Liebreiz bemerkt, und der alte Herr blieb gerne am Geländer stehen, wenn er sie im Garten mit ihrer Arbeit sitzen oder leichten Schrittes über die schmalen Kieswege eilen sah, um sich aus ihrer Hand einen Zweig frisch blühenden Hollunders oder eine junge Rose zu erbitten, die nicht schöner und duftiger als die Geberin selber war. Ja, seine Tochter, die lieblich zarte Comtesse, durch Huldigungen von allen Seiten doch so verwöhnt, blickte lächelnd hinüber, wenn sie vorüberfuhr oder ritt, und lenkte sogar neidlos die Aufmerksamkeit der sie öfter begleitenden Herren und Damen von sich auf das schöne Bürgerkind im Grünen ab.

Ja, diese Grafentochter!

Doch für jetzt widmete ihr Klärchen von ganzem Herzen den Zoll der Bewunderung mit hundertfachen Zinsen zurück. In ihren Augen war

das freundliche, reich geschmückte, hochgeborne Fräulein schön über allen Vergleich.

Sich selbst konnte sie dabei freilich nicht sehen, dachte überhaupt wenig oder gar nicht daran, ob denn auch sie des Ansehens würdig sei.

Und doch kam nach und nach die Zeit, wo dieser Punkt ihr nicht mehr so ganz gleichgiltig war, wo sie öfter als sonst, wie spielend eine Rose in das dunkle Haar flocht, das in so reichen glänzenden Wellen ihr anmuthiges Haupt umgab; sie wurde kritisch in der Farbe eines Kleides und in der Wahl der Schleife, die ihr am Busen saß, und schlug hier, und wol nicht ganz von ungefähr, ein Wort der Bewunderung an ihr scheinbar unaufmerksames Ohr, so stieg eine zitternde Freude an ihr Herz, und in das Erröthen, das sie dabei übergoß, mischte sich wol ein schlecht verhaltenes Lächeln, durch dessen süße Schelmerei ein wunderbarer Schimmer tiefer Herzensseligkeit brach. Die Mutter selbst wunderte sich über den Glanz, der mit einem Male ihre junge schöne Tochter wie verklärend umgab und schalt tüchtig dabei, das Mädchen werde ihr noch ganz närrisch vor Eitelkeit; der Vater lächelte nur und nickte stille vor sich hin.

„Ja", sagte er eines Tages, als er, auf der Gartenbank sein Nachmittagspfeifchen rauchend, eine gute Weile schweigend neben seiner ebenfalls schweigenden Ehehälfte gesessen und dabei gedankenvoll die jungen Leute beobachtet, die, mit dem Setzen einiger Pflanzen beschäftigt, Alles vergaßen im heiteren Zusammenwirken ihrer Beschäftigung, „ja Geld ist freilich nicht viel mehr da, das Studiren hat so ziemlich Alles aufgezehrt, und ich darf's wol sagen, wär' ein Anderer Vormund gewesen, es hätt' am Ende nicht einmal dazu gereicht. Aber, im Grunde, das Geld gehört zuletzt doch immer dem, der den rechten Kopf dazu hat. Wie wir zusammen gekommen sind, Gundel, sind wir auch gerade nicht im Golde gesessen, und schau, jetzt tauschte ich mit Manchem nicht, der auf einem größeren Fuße lebt, als ich, und sich von der Welt einen reichen Mann schimpfen läßt. Unser Doctor ist alt; der Fritz hat etwas gelernt, und das Zeug, um den Leuten Vertrauen einzuflößen, geht ihm auch nicht ab; wenn er nun hier bliebe und eine Zeit lang unter dem Alten practicirte, so machte es sich wie von selbst, daß er einmal an seine Stelle träte. Wir haben's neulich beim Glase Wein miteinander besprochen, und ich weiß, schon mir zu lieb nimmt er keinen Anderen, wenn er den Fritz bekommen kann. An allerhand Hilfe sollt' es den Kindern auch nicht fehlen. Der Hermann erbt freilich das Geschäft, aber für Klärchen ist auch gesorgt. Hier im Hause könnte sie wohnen; und wenn der Sohn uns bald eine Schwiegertochter bringen sollte und der kleine Nachwuchs nimmt überhand, nun, so baut man allenfalls ein Flügelchen an. Der Platz ist da und einige hundert Thaler finden sich, Gott sei Dank! am Ende auch."

„Kommt Zeit, kommt Rath," antwortete die Meisterin ruhig und schnitt ununterbrochen an ihren Bohnen fort.

„Ei," fuhr der Meister fort, „die Zeit ist da und der Rath, sollt mich dünken, liegt uns auch nahe genug. Klärchen zählt nun bald ihre achtzehn Jahre. Was fängt man mit einem Mädchen an, wenn es großgewachsen ist? Und die Kinder sind wie für einander gemacht. Sieh nur, wie er jetzt zu ihr niederlacht, und schau das Mädel an, mit welchen Augen sie zu ihm aufsieht. Sollte man nicht schwören, die Hexe hätt' es rein von Dir abgesehen? Ja, ja, Alte, hast's verstanden!" setzte er gutmütig hinzu, und kniff ihr dabei in das Ohrläppchen, das unter der etwas zurückgestrichenen Haube sichtbar war; 's ist merkwürdig, wie das Kind nach Dir gerathen ist! Grad' mit solchen Augen hast Du mich angeschaut, wie Du in mich verliebt warest, und hast mir richtig damit den Brand in's Herz geworfen. Und ein guter Brander ist's gewesen", fuhr er leise lachend fort, „denn das Feuer dauert noch heutigen Tags."

Die letzte Bemerkung besänftigte den aufsteigenden Zorn der Meisterin, als habe sie sich jemals gewisser Kunstgriffe zur Eroberung seines Herzens schuldig gemacht, und die Vorstellung, daß die liebliche Tochter ihr lebendiges Ebenbild aus früheren Zeiten sei, trug zu dieser Besänftigung wol ganz heimlich das Ihrige bei. Allein die gute Frau hatte gegen alles Plänemachen für die Zukunft eine angeborne Abneigung, darum schwieg sie, nahm die Schüssel mit den geschnittenen Bohnen auf, rief ihre Tochter zu sich und verschwand mit ihr in das Haus.

Und wirklich schien alles im besten Gange zu sein, für das Glück, von dem ihr Mann so zuversichtlich prophezeiht. Fritz konnte nicht umhin, zu fühlen, daß mit dem Mädchen eine große Veränderung vorgegangen sei. Die Ungleichheit, die früher durch den Abstand der Jahre trennend zwischen ihnen lag, schien plötzlich verschwunden. Klärchen reifte unter der Glut des Gefühles, das ihr unbewußt im Herzen lebte und ihre ganze Seele durchdrang, so schnell vom spielenden Kinde zum denkenden Wesen heran, daß es ihn völlig überraschte, sie nach einer kurzen Trennung so ganz als seinesgleichen wiederzufinden, ja, sich in mancher Beziehung von ihr überragt zu sehen. Er frug sich vergebens, wo das unerfahrene Mädchen, daß nie über das Weichbild des Städtchens hinausgekommen, eine Kenntniß des Lebens hatte erlangen können, von welcher er, mitten in der Welt, bei all' seinem Wissen, bis jetzt keine Ahnung gehabt. Und dabei mischte sich in ihrem Wesen, das so verständig und sicher durch alle kleinen Vorkommnisse des Tages sich bewegte, ein Zug schwärmerisch gläubiger Frömmigkeit, wie er nur in einem eng abgeschlossenen innigen Familienkreise, ferne von dem aufklärenden Reiben und Treiben des Weltlebens, sich erhalten kann, und der nicht ohne einen leisen Anflug von Aberglauben war. Er mußte gar manches Mal darüber lächeln, während es ihm ihr gegenüber, das behagliche Gefühl gehöriger männlicher Ueberlegenheit wiedergab, und ihr vielleicht eben darum in seinen Augen einen neuen Reiz verlieh.

„Wärest Du nicht gar so dumm, man könnte beinahe einen Freund aus Dir machen", pflegte er dann wol lachend zu sagen, vielleicht um sich vor sich

selbst wegen des sonderbaren Bedürfnisses zu entschuldigen, das ihn bei jeder Veranlassung immer zuerst zu ihr um Mittheilung und Theilnahme zog.

Da legte sich über das so schön aufkeimende Glück mit einem Male eine Wolke, die freilich nur Klärchen sah, die aber für sie zur Feuersäule wurde, vor deren Wiederschein der dünne Nebel plötzlich zerstob, der ihr bis dahin den Zustand ihres Herzens verhüllte.

Fritz liebte, und er liebte nicht sie!

Und mit dem brennenden Weh, das bei dieser Entdeckung ihr Inneres zusammenzog, schien auch alles Licht der Sonne aus ihrem Leben erloschen zu sein. Lieben und nicht geliebt werden, gibt es auf Erden einen größeren Schmerz? Sehen, wie das Herz, auf das man sein Leben gesetzt, sich von uns wendet, unaufhaltbar, und nicht nachgreifen können, nicht einmal aufschreien können in dem wahnsinnigen Drange, der auf irgend eine Weise nach Erleichterung sucht, nein, immer still sein, lächeln müssen, ewig schweigen und vergehen, das ist die volle Bitterkeit der Erde, gegen welche selbst der Tod süß erscheint, und die wol nur das Weib in ihrem ganzen überwältigenden Weh empfinden kann. Wenn aber diese Qual auf ein armes Mädchenherz fällt, das noch nicht erfahren, wie Alles vergeht, wie das Bitterste endlich der Versöhnung weichen muß und selbst die Liebe stirbt, ein Herz, das mit dem einen Schlage alle seine Hoffnungen auf Glück vernichtet sieht, und in eine lange Zukunft voll öder Tage und trostloser Nächte blickt, da muß man es einem solchen Herzen verzeihen, wenn es in seiner Verzweiflung nicht gleich den Weg frommer Resignation und edler Selbstverleugnung finden kann.

Klärchens erstes Erwachen aus der Betäubung, die einen Augenblick ihren Geist gefangen hielt, war haßerfüllte Bitterkeit gegen die schöne Nebenbuhlerin, die blonde Grafentochter, die so unbewußt den Friedenshimmel ihres Herzens zerstört. Die Liebe, die tief in ihrem Herzen geschlummert, von sanfter Gläubigkeit und kindlichen Träumen gewiegt, erwachte mit einem Schlage als mächtige Leidenschaft, riß sich los und brach sich Bahn durch Alles hindurch, in grellen Blitzen zeigend, was hätte sein können, was war, und die Ruine, die übrig blieb.

Dann folgte tiefe Nacht, aus der, wie ein gefallener Engel, die Scham sich klagend erhob, die Scham über ein Gefühl, das so rein und beseligend hätte sein können, und das nun eine Verirrung war, die jungfräuliche instinctive Erkenntniß, daß selbst die Seele ihre erste Reinheit verloren, über die einmal ein solcher Sturm gegangen ist. Sie drückte die Stirn in die Hände und weinte und schluchzte aus tiefster Brust heraus. Und mit den Thränen nahte leise die unendliche Güte, die der Grund ihres Wesens war, und löste mit sanfter Berührung die Bitterkeit aus ihrer Brust. Was konnte die Gräfin dafür, daß sie die Schönheit besaß, die Fritzens Augen gefiel? Was konnte Fritz dafür, daß er dem Zauber solcher Schönheit erlag? Ihre Thränen floßen ruhiger, sie hatte die Hände still gefaltet und dachte nach. Sie suchte

sich die Zukunft zu vergegenwärtigen, das Leben, wie es von nun an sein sollte, ohne Fritz, ohne die unausgesprochene Hoffnung, daß sie ihm Alles im Leben, wie er ja für sie auch Alles darin war. Ihre Pulse schlugen, ihre Stirn brannte fieberhaft. Es war ein harter Kampf für ein so junges Geschöpf. Sie war mit der Liebe groß geworden, und nun sollte auf ein Mal die Liebe nicht mehr sein.

Aber Klärchen war nicht schwach. In der dumpfen Schwere, die auf ihr lag, und die sie trotz aller Anstrengung nicht zum deutlichen Verständnisse ihres Unglückes kommen ließ, stand dieß Eine klar vor ihr, daß Niemand wissen dürfe, was in ihr vorgegangen war. Erwiderte Liebe ist eine köstliche Perle, unerwiderte brennt sich ein, wie eine ewige Schmach. Sie stand auf, sie trocknete ihre Thränen: „Ich werde meine Schuldigkeit thun,“ sagte sie leise, aber fest, und es war wunderbar, mit welcher Kraft das kaum achtzehnjährige Mädchen von da an jede Aeußerung des Wehes in sich zusammenhielt. Die leichte Blässe ihrer Wangen ausgenommen, die nur dann und wann mit fieberhafter Röthe wechselte, war keine Spur einer Veränderung an ihr zu sehen, und weder Vater noch Mutter, viel weniger Derjenige, der, ohne es zu wissen, dieses Leid über sie gebracht, hatten eine Ahnung von dem Kampfe, den sie in ihrer innersten Seele mit solchem Todesmuthe bestand. Aber wie sie auch kämpfte, die Liebe blieb sich gleich. Alles Ringen zeigte ihr nur, wie tief diese Liebe ihre Wurzeln zog, wie unter den allertiefsten sich noch tiefere senkten und ihr ganzes Wesen nur ein Gewebe athmender, lebendiger Liebe war. Wie oft in der Einsamkeit ihres Zimmers schrie sie zum Himmel auf in ihrer Noth, allein der Himmel hörte sie nicht. — Da trat mit einem Male ihre Empfindung in eine neue Phase ein.

Eine Neuigkeit durchlief die Stadt: Die junge Gräfin war verlobt. Es war ein schöner junger Mann, den man schon oft auf ihren Spazierritten an ihrer Seite gesehen. Er war reich, aus genügend gutem Hause, wenn auch an Rang ihr nicht ganz gleich, und wie es hieß, für einen fernen Gesandtschaftsposten bestimmt. Das Palais belebte sich, der Adel der Nachbarschaft stellte sich beglückwünschend ein, und ein frohes Fest folgte dem Anderen. Der alte Graf war froh, der Sorge um seine Tochter auf so gute Art überhoben zu sein; sein Hang zur Verschwendung gewann wieder die Oberhand, und eine gütige Schickung des Himmels war es, daß die Neigung der jungen Dame mit den egoistischen Wünschen ihres Vaters zusammentraf. Sie blühte sichtlich noch schöner auf unter dem beglückenden Sonnenschein der jungen Liebe.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden mit großer Pracht getroffen, und das Städtchen war voll zum Ueberfließen von Neugierde, Theilnahme und Klatsch.

Bei alledem war Fritz merkwürdig ernst und still. Er hielt sich so viel als möglich fern von dem Verkehre des Hauses, und daß diese Stimmung in dem Maße, als die Zeit zur Hochzeit näher kam, nicht zuzunehmen, ja, daß

er vielmehr eine gewisse heitere Ruhe wieder zu gewinnen schien, das war für Klärchens besorgtes Herz keine Beruhigung. In ihrem kindlich zweifellosen Glauben an die Ewigkeit der Liebe beurtheilte sie ihn nach sich. Nach dem Maßstabe des eigenen Leides beurtheilte sie das seinige, für sich hatte sie keine Hoffnung mehr, und es brachte ihr keinen Trost, daß er ebenfalls unglücklich war. Die tiefe Quelle des Mitleides sprang auf in ihrem Busen, und die Leidenschaft, die, nach allen Seiten eingedämmt, vergebens nach einem Ausflusse suchte — — die ewig unruhige Gährung der Verschlossenheit, die zu einer krankhaft überschwänglichen Höhe gestiegen war, fachte sich durch die neue Beimischung zu einer entsagungsdürstenden Glut an, in der, für den Augenblick wenigstens, alles Selbst vergessen war. Wie konnte er glücklich sein, wenn Diejenige, die er liebte, das Weib eines Anderen wurde? Und ihn glücklich zu sehen, und wäre es um jeden Preis, schien ihr für jetzt das einzige Ziel all' ihres Wünschens zu sein.

So saß sie an jenem Abende auf ihrem Zimmerchen an derselben Stelle, wo sie einst so verzweiflungsvoll geweint, und in ihrem von Kummer und Wachen überreizten Gemüte klangen die Worte des Hofrathes nach und umstrickten sie wie mit einer finsteren zauberhaften Gewalt.

Und war es denn wahr, was der alte Mann gesagt? Gab es wirklich keine Liebe stark genug, um selbst das Höchste zu wagen ohne eigenen Zweck, nur allein für des Geliebten Glück? Freilich hieß es, solche Erzählungen seien nicht wahr — aber wußte man es denn? Hatte irgend Jemand selbst die Probe gemacht, um dann mit Ueberzeugung sprechen zu können, daß Alles, was jene Sagen enthielten, nur leere Erfindung sei? Konnte wirklich Alles Lüge sein, woran die Menschen doch so viele Jahrhunderte geglaubt, und gab es keine Macht, an die man sich zu letzter Hilfe wenden konnte, wenn der Himmel taub für alle Bitten war?

Ein Schauer überlief sie bei dieser frevelhaften Frage; sie hatte den Kopf zurückgeworfen, und die Augen blickten groß und dunkel glühend aus dem bleichen Gesichte. Aber das wild und irr gehetzte Gefühl redete laut in ihrer Brust und übertäubte alle Angst.

Sollte denn nie versucht werden, was zu versuchen doch so möglich war? Gab es denn wirklich keine Rettung mehr? und was sollte aus Fritz werden, wenn es wirklich keine Rettung gab?

Sie erhob sich, mit fieberhafter Hast band sie das goldene Kreuz um den Hals, daß sie von ihrer Großmutter geerbt und sonst nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten trug. Ein frommer Ahnherr hatte es einst seiner Braut vom heiligen Grabe mitgebracht, so versicherte man in der Familie, und es sollte in ihm ein Splitter von des Erlösers Dornenkrone eingeschlossen sein. Es war eine sonderbare Begleitung für einen solchen Gang. Noch ein Mal drückte sie die Hände an die heiße Stirne, dann, als suche das dunkle Bedürfniß der Sicherheit in ihr instinctmäßig nach jedem Schutze, der sich bot, nahm sie, wie unbewußt, das Gebetbuch von ihrem kleinen Bücherbrete

herab und öffnete leise die Thür. Alles schlief bereits im Hause, und einen Augenblick später trat sie in die kühle dunkle Gasse hinaus.

Und so kam es, daß wir sie in jener unheimlichen Nacht am Fuße des Kreuzes wartend trafen.

Wie lange sie da gesessen hatte, in ihren Gedanken verloren, sie wußte es nicht; da erdröhnte von Neuem die Stunde vom fernen Kirchthurme herab und die erschütterte Luft trug die zwölf Schläge der Mitternacht langsam verhallend, aber dieß Mal mit wunderbarer Deutlichkeit an ihr Ohr.

Zitternd und doch entschlossen erhob sie sich. Der letzte Schlag war verhallt — jetzt mußte es gescheh'n! Schauer um Schauer überrieselte sie. Sie suchte sich auf die Beschwörungsformel zu besinnen, der Doctor hatte sie heute noch gesagt. — Hatte sie denn gesprochen? — Als sei plötzlich ein Stück Leben von ihr gerissen, so stand sie da betäubt und horchte. — Alles war still — eine Weile noch — dann erhob es sich, leise, leise durch die Wipfel der Bäume, sie kaum berührend, immer näher zog es über sie hinweg, an ihr vorüber, sie anwehend wie ein kalter Hauch — sie stand noch immer da, athemlos — war es denn vorbei? Jetzt kam es wieder, aus der Ferne zurück, näher, immer näher, wie mit tausend unsichtbaren kleinen Füßchen geisterhaft durch die Luft, und eine Stimme — war es eine Stimme? — so leise, und doch, als klänge Himmel und Erde und die ganze Natur zusammen in diesem einen Ton, seufzte klagend: „Es sei dein Wunsch erfüllt!" dann plötzlich ein scharfer zuckender Schmerz in der Stirne, und sie brach zusammen — es war also geschehen!

Wie sie nach Hause gekommen, sie dachte nicht daran. Sie dachte nur Eines, daß es geschehen, unwiederbringlich geschehen war. — Es sei ein schöner Tag, hieß es um sie herum, der Himmel so blau und sonnenhell. Für sie hatte er keinen Glanz. Sie wunderte sich, daß Alles um sie den gleichen unveränderten Gang einhielt, während sie selbst doch so verändert war. Das Zeichen brannte an ihrer Stirne — sie konnte es nicht fassen, daß Niemand es zu bemerken schien. Sie blickte in den Spiegel, aber auf der reinen Stirne war keine Spur eines Fleckens zu sehen. Da ritt der junge Bräutigam vorüber. Fröhlich tummelte er sein Roß, seine Augen strahlten — in drei Tagen sollte ja die Hochzeit sein. Klärchen wurde von einer plötzlichen Angst erfaßt. War es denn möglich, daß sie das Opfer gebracht, und hatte sie es am Ende umsonst gebracht? — Ein Schrei vieler Stimmen durchzitterte jetzt mit einem Male die Luft. Das Pferd hatte gescheut und sich mit seinem Reiter überstürzt. Man trug den jungen Mann mit Blut überdeckt und einem Todten ähnlich in das Schloß, das er erst vor wenigen Minuten gesund und heiter verlassen. Klärchen sah ihn tragen, sie hörte das Murmeln der erschreckten Menge; was sie sprachen, hörte sie nicht. Sie hörte nur die Stimme ihres Gewissens; ihr war, als müßten alle diese Stimmen rufen: „Seht hin, das ist die Mörderin!"

Fritz war geholt worden und verschwand in des Grafen Haus. Sie hatte es nicht bemerkt. Sie stand, an's Fenster gelehnt, unfähig sich zu rühren, unfähig die Schuld zu ermessen, die über sie gekommen war, und die doch mit so vernichtender Deutlichkeit vor ihrem Geiste stand — das hatte sie nicht vorausgesehen.

Noch vor dem Abend war der junge Mann eine Leiche und auch der Graf hatte sich gelegt. Die Vernichtung all' seiner Hoffnungen hatte den alten Mann in das Herz getroffen, und am dritten Tage schied auch er dahin. Ein Trauerzug brachte den Greis und den Jüngling zu der gleichen Ruhestätte, von der bleichen, thränenmüden Tochter und Braut begleitet, die selbst, beinahe einer Todten gleich, in tiefer Trauer gekleidet, erschöpft neben den trauernden Verwandten saß.

Die Zeit verging. Klärchen lebte in düsterer Abgeschlossenheit, unempfindlich für Alles, was sie von Außen traf. Nach Fritz frug sie nicht, sie wußte, wo er war; hatte er doch Vater und Bräutigam der jungen Gräfin bis zum letzten Augenblicke mit der größten Aufopferung gepflegt. Eines Tages fuhr er mit ihr vorüber, und es hieß, sie wären vermält. Niemand wunderte sich, es war, als müsse es so sein. Im Hause des Gerbermeisters wurde er von da an nicht mehr gesehen. Anfangs hatte er noch gegrüßt, wenn er dann und wann der Freundin seiner Jugend begegnete, später verlernte er auch das. Die Verhältnisse hatten ihre trennenden Wege zwischen sie gewälzt.

Und die Tage schwanden und das Leben zog mit ihnen seinen ewig wechselvollen Lauf, nur die Last, die auf Klärchens Seele lag, blieb sich unverändert gleich. Früher hatte sie beten können, wenn sie sich unglücklich gefühlt, und das Gebet hatte ihr Trost gebracht. Jetzt war diese Pforte der Erleichterung verschlossen für sie. Wozu beten, wenn doch keine Hoffnung der Erhörung ist? Und doch trieb es sie mit ruheloser Sehnsucht immer wieder zu diesem Hafen der Ruhe hin. In den finstersten Winkel der Kirche schlich sie sich. Sie schlug an ihre Brust, aber beten konnte sie nicht. Das Zeichen brannte auf ihrer Stirne und mahnte sie, daß sie eine Ausgestoßene im Kreise der Gläubigen sei. Dann floh sie entsetzt und schrak zusammen vor jedem Blicke. Es schien ihr unmöglich, daß Niemand bemerken sollte, was ihr selbst doch so gegenwärtig war.

O, dieses Gefühl des Ausgestoßenseins, wäre sie nur das los gewesen! Jede Sünde wäscht sich mit Thränen ab, nur ihr allein half keine Reue mehr.

Da mischte sich eine neue Angst in das Weh um das eigene Selbst. Würde das Glück auch Bestand haben, das sie durch ein solches Opfer erkauft? Die Hölle ist tückisch und ihre besten Gaben wandelt sie zum Fluche für die Hand, die sie berührt. Würde das Glück, daß auf so frevelhaftem Grunde gebaut war, nicht zusammenbrechen, und Diejenigen mit in das Verderben ziehen, die doch so schuldlos daran Theil gehabt?

Wie schnell die Zeit verging! Im Schlosse war ein kleines Mädchen geboren worden, vom Jubel der beiden Eltern zärtlich begrüßt und wieder legte das unheimliche Grauen sich mit erschwerender Kälte um Klärchens Herz. — Sollte das vielleicht das Opfer für ihre Sünde sein? Angstvoll folgten ihm ihre Blicke, als die stattliche Amme es zum ersten Male in's Freie trug — ihr Herz schlug, ihre ganze Seele folgte dem kleinen unschuldsvollen Wesen nach, das ihr auf geheimnißvolle Weise so nahe stand und ahnungslos den Schrecken der Zukunft entgegen ging, die sie vielleicht über sein Haupt gebracht und zum ersten Male rang sich mit deutlichem Bewußtsein der Schrei des Gewissens aus ihrer gequälten Brust hervor. O, hätte ich es nicht gethan! O, hätte ich nicht widerrechtlich eingegriffen in diese fremde Lebenswelt, die für mich verschlossen war. Allein es war jetzt zu spät.

Da trieb es sie eines Tages wieder hinaus an jenen Ort, der ihr so verhängnißvoll gewesen war. Der Frühling hatte sein blühendes Reich über die Erde ausgespannt und in der hoffnungsreichen Lebensfülle, die sie rings umgab, kam das Gefühl der eigenen Hoffnungslosigkeit mit erdrückendem Weh über sie. Sollte sie allein ewig elend sein in dem allgemeinen Glücke? Sie warf sich nieder vor das Kreuz, sie rang die Hände, und das Wort der Bitte, für das ihre Lippen verschlossen gewesen, brach sich jetzt in einem Angstschrei los: „O, hilf mir, Du, von dem man sagt, daß er so vielen geholfen hat! Wenn Dein Reich die Liebe ist — ich habe ja nur aus Liebe gefehlt!"

Da war es, als zöge ein hellerer Schimmer durch das zitternde Laub. — Klärchen bebte zusammen. Der tiefe Pulsschlag des Lebens um sie her schien plötzlich auf einen Augenblick still zu stehen. — Sie blickte auf, athemlos, von einer ahnungsvollen Hoffnung berührt — und leise, als zöge ein Hauch göttlicher Liebe beseelend durch das starre Erz, neigte sich das Haupt des Erlösers beinahe unmerklich zu ihr herab, ein Zug unsäglichen Mitleides umspielte die sanften Lippen und mit wunderbarer Süßigkeit klang es aus der Höhe über sie hin: „Geliebt und liebend, so wirst du erlöst!"

Die Worte waren längst verhallt, Klärchen horchte noch immer. — So war doch noch Rettung möglich, und diese Rettung lag in ihrer eigenen Hand. — Sie erhob sich, sie schlug die Hände zusammen, und selige Thränen entströmten ihren Augen. Es schien so leicht Liebe zu geben, und wie viel leichter erst, wenn der Preis dieser Liebe Erlösung von dem furchtbaren Fluche war!

An den Eigensinn ihres Herzens hatte sie dabei nicht gedacht. Als aber das erste Wort der Liebe an sie gerichtet wurde, da erst wurde sie es sich klar bewußt. Sie konnte keine Liebe mehr geben; die sie einst hatte geben können, stand bei dem Einen fest, der für immer von ihr genommen war. Die Nacht der Verzweiflung, die sich für einen Augenblick zu lichten geschienen, schloß sich dichter über sie als je. Sie machte keinen Versuch mehr, ihr zu entfliehen — sie wußte nun, daß Alles verloren war.

Und immer schneller verging die Zeit. Klärchen war es, als rausche das Leben wie ein unaufhaltsamer Strom hörbar an ihr vorbei. Drüben im Schlosse war bald dem ersten holden Ankömmling ein Brüderchen, dann ein Schwesterchen gefolgt, die schweigsamen Säle und Gänge wiederhallten von hellem Lachen, und blonde Köpfchen tummelten sich im Parke unter der Aufsicht sorgsamer Wärterinen und tauchten hie und da wie lichte Sonnenflecke aus dem dunklen Schatten der Bäume auf.

In dem Hause des Meisters dagegen war es düster und still. Klärchen war jetzt allein. Vater und Mutter waren fromm geschieden und ruhten friedlich im Tode nebeneinander in Wetter und Sonnenschein, wie sie es im Leben gethan. — Ganz vertieft in ihrem Jammer, hatte Klärchen kaum eine Erinnerung daran, sie wußte nur, daß es so war. Die Frische der Jugend lag jetzt hinter ihr, sie kümmerte sich nicht darum — sie lebte einsam fort das traurige finstere Leben, für das es keinen Frieden und keine Hoffnung gab.

Da wurde sie plötzlich durch Fritzens Erscheinen aus der Versunkenheit ihres ewigen Brütens geweckt. Alle seine Kinder waren erkrankt, und die zarte Mutter, jeder Anstrengung ungewohnt, hatte sich nach einigen Tagen ermüdeter Pflege selbst gelegt. Da in der Stunde der Noth hatte er zum ersten Male wieder an die freundliche Gefährtin seiner Jugend gedacht. Ihr, das wußte er, konnte er die Kinder anvertrauen. Allein Klärchen weigerte sich.

Sie sehnte sich nach den Kindern, waren es doch die Kinder des Mannes, den sie so heiß geliebt. Sie sehnte sich, etwas zu umfassen, das ihm gehörte, das sie, wenn auch noch so vorübergehend, mit ihm, mit der Liebe und mit dem Leben verband. — War es denn nicht genug mit der Ewigkeit des Elends, die darüber hinaus vor ihr lag? Durfte sie nicht eine kleine Weile wenigstens vergessen, daß sie von der Gemeinschaft der Menschen und allen menschlichen Banden ausgeschlossen war? Nein, sie wagte es nicht. Sie wagte nicht durch ihre Gegenwart den Fluch gleichsam noch mehr herauszufordern, der schon so drohend und vielleicht durch ihre Schuld über dem Hause des Freundes stand. Allein Fritz bat nur immer dringender, die Sehnsucht wuchs, und die Kraft des Widerstandes ermattete in ihr.

Aber die Macht der Unschuld schien den Fluch in Segen umzuwandeln, und als brächte Klärchens Nähe allein Genesung mit, so wunderbar schnell erholten die Kinder sich. Auch die Mutter genas, und das einen Augenblick getrübte Glück strahlte in erneutem Glanze. Und dazwischen lebte Klärchen ein Leben stillen, anspruchslosen Friedens. Sie liebte die Kinder, und die Kinder liebten sie. Der kalte Druck der Verzweiflung, der so lange ihre Brust wie mit einem eisernen Reifen zusammengepreßt, löste sich, von diesen kleinen Händen berührt, und eine zitternde, bange und doch unendlich süße Freude beschlich ihr Herz, wenn sie leise fragte, ob dieß die Liebe sei, durch welche ihr Erlösung versprochen war.

Und immer schneller verging die Zeit. Es war unheimlich, mit welcher Schnelligkeit sie vorüberrollte, so unfaßbar, so spurlos und doch auf Allem, was sie berührte, ihren unauslöschlichen Eindruck hinterlassend. Die Kinder waren herangewachsen. Sie hatten die treue Pflegerin noch immer lieb, doch wandten sich ihre Herzen allmälig mehr den Eltern zu, bis eine stärkere Liebe kam und eines nach dem anderen fortzog an des erwählten Gatten Hand. Die Wechselfälle des Lebens nahmen sie hin, und die alte Freundin und zum Theile sogar die Eltern waren vergessen in dem eigenen Glücke und Weh. Im Hause war es jetzt wieder still. Die einst so schöne Gräfin schritt gebeugt an der Seite des gealterten Gatten einher, und ihre blonden Haare waren ergraut. Nur die Liebe in ihren Herzen leuchtete ewig frisch und jung. Da trat der Tod auch bei ihnen ein, aber schonend, wie ihnen Alles im Leben gewesen war, denn beinahe zu gleicher Zeit nahm er sie Beide hinweg.

Klärchen war nun wieder allein. Das Glück, für das sie so viel geopfert, war vergangen, wie alles irdische vergeht. Sie stand alt, arm und verlassen. Das Haus, das so lange ihre Heimat gewesen, schloß sich hinter ihr. Andere Besitzer zogen ein. An Klärchen dachte kein Mensch und nichts blieb ihr übrig, als der Bettelstab. So zog sie denn von Thür zu Thür, die alte Kläre genannt, mit dem brennenden Zeichen auf der Stirne und dem Fluche auf der Seele, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und dessen letzte Erfüllung mit jeder Stunde näher kam. Trostlos war die Erde, aber trostloser noch die Zukunft, die jenseits lag.

Da saß sie eines Abends wieder zu den Füßen des Kreuzes. Sie hatte sich hinausgeschleppt mit der Anstrengung ihrer letzten Kraft, von einer dunklen Macht getrieben, die sie immer wieder nach dem unheimlichen Orte zog. Sie saß wie damals, die Hände still in den Schoß gelegt, aber nicht mehr jung und mitten im Schmerze noch immer hoffnungsreich. Das Laub war gefallen, der Schnee bedeckte den Boden; es war kalt und sie fror. Allein daran dachte sie nicht. Sie dachte an ihr verlornes Leben, das so schön hätte sein können, und das nun, eine dürre Wüste, hinter ihr lag. Sie dachte an den Fluch, der nicht vergehen würde, an den Tod, der so nahe war, und der ihr keine Befreiung verhieß. Sie dachte an die Erlösung, die ihr versprochen war. Die Worte, die sie damals gehört, zogen wieder durch ihren Geist, und sie blickte anklagend zu dem Kreuze hinauf. — „Die Liebe hat mich nicht erlöst,“ seufzte sie und neigte das Haupt in die welken zitternden Hände und weinte und schluchzte laut.

Da überrieselte es sie leise, wie von einer sanften lieben Hand berührt. Das Christusbild am Kreuze beugte sich lebendig zu ihr nieder, es wuchs zu übermenschlicher Größe, breitete die Arme aus und zog sie an die Brust.

Sie schlug die Augen auf und sah in Fritzens Gesicht, Fritz, der lachend und doch mit feuchten Augen neben ihr kniete und sie umschlossen hielt. Sie

starrte ihn an, sie glaubte ihren Augen nicht. Es war Fritz, jung und schön, wie sie ihn längst von der Erde verschwunden geglaubt.

„Ei du Hausvögelchen!“ rief er fröhlich, „so flatterst Du uns davon. Wir werden Dich ja einsperren müssen, wenn Du solche Streiche machst!“

Er half ihr auf. Sie blickte um sich, da erhob sich das eiserne Monument. Die Bäume standen umher, aber sie waren grün und die Blätter spielten im Sonnenscheine. War denn Alles Traum gewesen, oder träumte sie erst jetzt? Unbewußt fuhr sie mit der Hand nach der Stirne.

„Ei freilich,“ sagte er „Du bist mit dem Gesichte auf dem Gebetbuche gelegen, und hast nun das silberne Kreuz richtig auf der Stirne abgedrückt. Wenn ich nur begreifen könnte, wie Du hergekommen bist,“ fuhr er fort. Sie schauderte. — „Komm,“ sagte er, „die Eltern sind in der größten Sorge um Dich, und alle Muhmen und Basen schwören darauf, der Gottseibeiuns habe dich geholt.“

Er nahm ihren Arm in den seinigen und zog sie mit sich fort. Unterwegs erzählte er ihr, wie man sie am Morgen gesucht, als früh der Bruder gekommen, wie man ihr Bett unberührt gefunden, wie man zu allen Verwandten und Freunden geschickt und nirgends eine Spur von ihr entdeckt habe, wie Stunde um Stunde verstrichen und die Angst auf's Höchste gestiegen sei, bis ihn endlich ein unerklärliches Etwas in den Wald hinausgetrieben, wo er sie richtig gefunden: „Und wie Du schluchztest im Traume,“ schloß er seine Rede, „es ist freilich kein Wunder, wenn ein zahmes Hausvögelchen, wie Du, wilde Träume hat in einem so ungewohnten Bette, aber wie kommst Du nur da hinaus?“

Sie antwortete noch immer nicht. In der That, sie wagte nicht, die Lippen zu öffnen, aus Furcht er würde verschwinden, und sie stände wieder da in der nackten öden Einsamkeit; Traum und Wirklichkeit schwammen für sie ineinander, sie konnte nicht unterscheiden, was Wahrheit und was Täuschung sei.

So kamen sie in das Städtchen und schlugen die Richtung nach der Wohnung des Gerbermeisters ein. Aus allen Fenstern des Hauses sahen ihnen Köpfe entgegen; Klärchens unerklärliches Verschwinden hatte die ganze Familie zusammengebracht, und als Fritz fröhlich aus der Ferne das Tuch schwenkte, erhob sich ein wahres Jubelgeschrei. Die Mutter war die erste, die ihnen auf der Schwelle begegnete, und Fritz legte ihr schweigend die Tochter an die Brust. Die rüstige Frau war todtenbleich und zitterte fast mehr als das Mädchen selbst. Sie frug nicht, sie schalt nicht, sie war froh, daß sie die Tochter wieder hatte; zum Schelten war später noch immer Zeit. Klärchen lag betäubt und stumm in ihren Armen und konnte es noch immer nicht glauben, daß sie sicher und geborgen und rein von jedem Frevel war.

„Aber wo war sie?“ rief jetzt wie aus einem Munde der neugierige Kreis, der sie umstand.

„Ich fand sie im Walde schlafend," sagte Fritz.

„Aber wo im Walde?" erscholl der Chor der Verwandten wieder in athemloser Hast.

„Am Kreuze auf dem Teufelsplatze," erwiderte Fritz.

„Gott bewahre, wo man seine Seele dem Teufel verkauft!" schrien alle Muhmen entsetzt und bekreuzten sich.

Fritz lachte, zog das Gebetbuch, das er im Walde aufgehoben, aus der Tasche und legte es auf den Tisch. „Nun," meinte er, „dagegen war sie gut verwahrt, und die Reliquie der Großmutter hat sie noch obendrein um den Hals."

„Ach!" meinten die Basen einstimmig, denn die Erklärung leuchtete Allen ein.

„Es ist klar," sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, „sie hat im Schlafe geglaubt, daß sie in die Kirche gehe."

Auch das schien Allen einzuleuchten. Die Magd hatte unterdessen das Frühstück hereingebracht, das bis jetzt unberührt gestanden, man setzte sich, aß und trank, und die Harmonie schien vollkommen wieder hergestellt.

Klärchen saß am Tische noch immer wie betäubt. Fritz saß neben ihr. Sein Gesicht strahlte vor Freude, er sprudelte über von Laune und Witz, Alles was ihn bedrückt, schien durch eine plötzliche Wendung von ihm gewichen zu sein. Klärchen bemerkte es nicht. Sie bemerkte nicht, daß er ihre Hand fest in der seinigen hielt, sie frug sich nur immer wieder, ob es wahr, ob es möglich sei, daß sie frei und glücklich, daß sie rein von jedem Frevel war. Um sie her wurde gescherzt und gelacht, allein sie hörte es nicht, sie hörte nur auf das Ringen und Treiben in ihrer eigenen Brust.

Wagengerassel ertönte jetzt von der Gasse her. Die Fenster wurden aufgerissen, Alles stürzte hin. „Das ist der Bräutigam!" rief plötzlich eine Stimme, und Klärchen fuhr zusammen, wie von einem glühenden Eisen berührt. War es also doch geschehen? Und sollte das der Anfang des Schrecklichen sein?

„So kommt doch und seht es Euch an," sagte die Mutter, ebenfalls am Fenster; „sie fahren gleich fort."

Fritz stand auf, Klärchens Hand lag noch in der seinigen, er ließ sie nicht, und sie folgte ihm willenlos. In der Gasse stand Wagen an Wagen dichtgedrängt bis vor dem Portal des Palais.

„Da ist die Braut! Wie schön!" erscholl es wieder. Und wirklich, an dem Arme ihres Vaters erschien die junge Gräfin auf dem Perron, bräutlich geschmückt und wunderbar verklärt in der inneren Erregung zwischen Freude und Abschiedsschmerz. Ein ganzer Schwarm reichgeschmückter Hochzeitsgäste strömte ihr nach.

Klärchen sah hin, als könne sie die Augen nicht wegwenden von dem, was sie sah. Und hinter ihr erzählte der Hofrath, wie der junge Baron plötzlich den Befehl erhalten, sich auf seinen Posten zu begeben, und man

deßwegen die Trauung beeilt, da er seine Braut gleich in das ferne Land mitzunehmen gewünscht.

Die Gräfin war jetzt eingestiegen, auch die anderen Wagen füllten sich, und der Zug setzte sich in Bewegung nach der Kirche. Auch die Zuschauer verließen jetzt die Fenster, und die meisten eilten fort, um bei der Trauung in der Kirche auch noch zugegen zu sein, die übrigen zerstreuten sich im Hause, Fritz und Klärchen blieben allein.

Sie stand neben ihm, ohne sich zu rühren, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, ganz verloren in dem, was sie gesehen. Er hielt noch immer ihre Hand, und wie er sie jetzt still betrachtete, glitt eine sonderbare Bewegung über sein Gesicht.

„Wie wäre es,“ sagte er nach einer Pause, und seine Stimme zitterte leicht, „wie wäre es, wenn wir es machten wie Jene, und unser Glück suchten, Eines in des Anderen Herzen, ich als Dein Mann und Du als meine Frau? — Ich habe Dich lieb, Klärchen, und ich denke auch, Du hast keinen Anderen lieber als mich.“

Er schwieg. Sie lauschte noch immer mit halbgeöffneten Lippen, den Kopf nur ein wenig tiefer geneigt. O, wenn auch das Täuschung war, dann besser zu sterben jetzt, als das Erwachen aus solchem Traume!

Leise legte er den Arm um sie. „Antworte mir,“ bat er, als sie noch immer schwieg.

Da hob sie schüchtern den dunklen Blick: „O Fritz,“ fragte sie bebend, und er mußte sich niederbeugen, daß er ihre Worte vernahm, „liebst Du denn die Gräfin nicht?“

Er erröthete und blickte vor sich nieder. „Ei, sieh doch,“ sagte er dann lächelnd, „was so ein Hausvögelchen für Augen hat! Nun, Klärchen, es ist wahr, die Gräfin hat mich eine Zeit lang mehr beschäftigt, als gerade vernünftig war. Noch vor nicht allzu langer Zeit suchte ich mir einzureden, daß mit ihrer Verheiratung an einen Anderen jede Hoffnung auf Glück für immer für mich verloren sei; als ich aber heute Früh alles Andere in der Angst um Dich vergaß, da fühlte ich wol, daß Du mir das Liebste bist in der Welt.“

Er schloß sie sanft an sich. Sie athmete tief; langsam löste sich der Krampf von ihrer Brust, sie schlang die Arme um seinen Hals, und der Strom der Thränen brach sich unaufhaltsam Bahn. Er streichelte ihr die Haare und küßte sie und suchte sie zu beruhigen. Da ging die Thür auf, und der Vater kam herein. Beim Anblicke der jungen Leute blieb er stehen und winkte lächelnd der Mutter, die erwartungsvoll hinter ihn auf die Schwelle trat.

„Potztausend!“ rief er plötzlich, „das sind mir schöne Geschichten!“

Klärchen suchte sich erröthend loszumachen, aber Fritz hielt sie fest. „Vater,“ sagte er, „gebt sie mir!“

„Nein,“ meinte der Vater, „mich dünkt, Ihr habt hier ohne mich schon Alles in Richtigkeit gebracht.“

Die Mutter war eingetreten und umarmte gerührt die weinende und verwirrte Tochter, wobei sie in ihrem Herzen dachte, wie gut es sei, daß sie so reichlich gebacken habe, und somit auf das unvorhergesehene Ereigniß vollkommen vorbereitet war.

Der Vater aber, nachdem er die noch im Hause anwesenden Verwandten zusammengetrommelt, wandte sich ohne Zeitverlust dem Keller zu, woraus er bald wieder erschien, eine Flasche des geheimnißvollen Allerbesten in der Hand. Denn er meinte, auf solch' glückliche Begebenheit gehöre auch augenblicklich ein kräftiger Segensspruch, von einem guten Glase Wein kräftig unterstützt, sonst halte es nimmer für das Leben aus.

Da wurde die Gasse wieder von Wagengerassel erschüttert; die Equipagen brachten ihre vornehmen Inhaber von der Trauung zurück. Aber im Hause des Gerbermeisters kümmerte sich kein Mensch darum; das nähere Ereigniß hatte jedes andere in den Hintergrund gedrängt. Da ging das Glas fröhlich in die Runde, und Jeder brachte seinen Spruch; auch wurde der gepriesene Wein seines Rufes werth gefunden — nur schade, daß der Doctor nicht zugegen war!

Da rief es plötzlich wieder: „Das Brautpaar will abreisen!" Und nun eilte doch Alles zum Fenster, um wenigstens nach dem Abschiede zu sehen. Nur Fritz blieb unbekümmert sitzen — er sah nur seine Braut. Auf dem Perron des Palais aber stand die junge Gräfin mit verweinten Augen, in Reisekleidern. Der Wagen wartete, daneben der ungeduldige Bräutigam. Noch ein Mal warf sie sich in die Arme ihres Vaters, der sie fester umschlang, als vielleicht jemals in früherer Zeit. Dann noch ein Augenblick — sie war eingestiegen, hinter ihr der Bräutigam, und fort rollte sie in die weite Welt, ohne etwas zu ahnen von dem Schmerze und der Freude, deren Urheberin sie zum Theile wenigstens gewesen.

An demselben Morgen wurde sämmtlichen Freunden und Verwandten des Gerbermeisters und seiner Frau, die zu deren silbernen Hochzeitsfeier versammelt waren, die Verlobung seiner Tochter mit dessen gewesenen Mündel, dem Doctor Friedrich Werner, feierlich bekannt gemacht. Neben der Braut im Silberkranze stand die kaum achtzehnjährige Braut hold und schön, im Schmucke ihrer Jugend und dem Hauche von Sittsamkeit und Unschuld, der wie ein duftiger Schleier über ihre ganze Erscheinung gebreitet war.

Es war ein fröhliches Fest und besonders der Doctor zeichnete sich aus. Er war, wie sich von selbst versteht, für den Verlust des vergangenen Tages reichlich entschädigt worden, wodurch er in einen solchen Enthusiasmus gerieth, daß er Fritz in Gegenwart der ganzen Gesellschaft an sein Herz drückte, ihn zu seinen Substituten und Nachfolger ernannte, und ihm eine so zahlreiche Praxis versprach, daß es allen Zuhörern Angst und Wehe wurde um das Herz, denn Jeder dachte dabei ganz natürlich an sich selbst. Hierauf erhob der feurige kleine Mann sein Glas und hielt mit glänzenden

Augen eine Rede, in welcher er in bunter Reihenfolge die Beschreibung seiner eigenen sämmtlichen Verlobungen gab, von denen leider nie eine zu Stande gekommen war. Die Rede war lang und der Hofrath bemerkte boshaft, daß sie derjenigen des Barbiers in „Tausend und eine Nacht“ insoferne ähnlich sei, als sie gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Allein wie lang sie war, Keinem erschien sie zu lang, und besonders das Brautpaar war nicht in der Stimmung zu finden, daß irgend etwas nicht auf's beste sein könne in dieser auf's allerbeste eingerichteten Welt.

Fröhlicher noch als die Verlobung war wo möglich die Hochzeit selbst, und nur die Braut war ungewöhnlich still. Mitten in der Seligkeit, in der ihr Herz von heißem Danke überfloß gegen den Himmel, der sie so treulich geführt und bewahrt, lag die Erinnerung an jene Nacht wie ein Schatten der Schwermut über ihren Geist und erfüllte sie mit dem bangen Zweifel, ob sie durch ihr frevelhaftes Wagen sich dieses Glückes nicht unwürdig gemacht?

Diese letzte Spur krankhafter Schwärmerei aus dem reinen Gemüte zu verwischen, wollen wir Fritz überlassen, in dessen treuer Liebe sie wol den inneren Halt und den Glauben an sich wiederfand, den sie vorübergehend verloren, und indem diese Liebe sie mehr dem Leben und seinen ernsteren Pflichten zuwendete, gab sie ihr in segenreichem nützlichen Walten das ruhige Urtheil und den klaren Blick zurück, die ihr so wol anstanden, und um derentwillen wir sie in dieser wahrheitsgetreuen Erzählung mit besonderer Vorliebe „Klara“ genannt.

Gedichte.

Von

Robert Byr.

1.

Vorübergerauscht.

Wie so ganz anders sieht's heut aus
Unter den blühenden Linden,
Und dennoch wieder ganz wie eh
Unter den blühenden Linden!

Die Pärchen flüstern im Mondenschein
Wie Röschen mit Frühlingswinden,
Nur der Wind ist verweht, ein anderer kost
Unter den blühenden Linden.

So geht alles hin und man lernt still
Gar manches im Leben verwinden,
Kaum daß uns ein blasses Traumbild noch mahnt
Unter den blühenden Linden.

2.

Allerseelen.

Astern, schmückt ihr schon die Halle?
Zarte Blümlein, spätgeboren,
Wenn die andern Blumen alle
Längst verblüht sind und erfroren;

Pflück' euch mir zum Strauß, zum vollen,
Auf ein Grab will ich euch streuen.
Ach! wie rasch ist unser Grollen,
Und so weh — so weh Bereuen!

3.

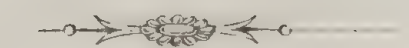
In der Schmiede.

So lange schläft das Eisen in der Erde,
Es ruht und träumt darin manch tausend Jahr,
Bis es erwacht, auf daß es Klinge werde —
Zum Völkerpflug genügt nicht mehr die Schar.

Die Wandlung ist vorüber. Spitz und schneidend
Liegt auf dem Ambos nun der blanke Stahl.
Du junger Fürst, was prüfst Du ihn so leidend?
Wie Cäsar einst, hast Du auch freie Wahl.

Das Auge zuckt dem schönen Fürstenknaben —
Fühlst Du vorahnend und in Dich gekehrt
Des Mörders Dolch in Deiner Brust begraben? —
Nicht gegen — für Dein Volk schwing' Du das Schwert!

Und zu Dir hält's und kämpft zu Deinem Ruhme,
Und wenn Du siegst, darf's mit Dir glücklich sein;
Es wird alsdann in Deinem Fürstenthume
Das Schwert zur Pflugschar und zu Gold der Stein!



Shakespeare's Blumengarten.

Von

Euf. v. Kudriaffsky.

Eine freundliche Begleiterin durch das Leben ist die Pflanze, ein Schmuck der Gärten und Zimmer, ein Festgeschenk bei feierlichen Gelegenheiten, eine Opfergabe im Tempel des Herrn, und wenn es vergangen, dieß halb ernste, halb heitere, auch mühevolle Erdenleben wird sie zum sinnigen Zeichen treuer Erinnerung auf unserem Grabe.

Wir verdanken ihr einen wesentlichen Theil unserer Nahrung, unserer Heilmittel, unseres Schmuckes; die Baukunst hat sich ihrer bemächtigt in den gewaltigen Pfeilern und Kleeblatt-Ornamenten der gothischen Dome und den Blattverzierungen an den Säulen-Capitälen. Selbst die asiatischen Völker, Chinesen und Indier tragen die Formen ihrer einheimischen Gewächse auf ihre Bauwerke über, wogegen es den Arabern nach einem Gesetze des Korans verboten ist, die Natur nachzuahmen. Wer erkennt nicht in den Tempelstützen Indiens die Bambusbündel, in den kleinen Dachornamenten der Chinesen die dort heimatliche Fuchsia und Dyclitra? Die alten Miniaturmaler, deren Kunst wir in den Codices und Gebetbüchern bewundern, griffen zumeist bei Ausführung der Randzeichnungen nach den ihnen nahe liegenden Vorbildern der Pflanzenwelt, die sie in den Klostergärten pflegten, und die sich immer und immer in diesen Pergamentbänden wiederholen.

Und auch als Auszeichnung, als Ehrenzeichen sind uns Lorbeer-, Eichen- und Epheukränze schon im Alterthum bekannt. In höchst poetischer Weise behandelt auch die Götterlehre der verschiedenen Völker die Pflanzenwelt. Der Bogen des indischen Liebesgottes Kamadiva ist aus Zuckerrohr geformt und seine fünf Pfeile tragen an den Spitzen fünf wohlriechende Blumen, von denen jede einem der fünf Sinne entspricht. Der schöne Baldur wurde vom bösen Loke mit Pfeilen aus Mistelholz getödtet, weil seine Gattin Nanna den Segen dieser Pflanze einzuholen vergaß, und in

den Verwandlungen des Ovid sind uns diejenigen, welche den schönen Adonis und Narciß betreffen, wol am bekanntesten. Aberglaube und Zauberkunst haben sich in weitester Verzweigung der Pflanzenwelt bemächtigt. An die meisten Bäume und Blumen knüpft sich der Begriff einer wohlthuenden oder verderblichen Eigenschaft, einer geheimen Kraft.

Gehen wir in das Alterthum zurück, so finden wir die Anlage der Gärten fast bei jedem Volke. Von den berühmten schwebenden Gärten der Semiramis, den kleinen Anlagen in dem Schloßraume mittelalterlicher Burgen, den steiffranzösischen, in grüne Mauern verwandelten Hecken, die man sich ohne der Zuthat von Steifrock und Puder nicht denken kann, bis zu den zwanglosen englischen Parks, zeigt sich uns in den verschiedensten Abstufungen immer das Bestreben, die Pflanzenwelt unmittelbar mit dem Domicil zu verbinden.

In derselben Weise, wie man auf dem genannten Gebiete nicht umhin kann, eine Moderichtung nachzuweisen, zeigt sich diese auch auf das Deutlichste in der Blumencultur, wo bald diese, bald jene die Oberherrschaft in dem großen Pflanzenstaat behauptet. Nelken und Aurikeln herrschten im vorigen Jahrhundert, dann kamen Ranunkeln, Hortensien und Pelargonien an die Reihe, später die noch jetzt auf allen Blumenausstellungen vielfach vertretenen Camelien, Azaleen, Rhododendron, und Calceolarien. Eine gewisse Permanenz behaupten die vogel- und insectartigen Orchideen, die aus ihren schönen Tropenländern gerissen, in die warmen Gefängnisse versperrt werden, und man durch die mit Dunstperlen belegten Scheiben nur eine mangelhafte Anschauung derselben bekömmt.

Durch die Einführung und das Heimischwerden fremdländischer Pflanzen wird der Mode ein weites Feld geöffnet, welche die Kinder der Flur auch in künstlicher Nachahmung auf die Kleider und den Haarputz der Ballschönheiten zu übertragen weiß. Jene Dame in Irland, welche einst ihr Ballkleid mit Bärlappmoos verzierte, möchte indeß, trotz des seltsamen Einfalls nur wenig Nachahmerinen finden.

Wir begegnen der Pflanze deßgleichen in der Heraldik, wo uns das englische Wappen mit Rose, Distel und Kleeblatt und die französische Lilie am bekanntesten ist. Auch das Lindenblatt in mehreren Familienwappen ist häufig, die Raute im sächsischen Wappen ein Wahrzeichen, so wie die plante de genet der Giester auf dem Helm der Plantagenets prangte, die Marguerite oder das Gänseblümchen, das Abzeichen der ebenso energischen als unglücklichen Margarethe von Anjou gewesen, deren Gemal Heinrich VI. von England ihr einen ganzen Tafelservice mit dieser Blume verfertigen ließ, ihr Gefolge aber auch diese auf dem Aermel gestickt trug, während man bei Katharina von Arragonien den Granatapfel zur selben Würde erhob. Endlich wurde auch die Blume in edlen Metallen nachgebildet, eine goldene Rose vom Papst als Tugendpreis verliehen, goldene und silberne Blumen, namentlich Veilchen, bei den jeux floraux des Mittelalters, als Preise ertheilt.

Und hat uns nun die Pflanze als Schmuck, Heilmittel, Liebesgabe und zum Wohlgeruch verwandelt, durch das Leben begleitet, uns durch Farbenpracht und Duft erfreut, so sprießt sie noch auf unserem Grabe oder ziert zum Kranz verschlungen, das Kreuz, welches unsere Gruft bezeichnet. — Doch diese wehmütige Betrachtung sei nur vorübergehend gethan; im gegenwärtigen Falle lade ich den geneigten Leser zu einem Gang durch Shakespeare's Blumengarten ein, der wahrlich nicht so unbedeutend ist, als er dem flüchtigen Beobachter vielleicht erscheint.

Wie sinnig verstand er es z. E. dem wahnsinnigen Lear auch giftige, schädliche Kräuter, Lolch, Schirling, Erdrauch u. s. w. beizugeben. Das Bilsenkraut muß dem „geflickten Lumpenkönig" im Hamlet dazu dienen, seinen Nebenbuhler aus dem Weg zu schaffen. Die Märchen „Sturm" und „Sommernachtstraum" mit ihrem Geister- und Elfenleben greifen auch tief in die Blumenwelt hinein. Den römischen Stücken ist Eiche und Lorbeer eigen, von Rosmarin, dem Kraute der Erinnerung, hören wir am rechten Orte Ophelia und Juliens Amme sprechen. Der Lauch gibt in Heinrich V. zu mannigfachen Wortspielen Anlaß. Die Raute — Sour herb of grace — bitteres Gnadenkraut ist dieser Benennung wegen auch von tiefer Bedeutung, und wie poetisch ist der Vergleich, welchen der Herzog in „Was ihr wollt" macht, wenn er beim ersten Auftreten, als er der Musik lauscht, sagt:

„Die Weise noch einmal! — sie starb sohin;
„O sie beschlich mein Ohr dem Weste gleich,
„Der auf ein Veilchenbette lieblich haucht,
„Und Düfte stiehlt und gibt."

Ich bin weit davon entfernt, alle jene Beziehungen anzuführen, welche der große Brite auf die Pflanzenwelt anwendet, da er im Ganzen nicht weniger als einhundert dreiundzwanzig verschiedene Kräuter und Bäume in seinen Text verwebt. Von diesen kommen manche neue ein oder wenige Male, andere sehr häufig vor, je nach der Art, wie sie vergleichsweise oder bei einer poetischen Gedankenfolge angewendet werden können. Unter diesen spielt die Königin der Blumen, die Rose, die hervorragendste Rolle. Wollte man alle Sagen, Gedichte und Legenden zusammenfassen, welche über sie von Schriftstellern in der Literatur vorhanden sind, es käme ohne Zweifel ein dicker Band zusammen.

Von den ältesten Tagen bis auf die Jetztzeit finden wir überall den Vorzug der Rose gegeben. Römer und Griechen schmückten sich damit bei ihren Gelagen, und die Vornehmen ließen auf ihre Gäste Rosenblätter regnen; das Rosenwunder der heiligen Elisabeth ist genügend bekannt. Im Mittelalter gab es Rosenlacher, wol eine Bezeichnung für liebliche, heitere Reden, und es heißt da an einer Stelle:

„er kuste sy wol dreyssig stunt
„an iren rosenlachenden munt."

Daß aber der Name nicht immer etwas Liebliches verbarg, lehrt uns der Rosengarten des Ritters Schreckenwald auf Burg Aggstein, deren Ruinen noch immer dem Reisenden, der Donau aufwärts fährt, als Ueberreste eines Raubnestes ein Wahrzeichen bleiben. Es war ein terrassenartiger Vorbau, dort wurden die Gefangenen ausgehungert, wollten sie nicht auf Tod und Leben einen Sprung in die Tiefe wagen.

Wie weit aber die Götterlehre und die christlichen Legenden sich der Rose bemächtigt, ist jedem Leser ohne Zweifel größtentheils bekannt. Daß die heilige Rosa von Lima Rosen in die Luft warf, um sie Gott anzubieten, die dann ein Kreuz bildeten, der Bet-Rosenkranz auch aus drei Rosenkränzen, weißen, rothen und goldenen entstand, welche der Erzengel Gabriel auf Angabe des heiligen Dominicus gewunden, dürfte Manchem fremd sein.

Der landläufige Ausdruck sub rosa kommt von der Sitte im Mittelalter her, bei Gelagen eine Rose an die Zimmerdecke zu hängen, was darunter gesprochen wurde, durfte nicht weiter erzählt werden. — Doch wir wollen ja zusehen, wie Shakespeare die vielbedeutende Blume seinen Helden und Heldinen in den Mund gelegt hat. Da ist denn gleich in „Viel Lärm um Nichts" eine Rede des Bastard Don Juan bemerkenswerth, der einen feinen Unterschied zwischen der wilden und cultivirten Rose zieht. Er sagt bezüglich des Herzogs seines Bruders:

„Lieber wollt' ich eine Hagebutte am Zaun sein, als eine Rose in seiner Gnade."

Und noch weiter im Rangunterschied der Rosen geht Boyet in „Der Liebe Mühe umsonst", wenn er sagt:

„Maskirte Frau'n sind Rosen unerschlossen,
„Doch ohne Maske gleich Damaskus Rosen,
„Entwölkte Engel, die mit Blüthen kosen."

Gar reizend empfiehlt Theseus der Hermia zwischen Kloster und Ehestand lieber letzteren zu wählen, denn:

„Die gepflückte Ros' ist irdischer beglückt
„Als die am unberührten Dorne welkend
„Wächst, lebt und stirbt in heil'ger Einsamkeit.

Auch Titania schmückt ihren geliebten Zettel mit Rosen:

„Den glatten Kopf besteck' ich Dir mit Rosen,
„Und küße Dir Dein schönes Ohrenpaar."

Als Tyrrel dem König Richard III. den an seinen Neffen vollzogenen Mord melden kommt, da fühlt er tiefes Mitleid, und in einem

Monolog, wie deren Shakespeare oft in verschwenderischer Weise seinen Nebenpersonen in den Mund legt, beklagt er die grause That und schildert das Zögern der grimmen Mörder beim Anblick der unschuldigen Opfer:

„Vier Rosen eines Stengels ihre Lippen,
„Die sich in ihrer Sommerschönheit küßten."

Am eingreifendsten aber in die Handlung der Königsdramen ist die Scene in dem stillen, an der Themse gelegenen Templegarden, der noch jetzt besteht, wo sich die beiden Familien Lancaster und York schroff gegenüber standen und aus der Begierde, mit der sie die weiße und rothe Rose als Abzeichen wählten, die langdauernden, unheilvollen Rosenkriege entstanden.

Als Gegensatz zur stolzen Rose sei gleich des Veilchens Erwähnung gethan. Es war in der nordischen Mythe dem Gott Tys gewidmet und hieß Tysfiola. Auch galt es als Wunderblume und zeigte verborgene Schätze an, und in dem jeux floraux wurde ein silbernes Veilchen dem Sieger als Preis geboten. Goethe und Mozart haben es mit vereinten Kräften besungen, und von den alten Veilchenfesten im Augarten unter Otto dem Fröhlichen und dessen lustigen Rath Otto Nithart erzählt jede Wiener Chronik. Wie schön der Herzog in Shakespeare's „Was Ihr wollt" davon spricht, wissen wir bereits, und Laertes sagt im tiefsten Schmerz über seiner Schwester Tod:

Legt sie in den Grund
Und ihrer schönen unbefleckten Hülle
Entsprießen Veilchen.

Ophelia gerade wollte dem Königspaar in ihrem Wahnsinn auch Veilchen anbieten.

„Allein sie welkten alle, als mein Vater starb" setzt sie traurig sinnend hinzu.

Perdita macht beim Schafschurfest einen feinen Unterschied, als sie den verkleideten Königen, die reifere Männer sind, Sommerblumen anbietet, für Florizel jedoch, den zarten Jüngling, Frühlingsblumen wünscht, z. E.:

„Violen dunkel wie der Juno Augen, bleiche Primeln,
„— — — Anemonen Die sterben unvermält."

Die bunte Schwester des einfarbigen Veilchen, das sogenannte Stiefmütterchen, wegen seiner Blattstellung über den Kelchblättern so genannt, ist jene Zauberblume, die Puck auf Oberon's Geheiß holen und den Liebenden aus Athen auf die Augen träufeln muß. Die Blume dient noch zu einer anderen Allegorie, welche eine Liebesgeschichte berührt, die sich an Elisabeths Hof abgespielt, und von der Shakespeare genau unterrichtet gewesen, sie aber buchstäblich „in der Blume" dem Auditorium mittheilt.

In Raute und Rosmarin legt unser Dichter eine besondere Bedeutung. Auch diese beiden überreicht Perdita den Königen:

> Würd'ge Herrn
> „Für Euch ist Rosmarin und Raute, Frische
> „Und Duft bewahren sie den ganzen Winter,
> „Sei Gnad und Angedenken Euer Theil."

Diese beiden Bedeutungen hält Shakespeare fest, denn auch Ophelia sagt:

> „Hier ist Rosmarin, das ist für die Treue."

Oder mit anderen Worten: für die Erinnerung, das Angedenken. Er wird noch heutzutage von Hochzeitleuten auf dem Lande im Knopfloch oder am Mieder getragen, weil er das Gedächtniß stärkt, doch auch bei Leichenzügen trägt man ihn in gleicher Eigenschaft. Träumt man von ihm, dann ist es ein düsteres Vorzeichen, und so heißt es auch im Volksliede:

> Ich hab' die Nacht geträumet,
> Wol einen schweren Traum,
> Es wuchs in meinem Garten
> Ein Rosmarienbaum.

Edgar, als er im König Lear sich als Bedlamman verkleidet, die fanatischer Weise, um Mitleid zu erregen, sich Nägel und Splitter in das Fleisch steckten, wie es noch in diesem Jahrhundert die ekstatischen Jungfrauen thaten, sagt:

> „Die Gegend beut Vorbild und Muster mir,
> „An Tollhausbettlern die mit hohler Stimme
> „Holzpflöcke, Nägel, Splitter, Rosmarin
> „In ihre nackten, tauben Arme schlagen."

Und vollends die Raute, das bittere Gnadenkraut, von den Engländern also genannt, weil es gegen Exorcismus wirksam ist. So sagt Ophelia „Hier ist Raute für Euch und hier welche für mich, wir können sie das Sonntags-Gnadenkraut nennen." Der Gärtner in Richard II., gerührt durch den Schmerz der armen Königin, sagt die rührenden Worte:

> „Hier fielen Thränen, wo die hingethaut,
> „Da setz' ich Raute, bittres Weihekraut."

In Ziergärten eine seltene Blume, begegnen wir der Raute häufiger in Küchen- und Bauerngärten. Sie ist ein wichtiger Bestandtheil des Diebsessig und ein echtes Zauberkraut, denn sie schützt gegen Schlangenbiß und Vergiftung, vor dem Alp und dem Nachtvolk und ein fünftheiliges Rautenblatt soll Glück bringen.

Die Weide gehört unter die unglücklichen Bäume. Scheint sie doch auch fahl und grau am Ufer der sumpfigen Flächen oder Bäche, wie es im Erlkönig heißt. Unglückliche und verlassene Bräute bekränzten sich mit Weidenzweigen, und so sagt auch Bona von Frankreich in Heinrich VI. (2. Th.), als sie von Warwick für Edward IV. geworben wird, und hört, er habe sich mittlerweile mit Elisabeth Woodville vermält:

„Sag' ihm, in Hoffnung seiner bald'gen Witwenschaft
„Trag' ich den Weidenkranz um seinetwillen."

Und wie traurig tönt Desdemonas Lied vom Weidenbaum! Wir fühlen die dunkle Ahnung, die auch sie ergriffen, sie geht jetzt ihren letzten Gang. Ophelien wird ein Weidenbaum verderblich:

„Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach
„Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub
„Mit welchem sie phantastisch Kränze wand,
„Von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kukuksblumen."

Der Ast, auf dem sie sich wiegt, gibt nach, und sie stürzt in die Wellen.

Es heißt, Gespenster hausen oder verwandeln sich in alte Weiden oder sind darin eingekeilt. Auch Judas soll sich an einem Weidenbaum erhängt haben, weßhalb seither alle Weiden hohl werden. Eine andere Version spricht von einem Hollunderbaum. Die Königin der Hexen hält als Scepter auch eine Weidenruthe in der Hand. — Unheimliche, zauberhafte Pflanzen, mit denen der Aberglaube viel zu schaffen hat, benützte Shakespeare stets am richtigen Ort. Mandragora, die wunderliche, schön blühende Pflanze, aus deren Wurzel man Alraunen bildete, kommt zwei Mal, in Antonius und Cleopatra und Othello vor, wo Jago sagt:

„Mohnsaft nicht, noch Mandragora
„Noch alle Schlummerkräfte der Natur,
„Verhelfen je Dir zu dem süßen Schlaf,
„Den Du noch gestern hattest."

Schon die Griechen glaubten an den Alraun, Pythagoras und Dioskorides schrieben von der Mandragora, deren Ausgraben unter mancherlei Beschwörungsformeln und Bedingungen nicht ohne Gefahr vor sich gehen konnte.

Ophelia und Lear bekränzen sich mit giftigen Kräutern, der letztere mit Lolch, Schirling, Knabenkraut; es ist, als dürfe der Wahnsinn nur solche betäubende Kräuter zum Schmuck des von ihm Ergriffenen erheischen.

Und auch solche erscheinen in dem Braukessel von Macbeths Hexen:

„Schirlingswurz bei Nacht ergraben
— — — — — — — — — —
„Eibenzweige abgerissen
„Bei des Mondes Finsternissen."

Die Eibe oder der Taxus spielt im Pflanzenaberglauben eine Rolle. Das Schlafen in ihrem Schatten soll verderblich sein; Plinius erzählt, die Ausdünstung der Eibe zur Blüthenzeit bringe den Tod mit sich. Hat doch der berühmte Upasbaum in jüngster Zeit seinen bösen Ruf theilweise verloren — so wird es mit der Eibe nicht so schlimm stehen. Die Bogenschützen in alter Zeit hatten Bogen aus Eibenholz, das gefügig und doch zäh war; so heißt es in Richard II.:

„Selbst deine Pater lernen ihre Bogen
„Von Eiben doppelt tödtlich auf Dich spannen."

Sowie aber in der Arzeneikunst oft eine und dieselbe Pflanze Heilkraft und tödtliches Gift in sich schließt, so ist es auch beim Pflanzenaberglauben, und trägt man ein Stück Eibenholz bei sich, so heißt es im Spessart, kann Einem kein Unglück widerfahren, aller Zauber dadurch vertrieben werden; denn „vor der Euve, ka Zauber ko bleibe."

Die giftigen Kräuter dienen unserem Dichter anderseits, um das durch Krieg verwilderte Frankreich in Heinrich V. zu schildern, wo der Herzog von Burgund uns erzählt:

„Im brachen Feld
„Hat Lolch und Schirling und der wilde Erdrauch
„Sich eingerichtet weil die Pflugschaar rostet,
„Die solches Wucherkraut entwurzeln sollte."

„Die ebene Wiese," fährt er fort, „zeigt nur „schlechten" Ampfer, rauhe Distel, Kletten." Nicht immer erscheint der Schirling als Vergiftungsmittel, wie bei Socrates, er wurde in alter Zeit als Narcose bei Operationen angerathen, nämlich das zu amputirende Glied damit einzureiben, zuletzt sogar als Schönheitsmittel angewandt. Der Taumellolch, jener böse Gast im Getreide, der diejenigen, welche ihn genießen, taumeln macht und auch Blödsinn erzeugt, gehört wol vor allen anderen unter die unheimlichen Kräuter. Deßgleichen die Nessel, von der wir auch bei Lear und Ophelia hören. Auch Leontes im Wintermärchen schildert die Qualen seiner aus der Luft gegriffenen Eifersucht mit folgenden Worten:

„Mich sticht wie Nesseln, Dornen, gift'ge Wespen."

Und als Richard II. Englands Boden betritt, um die Rebellen zu Paaren zu treiben, die ihn „mit ihrer Rosse Hufe verwunden," da fleht er die theure Erde an, sie möge für die Feinde nur Gift und Verderben hervorbringen:

„Beut scharfe Nesseln meinen Feinden dar,
„Und pflücken sie von deinem Busen Blumen,
„Laß, bitt' ich, Nattern lauernd sie bewahren."

Und auch dieses böse Kraut hat seinen Dualismus. Man dachte im Alterthum, daß Nesselsaft die Schwindsucht heile, denn als eine Jungfrau in Schottland einst an dieser Krankheit starb, da hob sich aus dem Meere bei Glasgow, als man die Leiche vorübertrug, eine Meerfei und sang:

Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Und Mugwurz* äßen im Mai,
So ginge noch manch fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay.

Auch gegen manche Krankheit des Rindviehes soll die Nessel wirksam sein.

Junge Nesselpflanzen werden als Gemüse gegessen, und der Aberglaube hat sich der Nessel in vielfacher Weise bemächtigt, denn gar manche Sage und Legende bezieht sich darauf. In Tirol braucht man sie als Schutz gegen das Einschlagen des Blitzes. Uhland bringt in seiner Sammlung altdeutscher Gedichte auch eines mit dem Titel:

Nesselkranz.

O bauernknecht laß die röslein stan,
sie sein nit Dein,
Du tragst noch wol von nesselkraut
ein krenzelein.

Das nesselkraut ist bitter und saur
und brennet mich,
Verlorn hab' ich mein schönes lieb
das reuwet mich.

Es reut mich ser und tut mir
in meinem herzen we;
gsegn dich gott, mein holder bul,
ich sihe dich nimmer me.

Wollen wir die Reihenfolge der giftigen, unheimlichen Kräuter schließen, so möge es mit dem schärfsten, dem Bilsenkraut geschehen, dessen der Dichter nur einmal Erwähnung thut, und zwar bei der grauenhaften Ermordung von Hamlets Vater. Noch hatte die Chemie zur damaligen Zeit nicht jene Vollkommenheit erreicht, wie heutzutage, wo der kleinste Bestandtheil Gift, in der Leiche entdeckt, den Mörder überweisen kann. Damals mußte der Getödtete als Geist erscheinen um Aufschluß über den an ihm vollbrachten Mord zu geben. Und immer wieder, wie oft auch der Dänenprinz unser Interesse im Lesen und auf der Bühne fesselt, wird uns das

* Beifuß

markerschütternde Grauen stets neuerdings ergreifen, wenn der Geist seine Erzählung beginnt und uns voraus eröffnet:

„Diese ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleisch und Blut"

und weiter:

„Da ich im Garten schlief
„Wie immer meine Sitte Nachmittags
„Beschlich Dein Oheim meine sichere Stunde
„Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen,
„Und träufelt in den Eingang meines Ohrs
„Das schwärende Getränk."

Wahrlich, „o schaudervoll, o schaudervoll, höchst schaudervoll!" Schon Plinius erzählt, daß das Oel aus dem Samen des Bilsenkrauts, in's Ohr geträufelt, Wahnsinn hervorruft. Auch die Gallier hatten Kenntniß davon und bestrichen ihre Wurfspieße damit. Und wenn man die einsame, auf Schutthaufen wachsende Pflanze betrachtet, deren fahl grüne Blätter mit einem grauen filzigen Ueberzug bedeckt sind, deren schön geäderte gelbe Blumen mit dem tief violetten Mittelpunkt uns wie die Augen der Eule anblicken, dann erkennt man die weise Anordnung der Natur, welche uns das Schädliche zumeist in einer abschreckenden Form, immer aber unter einem unheimlich düsteren Gewande erscheinen läßt. Auch die Hexen tranken, wie es heißt, Absud vom Bilsenkraut, wodurch jene Träume entstanden, die sie auf die Folter oder den Holzstoß brachten. Im eilften und zwölften Jahrhundert diente es anderseits auch schon als Heilmittel und in der Homöopathie ist es eine der wirksamsten Medicinen.

Wie schon gesagt wurde, führt Shakespeare in den römischen Stücken die Eiche ein. Doch auch anderwärts in dem Sinne des Sagenhaften, der Zauberei finden wir des mächtigen Baumes erwähnt, dessen geschlitzte Blätter vom Teufel herrühren sollen, als er aus Wuth über eine ihm entkommene Seele mit den Krallen in die einst ganzrandigen Blätter fuhr. Von den alten deutschen Eichenhainen angefangen bis auf spätere Legenden und Erzählungen finden wir, daß gerade die Eiche auf diesem Gebiet besonders reichhaltig bedacht ist. Daß man böse Geister in Eichen verkeilen konnte, ist ein alter Volksglaube. Prospero im Sturm hat seinen zarten Diener Ariel aus einem Fichtenbaume befreit, in welchen ihn die böse Hexe Sycorax gebannt hatte. Als aber dieser sich gegen seinen Herrn auflehnt und die Arbeit weigert, sagt Prospero, durch Ariel's Undank erzürnt:

„Wenn du mehr noch murrst,
„So will ich einen Eichbaum spalten und
„Dich in sein knot'ges Eingeweide keilen,
„Bis du zwölf Winter durchgeheult."

Doch bald besinnt sich Ariel, harrt treu aus und dient dem Herrn willig bis zu seiner Befreiung.

Wenn in dem Stamme der Eiche auf diese Weise der Sitz der bösen oder renitenten Geister ist, dann suchen sich die Elfen im Sommernachtstraum eine zierlichere Behausung, wie es Puck erzählt. Erschreckt durch die Zänkereien ihres Königspaares, flüchten sie sich in Eichelnäpfe, und auch in anderen Gedichten, wie z. E. Draytons, Nymphidia, sind die Eicheln die bevorzugten Wohnungen der Elfen. Viele Eicheln auf den Bäumen halten die Wetterpropheten für eine Vorbedeutung frühen Schneefalles.

Loudon, der fleißige Sammler und Verfasser eines großen, englischen, botanischen und hortologischen Werkes, welches mit zahllosen Illustrationen geschmückt ist, führt viele berühmte Eichen an, und es heißt jetzt noch ein Gebäude im Westende London's royal oak. Daß unter den theils auch abgebildeten Eichen jene des wilden Jägers Herne nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Doch ist sie nur mehr eine Ruine, ein Schatten ihrer einstigen Größe und Bedeutung. Shakespeare hat sie zum Versammlungsort in seinen „lustigen Weibern von Windsor" gewählt, wo die als Elfen verkleideten handelnden Personen den dicken Ritter gründlich von seiner Liebeslust heilen. Es wird ihm auch kein Deut der Beschämung erlassen, als ihn Herr Page festhält und sagt:

„Nein, lauft nicht fort, wir haben Euch ertappt,
„Ist Herne der Jäger Eure letzte Kunst?"

Und so gibt es auch berühmte Eichen in Deutschland, an die sich entweder eine denkwürdige Begebenheit oder ein Aberglaube kettet. Bei Geismar stand die Donnereiche, welche der heilige Bonifacius umhauen ließ, und in Oberfranken wurde erst 1804 eine sogenannte Hexeneiche umgehauen, die 60 Klafter Holz gab. Unter einer Eiche ist Theodor Körner begraben, und bei Stralsund steht eine Wallensteineiche, unter der Wallenstein saß, als ihm eine herbeifliegende Kugel das Glas in der Hand zersplitterte.

Mit wahrer Verschwendung hat aber Shakespeare Blumen aller Art in den Sommernachtstraum eingestreut. Ein Walten der Naturkräfte macht sich hier überall geltend. Titania schläft auf Blumen, bekränzt Zettels Eselskopf, und läßt ihn durch die kleinen Elfen mit süßen Früchten versorgen:

„Sucht Aprikos' ihm auf und Stachelbeer;
„Maulbeeren gebt ihm, Feigen, Purpurtrauben."

In dieser kleinen Ehrenwache sind auch wieder zwei Pflanzen vertreten, Senfsame und Bohnenblüthe. Der letzteren gibt der Weber Grüße an Madame Hülse und Herrn Bohnenschote, ihre Eltern, auf, Senfsamen aber bedauert er, daß der grobe Rinderbraten ihn verschlingt.

Auch an die Bohne kettet sich so mancher Aberglaube. Da sie reich an Nahrungsstoff ist, wurde sie den egyptischen Priestern und Pythagoräern

zu essen verboten. Mit irgend einer besonderen Vorbereitung kann man sich durch Bohnen unsichtbar machen, was auch vom Farrenkrautsamen gilt, wie wir es aus Heinrich IV. wissen. Am bekanntesten ist uns aber der Gebrauch, am Dreikönigstage eine Bohne in einem Kuchen zu verbacken, wodurch derjenige, auf den die Bohne kommt, König wird, ein Gegenstand, den namentlich Jordaens in seiner derben Manier öfters mit seinem Pinsel auf drastische Weise darstellte.

Und so würde uns noch mancher Blick in Shakespeare's Blumengarten von seiner tiefen Kenntniß des Naturlebens überzeugen. Unbewußt, unbedacht ist manche Stelle von ihm in dieser fesselnden Weise hingestellt, aber der Instinct übertrifft meistens den klügelnden Verstand, und so hat auch er darin das Richtige getroffen, das Passende erwählt. Und nicht bloß im Drama hat er Vergleiche und Beziehungen mit der Blumenwelt hingestellt, auch mit seiner Lyrik hat er sie verwebt, wie wir es aus einem seiner schönsten Sonette entnehmen:

O wie viel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt!
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt,
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut. —
Wohl glänzt die wilde Hagerose auch
Gleich echten Rosen, farbenreich geschmückt,
Dieselbe Schönheit ist ihr aufgedrückt,
Wenn sie der Lenz erschließt am dorn'gen Strauch:
Doch nur ein Schein ist ihre Herrlichkeit
Und duftlos welkt sie hin, im Lauf der Zeit,
Nicht so die echte, ob sie auch verdorrt:
Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
Du bist wie eine Rose, echt und rein
Und durch mein Lied sollst Du unsterblich sein!

Aphorismen

zur Philosophie und Naturwissenschaft.

Von

Julius Kaan.

Schoppenhauer und Darwin.

Wie bekannt, gibt es keinen überzeugteren Leugner der menschlichen Willensfreiheit als Schoppenhauer. Streng in seinem Sinne ist darum Jeder verantwortlich für das, was er ist, nicht für das, was er thut; für seinen Charakter, aber nicht für seine Handlungen, da ein bestimmter Charakter auch von Natur nur so und nicht anders handeln kann, der Charakter aber, als der typische Ausdruck des Willens, welcher nach Schoppenhauer das einzig Reale, also das Kant'sche „Ding an sich" darstellt, unveränderlich ist, wie es die Species der Thier- und Pflanzenwelt sind. Letztere Ansicht, oder eigentlich diese Parallelisirung ist im Munde Schoppenhauer's um so merkwürdiger, als seine Werke genug Stellen enthalten, welche ihn als einen Vorläufer Darwin's erscheinen lassen, ihn, der an einer Stelle den Rüssel des Elephanten geradezu durch den Kampf um's Dasein entstehen läßt, indem die in Bezug auf Nasenlänge mehr begünstigten Thiere besser zu ihrer Nahrung, zu den höheren Baumzweigen gelangen konnten, und so mit der Zeit aus dieser Prämie auf die Nasenlänge die Rüsselform dieses Geruchsorganes entstand.

Werden aber die menschlichen Charaktere im Sinne Darwin's so gut wie die Thierarten durch die Zuchtwahl, sei es im Kampfe um's Dasein, oder, was viel wahrscheinlicher ist, durch die geschlechtliche Zuchtwahl differenziert, dann ist das Wesentliche im Menschen, der Charakter, nicht das spontane Erzeugniß des von Schoppenhauer hypostasirten Willens in der Natur, sondern das Schlußergebniß einer langen Entwickelungsreihe und daher nothwendig entstanden. Die Schwierigkeit unter dieser Voraussetzung die Verantwortlichkeit für menschliche Handlungen in des esse, wenn

auch nur im metaphysischen Sinne zu verlegen, mag mit daran Ursache sein, was diesen großen Denker, welcher doch der heutigen materialistischen Weltanschauung so nahe steht, dazu brachte, sich eben gegen diese Weltanschauung so entschieden zu erklären, und die Lösung des ewigen Räthsels „vom freien Willen" im budhistischen Nihilismus zu suchen, welcher freilich den Kampf um's Dasein, diese entschiedenste Bethätigung des Willens zum Leben, an sich selbst als sündhaft perhorrescirt und die Befreiung von der Sünde, von dem Leide der Welt, von ihrer Selbstvernichtung erwartet.

Mathematik und Logik.

Der Mathematiker bezeichnet mit dem Ausdrucke Differential das Unendlichkleine, oder anders ausgedrückt, die unendliche Annäherung an das Nichts. Logisch aber scheint es überhaupt keine Annäherung an das Nichts zu geben, denn das kleinste Etwas ist noch immer himmelweit vom Nichts verschieden, weil es eben dessen directer Gegensatz ist. — Aber das Nichts ist kein selbstständiger Begriff, sondern nur die Negation eines Begriffes, und da liegt die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches, welcher den Atomistikern und denjenigen, welche die unendliche Theilbarkeit der Materie festhalten, so viel zu schaffen macht.

Die Idealität der Zeit, des Raumes und des Causalgesetzes.

Die Physik der Neuzeit hat die Fortpflanzung des Lichtes durch Wellenbewegung nachgewiesen und die Geschwindigkeit dieser Bewegung gemessen. Sie lehrt uns, daß das Licht in der Secunde 40.000 Meilen zurücklegt, daher etwas mehr als eine halbe Viertelstunde braucht, um von der Sonne zur Erde zu gelangen. Die Astronomen haben die Entfernung von Fixsternen gemessen, deren Licht Jahre lang braucht, um zu uns zu gelangen, welche also, wenn sie heute erlöschen würden, von uns noch Jahre lang gesehen, und wenn heute neu entflammt, erst nach Jahren zum ersten Male erblickt würden.

Es lassen sich Fixsterne denken, ja die Existenz von Nebelflecken, welche das größte Teleskop nicht in einzelne Sterne aufzulösen vermochte, macht es nahezu gewiß, daß es Fixsterne gibt, deren Licht Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen, und daß umgekehrt auch das Licht der beleuchteten Erde Jahrtausende braucht, um diese Fixsterne zu erreichen. Stellen wir uns nun vor, es befände sich auf einem dieser Fixsterne ein lebendes Wesen, begabt mit einem so vorzüglichen Auge oder optischen Instrumente, um alle Vorgänge auf unserer kleinen Erde genau zu unterscheiden, so würde, wenn beispielsweise das Licht fünftausend Jahre gebrauchen würde, um zu diesem Fixsterne zu gelangen, der dortige Beobachter erst jetzt die Menschen am Thurmbaue von Babel beschäftiget erblicken.

Denken wir uns ferner, daß dieser Beobachter die Fähigkeit hätte, den ungeheuern Raum von diesem Fixsterne zur Erde in einer Stunde zurückzulegen, so würde derselbe auf seinem Wege die Lichtwellen aller späteren Vorgänge auf unserer Erde bis auf die Gegenwart antreffen. Er würde das assyrische, das persische Reich entstehen und fallen sehen, die herrliche Cultur der Griechen, die Kämpfe der Römer, die Deutschen in den Urwäldern, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation, die französische Revolution, endlich die Nachfolger Zizka's im traulichen Vereine mit den Anhängern der Unfehlbarkeit und den Burgherren im Gegenparlament zu Wien. Das Alles hat zwar nach unserer Auffassung mehr als fünftausend Jahre gedauert, es hat so lange gebraucht, um zu geschehen. Für den auf der Reise vom Fixsterne zur Erde befindlichen Beobachter würden sich aber alle diese Vorgänge im Verlaufe von einer Stunde abspielen, und zwar eben so gewiß, eben so empirisch real, als nach unserer Auffassung. Ja, würde dieser Beobachter nun seine Rückkehr antreten und zu derselben ebenfalls eine Stunde brauchen, während derselben aber fortwährend auf die Erde blicken, so würde sich für ihn das ganze Schauspiel der Weltgeschichte umkehren. Das Vorhergeschehene würde für ihn nachher geschehen, und bei seiner Ankunft auf dem heimischen Fixsterne würde er, da die ganze Reise nur zwei Stunden in Anspruch genommen hat, wieder den vor fünftausend Jahren — die Wahrheit der biblischen Mythe vorausgesetzt — erfolgten babylonischen Thurmbau erblicken. Noch mehr, da der Causalbegriff nur als Folge der Wirkung auf die Ursache in der Zeit Sinn hat, so würde sich auf der Rückreise für ihn die ganze causale Kette der irdischen Vorgänge umkehren und alle Wirkungen zu Ursachen, die Ursachen aber zu Wirkungen werden.

Gäbe es ein denkendes Wesen, welches mit einem Blicke den ungeheuern Raum zwischen diesem Fixsterne und der Erde umfassen und alle am Wege begriffenen Lichtwellen zugleich auffassen könnte, so würden für dasselbe alle Vorgänge der Weltgeschichte gleichzeitig geschehen, dieselben würden sozusagen auf einem einzigen Gemälde von der Länge der Entfernung der beiden Gestirne vor ihm dastehen. Damit würde aber auch alle Causalität verschwinden, die Ereignisse würden sein, aber sich nicht bedingen, an die Stelle der dinamischen Weltordnung würde die statische treten.

Dieß zur Klarstellung der noch so oft nicht begriffenen Lehre des unsterblichen Kant, daß Zeit, Raum und Causalgesetz keine Realität haben, daß sie nicht dem Dinge an sich angehören, sondern Formen des menschlichen Denkens sind.

Gnomen und Xenien.

Von

J. Tandler.

Flücht'gem Sinnen leihe ich die Feder,
Ein Großes und ein Ganzes schafft nicht Jeder.

Leicht läßt man nackte Unschuld gelten,
Doch nackte Wahrheit gar so selten.

Würden alle, die da straucheln,
Stein vor Stein beiseite legen,
Gingen wol nach wenig Monden
Alle auf gebahnten Wegen.

Du warfst weitab den Kloß, wie du geglaubt;
Er trifft als Stein, aus fremder Hand, dein Haupt.

Sei's, daß der den Pfad verlor,
Dem kein Führer schritt zur Seite;
Doch verloren hat oft mehr,
Der gewandert im Geleite.

Lichte Spur wird deinen Kahn begleiten,
Förderst du am Schlepptau keinen zweiten.

Daß nicht Undank dich verletze
Minder deine Gaben schätze.

Ein Quentchen mehr Geduld,
Ein Centner wen'ger Schuld.

Gut sein kann
Jedermann.

Den nenn' ich nicht besiegt
Der nur der List erliegt.

Oft gilt für ehrlos
Der doch nur wehrlos.

Ich lobe mir den Blick, der Liebe weckt,
Nicht minder den, der auch die Schurken schreckt.

Mögen Neues wir belächeln,
  Es bekritteln, dreh'n und wenden,
Unbemerkt wird doch das Alte
  Sacht' entgleiten uns'ren Händen.

Bist, wie aus des Vaters Armen,
  Du geschieden von dem Alten,
Mußt du Neues, wie dein Kindlein,
  Hegend auf den Armen halten.

Die Klage geht gar oft von Mund zu Munde:
  „Ich ward zu früh geboren, ich zu spät!"
  Wer mitzuschaffen an der Zeit versteht,
Der hat das Licht erblickt zur rechten Stunde.

Unsterblichkeit — ihr wüßt's — die gibt's nicht mehr;
  Nur unser Nachruhm kann uns überleben.
  Herostraten, die wird's vollauf nun geben,
Und noch ein größ'res Dilettanten-Heer!

Es geht gar vielen über Brot
  Lobhudelei, ob fein ob grob.
Ihr Paternoster lautet: „Gib
  Uns heute unser täglich Lob!"

Wie viel, wie viel der Opfer sind der Lor'lei zugeschwommen!
Hat Niemand denn, noch ungestraft, den Text des Lied's vernommen?
„Ei, weißt du nicht, daß leichter nichts, als Männer zu bethören?
Sie singt den Horchenden ihr Lob, und das will jeder hören."

Vor der Kutsche des Verstandes
Lauft der Witz, ein Clown einher.
Zieht noch nicht den Hut, den öfters
Ist die Pracht-Carosse — leer.

Euch dünkt ein Epigramm nicht fein,
Im lyrischen Selam nicht am Platze?
Was soll denn auch poetisch sein
An einer neungeschwänzten Katze!

Schreck erfaßte dich bei vielen,
Die der Seelenruhe pflegen,
Wüßtest du auch, welch Gewicht sie
In die Gegenschale legen.

Du des Sittlich-Schönen Blüte
Holde Anmut, niemals fehle
Einem liebenden Gemüte,
Einer großen edlen Seele!

Das wahre Schöne wird nicht alt;
Doch Ein's ist zu beklagen:
Es will im gleichen Maße nicht
Zu jeder Zeit behagen.

Es raunt dir zu die Nacht,
In ihrer Sternenpracht:
„Viel bleibt noch zu ergründen."
Doch laut und tröstend spricht
Das gold'ne Tageslicht:
„Ich helfe dir es finden!"

Was unsichtbar, was geistig lerne lieben
In deinen früh'sten, deinen besten Tagen;

Dein Alles wird es dann, was dir geblieben,
Wenn ohne Antwort deine Sinne fragen.

Du fühlst dich arg beengt
Im alten Bußgewande:
Allein, ganz nackt zu geh'n,
Bleibt immer eine Schande.

Nicht packen eu're längst verbrauchten Witze
Von Selbstvertiefung, da ihr viel zu seicht;
Wer tauchte jemals noch in eine Pfütze,
Die höher nicht, als an die Knöchel reicht.

Gebete haltend, nicht Gebote,
Im Munde Bibelspruch und Zote,
Und stets bereit zur Buße wie zum Kusse,
Gibt Reue ohne Treu' im Ueberflusse.

Verwünscht sei mir des lauen Westes Wehen,
Verwünscht der allzufrühe Sonnenschein!
Was morgen erst als Knospe sollt' erstehen,
Das will schon heute eine Rose sein!

Hoffe von der Nachwelt nicht
Kränze für dein Thun und Dichten;
Ist der Fortschritt Weltgesetz,
Müssen Enkel strenger richten.

Bleibt nach dir nicht Bild noch Buch,
Sei zufrieden, gibt ein Spruch,
Lebend in des Volkes Munde,
Daß du es geliebt, die Kunde.

Verewigt auf dem Leichenstein nicht eu're Klage.
O sagt, wie jeder Trost gefunden, der da litt!
Ein solches Wort, das meißelt in Granit,
Daß leichter jedes Herz sein Weh' ertrage.

Siehst Perlen zählen du auf schwarzem Grunde,
Sie prüfen, reih'n nach Größe, Glanz und Runde;
  So denk' auch du in deiner Nacht der Schmerzen,
  Die Perlen zähl' ein Gott in deinem Herzen.

Ihr klagt, des Selbstgefühles unbeschadet,
Daß wir mit keinem großen Mann begnadet.
  Doch habt ihr einen erst zu Tod gequält,
  Wird er den großen Todten beigezählt.

Viele sahst du ihren Weg
  Machen nach des Höflings Regeln;
Doch auch Mancher, frech und träg,
  Wußte sich hinauf zu flegeln.

„Ein Recht, wie eine Sonne für uns Alle!"
O schön! Doch steht dein Schloß auf hohem Walle;
  Vom Sonnenglanz sind Hof und Saal erfüllt,
  Wenn längst im Thale wir in Nacht gehüllt.

Es müßte mit uns noch viel weiter gelangen,
Bis Alles vortrefflich, was Alle verlangen.

Erräth doch die Menge, vielgewandt,
Nicht immer, wohin der Eine spannt.
  Wie soll da werden dem Einen klar,
  Was Wunsch und Wille der Menge war.

Festes Ziel und gleichen Schritt —
Traun, es geht die Menge mit!

Ein Wiener Staatsbeamten-Verein vom Jahre 1683

und der

erste allgemeine Beamten-Verein der österr.-ung. Monarchie von Heute.

Eine culturhistorische Parallele.

Von

Dr. Johann Hammerschmied.

Die Geschichte der Menschheit
ist eine Geschichte von Vereinen.

I.

Jede Zeit gebärt bei einem in einer lebhafteren Culturentwickelung begriffenen Volke in den Köpfen Einzelner, welche die Lage, die Bedürfnisse, Wünsche und Bestrebungen, mit einem Worte die Interessen geistiger oder materieller Natur ihres Volkes oder gewisser Classen desselben besonders scharf auffassen und dafür ein warmes Herz haben, bestimmte Ideen, die auf die Verbesserung jener Lage, auf die Befriedigung jener Bedürfnisse, auf die Erfüllung der vorherrschenden Wünsche und Bestrebungen, kurz auf die Förderung der Interessen ihrer Mitgenossen im weiteren und engeren Sinne gerichtet sind.

Diese Ideen, in das gesprochene oder geschriebene Wort passend gekleidet und unter die dafür schon empfänglich gewordene Menge geworfen, sind die Kristallisationspunkte, an die sich die gleichartigen Ideen Anderer ansetzen, und um die sich die von diesen Ideen getragenen, auf eine Vielheit von Individuen zerstreuten geistigen und materiellen oder mechanischen Kräfte schaaren, um vereint mit einander das in der Idee oder im Ideale hingestellte Ziel zu erreichen.

Die Vereinigung von Kräften zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke ist demnach das Grundelement jeder Culturentwickelung; sie ist noch mehr: sie ist die Grundbedingung jeder menschlichen

Existenz. Denn der Mensch ist schon beim Eintritte in das Leben und von da noch längere Zeit hindurch, selbst bis zum Lebensende, an die Hilfe und Unterstützung eines zweiten, dritten und vierten Individuums und sofort angewiesen, je nachdem sich nämlich seine Lebensbedürfnisse und seine Existenzbedingungen, die in erster Linie vom Klima abhängig sind, gestalten.

Der Mensch gleicht in diesem Sinne ganz dem gesellig lebenden Thiere, das sich ebenfalls zu ganz bestimmten Zwecken, z. B. zum Zwecke der Brut und der Wanderung mit seinesgleichen zusammenschaart, vereint.

Es dürfte kaum weiterer Ausführungen bedürfen, um den oben als Motto hingestellten Satz „Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte von Vereinen", oder auch: „Die Geschichte der Menschheit löst sich in die Geschichte von Vereinen auf", noch weiter zu begründen. Diese Begründung bis in's kleinste Detail an der Hand der Geschichte durchzuführen, wäre allerdings eine mühsame, ohne Zweifel aber vollständig zu lösende Aufgabe, unter der Bedingung, daß der oben bezeichnete Standpunkt, den wir den Interessen-Standpunkt nennen, bei der Beurtheilung des menschlichen Thuns und Lassens, wie es uns von der Geschichte vorgeführt wird, unverrückt festgehalten werde.

Aus dem Gesagten folgt auch, daß jeder Verein ein Stück Zeitgeschichte ist, und daß die Geschichte irgend eines Vereines im Zusammenhange mit der Geschichte des Volkes, ja selbst des Staates, in welchem er sich gebildet und weiter entwickelt hat, studirt und beurtheilt werden muß, will man über seinen Ursprung und seine Tendenz sich vollständig klar werden und Beides an ihm begreiflich finden. Wenn wir also von dem Beamten-Vereine, welcher mit dem 1. Januar des Jahres 1683 in Wien in's Leben trat und der heute noch unter wenig verändertem Namen und mit wenig erweitertem Zwecke fortbesteht, der ferner, wie gezeigt werden wird, mit dem im Jahre 1864 auf breitester Basis und mit Vorsteckung weit umfassender Ziele gegründeten ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie in Blutsverwandtschaft steht, berichten und ihn würdigen wollen, so müssen wir einen näheren Blick auf die socialen und staatlichen Verhältnisse und Zustände jener Zeit werfen, welche die Geburtsstätte der Idee jenes Ersten aller österreichischen Beamten-Vereine war.

II.

Diese und die ihr zunächst vorangegangene Zeit war eine für Wien und für die damalige österreichische Monarchie ungemein verhängnißvolle, an harten Unglücksschlägen und schweren Drangsalen für Wien überreiche. Davon glauben wir zu unserem Zwecke zuerst der Pest Erwähnung thun zu sollen, welche auf ihrem mörderischen Rundgange durch Europa am 15. April des Jahres 1679 ihren verheerenden Einzug in Wien hielt.

Hierüber wird in der Geschichte der Stadt Wien (von Carl Weiß) Folgendes berichtet:

Die ersten Fälle zeigten sich in der Leopoldstadt. Von dort verbreitete sie sich zunächst in die anderen Vorstädte und drang erst mit dem Eintritte der heißeren Jahreszeit in die engen Straßen der inneren Stadt. Anfangs hielt man die Krankheit nicht für gefährlich. „Noch im Juli," erzählte der populäre Kanzelredner und Augustinermönch Abraham a Santa Clara, „stand die Stadt in höchster Glorie, die Burg vom Kaiser bewohnt, der Adel in unzähliger Menge anwesend; der russische und polnische Botschafter hielten mit großer Pracht ihren Einzug, und klingende Trompeten und allseits erschallende Musik aus den adeligen Palästen und Höfen machte solches Getöse, daß man davon gehalten, der Himmel habe ein Loch bekommen, wodurch die Freude metzenweise in die Wienerstadt gefallen. Wenige Tage darauf steigerten sich aber die Pestfälle in solchem Maße, daß sie die größte Bestürzung hervorriefen. Der Kaiser mit dem Hof zog sich am 9. August auf den Kahlenberg zurück; später verlegte er seine Residenz nach Prag, ihm folgten der Adel, die Gesandten, Räthe und reicheren Bürger. Oed und verlassen waren die Straßen der Stadt und Vorstädte, Handel und Gewerbe standen still, und fast Niemand getraute sich, seine Wohnung zu verlassen, weil er die Gefahr der Ansteckung fürchtete. Aerzte und Krankenwärter weigerten sich, in den Spitälern Dienst zu leisten und flohen die Orte der Verheerung. Bis 28. September zählte man 300 leerstehende Häuser und 12.000 Todte, bei einer Bevölkerung von ungefähr 100.000 Seelen. In der allgemein herrschenden Verwirrung geschah es, daß Sterbende mit den Todten aufgeladen und in die Pestgrube geworfen wurden. Ein Sackpfeifer, Namens Augustin, lag auf dem Wege nach St. Ulrich betrunken auf der Straße; die Siechenknechte, in der Meinung, daß er todt sei, luden ihn mit anderen Todten auf einen Wagen und warfen ihn in eine der Pestgruben. Ohne von der Pest befallen zu sein, erwachte er am nächsten Morgen und wurde erst durch den erhobenen Lärm aus dieser gräßlichen Lage befreit. Auf ihn bezieht sich das Wiener Volkslied: „O Du lieber Augustin!" Erst im Monate November ließ die Pest in ihrem Wüthen nach — ein namenloses Elend war ihre Folge. Ihrem Andenken verdankt die Säule am Graben ihre Entstehung, zu welcher Leopold im Jahre 1687 den Grund gelegt hat.

Welche Anschauungen man zu damaliger Zeit über die öffentliche Gesundheitspflege hatte, zeigt die Antwort, welche ein berühmter Arzt in Wien einem seiner Schüler auf die Frage über den damals allgemein angenommenen Einfluß der Gestirne auf die Epidemien dahin gab: „Daß der Saturn die bösartigen Dunst in den Grund der Erden versammelt, der Mars dieselbe in der Luft erhöchen thut, furnehmlich wenn der Mond ein Finsternuß unter dem Zeichen des Wassermanns, der Waag und des Skorpions leydet. Deßgleichen eine sich den 15. April 1679 begeben, also,

daß die himmlischen Planeten und Sygna haben ziemlich zu unserem Untergange conspirirt und zusammengehalten." Auf eine weitere Frage desselben Schülers an denselben Arzt, ob es nicht zweckmäßig wäre, den Hühnermarkt (jetzt neuen Markt) zu entfernen und das Läuten der Glocken und das Weinpressen in der Stadt zu verbieten, gab dieser Lehrer der Medicin folgende Antwort: „Das Läuten der Glocken ist in physischer und moralischer Hinsicht zweckmäßig. Physice, weil dadurch die Luft gereinigt und bewegt wird, und die schon lange Zeit geschlossenen Winde aufgemuntert werden. Moraliter, weil die Glocken seind die Nuntii oder Botten Gottes, durch welche die frommen Christen ihre Gebetter Gott dem Allmächtigen zuschicken, ja durch die Glocken werden alle bösen Geister, welche in der Luft schweben und die arme Menschen von ihrer Andacht verhindern, hinweg vertrieben." Endlich war Sorbait, dieser Arzt, auch gegen die Entfernung der Weinpressen aus der Stadt, weil erfahrungsmäßig der Gährungsproceß des Weines auf die Reinigung der Luft Einfluß nehme.

Gegenwärtig dürfte es wol kaum einen medicinischen Hörsaal in Europa geben, wo den Schülern nicht vordemonstrirt würde, daß, wie die Gährung durch den Hefenpilz, so auch jede contagiöse Krankheit, Cholera 2c. durch kleinste Organismen, Bacterien genannt, hervorgerufen werde.

Noch hatten sich die Gemüter von den Schrecken der Pest nicht erholt, als sie mit neuer Angst der Anmarsch einer türkischen Heeresmacht von 200.000 Mann gegen Wien erfüllte. Die Wiener wußten aus mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen über die erste Belagerung Wiens durch die Türken während der Zeit vom 23. September bis 15. October 1527 nur zu gut, was eine zweite solche Belagerung für Wien und seine Bewohner zu bedeuten habe, und welches Los den Belagerten im Falle der Einnahme der Stadt harre. Was aber dann das Schicksal des übrigen Deutschlands gewesen wäre, das verrieth das Gelöbniß Suleiman's bei Beginn jener ersten Belagerung: daß er drei Jahre darauf verwenden wolle, um Deutschland seine Gewalt und Macht fühlen zu lassen. Worin dieses Fühlenlassen bestanden hätte, darüber konnte das Factum, daß die Türken bei ihrem ersten Rückzuge von Wien 2000 christliche Gefangene ermordeten und Bauern und Priester in die Flammen ihrer angezündeten Zelte warfen, keinen Zweifel übrig lassen. Ebenso war es bekannt, daß es die feste Absicht und die allererste Aufgabe des seine überlegene Macht um Wien zusammenziehenden türkischen Großveziers, Kara Mustafa, war, Wien, das einzige bisherige Hinderniß für das weitere Vordringen der Türken gegen Westen, von seiner Höhe, die es als politisches Centrum eines mächtigen Reiches und als bedeutende Festung einnahm, herabzustürzen und die durch Glück und mit Geschick aufgebaute österreichische Monarchie wieder in ihre schwachen Theile: Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Tirol, Böhmen und Ungarn, das zum größten Theile schon dem Halbmonde gehorchte, zu zerschlagen.

Diesem für die Manarchie, für das gesammte Deutschland wie für Wien verderblichen Vorhaben stellten sich die Festungswerke und die Bewohner Wiens entgegen.

Ließ auch die Festigkeit der Mauern Wiens Manches zu wünschen übrig, so war an der Festigkeit des Muthes und an der Opferwilligkeit der Bewohner Wiens kaum etwas auszusetzen. Wer arbeitsfähig aber waffenunfähig war, verrichtete Schanzarbeit; Bürgermeister von Liebenberg führte selbst mit dem Schiebkarren Erde herbei; ohne Murren und Widerstreben vernahm und vollführte man den Befehl, den Fürst Starhemberg, der heldenmütige Befehlshaber Wiens, gab, nämlich alle Vorstädte mit ihren Kirchen und Palästen niederzubrennen, um den Türken jeden gedeckten Stützpunkt vor Wien zu entziehen, gleichwie Aehnliches im Jahre 1812 die Russen den Franzosen gegenüber mit Moskau gethan.

Wir wollen auf die Schilderung der alle Kräfte erschöpfenden Anstrengungen, Drangsale und Leiden der Belagerten in der Zeit vom 17. Juli bis 12. September 1683, dem Tage ihrer Befreiung durch die Alliirten, nicht näher eingehen, sondern bloß, um ihr Elend zu ermessen, mit einigen Worten den grauenhaften Anblick beschreiben, den Wien nach der Belagerung darbot. Zerschossen lagen die Bastionen, Thürme und Courtinen, Häuser und Kirchen, darunter auch der neue Leopoldinische Tract der Burg; von Rauch und Feuer geschwärzt waren die zahlreichen Brandstätten, mit Schmutz und Unrath Straßen und Plätze bedeckt; dazwischen wandelten bleiche Hungergestalten, den Verlust ihrer Habe und Angehörigen betrauernd. Doch wie sah es erst im Lager aus! Ueberall Leichen, gefallene Pferde, Kameele, Ochsen und Unflath, was einen ekelerregenden Gestank verbreitete. Jene, die in den Vorstädten Häuser und Gärten besaßen, fanden in den Zimmern und Kellern Leichen und Aeser, die im Weine der gesprengten Fässer schwammen. Tiefes Mitleid erregte es, in allen Theilen des Lagers bei 500 kleine Kinder zu finden, meist zurückgelassen von den in die Sclaverei abgeführten christlichen Gefangenen, darunter viele Säuglinge, die nach der Mutterbrust schrien. Bischof Kolonitsch, der während der Belagerung mit größter Aufopferung sich der Krankenpflege gewidmet, ließ die Kinder sammeln, in die Stadt bringen und auf seine Kosten verpflegen. (Geschichte Wiens.)

III.

Wir haben somit gesehen, daß Wien in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren, vom 15. April 1679 bis Ende October 1683, von zwei Calamitäten heimgesucht war, wie sie nicht schlimmer für eine auf den engen Raum einer Festung zusammengedrängte Bevölkerung von nahezu 100.000 Menschen gedacht werden kann.

Wie nun das einzelne, von schweren Unglücksfällen heimgesuchte Individuum mehr, als es beim gewöhnlichen Gange der Dinge oder gar in

den Tagen des Glückes und des Wohllebens zu thun pflegt, seine Blicke nach oben, empor zur mächtigen Gottheit richtet und von dort Hilfe und Ersatz für die verlornen irdischen Güter erfleht oder diesen Ersatz nach dem Tode in dem Seelenheile eines Jenseits sucht, wie es ihm entweder die eigene Phantasie ausmalt oder seine Religion schildert: ebenso thun dieses in gleicher Lage auch ganze Völker. Ist dazu schon ein stark ausgeprägter, religiöser, gläubiger Sinn in einem solchen von schweren Schicksalsschlägen niedergebeugten Volke vorhanden, treten geschickte Agitatoren unter demselben auf, die diesen seinen Sinn und seine Gemütsrichtung in bestimmtere Bahnen zu lenken und wol auch zu ihren persönlichen Zwecken auszubeuten verstehen, so ist für ein solches Volk der Weg zur förmlichen Askese geschaffen, die nicht mehr das beschauliche und erbauliche, in Tugendübung bestehende und auf Sicherung des Seelenheiles gerichtete Leben bedeutet, sondern nur die strengste Buße für oft unbedeutende wirkliche oder wol gar nur eingebildete Vergehen, die Unterdrückung alles Menschlichen, d. i. aller materiellen oder fleischlichen Triebe, mit einem Worte, die Kasteiung des Leibes, die rücksichtslose Vertilgung der Andersgläubigen als das einzige Mittel kennt, Gott zu gefallen und mit ihm vereinigt zu werden. Ganz so lagen die Verhältnisse in Europa im Mittelalter und zum Theile selbst noch im siebenzehnten Jahrhundert in Wien beim Ausbruche der Pest und bei Beendigung der Türkenbelagerung. Die vorausgegangenen Religionskriege zwischen Katholiken, Protestanten und Hussiten, die Unwissenheit und der davon unzertrennliche Aberglaube des Volkes, das Eingreifen der im Jahre 1551 nach Wien berufenen und bis zum Jahre 1773 dominirenden Jesuiten in die Erziehung der Jugend, alle diese Momente wirkten zusammen, um die religiös-mystische Richtung im Volke zu erzeugen, die nur eine mildere Form der Askese ist, neben der aber, im um so grelleren Gegensatze, die Rohheit und das Laster in ihren häßlichsten Gestalten üppig wucherte, wie die Trunksucht mit ihren argen öffentlichen Schlägereien zwischen Bürgern und Handwerkern, zwischen Bürgern und Studenten, die in den Jahren 1450 bis 1460 in der Stärke von 5000 bis 7000 eine mächtige, scharf abgeschlossene und eng gegliederte Genossenschaft in Wien bildeten, dann zwischen Katholiken, Protestanten und Juden, endlich die Unzucht in der schamlosesten Weise, deren Hauptherd die von der zur Bewachung der Thore und Basteien aufgestellten Stadtquardia bewohnten kleinen Basteihäuser waren, und die Errichtung eines Zuchthauses in der Leopoldstadt (1671), wie es ausdrücklich hieß, „zur Abstellung des zu allgemein gewordenen Lasters der Unzucht," in welchem Zuchthause die liederlichen Weiber so lange blieben, bis sie Beweise einer dauernden Besserung gaben.

Diese geschilderten Verhältnisse nun waren auch der fruchtbare Boden, aus welchem ganz naturgemäß eine Unzahl von religiösen Vereinen in allen Ständen und Zünften emporschossen. Es gab solche Vereine schon im Mittelalter, zur vollen Blüthe gelangten sie aber erst in der ersten

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und führten den Namen religiöse, auch geistliche Bruderschaften, deren vorzüglichster Zweck war, bei allen den zahllosen Processionen jener Zeit sich in Masse zu betheiligen, ihren Glanz zu erhöhen und den Missionspredigten anzuwohnen. Sie boten zugleich ihren Mitgliedern die Gelegenheit, für Viele die einzige Gelegenheit, zu geselligen Zusammenkünften, zum demonstrativen Zurschautragen ihrer Stärke und ihres Prunkes und zur Ausfüllung ihrer müssigen Zeit. Insofern hatten sie also auch einen rein weltlichen Anstrich und eine specifisch sociale Bedeutung. Im Jahre 1780 gab es 103 solcher Bruderschaften in Wien.

IV.

Und nun sind wir dort angelangt, wohin wir mit unseren bisherigen Ausführungen steuerten: bei der im Jahre 1683 von den Beamten der damaligen k. k. niederösterreichischen Kammerbuchhalterei unter der Leitung des Stadtrathes Georg Friedrich Wolf gegründeten Gesellschaft, deren Zweck sein sollte, sich gegenseitig mit christlicher Liebe im Leben und Tod möglichst zu unterstützen.

Diese Gesellschaft, oder nach jetzigen Begriffen dieser Verein, war in der That nichts Anderes, als ein Ableger oder ein Kind jener religiösen Bruderschaften, ein Kind aber, das schon dem Geiste des Fortschrittes huldigte, indem es das leere Formenwerk und das äußere Schaugepränge jener Bruderschaften abstreifte und sich die echte christliche Liebe, die Nächstenliebe zu seinem Leitsterne wählte, deren Wesenheit eben in der gegenseitigen Unterstützung und Hilfeleistung besteht, und welche auch der Grundgedanke und das Grundprincip aller seither und besonders in der Neuzeit auf Gegenseitigkeit gegründeten Vereine ist. In dem Vertrage, den die genannten Beamten am 1. Januar 1683 unterzeichneten, machten sie sich nämlich verbindlich: lebenslänglich aus ihren Besoldungen in jedem Quartal 15 kr. zurückzulassen. Aus diesen Beiträgen sollten nicht nur für jedes ablebende Mitglied zwölf, sondern auch für sämmtliche Verstorbene alljährlich in der Allerseelen-Octav sechs heilige Messen bestritten und überdieß jene Vereins-Mitglieder, welche erkranken oder sonst ohne eigenes Verschulden in Noth und Armuth gerathen, mit Vorschüssen gegen Rückersatz thunlichst unterstützt werden.

Wir finden in diesem Gegenseitigkeitsvertrage somit schon die allerersten Anfänge und Andeutungen von den drei Hauptgrundzügen oder Hauptanlagen des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, der, wie bekannt, in eine Abtheilung für Lebens-, beziehungsweise Todesfallversicherung, dann in eine zweite Abtheilung für Spar- und Vorschußwesen und endlich in die dritte Abtheilung, die Versicherung für den

Erkrankungsfall, sich gliedert, außerdem im §. 2 seiner Statuten ein weites Feld für die Förderung der geistigen und materiellen Interessen seiner Mitglieder gesteckt hat.

Eine Lebensversicherung im modernen Sinne läßt sich in der damaligen Zeit gar nicht denken. Denn wer hätte einer solchen beitreten sollen? Etwa der in Leibeigenschaft schmachtende Bauer, der nichts sein Eigen nennen konnte, oder der in der Zunftjacke steckende Gewerbsmann, der, durch Schranken vor zu großer Concurrenz geschützt, sein gemächliches Auskommen für sich und seine Nachkommen hatte, oder sollte einer der damaligen Stände, denen aus ihren Privilegien und liegenden Gütern reiche und sichere Einnahmen flossen, an eine Lebensversicherung denken?

Die wenigen Beamten aber, die es bei den k. k. Administrativ-Aemtern, den sogenannten Kammern oder Hofkammern und in noch einigen anderen unbedeutenden Aemtern gab, konnten bei ihrer geringen Anzahl, und weil sie die liebe Noth und die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder nicht so sehr geplagt haben mag, wie das Beamtenheer in der Gegenwart, unmöglich auf die Idee einer Lebensversicherung nach jetzigem Style kommen.

Dabei ließen dieselben die Sorge um die Zukunft über den Tod hinaus keineswegs auf sich beruhen; sie bethätigten dieselbe nur in anderer Weise, als es der allgemeine Beamten-Verein in seiner Lebens- oder Todesfallversicherungs-Abtheilung thut, indem sie für die Sicherung ihres Seelenheiles nach dem Tode Vorkehrungen trafen in einer Weise, wie es gerade den damaligen religiösen Anschauungen und der damaligen Auffassung von dem Werthe der Güter entsprach. Wie im Alterthume der Werth der Güter vom vorwiegend ethischen Standpunkte beurtheilt wurde, so wurde im Mittelalter bei dieser Werthschätzung von den damaligen Schriftstellern der vorwiegend religiöse Standpunkt angenommen. „Nihil utile, nisi quod ud vitae illius eternae prosit gratiam“, sagt Ambrosius, und noch Thomassin, seinen wirthschaftlichen Anschauungen nach dem Mittelalter angehörig, schreibt in seinem Traité de negoce 1697 (S. 22): „L'utilité même se mesure par les considérations de la vie eternelle. Abweichend davon stellt sich die heutige Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre ausschließlich auf den Nützlichkeitsstandpunkt und nennt „Gut“ alles dasjenige, was zur Befriedigung eines wahren menschlichen Bedürfnisses anerkannt und brauchbar ist (Roscher). Die neueren Nationalökonomen gingen im Grunde auf die Ansichten Aristoteles zurück, welcher alle Mittel zum Leben und Wohlergehen der Menschen Güter nennt und ebenfalls schon zwischen wahren und eingebildeten Gütern unterschied, je nachdem das Bedürfniß von vernünftiger Ueberlegung geleitet, oder unvernünftig ist.

Zu unserem Staatsbeamten-Vereine vom Jahre 1683 zurückkehrend, lassen wir im Nachstehenden die Statuten, oder wie sie damals bezeichnet wurden, den Vertrag desselben im vollen unveränderten Wortlaute folgen,

der auch schon als eine Urkunde aus jener fernen Zeit merkwürdig und interessant genug sein dürfte, um an dieser Stelle einen Platz zu finden.

Dieselben lauten:

„In dem Namen der allerheilligsten und unzertheilten Dreyfaltigkeit Gott des Vatters Sohns undd heilligen Geistes Haben Wuer K. undd k. Röm. kay. Maye. N. Oe. Camer Burchhalterey, Verordneter Burchhalter, Raitt=Raths, Registrator und Expeditor, Wie auch Gesambte Raitt=Officier undd Ingroßisten.

Für Unß und Unßere Successores auß Sonderlicher Eingebung Gottes, antrib, und Seelen Eyffer, Sambentlichen Versprochen, undd gesetzt, Ordnen und Sötzen auch, In Krafft dießes Brieffes Hiemit, und Zwar ohne Undterbruch Perpetuirlich Zu Unßeren armen Seelen Trost undd Hayl, sambt und Sonders Vöstiglich Zuhalten.

Von unßern Einnembenten Besoldungen, von Jeden Quartall Fünff Zechen Khreützer, Zun Handten aines von unnß Hier Zun Deputierten, undd zu Hernach Beschribenen Ennde, Würckhlich Zuerlegen, auch ohne ainiche Waigerung alle Quartall freywillig Zubezallen. Alß nemblichen:

Für daß Erste Solle dießer Erlag gleich bei Einnembung deß Ersten Quartals, dießes 1683isten Jahrs seinen anfang nehmen, vnd also zu allen Zeitten Perpetuirlich Continuiert werden.

Andertens Sobaldten ainer auß Unns, über Khurtß, Oder Lang, Nach den Unerforschlichen willen Gottes von dießer Zergenglichen Weldt (welches Gott aber allerseiths Lange Jahr Genediglich Verhüetten wolle) Zeitlichen Todts Verscheiden würde, Sollen seiner armen Seelen, Zum Höchsten Trost, alsobaldten Zwölff Heillige Seel Meessen geleßßen, vnd auß So Vorverstandtenen Quatemberlichen Beytrag bezalt werden, bey welchen Wür auch Sambentlich (außßer gewißßer vnd absonderlicher erheblichen Verhindernus) Fleißig erscheinnen, vnd Vnßer Andechtiges Gebett, Zu Gott dem Allmächtigen Für deß abgestorbenen arme Seel, Inbrünßtig außgießßen wollen.

Drittens, Sollen auch in der Octau aller Seelen, wann Sovil in der Cassa Verhandten, Für alle abgestorbene, und Zwar, absonderlichen Vor Jenne welche sonsten Khein Trost: noch Hilff' haben Sechs heillige Seel Meessen geleßßen werden.

Viertten s, Sofehrn auch, ein oder anderer, wider alles Verhoffen ohne sein vnd der seinen wißßentlich mit aigener Unwürthschaft insoweith nicht bey Mitl währe, solle Selbiger in seiner Kranckhheit nit Hülsloß gelaßßen, Sondern mit Labnussen, oder andern höchst Nothwendigen Medicamenten ad interim auß dießer Cassa, Sovil Immer möglich Versechen: vnd Consoliert. Nachgechents aber von seiner etwo Khonfftig Fallendten Gnadens Recompens, widerumben dahin nach Billichmeßßigen dingen refundiert werden.

Fünfftens. Vnnd Zum Fall Eß sich auch wider alles bößßeres Verhoffen, Eraignete, daß ein: oder anderer Officier, wißßentlich mit Sovil Mittel verlaßßen möchte, Wormit er Ehrlich zur Erden Bestättiget werden Khündte, Solle ebenfalls, von dießer Cassa auß, ein Gezimbendter beytrag beschechen, vnd mit Rückhständtigen Besoldung, oder nit weniger Gnadt, wider ersetzt werden.

Sechstens. Sofehrn aber, ein oder anderer, auß vnnß, etwo in eraigneter Gelegenheit, Weithers: vnd von Hier anderwerths hin, accommodiert würde, vnd sein Zeitliches Leben, alhier zu Wienn, nicht Enden möchte, Solle Er nichts Destoweniger (wann Er anderst sich offt gedachter Heilligen Seel Meeßßen vnd Andacht, nach seinen Todt theilhafftig zu machen willens, sein Quatemberliches Contingent alhero zu dießer Cassa zueübermachen, Hingegen von da auß vorangezogene Coditiones zu Volziechen allwegen schuldig vnd verbundten sein.

Siebentes. Solle von dem Jennigen Raitt=Officier, welchem dießе Cassa anverthraut würdet vnd in Händten hat, nach beschechenen, ain oder des andern Todtfalls, vnd Begräbnus, waß etwann an erforderlichen Medicamenten, Conducts Vncosten vnd bestimbten Seel Meessen aufgangen, ein Ordentliche Expens Lista, oder Particular Raittung der Gesambten löbl: Buechhalterey zum ersechen vnd Ratification eingehändiget, vnd So dann solches in der Cassa vmb Ordnung vnd Nachsicht willen aufbehalten werden.

Achtens. Wann auch Übrigens ainem, oder andern, auß selbst aigenen Guettherzigen antrib belieben würde, Über Daß Quatemberliche ordinari Contingent zuemehrerm Behueff dießes guetten werckhs vnd zu Trost seiner armen Seelen, so wohl in Lebens Zeit, alß per Testamentum, nach seinem Todt ein mehrers Beyzutragen, vnd in dießе Cassa zue obnerverstandtenen Ennde zuerlegen, Solle derselbe dießer Stifftung, alß Ein Guet=

thätter Einverleibt, vnd beuorab in der Octau aller Seelen, solcher gestalten absonderlich mit andacht bedacht werden.

Neuntens vnd Leztlichen Haben Wür also, für vnß vnd Vnßere Successores, Dieße Haylsambe Stifftung vnßern armen Seelen Zu Trost aufgesetzet, vnd Verordnet. Wollen auch, vnd Verordnen, daß Eß zu allen Zeitten Unaußsetzlich also gehalten: Vermehrt vnd Forthgepflantzet werden solle.

Zu Wahrer Urkhundt vnd Mehrer Becröfftigung dessen haben Wür vnnßere aigene Handtschrifft: vnd gewöhnliche Pöttschaffts Förttigungen hierundter gestölt; So Geschechen in der kayl: Haubt: vnd Residenz Statt Wienn in Össterreich Vndter höchst Glorwürdigster Regierung Vnßers Allergnädigisten Herrn Herrn, vnd Erblandts Fürstens Römischen Kayssers Leopolds Primi rc. rc. Mit Eingang deß Ersten Monaths Tag January deß Ein Taussent Sechs hundert Drey vnnd Achtzigisten . . . . Jahrs."

Nachdem wir eine allgemeine Beleuchtung dieses Vereins-Statutes demselben schon vorausgeschickt und zugleich eine Parallele zwischen demselben und jenem des allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie gezogen haben; wollen wir in eine weitere Kritik hierüber nicht eingehen, sondern nur noch einen Punkt aus ersterem Statute in das Auge fassen, nämlich die Höhe des Beitrages der Mitglieder, weil wir dadurch Gelegenheit finden, die damaligen Verhältnisse von einer neuen Seite kennen zu lernen.

Der Beitrag von quartal. 15 kr. oder von jährlichen 60 kr. oder einen Gulden Wiener Währung zu dem dreifachen Zwecke: a) der Förderung des Seelenheiles nach dem Tode; b) der Unterstützung in der Geldnoth und c) der Hilfe im Erkrankungsfalle erscheint für die heutigen Verhältnisse allerdings als ein beinahe komischer; nicht so aber, wenn man den Geldwerth in der damaligen Zeit in Betracht zieht. Dieses versuchen wir mit wenigen Worten im Nachfolgenden zu thun:

V.

Der Werth eines Gutes und einer Arbeitsleistung ist die Bedeutung, welche beide für die Befriedigung unserer Bedürfnisse haben. Die wichtigsten Bedürfnisse des Menschen sind unstreitig jene, welche zur Erhaltung desselben dienen, nämlich Nahrung, Kleidung und Wohnung — die eigentlichen Lebensbedürfnisse. Zu diesen treten mit fortschreitender Cultur eines Volkes eine Menge anderer Bedürfnisse, die aber nur eine relative Bedeutung gegenüber den genannten ersten Lebensbedürfnissen haben. Im Allgemeinen wird sich der Werth aller Güter und der Preis aller concreten Arbeitsleistungen nach der Größe jener Bedürfnisse — Befriedigungen regeln, welche wir entbehren müßten, wenn gewisse Güter und gewisse Arbeitsleistungen nicht vorhanden wären; im Besonderen aber wird dieser Werth und Preis nach dem Verhältnisse von Angebot und von Bedarf oder Nachfrage stellen, und dieses sowol rücksichtlich der Güter als auch rücksichtlich der Arbeitsleistungen.

Wir brauchen in diesen, Dr. Menger's Volkswirthschaftslehre (1872) entnommenen Deductionen wol nicht weiter zu gehen, um zu zeigen, um wie

viel sich die Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse zur Zeit der Entstehung unseres ersten Beamten-Vereines im Vergleiche zu den Preisen der neueren Zeit niedriger stellen mußten, nämlich um so viel, als es der Bedürfnisse zu jener Zeit weniger gab, als das Angebot der Dinge, z. B. Nahrungsstoffe, zur Befriedigung jener Bedürfnisse größer und als wegen der Dünnheit der damaligen Bevölkerung auch die Nachfrage nach diesen Dingen kleiner war als heutzutage.

Wir können dieses so ganz allgemein hingestellte Verhältniß auch durch positive Zahlen näher illustriren.

Es wird uns nämlich in der Geschichte Wiens erzählt, daß während der zweiten Belagerung durch die Türken im Jahre 1683 folgende Lebensmittelpreise (in Wiener Währung) in Wien bestanden:

Eine weiße Semmel von 8 Loth kostete 1 kr. (gleich 0·7 kr. ö. W.), das Pfund Rindfleisch 6 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinefleisch 8 kr., Schöpsenfleisch 6 kr., Speck 14 kr., Leber 3 kr., ein Paar Hühner 24 kr., eine alte Henne 24 kr., ein Kapaun 2 fl., eine Gans 45 kr., eine Ente 30 kr., eine Maß vom geringsten Weine 3 kr., vom mittleren 6 kr., vom besten 8—10 kr. Ein 3pfündiger Laib Brod kostete 4—6 kr., ein Achtel Mundmehl 24 kr., Semmelmehl 18 kr., Pollmehl 17 kr., Gries 24 kr., Gerste 20 kr., Erbsen 16 kr., Linsen 15 kr., das Pfund Schmalz 16 kr., frische Butter 15 kr., das Pfund Käse 4, 6 — 8 kr., Kerzen 10 kr., Reis 9 kr., Stockfisch 11 kr., ein Häring 5 kr.

Der in der Stadt vorfindige Wein betrug 169.000 Eimer. Diese Preise blieben bis gegen das Ende der Belagerung in voller Giltigkeit; erst dann riß eine Theuerung ein und das Pfund Rindfleisch kam auf 24 kr., ein Ei auf 7—10 kr.

Diese Preisfixirung gibt auch Zeugniß davon, wie trefflich der damalige Stadtrath für die Lebensbedürfnisse einer so großen Volksmasse, wie sie damals innerhalb den Mauern Wiens zusammengedrängt war, gesorgt hatte. In früheren Jahrhunderten, z. B. im 14. Jahrhundert, standen die Preise noch viel tiefer. Damals kostete der Metzen (30 Metzen gleich einen Muth) Weizen im Durschnitte 25 Silber-Pfennige (1 Silb.-Pf. ungefähr gleich 4 Neukreuzer der jetzigen Währung). Ein Haus am neuen Markte kostete im Jahre 1417 100 Pfund Pfennige (1 Pfund gleich 240 Pfennige, also ungefähr 960 fl. ö. W.

Im 15. Jahrhunderte trat schon eine bedeutende Preissteigerung ein. Es kostete nämlich ein Metzen Weizenmehl (Semmelmehl) schon 60 Silb.-Pf., ein in Zistersdorf gekaufter Ochs 3 Pfund 6 Schilling (1 Schilling gleich 30 Pfennige), nach unserem Gelde also beiläufig 28 fl. Gegenwärtig kostet ein mittelmäßiger Ochs in Wien 200 fl. ö. W. Sehr theuer waren damals die Colonialwaaren, z. B. der Zucker das Pfund zu 70 kr. im Vergleiche zur Gegenwart gleich 2 fl. 80 kr. ö. W. Noch im Jahre 1728 findet sich in einer Amtsrechnung ein gemästetes Schwein mit 5 fl. (gegenwärtig zu 50 fl.), eine

gemästete Gans mit 30 kr., ein Fastnachtshuhn mit 15 kr. angesetzt. Die Arbeitslöhne und die Materialpreise bei den Baugewerken im Jahre 1444 waren z. B.: 1000 Stück Maurerziegel 7 Schill. 10 Pf., ein Fuder Mauerstein von Liesing 15 Pf., Fuhrlohn 29 Pf.; Bauholz, ein steirischer Baum 28 Pf. Steinmetz- und Maurergesellen erhielten per Tag 20—24 Pf. und dazu im Sommer 12 Pf. per Woche Badegeld; ein gewöhnlicher Taglöhner erhielt 10—12 Pfennige Lohn. Wien war schon damals bei den Augsburgern, Regensburgern und Nürnbergern als theure und kostspielige Stadt verrufen, und wurden deßhalb ungern mit Wien Geschäftsverbindungen angeknüpft. Dieses Verhältniß besteht mit Ausnahme der Geschäftsverbindungen, die jetzt mit Wien von allen Seiten sehr gerne angestrebt werden, auch heute noch; Wien ist auch jetzt noch eine theure Stadt.

Von den Besoldungen der Beamten in der damaligen Zeit wissen wir leider nichts zu berichten. Ihre Bezüge waren größtentheils Naturalien, wenig in barem Gelde, wie es noch vor dem Jahre 1848 allgemein bei den Herrschaftsbeamten der Fall war.

Nur aus der ersten Regierungsperiode der Kaiserin Maria Theresia, aus dem Jahre 1742 liegt uns ein kleines Gehaltsschema vor. Hiernach bezog ein Hofbuchhalter 3000 fl. (Wr. Währ.); ein Raith-Rath 1500 fl. und 1200 fl.; ein Raitt-Officier (Rechnungsofficial) 600—900 fl. Im Vergleiche zu den jetzigen analogen Bezügen und im Verhältnisse der Lebensmittelpreise von damals und jetzt, waren jene Bezüge zwei bis drei Mal besser, als die heutigen.

Bei aller Billigkeit der ersten Lebensbedürfnisse in jenen früheren Jahrhunderten und trotz der Dünnheit der damaligen Bevölkerung kam es doch in den Jahren des Mißwachses, des Krieges, der Ueberschwemmung oft zur Hungersnoth, in Folge deren viele Menschen starben und florirte das Bettelunwesen in einer kaum glaublichen Weise, so daß eigene Bettelrichter (Sterzmeister) aufgestellt werden mußten, welche z. B. darauf zu sehen hatten, daß die wegen ihrer Nothlage befugten Bettler ihr Bettelzeichen am Halse tragen, daß sie nicht singend durch die Straßen zogen, oder daß sie nicht durch künstliche Blattern oder Geschwülste das öffentliche Mitleiden zu erregen suchen, sich nicht für Kindbetterinen oder schwangere Frauen ausgaben, und nicht mit entlehnten Kindern, die sie „verlohnten oder verzinsten", auf der Straße herumliegen. Noch im Jahre 1683 war die Zahl der Bettler in Wien so groß, daß beim Heranrücken der Türken 7000 aus der Stadt geschafft werden mußten, deren Beschäftigung darin bestand, bei Tag auf den Straßen und bei den Kirchen zu betteln, in der Nacht Diebstähle zu verüben.

Es sah damals in dem an Naturproducten so reichen Mitteleuropa und speciell in Oesterreich nicht anders aus, als noch gegenwärtig in den fruchtbaren Landstrichen im Inneren Rußlands, in den südamerkanischen Staaten und in dem ganzen, von der Natur doch so überaus gesegneten Central-Asien. Auch hier sind die gewöhnlichsten ersten Lebensbedürfnisse

noch um Spottpreise (nach unseren Begriffen) zu haben, während die überwiegende Masse der Bevölkerung in unsäglichem Elende schmachtet. Diese auffallenden Erscheinungen haben lediglich darin ihren Grund, daß die befruchtende Macht des Capitals nicht oder doch nicht in genügender Weise entwickelt ist, welche Macht, um von ihren unzähligen Schöpfungen nur eine für den vorliegenden Fall gerade am beredtesten sprechende zu nennen, die Eisenbahnen schuf, die jetzt für die von Mißwachs betroffenen und von Hungersnoth bedrohten Länder selbst aus den entferntesten Gegenden des Erdkreises mit Windesschnelle den Ueberschuß an Nahrstoffen herbeiholen und an die Orte des Bedarfes stellen.

Eine weitere Macht des Capitals und eine weitere Frucht desselben ist es, daß es Güter schafft oder producirt, die zwar nicht unbedingt zum Lebensunterhalte nothwendig sind, die aber theils Mittel oder Werkzeuge zur billigen Erzeugung der eigentlichen Lebensbedürfnisse sind, theils eine große Reihe von Genußmitteln für Körper und Geist und von Schmuckgegenständen in sich begreifen, deren ein in der Civilisation vorschreitendes Volk ebenfalls nicht leicht entbehren kann. Bei diesen vielfältigen Productionen werden eine Menge Arbeitskräfte erfordert, die trotz aller Maschinen noch immer eine große Anzahl von Menschen in Anspruch nehmen, und somit den Arbeitswerth wie den Arbeitslohn dieser Menschen erhöhen, für den dasselbe Gesetz wie für die Werthbemessung der Güter gilt, nämlich Angebot und Nachfrage.

Fragt man nun nach dem Ursprunge dieser gewaltigen Macht des Capitals, so gibt uns die Erfahrung, die wir jetzt Tag für Tag an den Gründungen der wie immer Namen habenden, verschiedenen Industrie- und Transportunternehmungen oder Gesellschaften und Banken machen können, die Antwort darauf: daß die Vereinigung vieler Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die Association, zu deutsch die Vereinigung, Vergesellschaftung die Quelle jener Macht ist; eine Thatsache, die unseren im Eingange dieses Aufsatzes hingestellten Satz, daß die Vereinigung von Kräften zu einem auf die Wohlfahrt des Menschen gerichteten (humanitären) Zwecke die Grundbedingung aller Cultur, aller Civilisation eines Volkes ist," in glänzender Weise bestätigt.

Aber auch hiemit sind wir noch nicht an der Urquelle jener zauberischen Macht, die wir Productivität des Capitals nennen, angelangt; dieselbe ist in letzter Instanz in unserem arbeitenden Hirne, dem Sitze des mit ihm arbeitenden menschlichen Geistes, in dessen Wissen zu suchen, welches auf eine Vielheit von Individuen vertheilt, in jedem derselben nur ein schwaches Atom darstellt, aber durch die Vereinigung derselben zu bestimmten, klar erkannten Zwecken, eine Alles bezwingende Macht wird. Wir gehen daher nicht zu weit, wenn wir sagen: Das Wissen führt zu Macht und Reichthum, die Unwissenheit zur Schwäche und Armuth.

VI.

Nachdem wir im Vorhergehenden aus der Aehnlichkeit der Bestrebungen des Wiener Staatsbeamten-Vereines, welcher im Jahre 1683 unter der Benennung „Gesellschaft der Beamten der k. k. Hofkammer-Buchhalterei" sich gebildet hat, mit den Tendenzen des im Jahre 1864 gegründeten ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie die geistige Verwandtschaft beider Vereine nachgewiesen zu haben glauben, gehen wir daran, die Descendenz oder die Abstammung des letzteren aus dem ersteren, oder wie wir bereits bemerkten, die Blutsverwandtschaft zwischen den beiden Vereinen darzulegen.

Zu diesem Endzwecke müssen wir die Geschichte des ersteren älteren Vereines bis in die neueste Zeit verfolgen, was wir nur in einigen großen Zügen thun wollen.

Der gedachten Gesellschaft der Hofkammerbuchhalterei-Beamten schloß sich nach und nach das Personale der übrigen k. k. Hofbuchhaltungen an, welche in den darauf folgenden Zeiten mit der Einführung neuer Gefälle und überhaupt mit der fortschreitenden Regelung des Staatshaushaltes entstanden. Dadurch sah sich diese Gesellschaft genöthigt, die Oberaufsicht über die Verwaltung ihres Vermögens, die früher dem Vorsteher der Hofkammer-Buchhalterei allein oblag, auf die zwei bis drei ältesten Vereins-Mitglieder zu übertragen und denselben zugleich zur Beseitigung der zu großen Umtriebe die Passirungsertheilung über die vorgefallenen Auslagen zu überlassen.

Ebenso ließ sich auch die wohlthätige Absicht, nothdürftige Vereins-Mitglieder mit Vorschüssen zu unterstützen, nicht sehr lange in Ausführung bringen, weil diese Vorschüsse nicht selten zum Theile, wo nicht ganz nachgesehen und abgeschrieben werden mußten. Diese Vorschüsse wurden daher immer seltener und hörten endlich ganz auf, nachdem die Regierung das Princip der Besoldungsvorschüsse angenommen und eingeführt hatte.

In Folge dieser Restringirung der Ausgaben, sowie durch den Beitritt der Beamten sämmtlicher k. k. Hofbuchhaltungen vermehrte sich das Vereins-Vermögen nach und nach dergestalt, daß von den stipulirten Quartalsbeiträgen per 15 kr. ganz abgegangen und an deren Stelle für jedes neue Mitglied der Beitrag per 4 fl. ein für alle Mal bestimmt werden konnte.

Am 15. Juni 1777 wurde aus den Ueberschußgeldern des Vereines eine dritte, aber weltliche Stiftung errichtet und zwar für die Erziehung einer armen Hofbuchhaltung-Beamtenswaise männlichen oder weiblichen Geschlechtes.

So war der Stand und die Verfassung dieses Privatinstitutes bis zum Jahre 1792, wo Seine k. k. Majestät über diesen Verein eine Auskunft zu verlangen und auf einen von der k. k. Obersten Staatscontrole erstatteten allerunterthänigsten Vortrag laut Decret dieser Behörde vom 17. October 1795

Nr. 2598 zu entschließen geruhten, daß die Verwaltung des unter dem Namen Hofbuchhalterei-Todtenstiftungscasse seit 112 Jahren bestehenden Institutes in Statu quo belassen werde, wodurch das Dispositivum auch für die Zukunft den Mitgliedern desselben überlassen bleibt. Unter einem geruhten Seine Majestät nicht nur die bestmögliche Aufrechthaltung, sondern auch die Erweiterung dieses wohlthätigen Institutes anzuempfehlen. Hierdurch ward zwar dieses Institut fortan aufrecht erhalten, eine Erweiterung desselben ließ sich aber gleich damals umsoweniger erwarten, da selbes seit dem Jahre 1795 nicht allgemein bekannt gemacht, nur einzelne Beamte zum Beitritte eingeladen, und später die ursprünglichen Interessen des Stammvermögens durch das Finanzpatent vom Jahre 1811 auf die Halbscheid in W. W. verringert worden sind.

Im Jahre 1820 war es eine der vorzüglichsten Sorgen des neuerwählten Directors, sämmtliche Herren Beamte der k. k. Hofbuchhaltungen von dem Dasein dieser Anstalt in Kenntniß zu setzen. Schon beim ersten Aufruf traten 85 Beamte dieser Anstalt bei, wodurch die Direction in den Stand gesetzt wurde, nicht nur das alte von 80 fl. auf 16 fl. herabgesunkene Johannesspital-Stipendium auf 50 fl. C. M. zu erhöhen, sondern noch drei neue Stipendien jährlich zu 40, 30 und 20 fl. C. M. zu bilden und solche insgesammt nur für jene Söhne der Vereins-Glieder zu bestimmen, welche sich den lateinischen Studien mit Auszeichnung widmeten.

Im nächsten und in den folgenden Jahren wurden auch mehrere Frauen der k. k. Hofbuchhaltungs-Beamten, die den Wunsch äußerten, Mitglieder gegen Erlag der Taxe per 5 fl. werden zu wollen, von der Direction um so unbedenklicher aufgenommen, als selbe in jenem Falle, wenn außer den gedachten vier Stipendien noch mehrere derlei Erziehungsbeiträge errichtet und auch auf die weibliche Jugend ausgedehnt werden sollten, bei der Auswahl derselben sehr geschickt verwendet werden könnten.

Die hiernach entworfenen Statuten wurden von der hohen Landesstelle mit Decret vom 9. Mai 1834 Z. 24975 genehmigt und der Verein führte von nun an die Benennung: „Privat-Verein der k. k. Hofbuchhaltungs-Beamten zu wohlthätigen Zwecken für sich und ihre Familienglieder.

Im Jahre 1854 wurden die Statuten dieses Vereines dahin abgeändert, daß den mit Vereins-Stipendien betheilten Zöglingen dasselbe nicht bloß bis zur Beendigung ihrer Studien, sondern auch noch für die unentgeltliche Praxis bei einer Buchhaltung belassen werden. (Genehmigt mit Decr. der n. ö. Statth. Z. 20783 v. 1854.) Eine weitere Aenderung erfuhren die Statuten im Jahre 1857 (Statth. Z. 32707) durch die Bestimmung, daß für die Folge nur mehr eine Classe von Mitgliedern aufgenommen werde, welche Mitglieder sich sowol zu einer Einlage von 3 fl. ein für alle Mal, als auch zu den charaktermäßigen Jahresbeiträgen von 20 kr. bis 2 fl. verpflichten.

Durch die im Jahre 1867 eingetretene neue Organisirung der Rechnungs- und Controlsbehörden, sowie durch die Bestimmungen des inzwischen in Wirksamkeit getretenen Vereins-Gesetzes vom 15. November 1867 hat sich die Nothwendigkeit ergeben, Aenderungen und Ergänzungen der bisher bestandenen Statuten vorzunehmen. Es wurden also in die mit Statth.-Erlaß vom 15. April 1870 genehmigten neuesten Statuten folgende Bestimmungen aufgenommen:

1. Als Jahresbeiträge sind bestimmt für:

Rechnungsofficiale III. Classe	70	kr. ö. W.
Rechnungsofficiale I. und II. Classe	1 fl. 5	„ „ „
Rechnungsräthe oder denselben gleichgestellte Beamte	1 „ 75½	„ „ „
Für höher gestellte Beamte	2 „ 10	„ „ „

2. Der Zweck des Vereines ist die Förderung des Seelenheiles der Vereins-Glieder durch heilige Meßopfer und die Unterstützung gesitteter und talentvoller Kinder derselben mit Erziehungsbeiträgen.

3. Unter den heiligen Meßopfern sind nicht nur jene in der Einleitung bemerkten Stiftmessen, welche für die verstorbenen und lebenden Mitglieder jährlich in der Schottenkirche und in der Augustinerkirche nächst der Burg gelesen werden, sondern auch jenes Choralamt verstanden, welches für jedes ablebende Mitglied bei den Franziskanern auf Verlangen abgehalten wird, und wozu sowol Vereins- als auch die ersten Familienglieder des Verstorbenen mittelst eigener Karten eingeladen werden.

4. Die Unterstützung der Jugend geschieht mittelst fundirter, d. i. aus den Zinsen des Vereins-Vermögens und aus den Jahresbeiträgen der Mitglieder gebildeten Stipendien und mittelst nicht fundirter, nämlich aus anderen Zuflüssen gebildeter Stipendien. An diesen Stipendien, und zwar im Betrage von 30 bis 40 fl., nehmen Theil jene Söhne der Mitglieder, welche sich den Untergymnasialstudien, der Unterrealschule, der Forstlehre, oder einem Kunstfache, als: dem Zeichnen, Malen, der Kupferstecherkunst, Bildhauerei und Musik widmen, und zugleich Beweise geben, durch hervorragende Talente, Sittlichkeit und Verwendung die Stufe der Mittelmäßigkeit zu überschreiten. Die zweite Abtheilung der fundirten und nicht fundirten Stipendien im Betrage von 50 bis 80 fl. ist für jene Söhne der Vereins-Mitglieder bestimmt, welche die Lehrgegenstände des Obergymnasiums, der Oberrealschule, Technik, Medicin, Handelsakademie, Philosophie, oder die Rechte studiren, und hierin entsprechende Fortschritte machen; oder in die Praxis bei einem in Wien befindlichen k. k. Rechnungs- oder Controlsorgane eintreten.

Für die weibliche Jugend haben ebenfalls zwei Abtheilungen von nicht fundirten Stipendien zu bestehen, wovon die erste Abtheilung im Betrage von 20 fl. ö. W. für Mädchen der dritten und vierten Normalclasse, die zweite Abtheilung von 30 fl. ö. W. für jene Mädchen bestimmt ist, die eine höhere Lehranstalt, wie z. B. den pädagogischen Lehrcurs besuchen, oder die sich im Kochen, Kleidermachen, Zeichnen, Malen, Musik oder in fremden Sprachen unterrichten lassen, und hieraus entsprechende Fortschritte glaubwürdig oder practisch nachweisen können.

VII.

Somit hatte der Verein vom Jahre 1683, dieser erste Staatsbeamten-Verein, eine wesentliche Wandlung an sich vollzogen und indem er im Absatze 3 und 4 seiner neuesten Statuten die Förderung der geistigen Interessen das ist der wissenschaftlichen Ausbildung der Kinder seiner Mitglieder in seinen Bereich zog, ein wichtiges Culturelement in sich aufgenommen, einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan.

Im Jahre 1863 unternahmen es drei Beamte der bestandenen k. k. Hofkriegsbuchhaltung, Namens Arming, Kilian und Stahl einen Kranken- und Leichen-Verein für k. k. Beamte in Wien zu gründen, dessen Statuten von der k. k. n. ö. Statthalterei unter Zahl 13538 vom 12. August 1863 genehmigt wurden.

Der Zweck dieses Vereines war laut §. 1 seiner Statuten: für seine Mitglieder die ärztliche Pflege, die Medicamente und nach Wunsch auch die Unterkunft und Wartung und im Todesfalle die anständige Beerdigung aus den Beiträgen der Mitglieder, bestehend in einem Percent ihrer jeweiligen Besoldung, zu bestreiten.

Es kann wol keinem Zweifel unterliegen, daß dieser von k. k. Hofbuchhaltungs-Beamten zu dem bezeichneten Zwecke gegründete Verein ein Kind oder ein Ableger des zuvor skizzirten, aus dem Jahre 1683 sich datirenden Vereines der k. k. Hofbuchhalterei-Beamten war, oder mit anderen Worten: daß die Idee zur Gründung des neuen Vereines in dem Boden des bereits vorhandenen älteren Vereines wurzelte, gleich wie dieser letztere als ein Abkömmling der religiösen Bruderschaften des Mittelalters angesehen werden muß.

Dieser neu gegründete Kranken- und Leichen-Verein machte als erster allgemeiner Hilfs-Verein von k. k. Beamten, dann als erster Wiener Staatsbeamten-Verein (1867) verschiedene Wandlungen durch, bis er im Herbste 1872 sich als Consortium dem ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie anschloß.

Aus dieser in Kürze dargestellten fortschreitenden Entwickelung des im Jahre 1863 in das Leben gerufenen Kranken- und Leichen-Vereines von Staatsbeamten leuchtet ganz deutlich das Ringen dieser Beamten nach Verbesserung ihrer materiellen Lage durch Selbsthilfe hervor. Wir brauchen diese Lage hier nicht näher zu schildern; es ist dieses mit aller Gründlichkeit und zur Genüge in dem ersten Jahrgange der Dioskuren durch Franz von Schmidt-Zabierow in dem Aufsatze über die Entstehung, Ziele und Erfolge des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie geschehen.

Hier soll zum Schlusse nur noch constatirt werden, daß dieser nunmehr zu einem mächtigen volkswirthschaftlichen Factor herangewachsene Verein, zu dessen Bildung im Herbste 1863 der erste Aufruf durch Engelbert Keßler erging, ein Glied in der Kette der Bestrebungen des österreichischen Beamtenthums ist, die ihren Anfang im Jahre 1683 nahmen und in ihren verschiedenen Phasen ein sprechendes Bild ihrer Zeit geben, zugleich im engen Rahmen den Culturfortschritt und den jüngsten volkswirthschaftlichen Aufschwung in Oesterreich zur Anschauung bringen. Es läßt sich gegenwärtig noch nicht ermessen, wie weit dieser letztere, jüngste Verein seine Ziele in Zukunft noch hinauserstrecken wird, wie er sie erreichen und welche Keime neuer Entwickelung und weiteren Fortschrittes im eigenen Stande, in dem übrigen Volke, ja wol selbst im großen Staate ausstreuen wird.

Schon wurde ein hervorragendes Mitglied dieses Vereines im verflossenen Herbste zu den Conferenzen über die sociale Frage in Berlin beigezogen, und wir zweifeln keinen Augenblick an der Gewiegtheit des Votums dieses Abgeordneten in jener hochwichtigen Berathung.

Daß der allgemeine Beamten-Verein den ersten Impuls zur zeitgemäßen Regulirung der Beamtengehalte gegeben und sie mit Nachdruck vertreten und gefördert hat, ist noch im frischen Gedächtnisse aller dabei Betheiligten. Weitere Schritte zur Herstellung einer gesetzlichen Dienstpragmatik eines neuen Pensionssystemes 2c. sind geschehen. Die wohlthätigen Folgen, welche die in dieser Weise errungene materielle Hebung des österreichischen Staatsbeamtenthums für die Mitglieder desselben wie für den Staat haben muß, müssen bald zu Tage treten.

Die Lösung einer anderen wichtigen socialen Frage, die Abhilfe der Wohnungsnoth, welche besonders viele Beamte drückt, hat unser Verein bereits in die Hände genommen. Für eine billige Unterkunft kranker Mitglieder in den vorzüglichsten Curorten Oesterreichs hat der Verein mit der Erbauung eines Vereins-Hauses in Marienbad, wozu der erste Spatenstich schon geschehen,* Sorge getragen; Gastein, Gleichenberg 2c. sind zu diesem Zwecke in weitere Aussicht genommen. Die Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines ist bereits eine der größten in Oesterreich und umfaßt alle Länder und alle Bevölkerungsclassen desselben.

Das in zweiter Folge erscheinende literarische Jahrbuch des allgemeinen Beamten-Vereines bekundet dessen Streben auf rein geistigem Gebiete.

Die Sympathie für diesen Verein bricht sich immer weitere Bahn. Wir müssen hier insbesondere auf Kreise hinweisen, die bisher den volkswirthschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen mehr ferne gestanden sind. Wir meinen den österreichischen Klerus, in dessen Mitte sich ein Consortium zum Anschlusse an den ersten allgemeinen Beamten-Verein gebildet hat.

Somit wäre der Anschluß an den Beamten-Verein von einer Seite erfolgt, von der das Vereins-Leben im österreichischen Beamtenthume im Jahre 1683 im Grunde genommen, seinen Ursprung, seinen Ausgangspunkt nahm und wäre auf Umwegen in merkwürdigen und doch natürlichen Wandlungen ein Gesellschaftskreis geschlossen, innerhalb welchem die Wohlfahrt aller Mitglieder dieser großen Gesellschaft gedeihen und aufblühen soll.

Merkwürdigerweise steht die Mutter dieses großen Vereines, denn so müssen wir den Staatsbeamten-Verein vom Jahre 1683 und den aus ihm hervorgegangenen Verein nennen, gegenwärtig noch allein, isolirt da. Es wäre zu wünschen und nur ein Act der Mutterliebe, wenn dieser Verein mit seinem nicht unbedeutenden Stammvermögen von 15.800 fl. ö. W. dem groß und stark gewordenen Sohne als Consortium sich anschlöße, wie es unlängst der Wiener Staatsbeamten-Verein gethan hat.

---

* Die erste Anregung zur Erbauung desselben ging im Jahre 1871 vom Verfasser dieser Zeilen aus.

VIII.

Sowie dieser geschichtlichen Abhandlung über die Entstehung und weitere Entwickelung des Vereins-Wesens im österreichischen Beamtenstande einige einleitende Betrachtungen allgemeiner Natur vorausgeschickt worden sind; so sollen derselben auch einige allgemeine Schlußbemerkungen, die mit jenen ersteren in einem gewissen, durch die Abhandlung selbst vermittelten Zusammenhange stehen, hier nachfolgen.

Die vorstehende Skizze constatirt die Thatsache, daß sich jene Ideen, welche die Förderung der Wohlfahrt, die Befriedigung wirklicher, nicht eingebildeter materieller und geistiger Bedürfnisse, die Erreichung wahrhaft humaner und sittlicher Zwecke einer ganzen Bevölkerung oder einer größeren Classe davon zu ihrem Inhalte oder zum Gegenstande haben, wenn sie einmal zur Erkenntniß und zum Verständnisse Mehrerer gelangt sind, mit einer großen Zähigkeit sich durch Jahrhunderte lebensfähig erhalten und unter günstigen Verhältnissen eine ungeahnte Verallgemeinung und Lebendigkeit erfahren.

Soll uns in dieser Beziehung ein Gleichniß gestattet sein, so möchten wir die Keim- und Entwickelungsfähigkeit des in den Königsgräbern der Jahrtausende alten Pyramiden vorgefundenen Saamens einiger Getreidearten anführen.

Diese Samenkörner mußten jedenfalls einen gesunden Keim in sich bergen, der unter entsprechenden äußeren Bedingungen eine frische Pflanze zu treiben vermochte. Und ebenso muß auch den Ideen ein gesunder, vernünftiger Kern innewohnen, welcher sich unter den verschiedenen Wandlungen der menschlichen Verhältnisse fortan lebensfähig erhält.

Ideen, welche einen solchen Kern nicht besitzen, gehen unter, mögen sie auf der Höhe ihrer Herrschaft noch so mächtig, selbst zeitbewegend gewesen sein. Wir erinnern hier, um in der Geschichte nicht zu weit zurückzugehen und ohne von wilden, jetzt noch lebenden Völkern zu sprechen, nur an jene Ideen, welche die christlichen Völker zu den Kreuzzügen aufriefen, später die mörderischen Religionskriege in Europa heraufbeschworen und noch in neuester Zeit den Nationalitätenhaß schüren.

Mit der Wandlung der religiösen Anschauungen bei fortschreitender geistiger Bildung der Menschheit verschwinden jene fanatisirenden Ideen, sowie wir auch bei der unaufhaltsamen Wandlung der social-politischen Anschauungen das gleiche Schicksal den gegenwärtig noch hie und da wild auflammenden nationalen Ideen prophezeien können. Möge unsere Vorhersage bald zur erfreulichen Thatsache werden!

Der erste allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie und seine Entwickelung im Jahre 1872.

Von

Schmidt-Zabierow.

„Ich habe den ersten Band des reichhaltigen literarischen Jahrbuches, welches der Beamten-
„Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgegeben und Mir eingereicht hat, mit
„aufrichtigem Danke entgegengenommen und kann dem Vereine nur Glück wünschen zu seiner
„Aufgabe, die ihn ehrt und zugleich der Humanität dient. Mögen seine vielseitigen Bestre
„bungen auch ferner mit Erfolg gekrönt sein."

Coblenz den 1. August 1872.

Augusta.

An den Vorstand des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Diese gütigen Worte von hoher Frauenhand dürfen den österreichischen Beamtenstand mit berechtigtem Stolze erfüllen. Geben sie doch das schönste Zeugniß für die Anerkennung, welche die Bestrebungen des Beamten-Vereines auch außerhalb der Gränzmarken Oesterreich-Ungarns gefunden haben.

Es war kein ganz gefahrloser Versuch, welcher im verflossenen Jahre mit der Herausgabe des ersten Jahrganges der „Dioskuren" gewagt wurde. Mehrfach wurde die Befürchtung laut, es fehle unserer von materiellen Interessen erfüllten Zeit die Empfänglichkeit für literarische Unternehmungen dieser Art. Doch die Zweifler verstummten bald angesichts des Beifalls, der den „Dioskuren" gespendet wurde. Vielleicht mag gerade die Vielseitigkeit unseres Jahrbuches zu der günstigen Aufnahme beigetragen haben, die ihm zu Theil wurde. Jedenfalls begrüßen wir freudigst die Anerkennung, welche die „Dioskuren" und mit diesen der österreichisch-ungarische Beamten-Verein gerade in Deutschland gefunden haben. Vielfache Zuschriften lassen uns das rege Interesse erkennen, das dem Werke des österreichisch-ungarischen Beamtenstandes — diesem Gebilde von Selbsthilfe und Humanität — entgegengebracht, und womit offen erklärt wurde, daß auch aus Oesterreich Gutes und Nachahmungswerthes kommen könne.

Wenn dabei auch die moralischen Factoren gewürdigt werden, die dem Unternehmen zu Grunde liegen und von denen seine Träger geleitet werden, so ist dieß ein Moment, auf welches wir den größten Werth legen und das uns mit besonderer Befriedigung erfüllt. Denn daß eine Anzahl von vielfach beschäftigten Männern in allen Theilen des Reiches seit einer Reihe von Jahren ihre freie Zeit, ihr Sinnen und Trachten dem Wohle der Standesgenossen widmen, daß sie das Gedeihen des im Interesse derselben geschaffenen Unternehmens mit allen Kräften zu fördern bestrebt sind, wobei vermöge der ganzen Anlage und Stellung des Vereines jedes wie immer geartete persönliche Motiv ausgeschlossen ist, — das ist eine Thatsache, welche ein glänzendes Zeugniß für den moralischen Halt

gibt, der trotz aller ungünstigen Verhältnisse dem österreichischen Beamtenstande noch immer innewohnt. In einer Zeit, in welcher man den Lohn seiner Arbeit nicht ausschließlich im schönen Bewußtsein zu finden pflegt, in welcher man viel mehr geneigt ist, den Werth jeglicher Leistung möglichst hoch zu beziffern, darf uns diese Betrachtung wol mit einigem Selbstgefühle erfüllen.

Die freundliche Beurtheilung, welche unserer, in den vorjährigen „Dioskuren" erschienenen Arbeit: „Der allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entstehung und Entwickelung, seine Ziele und Erfolge" zu Theil geworden ist, ermuntert uns, dieselbe auch in diesem Jahrgange fortzusetzen und den Lesern desselben die Entwickelung des Beamten-Vereines im Jahre 1872 in gedrängter Kürze vorzuführen. Gegenüber denjenigen, welche unseren vorjährigen Aufsatz kennen, dürfen wir uns wol einfach auf den Inhalt desselben beziehen; für diejenigen hingegen, welchen der Beamten-Verein noch neu ist, glauben wir die Bemerkung einschalten zu sollen, daß derselbe eine wirthschaftlich humanitäre Institution sei, welche die materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Selbsthilfe und Gegenseitigkeit und zwar zunächst durch Vorsorge für den Erkrankungsfall, durch Versicherungen für den Lebens- und Todesfall, durch Vermittlung von Spareinlagen und Vorschüssen u. s. w. zu wahren und zu fördern bestimmt ist.

Der Verein hat sich im Jahre 1872 sowol was seine große, die Gesammtmonarchie umfassende Organisation, als die geschäftlichen Ergebnisse seiner einzelnen Abtheilungen betrifft, glücklich und segensreich entwickelt; seine Verbreitung und seine Wirksamkeit haben gegenüber den Vorjahren einen noch größern Umfang gewonnen und er konnte auf Grund der bisherigen Erfolge seine Thätigkeit auch auf Gebiete ausdehnen, welche derselben bisher fremd geblieben waren.

Die Bahn war gebrochen, der Weg geebnet; — und wie bei allen derartigen Unternehmungen, die mit kleinen Anfängen beginnend sich mühsam durch Schwierigkeiten aller Art zu einer gesicherten Stellung emporarbeiten müssen, dann aber in immer steigenden Proportionen zu raschem Aufschwung gelangen, — so war es auch beim Beamten-Vereine der Fall. Die Geschäfte des Vereines haben sich in den letzten zwei Jahren fast verdoppelt, — das Capital an geistigen und moralischen Kräften, das in früheren Jahren in das Unternehmen gelegt worden war, beginnt seine reichlichen Früchte zu tragen.

Mit Schluß des Jahres 1872 war die Zahl der beigetretenen Mitglieder von 21.755 des Vorjahres auf 27.927 gestiegen.

In zahlreichen Orten beider Reichshälften haben sich neue Mitgliedergruppen mit selbstgewählten Localausschüssen organisirt, in welchen Beamte aller Kategorien und Branchen an der Verfolgung der Vereins-Zwecke, und an der Besorgung der Geschäfte selbstthätigen Antheil nehmen. Solche Localausschüsse sind während des letzten Jahres in Iglau, Rumburg, Groß-Kikinda, Wien („Gegenseitigkeit"), Steinamanger, Pest, Wels, Ried, M. Theresiopel, Leitmeritz, Zombor, Teplitz, Wien (Staatsbeamten), Eger, Krakau, Bielitz, Sokal, Lobositz, Komotau in's Leben gerufen worden. Mit Ende 1872 bestanden in Oesterreich 54, in Ungarn 34 Localausschüsse, und zwar in Wien 11, Niederösterreich 2, Oberösterreich 4, Salzburg 1, Tirol 1, Steiermark 2, Kärnten 1, Krain 1, Küstenländer 1, Dalmatien 1, Böhmen 14, Mähren 4, Schlesien 3, Galizien 7, Bukowina 1, Pest 2, Ungarn 14, Siebenbürgen 7, Croatien 6, Militärgränze 5.

Diese Localausschüsse, als die Vertreter der organisirten Mitgliedergruppen, als die Träger der autonomen Wirksamkeit in engeren Kreisen sind die kräftigen Stützen des Gesammtunternehmens, mit dessen Ausdehnung und Entwickelung auch seine Anziehungskraft nach Außen, wie seine Gestaltungskraft nach Innen immer zunimmt.

So hat sich der Wiener Staatsbeamten-Verein, der seit einer Reihe von Jahren mit Krankenunterstützung und Vorschußgeschäften sich befaßte, jedoch n

seiner Isolirtheit zu keinem rechten Aufschwunge zu gelangen vermochte, mit dem allgemeinen Beamten-Vereine fusionirt und ist als selbstständige organisirte Mitgliedergruppe im großen Organismus des Gesammt-Vereines aufgegangen. Einige Localausschüsse namentlich in kleineren Landstädten, z. B. in Proßnitz gestalten sich durch den Betrieb von Consumgeschäften, durch Veranstaltung von Vorträgen, durch die Bildung von Casino's u. s. w. immer mehr zu Centren des gesammten geistigen und gesellschaftlichen Lebens und erhöhen dadurch Bedeutung und Einfluß des Gesammt-Vereines. Andere z. B. Innsbruck suchen durch ein über das ganze Land ausgebreitetes und sorgfältig gepflegtes Netz von Agenturen den Gedanken einer allgemeinen Beamtenassociation immer weiter zu verbreiten, und die Einrichtungen der inneren Organisation mit rührigem Streben zu vervollständigen. Wieder andere, z. B. Pest gelangen durch den Aufschwung ihrer Geschäfte, durch die Intelligenz und den Unternehmungsgeist ihrer Vorstände zu neuen Formen und Combinationen, um ihre Wirksamkeit im Interesse der Standesgenossen zu erweitern und den Anforderungen der Zeitverhältnisse Rechnung zu tragen.

Alle diese Filial-Vereine, die in ihrer Anlage und Wirkasmkeit auf den genossenschaftlichen Principien der Selbsthilfe und Gegenseitigkeit beruhen, bilden heute schon im Rahmen des Gesammt-Vereines, der sie unterstützend, vermittelnd und vereinend umfaßt, einen großen und in seiner Organisation am weitesten vorgeschrittenen Genossenschaftsverband in Oesterreich. Angesichts des nahebevorstehenden Inslebentretens des neuen Gesetzes über Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wird es Aufgabe der Centralleitung sein, der Ausbildung dieses Verbandes und der Entwickelung des Vorschußwesens ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie wird damit, wir sind dessen überzeugt, auf dem Gebiete des Genossenschafts- und Vorschußwesens dieselben großartigen Erfolge erzielen, wie solche auf dem Felde des Versicherungswesens schon bisher und namentlich im abgelaufenen Jahre so anerkennungswürdig erreicht worden sind.

In der Lebensversicherungs-Abtheilung ist die Zahl der in Kraft bestehenden Verträge von 12.754 des Vorjahres auf 17.340, das versicherte Capital von 11,010.867 auf 15,260.877 fl., die versicherte Rente von 32.144 fl. auf 36.454 fl., die jährliche Prämieneinnahme von 303.385 auf 418.217 fl., die Prämienreserve, d. i. der Werth aller am Schlusse des Jahres zu Recht bestandenen Versicherungen von 455.720 fl. auf 668.485 fl. gestiegen.

An versicherten Capitalien sind im Jahre 1872 147.626 fl. und seit Gründung des Vereines 383.000 fl. ausbezahlt worden.

Ueber den Reingewinn des Lebensversicherungs-Geschäftes wird erst die nächste Generalversammlung zu beschließen haben.

Diese Resultate weisen dem allgemeinen Beamten-Vereine unter sämmtlichen Lebensversicherungs-Anstalten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns bereits einen hervorragenden Platz an. Nach einer Zusammenstellung des Bremer Handelsblattes vom 5. October v. J. über die Geschäftsergebnisse der deutschen und österreichischen Lebensversicherungs-Anstalten im Jahre 1871 hat der österreichisch-ungarische Beamten-Verein, was den Zuwachs an Versicherungen betrifft, unter allen deutschen Lebensversicherungs-Anstalten den fünften und unter den österreichischen bereits den ersten Rang eingenommen. Diese Zusammenstellung war die letzte Arbeit des seither leider zu früh verstorbenen Finanzrathes G. Hopf, des wohlwollenden Gönners unserer Bestrebungen, des hochverdienten Directors der Gothaer Lebensversicherungs-Bank, — jener Anstalt, die wir uns vom Anbeginne unserer Thätigkeit auf dem Gebiete des Versicherungswesens zum Vorbilde genommen haben.

Die Vorschußabtheilung zählte mit Schluß des Jahres 1872 63 Consortien, wovon in Wien allein 11 bestehen, mit 8892 Theilhabern und 19.239 eingezahlten Antheilseinlagen. Aus den hiedurch gebildeten Betriebsfonden der einzelnen Consortien im Gesammtbetrage von 877.759 fl. und mit Zuhilfenahme der auf Grund der Solidarhaftung der Consorten theils aus den Mitteln der Lebensversicherung, theils von

Privaten aufgenommene Darlehen sind im Jahre 1872 6500 Vorschüsse im Gesammtbetrage von 1,085.956 fl. ertheilt worden. Der durchschnittliche Zinsfuß hat 10%, die Durchschnittsdividende der einzelnen Consortien 9% betragen.

Verluste waren fast keine zu beklagen. Die wohlthätigen Wirkungen der Vorschußconsortien treten immer mehr zu Tage und finden auch in Beamtenkreisen immer größere Anerkennung. Mehrere derselben, z. B. jenes in Pest, über welches wir noch später berichten werden, haben einen geradezu überraschenden Aufschwung genommen und dieser würde, was die in Oesterreich bestehenden Consortien betrifft, ein noch größerer und allgemeinerer sein, wenn durch unsere Gesetzgebung endlich jene Hindernisse beseitiget würden, welche der wenigstens theilweisen Benützung der Beamtengehalte als Sicherstellungsmittel und sohin als Creditobject bisher im Wege stehen.

Das gesammte fundirte Vereins-Vermögen hat sich Ende 1872 auf 750.917 fl. belaufen. Ein Theil desselben ist in sicheren Wertheffecten angelegt, welche bei der österreichischen Nationalbank kostenfrei deponirt sind. Der andere Theil, vorwiegend den Einnahmen des letzten Jahres entnommen, wurde der hypotekarischen Anlage, nämlich dem Ausbaue des Vereins-Hauses zugewendet.

Unter den mächtigen, palastähnlichen Gebäuden, welche das neue Wien zieren und welche von dem wirthschaftlichen Aufschwunge Oesterreichs Zeugniß geben, nimmt der stattliche Neubau des allgemeinen Beamten-Vereines nicht den letzten Platz ein. Das vier Stock hohe Haus in einer Längenfront von 25 Klafter mit seinen großen, einfachen Dimensionen und mit den ruhigen, würdigen Formen seiner Façade macht einen vortheilhaften Eindruck, der durch die außerordentlich günstige Lage mitten im Quartiere der großen Geschäftswelt und mit der Aussicht auf den Börsenring, auf die Altstadt und den ehrwürdigen Stephansthurm im Hintergrunde nur erhöht wird.

Die beiden Zwecke, welche beim Baue dieses Hauses in's Auge gefaßt wurden, nämlich die sichere und möglichst fruchtbringende Anlage der Lebensversicherungs-Gelder und anderseits die Gewinnung unentgeltlicher Localitäten für die Vereins-Zwecke können als erreicht betrachtet werden. Die Gesammtkosten des Hausbaues einschließlich der Grunderwerbung werden Dank der mehrseitigen und ergiebigen Begünstigungen, welche dem Vereine im Hinblick auf seine humanitären Tendenzen zu Theil geworden sind, auf circa 450.000 fl. zu stehen kommen, während sich der Zinsertrag der zum größten Theile schon vermietheten Wohnungen auf circa 40.000 fl. belaufen wird. Außerdem werden im Mezzanin und in einem Theile des 1. Stockes die Bureaux des Vereines schon in den nächsten Tagen ihre Unterbringung finden.

Die mächtige Entwickelung des Beamten-Vereines spricht sich deutlich und erhebend in diesem Baue aus. Vor kaum acht Jahren hat der Verein ohne Gründungsfond, ohne Protection, vielfach belächelt und angezweifelt, mit Nichts als dem Willen zur guten That seine Wirksamkeit begonnen. Heute gibt dieser Prachtbau, der nun die Stätte seines ferneren Wirkens bildet, öffentlich Zeugniß von seinem festen Bestande, von seiner angesehenen Stellung und von den großen Erfolgen, die redliches Bemühen, unterstützt vom Vertrauen der Standesgenossen, glücklich erreicht haben.

Der allgemeine Fond, der aus einem Theile der Beitrittsgebühren, aus Geschenken und aus den Ueberschüssen der Abtheilungsfonde gebildet wird, beträgt 43.737 fl. Er hat als Reserve für die einzelnen Abtheilungen im Verhältnisse ihrer Beiträge zu dienen und seine Zinsen sind für allgemeine und humanitäre Zwecke des Vereines bestimmt. Die Beiträge der Vorschußconsortien betragen 5% ihres Reinertrages. Die Ueberschüsse der Lebensversicherung sind trotz der prosperirenden Entwickelung dieser Geschäftsabtheilung, da die Prämientarife, um das Versicherungswesen unter dem Beamtenstande möglichst zu verbreiten, auf das niedrigste bemessen wurden, nicht bedeutend. Der allgemeine Fond hat sich daher auch im Jahre 1872 nur um 7669 fl. vermehrt. Dennoch müssen wir seiner Verwendung speciell gedenken.

Der größere Theil seines Zinsertrages wurde nämlich an arme, vom Unglücke betroffene Beamte, deren Witwen und Waisen vertheilt, wobei nur zu oft in das Innere mancher Beamtenfamilie ein Einblick eröffnet wurde, der sich jeder Beschreibung entzieht. Es sind dieß zwar nur einzelne Tropfen, die dem Dürstenden gereicht werden, und doch zeigt die Gewährung dieser geringen Unterstützungen eine der schönsten Seiten des ganzen Unternehmens: die Verbindung des wirthschaftlichen Erwerbes im Interesse des Einzelnen mit der humanitären Widmung des Ertrages im Interesse der Gesammtheit, — die Selbsthilfe in ihrer Veredelung.

Der übrige Theil, u. z. 25% der Zinsen des allgemeinen Fondes, ist an den Unterrichtsfond abgegeben und sind mit diesem Beitrage, sowie mit den eigenen Einkünften dieses Fondes, Stipendien für Freiplätze an der Handels- und Gewerbeschule des Wiener Frauenerwerb-Vereines für Töchter mittelloser Beamten dotirt worden. Mehrere auf Kosten des Vereines an diesen Schulen gebildete Schülerinen haben bereits als Comptoiristinen, Buchhalterinen u. s. w. bleibende Versorgung erhalten.

Wenn auch der Unterrichtsfond bisher noch nicht so weit erstarkt ist, um zur Verwirklichung seiner eigentlichen Aufgabe, nämlich die Errichtung einer eigenen höheren Töchterschule für Angehörige des Beamtenstandes schreiten zu können, so sind demselben doch verschiedene Einnahmsquellen eröffnet worden, welche seine, wenn auch langsame, aber stetige Vermehrung in Aussicht nehmen lassen. Hieher gehören das günstige finanzielle Resultat, das mit der Herausgabe unseres literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren" bisher schon erzielt worden ist, dann das Erträgniß einer Leihbibliothek für Beamte, welche vom Vereine in der Absicht angelegt worden ist, um seinen Mitgliedern und deren Familien Gelegenheit zu geistiger Fortbildung zu bieten.

Die Anregung und Grundlage zu dieser Leihbibliothek wurde vom Mitgliede des Verwaltungsrathes Herrn Falke von Lilienstein gegeben, der seine Thätigkeit mit edlem Eifer vorwiegend jenen Bestrebungen des Vereines widmet, welche die geistige Interessenförderung des Beamtenstandes zum Gegenstande haben. Die dem Vereine zu diesem Zwecke überlassene und seither auch von anderen Seiten vermehrte Bibliothek enthält eine reichhaltige Auswahl der vorzüglichsten Werke, sowol wissenschaftlichen als belletristischen Inhalts, und steht deren Benützung gegen mäßiges Entgelt jedem Beamten frei.

Ein neues Feld der Thätigkeit hat der Verein im abgelaufenen Jahre mit der Vermittlung von Dienstescautionen betreten. Viele Beamte werden im Vorwärtsschreiten auf ihrer dienstlichen Laufbahn dadurch gehemmt, daß ihnen die Mittel fehlen, um die durch die Art ihrer Stellung als Cassier, Controlor u. s. w. bedingte Caution zu erlegen. Die Einen müssen auf die Erlangung einer besser dotirten, jedoch cautionirten Stelle verzichten, die Anderen nehmen ihre Zuflucht zu theuren Darlehen und legen damit den Grund zu jenen finanziellen Verwickelungen, von denen sie sich oft während ihres ganzen Lebens nicht mehr befreien können.

Der Beamten-Verein hat daher der schon bestehenden Geschäfts- und Stellenvermittlung auch die Beschaffung von Dienstescautionen im Interesse seiner Mitglieder angereiht und die Einrichtung getroffen, daß solchen Beamten, welche eine Caution zu erlegen haben, die hiezu erforderliche Summe vom Vereine in Barem oder in Werthpapieren gegen Uebernahme des Caution-Erlagsscheines und Abschluß einer Lebensversicherung, sowie gegen die Verpflichtung vorgestreckt wird, daß diese Summe mittelst 7% Annuitäten und mit einem 2% Gewährleistungsbeitrag an den zur Deckung allfälliger Verluste bestimmten Sicherheitsfond in längstens 25 Jahren zurückbezahlt wird. Hiedurch ist dem Beamten außer dem Erlage der benöthigten Caution zugleich die Gelegenheit geboten, für einen Jahresbeitrag, mit dem er unter den bisherigen Verhältnissen kaum die Verzinsung des Capitals bedecken konnte, die für ihn erlegte Cautionssumme selbst in sein Eigenthum zu erwerben. Die Vortheile dieser Einrichtung sind so evident, die Bedingungen für die Beamten so günstig, daß an einer lebhaften Betheiligung der Beamten an dieser Einrichtung, sobald sie einmal in weiteren Kreisen bekannt sein wird, wol kaum zu zweifeln ist.

Wenn wir bisher die günstigen Erfolge des Vereines in geschäftlicher Beziehung vorgeführt haben, — Erfolge, welche sich zunächst aus der immer lebhafteren Betheiligung der Einzelnen ergeben, so können wir nicht minder erfreuliche Resultate auch auf jenem Gebiete verzeichnen, wo es sich um die Interessen der Gesammtheit, um das Wohl des ganzen Standes handelt. Wir meinen die Schritte, welche der Verein behufs der Verbesserung der materiellen Lage der Staatsbeamten unternommen hat, und die Resultate, welche dadurch erreicht worden sind.

Der Verwaltungsrath hatte schon im vorigen Jahre in einer der hohen Staatsregierung und Reichsvertretung überreichten Denkschrift die dringende Nothwendigkeit einer Erhöhung der Beamtengehalte im Allgemeinen dargethan und mit Aufstellung eines neuen den gesammten Staatsdiener-Organismus umfassenden Rang- und Gehaltssystems, das auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit beruht, eine Reihe positiver Vorschläge erstattet. Dem Beamten eine den heutigen Verhältnissen entsprechende materielle und moralische Stellung, dadurch aber dem Staate einen an Talent und Charakter tüchtigen Beamtenstaud zu sichern, — das gesammte Staatsdienstverhältniß auf eine feste und sichere Rechtsbasis zu stellen, — den in der Natur begründeten Anspruch des Beamten auf Verbesserung seiner Lage durch das Princip der Altersvorrückung gesetzlich zu normiren und damit all' die bösen Geister der Willkür und Protection, des Mißmutes und Neides, der Kränkung und Verbitterung aus dem Beamtenstande möglichst zu bannen, — letzterem einen anderen Geist, den Geist ernster Thätigkeit und befriedigten Strebens einzuflößen, und dadurch den ganzen Stand aus den Untiefen der Verkümmerung, der Lethargie und des Pessimismus zu besserem Dasein emporzuheben — das waren beiläufig die Gedanken, die in den Vorschlägen des Beamten-Vereines Form und Ausdruck fanden.

Von Seite der hohen Regierung sind noch vor Schluß des Jahres 1872 zwei Gesetzentwürfe im Reichsrathe eingebracht worden, welche „die definitive Regelung der Bezüge der activen Staatsbeamten und Diener" zum Gegenstande haben und in welchen, mit Selbstgefühl dürfen wir es aussprechen, die Hauptmomente und die Grundprincipien der Vorschläge des Beamten-Vereines Berücksichtigung und Anwendung gefunden haben. Allerdings sind die Ausführungen dieser Grundsätze in manchen Punkten hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben, und ist namentlich der Maßstab des neuen Gehaltssystemes für die unteren, und zwar zahlreichsten Beamten niedriger gegriffen worden, als derselbe vom Vereine auf Grund des heutigen Lebensbedarfes beantragt worden war.

Der Verwaltungsrath hat es nicht unterlassen, dieses Mißverhältniß und die einzelnen Mängel der Gesetzesvorlagen in einer neuerlichen Denkschrift zu beleuchten und die im Interesse einer dauernden und befriedigenden Lösung der Frage nöthigen Verbesserungen zu beantragen. Seither sind diese Gesetze bereits der parlamentarischen Behandlung unterzogen und dabei mehrfache Amendirungen im Sinne der Vorschläge des Beamten-Vereines vorgenommen worden. Leider haben unsere Vorstellungen in Betreff einer höheren Gehaltsbemessung für die fünf untersten Rangclassen nur zu einem geringen Theile Berücksichtigung gefunden. Das Haus der Abgeordneten ließ sich vorwiegend von fiscalischen Rücksichten leiten, jenen höheren Standpunkt, von dem die Exigenzen des Staatswohles für Jahrzehnte erfaßt und bestimmt werden, vermochte es nicht einzunehmen. Doch wurde immerhin so viel erreicht, daß das einheitlich geregelte Rang- und Gehaltsystem, das Princip der Altersvorrückung nach Quinquennien und die allgemeine Einführung von Quartiergeldern unter dem Namen Activitätszulagen von der Regierungs- und Volksvertretung acceptirt und daß damit der Anfang der Besserung glücklich gemacht wurde. Wir sind überzeugt, daß die Kräfte des Staates in noch höherem Maße werden in Anspruch genommen werden müssen und bei seinem glücklichen finanziellen Aufschwunge auch in Anspruch genommen werden können, um das grelle Mißverhältniß zwischen den Preisen des Lebensbedarfes von Einst und Jetzt noch mehr auszugleichen; wir haben aber auch dankbares Verständniß für die Tragweite der Thatsache,

daß Oesterreich, der vor Kurzem noch bestverleumdete Staat heute schon einen Betrag von circa zwölf Millionen ohne Mehrbelastung seines Haushaltes für die Diener des Staates zu widmen sich anschickt.

Dem österreichischen Beamtenstande aber mag es zur Befriedigung gereichen, daß es eben sein Vertretungsorgan, — der allgemeine Beamten-Verein war, der den Impuls und zugleich die Grundlage zu der hiermit angebahnten Verbesserung der Beamtenlage gegeben hat.

Wir dürfen diese Skizze über die Entwickelung und die Erfolge des Vereines im Jahre 1872 nicht abschließen, ohne auch einer wichtigen Wendung zu gedenken, die sich in seiner wirthschaftlichen Gestaltung vollzogen und welche bereits zu großartigen Resultaten geführt hat, nämlich die Herbeiziehung des Großcapitals für die genossenschaftlichen Zwecke des Vereines.

Die Nothwendigkeit eines derartigen Schrittes zeigte sich zuerst bei unserem Vorschußconsortium in Pest, das in den letzten Jahren bei einem geschäftlichen Revirement von circa vier Millionen zu einem außerordentlichen Aufschwunge, zugleich aber auch durch seine practischen Erfahrungen zur Erkenntniß gelangt war, daß es die Interessen seiner Mitglieder in noch weit höherem Grade zu fördern im Stande wäre, wenn seinem Geschäftsbetriebe auch eine größere und bleibend gebundene Capitalskraft zugeführt und wenn es dadurch möglich gemacht würde, auch größere Vorschüsse auf mehrjährige Rückzahlungsdauer, — die sogenannten Rangirungsvorschüsse an Beamte zu verleihen. Es kommen nämlich die Fälle im Beamtenleben leider nicht vereinzelnt vor, daß der Schuldenstand des Einzelnen, der vor Jahren in Folge eines Unglückes oder aus Leichtsinn mit geringem Betrage begonnen wurde, durch die Machinationen der Wucherer und durch den mittlerweile erhöhten Lebensbedarf auf eine solche Höhe angewachsen ist, daß dem Betreffenden durch die Gewährung eines gewöhnlichen Vorschusses nichts mehr genützt wird, daß er vielmehr vor der Alternative steht: entweder vollständige Hilfe, oder gänzlicher Ruin!

Solche Verhältnisse, unter denen gewöhnlich Diejenigen leiden, welche das Bleigewicht einer großen Schuldenlast schon bei ihrem Uebertritte aus einem anderen Stande mitbringen, haben nun zu der sogenannten „Rangirung der Beamten“ geführt, welche darin besteht, daß mit den Gläubigern verhandelt und die zu ihrer Befriedigung erforderliche Gesammtsumme dem Beamten gegen ratenweise Rückzahlung in mehreren Jahren, gegen gerichtliche Vormerkung auf ein Drittheil seines Gehaltes und gegen Abschluß einer Lebensversicherung, — eventuell auch Leistung einer Bürgschaft vorgestreckt wird. Die jährlichen Rückzahlungsraten, die in der Regel den dritten Theil des Gehaltes ausmachen, werden derart berechnet, daß in ihnen eine Quote des Capitals, die Zinsen und die Prämien der Lebensversicherung enthalten sind.

Auf diese Art sind schon zahlreiche Existenzen gerettet, ist manche Familie dem sicher drohenden Untergange entrissen worden! Diese Art, die Verhältnisse der Beamten zu ordnen, ist gewiß nicht nur eine wirthschaftliche, sondern auch eminent humanitäre; sie erfordert aber große, auf längere Zeiträume verfügbare Capitalien. Die Antheilseinlagen der Consortialmitglieder, welche den eigentlichen Betriebsfond bilden, können jedoch bis zum Schlusse des Geschäftsjahres gekündigt und dann zurückgezogen werden. Daraus ergibt sich nun die Gefahr, daß das Consortium, wenn dessen Fonds auf lange Dauer, nämlich gegen Rückzahlung in mehreren Jahresraten elozirt sind, durch stärkere Kündigungen plötzlich in Verlegenheit gerathen oder gezwungen werden kann, Darlehen zu hohen Zinsen aufzunehmen, wodurch die Interessen seiner Mitglieder noch mehr geschädigt werden.

Dem wurde nun dadurch abgeholfen, daß sich das Consortium Pest ein festgebundenes Betriebscapital von einer Million Gulden mittelst Ausgabe von 10.000 Stück unkündbaren Antheilscheinen à 100 fl. beschaffte und außerdem seinen gesammten Geschäftsbetrieb in Verbindung mit einem Systeme von Personalcredit-Genossenschaften bankartig erweiterte. In diesem Sinne hat im August v. J. die Umgestaltung des genannten

Consortiums zu einem „Ungarischen Creditinstitut des allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie" mit Aufrechthaltung seiner bisherigen genossenschaftlichen und humanitären Principien und innerhalb des Rahmens des großen Gesammt-Vereines stattgefunden.

Durch diese mit Genehmigung des Verwaltungsrathes des Beamten-Vereines statutarisch normirte Neubildung ist die Verbindung des Banksystems mit der Genossenschaft in einer Weise angebahnt, welche für die Interessenförderung der Beamten — und diese muß stets als oberster Zweck festgehalten werden, sehr heilsame Folgen haben kann. Sie ist zugleich das Product jener Autonomie der einzelnen Mitgliedergruppen, die wir stets für eine Lebens- und Entwickelungsbedingung des ganzen Vereines gehalten haben, und die es denselben ermöglicht, sich ihren Bedürfnissen und Erfahrungen gemäß selbstständig und eigenartig zu gestalten.

Ein anderer Anlaß, um die Mitwirkung des großen Capitals für die Bestrebungen des Beamten-Vereines herbeizuziehen, war durch die steigende Wohnungsnoth geboten. Daß die Beamten mit ihrem fixen Einkommen darunter am meisten leiden, bedarf wol keines Nachweises. In den großen Städten werden sie in immer entferntere Vorstädte, auf dem Lande, namentlich wo sie die Concurrenz von Eisenbahnen, Industrie-Unternehmungen u. s. w. nicht bestehen können, in abgelegene Ortschaften gedrängt. In manchen Städten hat die Wohnungscalamität eben so unwürdige, als unerträgliche Zustände erzeugt; von allen Seiten ertönte daher der Ruf, der Beamten-Verein möge eingreifen, möge helfen, möge in welch' immer Weise dahin wirken, daß nur gebaut werde.

Der Verein selbst verfügt heute noch nicht über solche Capitalien, um die Sache, sei es durch eigene Bauführungen im Interesse der Beamten, sei es durch Bildung und Unterstützung von Baugenossenschaften im großen Maßstabe und nicht stückweise in Angriff nehmen zu können. Von den bestehenden Actien-Baugesellschaften befassen sich die meisten mit Grundspeculationen oder mit einigen mächtigen Bauten in der Residenz, ohne auf die Provinzen und den Mittelstand besonders zu reflectiren. Dadurch werden aber die Wohnungspreise factisch nur erhöht, und dem Beamten wird nicht geholfen.

Die Baugenossenschaften hingegen leiden am Capital Mangel, — ihr Baufond sammelt sich durch die ratenweisen Einzahlungen der Mitglieder nur allmälig und für die heutige wirthschaftliche Entwickelung, sowie für den dringenden Bedarf viel zu langsam an. So sehr die Bildung von auf Gegenseitigkeit beruhenden Personal-Baugenossenschaften zur Erwerbung von Familienhäusern u. s. w. den allgemeinen Tendenzen des Beamten-Vereines entsprechen würde, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß solche Genossenschaften nur dann prosperiren und zu ergiebigen Resultaten gelangen werden, wenn es gelingt, ihnen die Unterstützung großer Capitalskräfte zu sichern.

Es handelt sich daher um die Schaffung eines Unternehmens, das mit hinreichenden Capitalsmitteln ausgestattet, speciell die Ausführung von Bauten im Interesse der Beamten sich zur Aufgabe stellen, und das anderseits mit den sich bildenden Personal-Baugenossenschaften in geschäftliche Verbindung zu treten geneigt sein würde. Einem solchen, wenn auch vollkommen selbstständigen Unternehmen und seinen verschiedenen Operationen, kann die geschäftliche Verbindung mit dem Beamten-Vereine und seiner großen Organisation, wie sie kaum einem zweiten Unternehmen zu Gebote stehen wird, gewiß nur förderlich sein, und aus dem resultirenden Gewinne desselben können zugleich für den allgemeinen Vereins-Fond reichlichere Mittel als bisher erlangt werden.

Diese Erwägungen haben den Verwaltungsrath des Beamten-Vereines schon im vorigen Herbste zum Beschlusse geführt, für jede der beiden Reichshälften eine Baugesellschaft mit einem Actiencapitale von zehn Millionen Gulden in Oesterreich und von fünf Millionen in Ungarn — beide auf 15 Millionen erhöhbar — in's Leben zu rufen, und dabei dem Beamten-Vereine in der Verwaltung dieser Gesellschaften, die seinen Namen tragen, einen bleibenden Einfluß zu sichern. Zugleich wurde grundsätzlich festgestellt, daß der sich

aus der Gründung dieser Gesellschaften, nämlich aus dem höheren Emissionscourse der Actien ergebende Gewinn mit Ausschluß jeder Personal-Interessen ausschließlich den allgemeinen und humanitären Zwecken des Vereines gewidmet werde. Der Beamten-Verein ist damit den Principien, von denen er bisher geleitet wurde, nicht untreu geworden; er hat nur die Verwerthung des Vertrauens und der Hoffnungen, die mit Recht in dieses Unternehmen gesetzt werden, nicht der Börse überlassen, sondern seinen eigenen Zwecken, also den Beamten zuführen wollen; es sollte damit ein weiterer Versuch gemacht werden, um das Erträgniß moderner Capitalsunternehmungen auf Grund geläuterter, über den herrschenden Materialismus erhobener Wirthschafts- und Humanitätsprincipien gemeinnützigen Zwecken der Gesammtheit dienstbar zu machen.

Seither hat für die österreichische Reichshälfte die Constituirung der österreichischen „Baugesellschaft des allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie" schon stattgefunden, und sind bei der öffentlichen Subscription der 50.000 Stück Actien à 200 fl. im Ganzen 490.283 Actien gezeichnet worden, — gewiß ein glänzender Beweis für das Vertrauen, das sich der Beamten-Verein durch seine bisherige Wirksamkeit in weiten Kreisen erworben hat.

Wir zweifeln nicht, daß die Baugesellschaft dieses Vertrauen auch rechtfertigen werde, nicht durch schwindelhafte Grundspeculationen, nicht durch Straßen rasirende Prachtbauten, sondern durch wirkliche und practische Bauführung im Interesse der Beamten, durch Herstellung von kleinen Familienhäusern an möglichst vielen Orten und mit vereinfachter billiger Bauweise, so daß der Beamte mittelst Annuitätszahlung in Verbindung mit der Lebensversicherung ein eigenes Heim zu erwerben und den Seinen zu hinterlassen im Stande sein wird. Die Beamten-Baugesellschaft wird dabei allerdings nicht „große Geschäfte" machen, sie wird aber ein gutes sicheres Erträgniß erzielen, und sie wird in festem Bestande und in segensreicher Wirksamkeit auch dann noch floriren, wenn manche ihrer heute brillirenden Schwesteranstalten sich schon zur Ruhe begeben haben wird.

Die Constituirung der „ungarischen Baugesellschaft des allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie" wird am 30. März in Pest erfolgen; die Finanzirung der Actienemission bleibt jedoch einem erst später zu bestimmenden Zeitpunkte vorbehalten.

Aus dem obigen überraschend günstigen Subscriptionsresultate hat sich für den Beamten-Verein ein Reingewinn von circa 400.000 fl. ergeben, über dessen Verwendung der Verwaltungsrath erst Beschluß fassen wird. Wir haben den Vorschlag gemacht, daß dieser Gewinn in weiterer Verfolgung des ursprünglich bei der Gründung der Beamten-Baugesellschaft in's Auge gefaßten Zweckes zur Beschaffung billiger Baucapitale für die Beamten durch Fundirung einer Hypothekenanstalt als eigene Vereins-Abtheilung und Ausgabe von Pfandbriefen bis zum zwanzigfachen Betrage des fundirten Capitals von 400.000 fl. verwendet werde.

Wir gehen dabei von der Ansicht aus, daß die Baugesellschaft einerseits durch ihre Existenz als Organ für vermehrte Bauführung überhaupt, durch ihre Affiliirung mit dem Beamten-Vereine und seinem großen Apparate, sowie durch die Verbindung mit den Baugenossenschaften der Beamten allerdings für die letzteren von entschiedenem Vortheile sein werde, — daß sie jedoch anderseits an die Bedingungen jeder Actiengesellschaft, nämlich des Verdienens wird gebunden sein. Die Baugesellschaft wird für die Beamten wol bauen, sie wird ihnen aber nicht wolfeiler bauen können. Zu letzterem Zwecke muß den Beamten billigeres Baucapital verschafft werden, was aber durch die Ausgabe von Pfandbriefen geschehen soll. Denn der Verein kann sich auch mit der niedrigsten für seine Fonds bestimmten Verzinsung des fundirten Capitals begnügen, er kann daher die Pfandbriefe den Beamten auch zu einem günstigeren Preise überlassen und es wird ihm durch seinen Apparat auch sicher gelingen, die Pfandbriefe, welche ein beliebtes Anlagecapital der Sparcassen sind, baldigst in feste Hände zu bringen.

Durch eine derartige Verwendung des obigen Gewinnes wird das ganze im Interesse des Beamtenstandes durchgeführte Unternehmen erst seinen glücklichen Abschluß, seine wahrhaft gemeinnützige Krönung erhalten!

Wenn wir all' die Bestrebungen und die Erfolge überblicken, die wir bisher geschildert und welche sämmtlich die Interessenförderung des vaterländischen Beamtenstandes zum Gegenstande haben, so glauben wir die Veröffentlichung derselben für weitere Kreise nicht nur auf den Rahmen der nun wöchentlich erscheinenden „Zeitschrift des allgemeinen Beamten-Vereines" oder unseres literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren" beschränken zu sollen; wir glauben es vielmehr auch wagen zu dürfen, mit der Darstellung des Beamten-Vereines, seiner Anlage und Leistungen auch in die Arena des nahe bevorstehenden geistigen Wettkampfes der Völker eintreten und uns mit derselben auch an der Wiener Weltausstellung betheiligen zu können.

Für die Beamten Oesterreich-Ungarns mag es ein Moment der Befriedigung, für unsere Collegen von auswärts vielleicht ein Moment der Anregung sein, wenn sie mitten unter den Schöpfungen menschlichen Geistes und menschlicher Willenskraft auch jenes Werk in graphischen Zügen dargestellt erblicken werden, das sich der österreichisch-ungarische Beamtenstand in schweren Zeiten als Hort und Stütze seiner Angehörigen geschaffen hat, geschmückt mit dem Wahrzeichen des Vereines, dem Pelikan, der die Seinen aus sich selbst erhält.

Wir schließen diese Darstellung von der Entwickelung des Beamten-Vereines im Jahre 1872 mit jenen Worten, mit welchen unser hochverdienter Vereins-Präsident Herr Carl Fellmann Ritter von Norwill die letzte Sitzung des Verwaltungsrathes eröffnet hat:

> „Es ist die 300ste Plenarsitzung in einem Zeitraume von acht Jahren, die wir heute abhalten. Welche Summe von Mühen, Plagen und Aufopferungen, aber auch welche Reihe von glänzenden Erfolgen und glücklich realisirten Hoffnungen umfaßt dieser Zeitraum!
>
> Mit Selbstbefriedigung und mit gehobener Stimmung kann der Verwaltungsrath, können alle Mitglieder des großen Gesammt-Vereines auf die Periode, die heute ihren Abschluß erreicht, und auf das Werk, das in ihr geschaffen wurde, zurückblicken. Denn mit dem heutigen Tage tritt der Verein zugleich in eine neue Phase seiner Entwickelung, in die Phase großer moralischer und materieller Erfolge. Denn ein moralischer Erfolg ist die jüngst erfolgte Votirung des Beamtengesetzes, wozu der Verein den Anstoß und die Grundlinien gegeben, und ein materieller Erfolg ist das glänzende, alle Erwartungen übertreffende Ergebniß der nun abgeführten Actiensubscription für die vom Vereine gegründete Baugesellschaft.
>
> Durch die ausschließliche Widmung des hieraus sich ergebenden Gewinnes für die humanitären Zwecke des Vereines hat derselbe der modernen Capitalsassociation eine neue bisher vermißte Seite abgewonnen.
>
> Der Verein hat an Vertrauen, Credit und finanzieller Bedeutung immer zugenommen, sein Ruf dringt weit über die Gränzen des Reiches hinaus, sein Bestand und sein Ansehen sind befestigt, seine Reserven sind zu bedeutender Höhe gestiegen. Alles dieß ist das Resultat einer soliden, offenen und einheitlichen Gebarung, — das Resultat jener großen Principien, an denen wir stets festhalten wollen, der Selbsthilfe, der Gegenseitigkeit und der Humanität!"

Geschäfts-Entwickelung

des

ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vereins-Jahr	Mitglieder	Vereins-Localausschüsse	Vereins-Bevollmächtigte	Vereins-Agenten	Vereins-Aerzte	Gründungs- und Regiekosten (Gulden)	Allgemeiner Fond (Gulden)	Unterrichtsfond (Gulden)
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	—	—
1866	7.600	40	74	86	73	16.312	1.443	—
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	—
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	—
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2139
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7437
1871	21.755	73	88	669	472	41.646	36.068	7543
1872	27.927	88	86	803	547	62.920	43.737	8698

Vereins-Jahr	Krankenversich.-Abthlg.: Theilhaber	Versicherungsverträge	Versich. wöchentl. Krankengeld (Gulden)	Prämieneinnahme (Gulden)	Ausgezahlte Krankengelder (Gulden)	Prämienreserve (Gulden)	Lebensversicherungs-Abtheilung: Theilhaber	In Kraft stehende Versicherungsverträge	Versichertes Capital (Gulden)	Versichertes Rente (Gulden)	Prämieneinnahme (Gulden)	Ausgezahlte Versicherungssumme (Gulden)	Prämienreserve (Gulden)	Reingewinnst (Gulden)
1865	—	—	—	—	—	—	423	549	442.400	1.500	3.240	—	2.039	297
1866	39	54	253	349	81	249	1.707	2.425	2,019.000	6.737	53.924	12.900	29.147	1.061
1867	50	63	268	359	126	461	2.037	3.215	2,437.856	11.626	84.911	16.605	76.236	4.258
1868	62	62	284	420	225	657	3.284	4.155	3,250.334	11.478	108.851	27.533	134.938	13.375
1869	63	75	422	523	150	1030	4.040	5.538	4,435.664	13.155	130.727	37.182	195.519	22.002
1870	83	105	668	964	258	1707	6.441	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	11.051
1871	120	155	1050	1410	1035	2076	9.646	12.754	11,010.867	32.144	303.385	96.168	455.720	20.255
1872	137	183	1225	1938	623	3384	12.512	17.340	15,260.877	36.454	418.217	147.626	668.485	*

Vereins-Jahr	Vorschußabtheilung: Consortien	Theilhaber	Antheilseinlagen (Gulden)	Betriebsfond (Gulden)	Ertheilte Vorschüsse: Zahl	Ertheilte Vorschüsse: Betrag (Gulden)	Reservefond (Gulden)
1865	7	335	385	2.630	132	1.010	—
1866	16	958	1.109	23.947	647	32.445	365
1867	22	1623	1.920	58.804	1459	98.440	782
1868	25	2117	3.046	97.665	2218	176.291	2.206
1869	30	3025	4.941	188.116	3017	277.720	3.215
1870	37	4823	10.055	418.143	4424	647.592	7.232
1871	43	7683	19.269	896.076	5445	1,090.924	14.647
1872	63	8892	19.239	877.759	6500	1,085.956	13.494

Localausschüsse** in der Reihenfolge ihrer Gründung: Preßburg, Klagenfurt, Czernowitz, Graz, Zolkiew, Hermannstadt, Kronstadt, Pest-Ofen, Troppau, Zalathna, Bistritz, Lemberg, Broos, Bodenbach, Alt-Orsova, Zengg, Krakau, Retz, Agram, Steyr, Brunn, Cilli, Brüx, Böhmisch-Leipa, Laibach, Groß-Becskerek, Wien (1. allgem.), Wien (Staatsbahn), Salzburg, Carlstadt, Wien (Wieden), Linz, Prag, Przemysl, Triest, Joachimsthal, Wien (Sechshaus), Teschen, Klausenburg, Fiume, Zara, Tarnów Neusohl, Lugos, Kaschau, Caransebes, Werschetz, Temesvár, Semlin, Wien (Alsergrund), Wien (Leopoldstadt), Petrinja, Oedenburg, Sissek, Sanok, Proßnitz, Oravicza, Pottendorf, Wien (Landstraße), Szegedin, Pilsen, Innsbruck, Arad Chrudim, Reichenberg, Wien (Bankbeamte), Essegg, Déva, Wien (Währing), Olmütz, Rumburg, Iglau, Sokal, Groß-Kikinda, Wien („Gegenseitigkeit"), Pest, Ried, Steinamanger, Wels, Maria Theresiopel, Zombor, Leitmeritz, Teplitz, Eger, Bielitz, Biala, Lobositz, Wien (Staatsbeamte), Komotau.

* Die Bilanz pro 1872 ist noch nicht endgiltig abgeschlossen.

** In den durchschossen gedruckten Städten sind zugleich Vorschußconsortien.

Berichtigungen:

Seite 339, alinea 14	statt:	Commendatoren	richtig	Commentatoren
„ 339, „ 15	„	commendiren	„	commentiren
„ 354, „ 10	„	Erinnerung	„	Ernennung
„ 521, im Motto	„	Flücht'gem Sinnen	„	Nur flücht'gem Sinnen











